

WILHELM DUPRÉ

PAUL J. SCHEBESTA MIT BRIEFEN AUS DEM URWALD

ÖSTERREICHISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

DENKSCHRIFTEN, 496. BAND

Veröffentlichungen zur Sozialanthropologie

Band 23

WILHELM DUPRÉ

**Paul J. Schebesta
mit Briefen aus dem Urwald**

 VERLAG DER
ÖSTERREICHISCHEN
AKADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN

Angenommen durch die Publikationskommission der philosophisch-historischen Klasse der ÖAW:
Michael Alram, Bert Fragner, Hermann Hunger, Sigrid Jalkotzy-Deger, Brigitte Mazohl,
Franz Rainer, Oliver Jens Schmitt, Peter Wiesinger und Waldemar Zacharasiewicz

Umschlagbild:
Paul Schebesta mit dem Efe Evadu 1934, Foto: J.B. Jadin.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie,
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Diese Publikation wurde einem anonymen, internationalen Peer-Review-Verfahren unterzogen.
This publication has undergone the process of anonymous, international peer review.

Die verwendeten Papiersorten sind aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff hergestellt,
frei von säurebildenden Bestandteilen und alterungsbeständig.

Alle Rechte vorbehalten.
ISBN 978-3-7001-7873-6
Copyright © 2017 by
Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien
Druck und Bindung: Sowa Sp. z o.o., Warszawa
<http://epub.oeaw.ac.at/7873-6>
<http://verlag.oeaw.ac.at>
Printed and bound in the EU

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung	7
1. Kultur als Gegenstand der Reflexion	13
1.1 Person und Gemeinschaft	14
1.2 Philosophie und Wissenschaft	16
1.3 Spontaneität und Erkennen	18
1.4 Praxis und Reflexion	19
1.5 Kulturelle Studien als Kulturkomplex	21
1.6 Gestaltung und Umgestaltung	22
1.7 Kulturanthropologie als Basiswissenschaft	24
2. Lebenslauf	29
2.1 Kindheit und Gymnasialzeit	30
2.2 St. Gabriel	33
2.3 Sambesimission	35
2.4 Rückkehr nach St. Gabriel	38
2.5 Britisch Malaya und die Philippinen	40
2.6 Zentralafrika	42
2.7 Wissenschaft und Seelsorge	47
2.8 Rückblick	51
3. Spiritualität	55
3.1 Tradition und Spiritualität	57
3.2 Verhaltensweisen als Zeichen der Spiritualität	59
3.3 Spiritualität und Charakter	60
3.4 Bedeutung und Grenzen der Askese	61
3.5 Christentum und Christsein	62
3.6 Missionarische Erfahrungen	64
3.7 Vorsehung als Metapher sinnvollen Lebens	65
3.8 Bekämpfung kolonialen Unrechts	67
3.9 Wiedergeburt aus dem Geiste des Christseins	69
3.10 Nähe und Abstand	71
4. Evolution und Geschichte im Fokus der Urkultur	77
4.1 Theoretische Erörterungen	77
4.2 Begriff der Religion	80
4.3 Religion und Sittlichkeit	82
4.4 Ursprungstheorien	82
4.5 Kulturhistorische Methode	84
4.6 Kulturkreislehre	85
4.7 Grundzüge	87
4.8 Dekadenz statt Fortschritt	88
4.9 Religion als Bedürfnis der Menschheit	89

5. Feldforschung und Ethnologie	93
5.1 Feldforschung im Zeichen der Mitmenschlichkeit	94
5.2 Ethnographie und Ethnologie	101
6. Kultur und Religion	109
6.1 Aufbau und Dimensionen kultureller Wirklichkeit	110
6.2 Tragweite der Frage nach der Religion	113
6.3 Rituelles Verhalten als Zugang zur Religion	115
6.4 Ansatz und Anfang religiösen Verhaltens	120
7. Auftrag und Ausführung	133
7.1 Eigenwert von P. Schebestas Forschungen	133
7.2 Colin M. Turnbills Beurteilung von P. Schebesta	136
7.3 Bedeutung der Pygmäenforschung	140
Paul J. Schebesta: Briefe aus dem Urwald	143
Ituri-Expedition 1929/30	145
Ituri-Expedition 1934/35	181
Philippinen und Malaysia 1938/39	205
Ituri-Expedition 1949/50	227
Ituri-Expedition 1954/55	263
8. Als Mensch unter Menschen	285
Literaturverzeichnis	293

EINLEITUNG

Paul Joachim Schebesta (1887–1967) ist vor allem als Erforscher der Semang in Malaysia und der Bambuti in Zentralafrika bekannt geworden. In beiden Fällen handelte es sich um kleinwüchsige Menschen, die als Sammler und Jäger ihr Leben gestalteten. Auf Grund dieser Forschungen und der sich daran anschließenden Veröffentlichungen gehört der im schlesischen Groß-Peterwitz geborene und in Wien verstorbene Gelehrte wohl zu den wichtigsten Ethnologen des zwanzigsten Jahrhunderts. Doch verstand sich P. Schebesta nicht ausschließlich als Ethnologe oder, wie wir heute zu sagen pflegen, als Kulturanthropologe. So hatte er, bevor er mit seinen Forschungen begann, bereits sechs Jahre (1912–1918) als Missionar und Pater der Gesellschaft des göttlichen Wortes (SVD) in Mosambik gearbeitet.¹ In Österreich wirkte er als Professor an der Ordenshochschule St. Gabriel (Maria Enzersdorf; Mödling bei Wien) und der Hochschule für Welthandel in Wien. Auch war er in Wien mehrere Jahrzehnte bis kurz vor seinem Tode als Seelsorger tätig.

Die vorliegende Arbeit besteht aus zwei Teilen. Während der erste Teil sich mit der Person und dem Werk von P. Schebesta befaßt und ihm als Persönlichkeit näher zu kommen versucht, enthält der zweite Teil bisher unveröffentlichte Briefe, die er im Verlauf seiner Expeditionen ab 1929 verfaßte und nach Wien schickte. Die Mehrzahl dieser Briefe sandte er seiner Mitarbeiterin, Frau Helene Seifert, geb. Opian (1894–1973). Unter den Briefen der beiden letzten Expeditionen sind einige an Sr. Itisberga (Leopoldine Stargl, 1907–1982) und deren Bekannte in Wien gerichtet.

Wie die vielen Zeitungsberichte im Vorfeld und nach Abschluß seiner Expeditionen zeigen, hatte P. Schebesta größtes Interesse daran, die Öffentlichkeit an seinen Forschungsvorhaben und Erfahrungen teilnehmen zu lassen. Dementsprechend war es ihm ein Herzensanliegen, im Anschluß an seine Feldforschungen eine breite Leserschaft in der Form ausführlicher Reiseberichte über deren Verlauf und Ergebnisse zu informieren. Erst viele Jahre später erfolgten die mehr als dreitausend Seiten umfassenden wissenschaftlichen Abhandlungen, wobei jedoch nicht unerwähnt bleiben soll, daß diesen Abhandlungen zahlreiche Einzelbeiträge in Fachzeitschriften vorausgingen.

Für den heutigen Leser haben die Zeitungsberichte aus der Zeit der Expeditionen mitsamt den Blättern, in denen sie erschienen, ihre Aktualität verloren. Dagegen sind die Erfahrungen, die darin zum Ausdruck kamen, nicht weniger bedeutsam als sie es damals waren. In kulturgeschichtlicher Hinsicht haben sie ihre Bedeutung jedenfalls nicht verloren. Unter veränderten Gesichtspunkten sind sie vielmehr eher wichtiger geworden. Die Veröffentlichung der Briefe greift demnach auf ein Geschehen zurück, das der Vergangenheit angehört. Zugleich bietet sie aber auch die Möglichkeit, die zu diesem Geschehen gehörenden Erfahrungen auf besondere Weise, d.h. aus der Sicht brieflicher Mitteilungen, zugänglich zu machen.

Der Grund für die Veröffentlichung besagter Briefe ist ein doppelter. Einerseits ergänzen sie die Publikationen von P. Schebesta, indem sie seine Arbeitsweise aus der Sicht brieflicher Mitteilungen erläutern und die von ihm erforschten Menschen dementsprechend näher bringen; andererseits gestatten sie es, den Forscher selbst und die Welt, in der er lebte und arbeitete, besser kennen zu lernen.

Im Unterschied zu den Tagebuchaufzeichnungen, in denen P. Schebesta seine Beobachtungen und Erfahrungen akribisch festhielt, beschränken sich die Briefe auf die Pflege persönlicher Beziehungen, bei denen der Bezugnahme auf die jeweilige Situation eine zwar wichtige, zugleich aber auch untergeordnete Bedeutung zukommt. Mit dem Wegfallen des methodischen Zwanges im Rahmen persönlicher Mitteilungen treten nicht nur die Unterschiede und Spannungen zwischen den die

¹ Die Abkürzung SVD entspricht der lateinischen Bezeichnung des Ordens: Societas Verbi Divini, SVD. Da Paul und Pater gleicherweise mit einem P beginnen, bleibt es dem Leser überlassen, im Folgenden je nach Wunsch Paul oder Pater Schebesta zu lesen.

Feldforschung bestimmenden Zeiten und Welten stärker in Erscheinung, sondern diese erlauben es auch, den Forscher und seine Forschungen dementsprechend kennen zu lernen.

Der Blick, den die Briefe auf den Forscher und seine Tätigkeiten im Feld gestatten, mag nicht mehr als einen kleinen Ausschnitt eines weiten Problemkomplexes erfassen. Gleichwohl können die auf Grund brieflicher Mitteilungen möglichen Einblicke kaum hoch genug eingeschätzt werden. Um den mit diesem Sachverhalt verbundenen Anliegen gerecht zu werden, fand ich es notwendig, den Briefen eine Darstellung von P. Schebesta vorzuschicken. Die Briefe können damit aus der Sicht ihres Verfassers zur Kenntnis genommen werden. Vor allem aber möchte ich auf diese Weise dem Forscher mit seiner Welt die Aufmerksamkeit zuteil werden lassen, die ihm und ihr zukommt.

Wer Schebestas Reiseberichte liest und sich in seine wissenschaftlichen Publikationen vertieft, wird neugierig genug sein, auch die Nachrichten zu beachten, die in den Briefen mitgeteilt werden.² Umgekehrt legen die Briefe es ihrerseits nahe, sich dem wissenschaftlichen Werk des Forschers zuzuwenden, um sich mit den darin vermittelten Erkenntnissen und Einsichten auseinanderzusetzen. In beiden Fällen kann man erwarten, daß damit nicht nur das Interesse für die menschliche Seite des Forschers geweckt wird, sondern auch Fragen aufgeworfen werden, die für das Verständnis und die Beurteilung seiner Forschungen sowie der Feldforschung und ihrer Ergebnisse überhaupt von Bedeutung sind.

In der Tat bildet die Frage nach der Persönlichkeit des Forschers und der ihm eigenen Kultur, ohne welche die Wahrnehmung und Erkenntnis anderer Menschen und Kulturen nicht möglich sind, den eigentlichen Schwerpunkt vorliegender Arbeit. Aus Gründen wissenschaftlicher Objektivität und der berechtigten Abwehr subjektiver Verzeichnungen mag man es bedauern, daß bei allen Forschungsergebnissen die Persönlichkeit und Kultur des Kulturanthropologen eine entscheidende Rolle spielen. Zugleich setzt der Wille zur Objektivität jedoch voraus, daß wir auf die Bedingungen achten, unter denen der Zugang zu anderen Menschen und Kulturen gefunden werden kann und innerhalb bestimmter Grenzen auch tatsächlich gefunden wird. Es ist dies ein grundsätzliches Problem, das nicht nur die Forschungen von P. Schebesta, sondern alle Versuche betrifft, die Wirklichkeit des Menschseins und seiner Kulturen darzustellen und zu begreifen.

Da die Briefe neben Informationen, die für sich selbst sprechen, wichtige Hinweise auf ihren Verfasser und sein Selbstverständnis geben, stehen sie in direktem Zusammenhang mit der Persönlichkeit und Kultur des Forschers. Im Versuch, diesem Zusammenhang gerecht zu werden, erweist sich die Frage nach den Voraussetzungen und Möglichkeitsbedingungen anthropologischer Untersuchungen als das übergreifende Thema vorliegender Arbeit. Dementsprechend möchte ich zunächst auf dieses Thema näher eingehen, um daran anschließend, Leben und Werk von Paul Schebesta zu skizzieren. Dem folgen dann die Briefe und eine zusammenfassende Schlußbetrachtung.

Wenngleich die Veröffentlichung der Briefe, die mir nach dem Tode ihres Verfassers zu diesem Zweck zur Verfügung gestellt wurden, der unmittelbare Anlaß dieser Arbeit waren, geht die damit verbundene Darstellung von P. Schebesta auf Gespräche zurück, die ich 1967 mit ihm führen durfte. Da ich von der DePaul University in Chicago ein Freitrimester erhalten hatte, war es mir möglich, die Aufzeichnungen der beiden letzten Expeditionen (1949/50; 1954/55) einzusehen und ausführlich mit P. Schebesta zu besprechen. Dabei kam mir der Gedanke, daß Anthropologen ebenso wie die von ihnen erforschten Menschen zumal dann einen möglichen Gegenstand anthropologischer Untersuchungen bilden, wenn der Zusammenhang von Person und Werk ins Zentrum des Interesses rückt; d.h. wenn mit der praktischen die theoretische Bedeutung zwischenmenschlicher Begegnungen zur Geltung kommt und als Schlüssel zum Verständnis des Menschseins und seiner Kulturen begriffen

2 In Bezug auf Schebestas ethnographisches Bildmaterial sei darauf verwiesen, dass mehr als tausend Aufnahmen im Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek frei zur Verfügung stehen. Vgl. dazu: http://www.bildarchivaustria.at/Pages/Search/Result.aspx?p_iPage=1&p_ItemID=1

wird. Die Unterschiede sind gewiß beachtlich, da den konkreten Begegnungen im Feld die personbildenden und kulturstiftenden Begegnungen in einem jeweils anderen Zuhause vorausliegen und auch bei wiederholten Begegnungen anders verlaufen. Doch sind „die Pygmäen“ wie P. Schebesta in einem Brief vom 5. 9. 1934 aus dem Ituri-Wald an Viktor Lebzelter (1889–1936) schreibt, „halt Menschen, wie alle anderen auch.“³ Auch wenn Schebesta selbst kein Semang oder Bambuti war, so ist er als Ethnograph dennoch ein Chronist und Zeitzeuge dieser Menschen geworden.

Im Laufe vieler Jahre ergab sich oftmals die Gelegenheit, mich mit Johannes Fabian über P. Schebesta zu unterhalten und sowohl ihn als Person und Persönlichkeit als auch sein Werk unter verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten. Dafür, sowie für seine Anmerkungen und Vorschläge, die er zur ersten Version des Manuskripts machte, bin ich ihm sehr dankbar. Anfang 2010 hatte ich die Gelegenheit, die in St. Gabriel vorhandenen Aufsätze von P. Schebesta einzusehen und zu fotografieren. Dafür will ich dem Haus und seinen Oberen, P. Elmar Pitterle und P. Franz Pilz sowie meinen dortigen Freunden P. Jakob Mitterhöfer und P. Andreas Bsteh von Herzen danken. Ich weiß nicht, wie ich ohne deren Hilfe Zugang zu den in vielen Fällen kaum noch auffindbaren Publikationen hätte finden können. Herr Hubert Andiel, Wien, war so freundlich, einen Teil des Manuskripts zu lesen und zu kommentieren. Dafür möchte ich auch ihm besonders danken. Insbesondere aber gilt mein Dank meiner Frau Dietlind, deren liebende Fürsorge es mir ermöglichte, in Ruhe und mit der nötigen Muße zu arbeiten, die darüber hinaus aber auch die Mühe auf sich nahm, das Manuskript zu lesen und zu korrigieren.⁴ Da Frau Helene Seifert und Schwester Itisberga nicht mehr unter den Lebenden weilen, kann ich ihnen nur noch indirekt dafür danken, daß sie mir die an sie gerichteten Briefe von P. Schebesta überlassen haben.⁵

Wilhelm Dupré

3 Der Brief an Dr. Lebzelter, den ehemaligen Direktor der Anthropologischen Abteilung am Naturhistorischen Museum in Wien, in dem P. Schebesta über den Forschungsstand der Expedition berichtet, befindet sich in derselben Abteilung. Frau Dr. Margit Berner war so freundlich, mir eine Kopie dieses Briefes zu überlassen, wofür ich ihr sehr danken möchte.

4 Nicht zuletzt möchte ich Herrn Andre Gingrich für die Drucklegung des Buches im Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften sowie Frau Rosalind Willi für die sorgfältige redaktionelle Betreuung des Manuskripts von Herzen danken.

5 Die Bilder von Paul Schebesta auf der Titelseite und am Anfang der Briefe wurden dem Autor von Frau Seifert zur Veröffentlichung überlassen. Die freundliche Erlaubnis der Wiederveröffentlichung der Kartenskizzen von P. Schebesta in den Briefen wurde vom Rektor des Missionshauses St. Gabriel, P. Anton Fencz, erteilt.

1

Kultur als Gegenstand der Reflexion

1. KULTUR ALS GEGENSTAND DER REFLEXION

Je nachdem unter welchen Gesichtspunkten man sich einem Menschen zuwendet, ergeben sich für dessen Darstellung und Würdigung unterschiedliche Motive und Kriterien, die sowohl die Durchführung der gestellten Aufgabe bestimmen als auch deren Sinn zur Diskussion stellen. In Bezug auf Paul Joachim Schebesta bilden Darstellung und Würdigung insofern eine besondere Herausforderung als mit der Frage nach der Person und Persönlichkeit das Problem auftritt, wie sich diese zu seinen Forschungen als Kulturanthropologe verhalten und von letzteren geprägt wurden. Der Brief an Dr. Lebzelter, den ehemaligen Direktor der Anthropologischen Abteilung am Naturhistorischen Museum in Wien, in dem P. Schebesta über den Forschungsstand der Expedition berichtet, befindet sich in derselben Abteilung. Frau Dr. Margit Berner war so freundlich, mir eine Kopie dieses Briefes zu überlassen, wofür ich ihr sehr danken möchte.

Ich selbst lernte P. Schebesta während der letzten zehn Jahre seines Lebens als einen Menschen kennen, der nicht zuletzt auf Grund seiner Erfahrungen in Afrika, Malaysia, den Philippinen, und deren wissenschaftlicher Aufarbeitung, zu dem geworden war, als den er sich mir darstellte. Meine Sichtweise ist demnach zumindest teilweise von Wahrnehmungen bestimmt, die sich eher auf eine mehr oder weniger vollendete als werdende Persönlichkeit beziehen. Dies festzuhalten ist nicht unwichtig, da unterschiedliche Sichtweisen denkbar sind, welche die Darstellung auf ihre Weise modifizieren. Da die Einseitigkeit unterschiedlicher Perspektiven nur dann eingeschränkt werden kann, wenn sie als Problem allseitigen Erfassens anerkannt und begriffen wird, gilt es dieses Problem uneingeschränkt zu berücksichtigen. Es ist dies eine Aufgabe, die sowohl den Autor, der nur hoffen kann, daß er der Aufgabe gerecht wird, als auch den Leser betrifft, der bereit ist, das Ergebnis der Darstellung zu überdenken.

Wie die Biographie von P. Schebesta zeigen wird, gibt es in seinem Werdegang verschiedene Wendepunkte, die mit den Fragen, die sie aufwerfen, unterschiedliche Sichtweisen eröffnen, die es erlauben, zu einem angemessenen Verständnis seiner Persönlichkeit zu kommen. Da die Feldforschungen und die wissenschaftliche Tätigkeit von P. Schebesta, den Schwerpunkt vorliegender Arbeit bilden, möchte ich vor allem diesen Aspekt hervorheben und dazu einige Bemerkungen vorausschicken. Mit diesen Bemerkungen beziehe ich mich auf ein allgemeines Problem, welches das Verhalten des Menschen zu anderen Menschen und deren Erkenntnis überhaupt betrifft, im Rahmen der Kulturanthropologie jedoch mit der Frage nach deren Möglichkeitsbedingungen zusammenfällt. Der einzelne Forscher erweist sich demnach als einer unter vielen, der sowohl im Hintergrund verschwindet, als auch als Vorbild erscheint, an dem sich der Sinn menschlichen Verhaltens zu erkennen gibt. Unter welchen Bedingungen ist es möglich, so könnte man auch fragen, sich so zu verhalten, wie es den Fähigkeiten und Anforderungen des Menschseins entspricht? Oder, damit zusammenhängend: Unter welchen Bedingungen ist es möglich, ein gemeinschaftliches Bewußtsein zu bilden, das es gestattet, unterschiedliche Weisen menschlichen Selbst- und Weltverständnisses einzuschließen und in ihren Eigenheiten zu erfassen?

Im Lebensvollzug beantwortet wohl jeder Mensch, und jede menschliche Gemeinschaft, die hier gestellten Fragen auf seine und ihre Weise – ein Umstand, der sowohl Übereinstimmungen als auch Unterschiede und Konflikte zumindest teilweise zu erklären vermag. Gleichwohl stellen sie in expliziter Form nicht nur ein praktisches, sondern auch ein eminent philosophisches und wissenschaftstheoretisches Problem dar, das für jede Art kultureller Studien von grundsätzlicher Bedeutung ist.

Es erübrigt sich, darauf hinzuweisen, daß auch der Werdegang von P. Schebesta von der Problematik möglichen und angemessenen Verhaltens einerseits, und des zwischenmenschlichen und interkulturellen Erkenntnisproblems andererseits betroffen ist. Im Prinzip gilt dies für jeden Werdegang, auch wenn die Betroffenheit je nach Umständen anders ausfallen mag. Indes kommt P. Schebesta und seinem Werdegang nicht nur deshalb eine besondere Bedeutung zu, weil sein Leben durch die

Erfahrungen sehr unterschiedlicher Begegnungen geprägt wurde, sondern auch und vor allem, weil er sich den entsprechenden Fragen ausdrücklich stellte und sie in der Gestaltung seines Daseins wirksam werden ließ. Doch bevor ich darauf eingehe, halte ich es für notwendig, erst das zwischenmenschliche und interkulturelle Erkenntnisproblem in seiner Allgemeinheit zu skizzieren, da es den Rahmen angibt, in dem ich P. Schebesta näher zu kommen versuche.

1.1 Person und Gemeinschaft

Wie alle anderen Tätigkeiten, die im Leben eines Menschen Bedeutung erlangten, gehören auch Forschungsreisen und wissenschaftliche Untersuchungen zur Biographie des betreffenden Menschen. Doch kommt ihnen gerade dann eine Sonderstellung zu, wenn sie, wie bei P. Schebesta, auf die elementaren Bedingungen menschlichen Daseins gerichtet sind und Einsichten zutage fördern, die für das Selbstverständnis des Menschen, und damit auch für das des Forschers, von grundsätzlicher Bedeutung sind. Dies ist zumal dann der Fall, wenn die Menschen in der Begegnung zu Mitmenschen werden, die als solche anerkannt und geachtet sein wollen.

Die Begegnungen mit Mitmenschen gehören zu den Erfahrungen, ohne die ein Mensch nicht der sein könnte, der er geworden ist. Es sind Erfahrungen, deren Auswirkungen in der Bildung von Person und Gemeinschaft zwar grundsätzlich, in der jeweiligen Gestalt gemeinschaftlichen und sozialen Zusammenlebens jedoch nur vorläufig zum Abschluß kommen. Obwohl es keine Person und Gemeinschaft geben kann, die uniform und zeitlos dieselbe wäre, so stellt ihr einmal zustandegewonnenes Beziehungsgeflecht ein in sich differenziertes und zugleich variables Ganzes dar, das in der ihm eigenen Dauer die Muster für den Verlauf weiterer Begegnungen im Erwachsenenleben vorgibt. Man denke etwa an die Begegnungen in der Familie und der Schule, im Freundeskreis, in Arbeitsverhältnissen und alltäglichen Angelegenheiten, die bei jedem Menschen anders ausfallen, und selbst dort, wo sie dieselben sind, anders erfahren und verinnerlicht werden. Trotzdem gehen die Unterschiede nicht so weit, daß alle Ähnlichkeit verschwinden würde, oder kein gemeinsames Bewußtsein zustandekäme, das es ermöglicht, einander zu verstehen und andere Menschen über die Zugehörigkeit zu verschiedenen gemeinschaftlichen und sozialen Welten hinaus als Vertreter derselben Menschenwelt wahrzunehmen. Der Komplex lebensgemeinschaftlicher Beziehungen weitet sich aus auf den Umkreis der Kultur, in der sie zur Geltung kommen und in unterschiedlichen Gemeinschaften und Verbänden weitergeführt werden. Zugleich verweist er aber auch auf Menschheit und kulturelle Wirklichkeit überhaupt als das Ganze dessen, in dem die Ausweitung zu Ende kommt.⁶

Die in der Überwindung möglicher Unterschiede angedeutete Bewegung zielt auf eine umfassende Einheit, die alle Bereiche menschlichen Verhaltens einschließt, sodaß der Sinn von Person und Gemeinschaft grundsätzlich weiter reicht als die konkreten Verhältnisse dies nahelegen. Da freilich die Konkretheit dieser Verhältnisse unabdingbar ist, überrascht es nicht, wenn die dem Sinn von Person und Gemeinschaft entsprechende allumfassende Einheit sich tatsächlich in einer Vielzahl

⁶ So wichtig die Erfahrungen der Zugehörigkeit für die Unterscheidung einzelner Kulturen auch sein mögen, so lösen sich diese nicht nur an den Rändern einer bestimmten Kultur auf, sondern können je nach Intensität auch ein Grund für deren Differenzierung nach innen sein – etwa wenn wir von der Westlichen Kultur sprechen und versuchen, deren Grenzen zu erfassen, zugleich aber auch feststellen müssen, daß uns diese in einer Vielzahl kultureller Einheiten entgegentritt, die wiederum auf ihre Weise differenziert sind. Dagegen erweist sich die Wirklichkeit lebensgemeinschaftlicher Beziehungen als ein Komplex, der von seinem jeweiligen Umfeld zwar vielfältig beeinflusst wird, mit diesem aber nicht zusammenfällt, sodaß genau genommen nicht diese oder jene Kultur, sondern Menschheit und kulturelle Wirklichkeit seinen Entfaltungshorizont bilden. Vereinfachend formuliert, könnte man auch sagen: Als Kind und Person ist der Mensch in allen Kulturen zu Hause.

möglicher Einheiten darstellt, in denen jeder Mensch auf seine Weise die Person wird, die er sein kann. Während sich damit die an sich ungreifbare Einheit vielfältig mittels bestimmter Kulturen und der sie einschließenden Gemeinschaften bis hin zu jeder einzelnen Person verdichtet, findet diese zu sich selbst, indem sie sich über verschiedene Gemeinschaftsformen hinaus auf die allumfassende Einheit hin bewegt. Das Schema dieser doppelten Bewegung mag als abstrakte Konstruktion erscheinen, die mit der Gestaltung menschlichen Daseins nichts oder nur wenig zu tun hat. Tatsächlich bildet es jedoch den Rahmen, in dem sich die Entfaltung des Menschseins vollzieht und an dem es sich bewußt oder unbewußt orientiert, wenn Menschen einander als Mitmenschen begegnen und sich selbst und andere zu erkennen versuchen. Es ist dies eine Feststellung, die sich aus der auf das Ganze der Welt gerichteten Eigenheit der Person und der Einsicht ergibt, daß gemeinschaftliche Beziehungen notwendige Bedingungen des Selbstbewußtseins und des Erkennens sind. Im Gelingen dieser doppelten Bewegung erweist sich die Person in dem Maße als Persönlichkeit als sie in der Entfaltung ihrer Fähigkeiten sich selbst und die Menschheit vergegenwärtigt.

Die von konkreten Umständen eingeleitete Begrenzung und Festlegung menschlichen Verhaltens schließt nicht aus, daß es Begegnungen und unvorhergesehene Situationen geben kann, welche die vorgegebenen Erwartungen der gemeinschaftlichen Ordnung durchkreuzen und das Leben auf den Kopf stellen. Doch welcher Art diese auch sein mögen, solange sie im gewohnten Umfeld stattfinden, ändern sie nicht oder nur selten die vorgegebenen Verhaltensmuster, die für das Werden der Person und den Erhalt der Gemeinschaft richtungsweisend und maßgebend sind. Wie aber mag es sich verhalten, wenn es um Begegnungen mit Menschen aus anderen Kulturen geht, und zwar dann, wenn sie der Erforschung dieser Menschen dienen und darauf abzielen, den Bedingungen gerecht zu werden, unter denen diese Menschen ihr Menschsein und ihre Kultur verwirklichen? Mit dieser Frage lasse ich die zahllosen Konflikte beiseite, welche Begegnungen mit Menschen hervorrufen, deren kulturelle Zugehörigkeit deutlich von der eigenen unterschieden ist, obwohl eine angemessene Auseinandersetzung mit diesem Problem in der Gegenwart dringender denn je geworden ist. Vor Augen steht mir vielmehr der Anthropologe, der Menschen und Kulturen einerseits als das belassen möchte, was sie sind, der sie andererseits jedoch bewußt aufsucht, um sie allseitig zu erkunden und kennen zu lernen. Auch wenn es sich hierbei nur um eine Kultur oder um Teilaspekte dieser und anderer Kulturen handeln sollte, so setzt sich ein Anthropologe dennoch der Frage aus, unter welchen Bedingungen er den eigenen Erkenntnisbestrebungen gerecht werden kann; bzw. sofern die gewonnenen Erkenntnisse des Menschseins nicht mehr oder nur bedingt als Varianten der eigenen Kultur verständlich sind, wie er diesen Erkenntnissen in seinem Leben Raum gewährt.⁷

Man kann darüber streiten, ob und inwieweit die Methode der Feldforschung eine von der Person trennbare, professionelle und damit erlernbare Fähigkeit darstellt. Auf Grund gewonnener Erfahrungen und Beispiele liegt es nicht nur nahe, sondern erweist es sich auch als unabdingbar, über die Methode nachzudenken und Richtlinien zu erarbeiten, die dabei in Acht zu nehmen sind. Gleichwohl tritt insbesondere dem Gedanken der Professionalisierung der Umstand entgegen, daß die Grundlage dieser Forschung in der Begegnung des Menschen mit dem Menschen als einem Mitmenschen besteht und damit der bestehenden Verknüpfung von Praxis und Theorie gegenüber deren mögliche Revision ins Zentrum dieser Begegnung rückt. Während der Forscher sich von Haus aus zu sich selbst und zu seinem Verständnis der Wirklichkeit verhält, nötigen ihn seine Forschungsabsichten ebenso

7 Da sich z. B. alle Menschen ernähren müssen, stellen Erwerb und Zubereitung der Nahrungsmittel kein grundsätzliches Problem dar, auch wenn deren Erforschung deshalb keineswegs überflüssig geworden ist. Anders verhält es sich dagegen, wenn wir wissen möchten, wie es sich mit den damit verbundenen Auffassungen verhält, die so sie angemessen begriffen werden, die Frage aufwerfen, wie sich diese zu den eigenen Auffassungen verhalten und mit diesen versöhnt werden können; bzw. ob letztere nicht verändert werden sollten, wenn die gewonnenen Einsichten zum Wesen des Menschseins gehören.

wie die von ihm untersuchten Menschen zu einem Verhalten, in welchem deren Wirklichkeitsauffassungen mit zur Geltung kommen und seinen Selbstbezug herausfordern.⁸ Die Persönlichkeit des Anthropologen stellt demnach tatsächlich einen Sonderfall dar, bei dem es nicht nur um bestimmte Tätigkeiten geht, sondern vor allem darauf ankommt, daß diese Umwandlungen in der Person des Forschers einleiten, wodurch Konturen einer neuen Kultur in der des Forschers sichtbar werden. Im Einzelfall mag die Umwandlung weitgehend ungreifbar bleiben. Doch kann weder an den Auswirkungen der Forschung, noch an der kulturverändernden Bedeutung derselben gezweifelt werden.

Als Kulturanthropologe hat P. Schebesta keine Mühen und Strapazen gescheut, ihm fremde Menschen und Kulturen gründlich kennen zu lernen und als vollwertige Weisen des Menschseins zu ihrem Recht kommen zu lassen. Dies legt den Gedanken nahe, von einem P. Schebesta vor, während, und nach seinen Feldforschungen zu sprechen. Da es jedoch sinnlos wäre, die Persönlichkeit ohne Not zu spalten, lasse ich diesen Gedanken auf sich beruhen. Stattdessen halte ich es für sinnvoll, von der Einheit unterschiedlicher Aspekte und Faktoren auszugehen, und ihn ähnlich ganzheitlich zu behandeln, wie er es mit den von ihm erforschten Menschen getan hat. Doch bevor ich dies versuche, möchte ich einige Bemerkungen vorausschicken, die den Sinn kultureller Erscheinungen betreffen und auf die Bedeutung der Kulturanthropologie im Rahmen kultureller Studien abzielen.

1.2 Philosophie und Wissenschaft

Es gehört zu den Eigenarten kultureller Wirklichkeit, daß Philosophie und Wissenschaft nicht nur Erscheinungen dieser Wirklichkeit sind, sondern im Streben nach Erkenntnis und Einsicht immer auch ihre eigene Kultur erzeugen.⁹ Wie die Pflege von Feldern und Landschaften (*cultura agri*) stellt die Pflege von Denken und Wissen (*cultura animi*) eine Möglichkeit dar, die im Laufe der Kulturgeschichte aufgegriffen und mit wechselndem Erfolg verwirklicht worden ist.¹⁰ Je nachdem wie dies geschehen ist und geschieht, zeichnet sich im Ganzen der Kulturgeschichte ein Gegenstandsbereich ab, der sowohl zusammen mit den Kulturen, in denen er auftritt, als auch im Unterschied zu diesen beschrieben und untersucht werden kann. Beispiele dafür sind die vielen Darstellungen der Geschichte der Philosophie in Ost und West mit ihren Teildisziplinen ebenso wie die Beiträge zur Entwicklung der Wissenschaft im Allgemeinen und der Einzelwissenschaften im Besonderen. Derartige Darstellungen orientieren sich primär am ideellen Gehalt des Dargestellten, der zwar für sich selbst entsteht und spricht, tatsächlich aber in vielerlei Hinsicht kontextuell vernetzt ist und auf epochalen Evidenzen beruht, die seinen Sinn auf ihre Weise mitbestimmen. Als Ausdrucksformen menschlichen Kulturschaffens nehmen Philosophie und Wissenschaft die Bedeutung von Erschei-

8 Vgl. dazu Claude Lévi-Strauss, der die Feldforschung mit einer „inneren Revolution“ gleichstellt, die aus Anthropologen „tatsächlich einen neuen Menschen macht.“ *Structural Anthropology*, Garden City, New York: Anchor Books, 1967, 371. Damit ist freilich noch nicht die gegenläufige Frage beantwortet, ob und auf welche Weise dieser „neue Mensch“ sich selbst begreift und bereit oder im Stande ist, auf der Grundlage dieses Begreifens „tatsächlich“ ein Anthropologe zu werden. Wie Johannes Fabian überzeugend dargelegt hat (in *Time and the Other. How Anthropology Makes the Other*, New York: Columbia University Press, 1983, 60ff.) erweist sich gerade das Werk von Lévi-Strauss in dieser Hinsicht als besonders problematisch.

9 Wenn im Folgenden von Kultur gesprochen wird, so liegt dem der von E. B. Tyler eingeführte Kulturbegriff der Völkerkunde zugrunde. Danach verweist „Kultur oder Zivilisation“ auf „jenes komplexe Ganze, das Wissen, Glaube, Kunst, Moral, Gesetz, Sitte, und alle anderen Fähigkeiten und Gewohnheiten einschließt, die vom Menschen als einem Mitglied der Gesellschaft erworben sind.“ *The Origins of Culture*, New York: Harper Torchbooks, 1958, Teil I von *Primitive Culture* (1871).

10 In *Tusculanae disputationes* II. 13 vertritt M. Tullius Cicero (106–143) die Auffassung, daß Philosophie als *cultura animi*, d.h. als Kultur der Seele und des Geistes zu verstehen sei.

nungen an, die wie andere Phänomene kultureller Wirklichkeit studiert werden können. Als solche werfen sie Fragen auf, die den Zusammenhang und die Entwicklung von Philosophie, Wissenschaft und Kultur betreffen und für deren Verständnis ebenso wie für das der Fragen selbst von grundsätzlicher Bedeutung sind.

Daß Philosophie und Wissenschaft als kulturelle Erscheinungen Gegenstände möglicher Untersuchungen sind, mag merkwürdig erscheinen, wenn wir uns auf Wissen und Einsicht konzentrieren und in deren Entfaltung den Sinn und Zweck theoretischer Anstrengungen erblicken. Noch merkwürdiger aber wäre es, wenn wir uns nicht dem Studium der Kulturgeschichte zuwenden würden, in der uns Philosophie und Wissenschaft in einer Vielzahl unterschiedlicher Disziplinen und Auffassungen entgegentreten, oder aus selbstgefälligen Motiven davon ausgingen, daß kulturanthropologische Studien in diesem Zusammenhang irrelevant wären. Im Gegenteil, wenn insbesondere das Studium kultureller Erscheinungen in der Darstellung und Überlieferung theoretischer Anstrengungen – noch unabhängig davon, ob dies gewollt wird oder nicht – eine eigene Kultur erzeugt, dann kann letztere genau genommen nicht mehr nur als Gegenstand möglicher Untersuchungen betrachtet werden. Zum einen steht diese Kultur insofern in direktem Zusammenhang mit dem Ausgangspunkt kultureller Studien, als sie mit deren Fortgang und Ergebnissen im Modus ständiger Rückbeziehung verbunden bleibt. Zum anderen stellt sich die Frage, wie diese Rückbeziehung explizit gemacht werden kann, und welche Disziplin dafür zuständig sein könnte.

In beiden Fällen geht es darum, daß Studien jeglicher Art ihre Ausgangssituation im Medium der von ihnen erzeugten Kultur vielfältig, d.h. eher implizit als explizit, beeinflussen, wobei deutlich sein sollte, daß es Veränderungen geben kann, die zu den erkenntnistheoretischen Bedingungen dieser Studien gehören. Dazu ist zu beachten, daß die von kulturellen Studien erzeugte Kultur zum Gegenstandsbereich dieser Studien gehört und je nachdem, wie und unter welchen Bedingungen sie auftritt, ins Zentrum der Untersuchungen rückt. Letzteres trifft vor allem auf die Kulturanthropologie zu, sofern diese auf Feldforschungen beruht, die wie P. Schebesta überzeugend dargelegt hat, in der Arbeit vor Ort von allen Theorien nach Möglichkeit absehen müssen, um ihrem Gegenstand gerecht zu werden und der Theoriebildung eine verlässliche Grundlage zu verschaffen.

Da der Feldforscher das, was er zu erkunden beabsichtigt, genau genommen noch nicht kennen kann, muß er allen Kulturererscheinungen gegenüber offen sein und dementsprechend auch die Erscheinungen berücksichtigen, die durch seine Gegenwart und Verhaltensweisen erzeugt werden. Dieser Offenheit entspricht der vorläufige, an sich jedoch notwendige, Verzicht auf vorgegebene Theorien zum Zweck angemessener Theoriebildung. Da es aber sinnlos wäre, von Offenheit zu sprechen, ohne deren Wofür und die in ihr einsetzende Vermittlung zu bedenken, unterstreicht das geforderte Offensein die erkenntnistheoretische Bedeutung, die den Bildungsprozessen von Person und Gemeinschaft im Sinne des Alltagsbewußtseins zukommt. Im Feld, so könnte man auch sagen, kommt alles darauf an, wie es mit dem Alltagsbewußtsein des Feldforschers bestellt ist und wie er mit diesem zu arbeiten versteht; ob er sowohl fähig als auch bereit ist, ein offener Mensch zu sein und zu werden. Gleichwohl stellt die geforderte Offenheit in der Feldforschung aber auch ein Problem dar, dem sich die Kulturanthropologie grundsätzlich nicht entziehen kann, ohne sich selbst als wissenschaftliche Disziplin aufzugeben. So gesehen erweist sich die Kulturanthropologie nicht nur als eine der vielen Disziplinen, in denen kulturelle Studien ausgeführt werden, sondern auch und vor allem als der Ort, an dem grundlegende Fragen zur Diskussion stehen.

Sofern kulturwissenschaftliche Studien sich im Resultat ihrer Durchführung auf sich selbst beziehen, wächst mit dem Einfluß auf das Umfeld, in dem sie stattfinden, die Verantwortung für die Möglichkeiten, die sie wahrnehmen oder liegen lassen. Desgleichen bedeutet die Ausbreitung ihrer Basis, die stattfindet, wenn andere Kulturen in ihren Gesichtskreis treten, daß damit das erkenntnisvermittelnde Potential anderer Kulturen zumindest indirekt im Vollzug der Untersuchungen mit zur Geltung kommt; oder besser: mit zur Geltung kommen möchte. Da jede Kultur den Sinn des

Menschseins auf ihre Weise darstellt, gibt es kein Wissen und keine Erkenntnisse, bei denen man nicht fragen könnte, wie sich diese aus der Sicht anderer Ausgangssituationen darstellen; ob sie diesen zufolge erreichbar sind, und wenn nicht, warum nicht; bzw. daß sie der Korrektur bedürfen, wenn deren erkenntnistheoretisches Potential zur Geltung kommt.¹¹ Zwar sind wir geneigt, den im Vollzug der Studien sich andeutenden Umschlag des Erkenntnisprozesses auf sich beruhen zu lassen, statt ihn zum Gegenstand möglicher Untersuchungen werden zu lassen. Trotzdem stellt dieser Umschlag ein Problem dar, das insbesondere dann fundamentale Züge annimmt, wenn wir, wie etwa in der Kulturanthropologie, fremde Kulturen ganzheitlich zu erfassen versuchen. Es ist dies ein Problem, das im Fortgang kultureller Studien in unterschiedlichen Konstellationen Bedeutung erlangt, da es die jeweiligen Bedingungen betrifft, unter denen die einzelnen Disziplinen ihre Zielsetzungen zu verwirklichen trachten.

1.3 Spontaneität und Erkennen

Da das Erkennen kultureller Phänomene die jeweilige Kultur des Erkennenden voraussetzt, stellt sich mit der Frage nach den Möglichkeiten dieses Erkennens immer auch die Frage nach den Grenzen und Einschränkungen, bzw. nach der Ausweitung der vorausgesetzten Kultur und der Überwindung möglicher Einschränkungen.

Während die eigene Kultur den selbstverständlichen Hintergrund möglicher Erfahrungen bildet, gestattet sie es, Phänomene zu unterscheiden, in denen ein ähnlicher Hintergrund zum Vorschein kommt, und nach den Prinzipien zu fragen, die dem Auftreten und der Unterscheidung dieser Phänomene zugrunde liegen. In seiner Begrenztheit schränkt er die Erkenntnismöglichkeiten aber auch zumal dann ein, wenn es um geistige Phänomene geht. Da Ähnlichkeit immer auch Unähnlichkeit bedeutet, und die Erkenntnis von Prinzipien an deren Anwendungen gebunden bleibt, entfaltet sich die Wahrnehmung in dem darin angedeuteten Spannungsfeld. Wir sehen, was wir erwarten, und übersehen, was wir als selbstverständlich voraussetzen. Diese Einschränkung gilt für den einzelnen Menschen, der als wahrnehmendes Wesen mehr oder weniger begabt ist und als Subjekt nur subjektiv objektiv sein kann. Sie gilt aber auch allgemein, da die jeweilige Kultur immer nur bedingt den Möglichkeiten entspricht, die von der kulturellen Wirklichkeit angeboten werden. Gerade weil die eigene Kultur in anderen Kulturen anders in Erscheinung tritt und diese sich dem Wahrnehmen und Beobachten gewissermaßen spontan erschließen, ermöglicht sie das Studium dieser Kulturen. Umgekehrt hat dies aber zur Folge, daß sie sich vor diese stellt und damit nicht nur den Blick für die Eigenheiten anderer Lebensweisen einschränkt, sondern diese teilweise ausblendet oder mehr oder weniger verfälscht.

Die Feststellung der hier angedeuteten Ambiguität kultureller Verfaßtheit geht auf Erfahrungen zurück, in denen wir begreifen, daß andere Menschen die Dinge anders sehen und beurteilen; daß sie auf ihre Weise Recht haben mögen; daß es möglich ist, von ihnen zu lernen; daß es gemeinschaftliche Überzeugungen mit einer eigenen Entstehungsgeschichte gibt, die sich von anderen, ebenfalls gemeinschaftlichen Überzeugungen, unterscheiden; daß mit Abnahme der Ähnlichkeit die Unähnlichkeit dergestalt zunimmt, daß wir dort, wo sie als Zusammenhang ähnlicher Unähnlichkeiten er-

¹¹ In der gegenwärtigen Welt gibt es genügend Beispiele, die zeigen, daß im Grunde genommen Menschen aus allen Kulturen sich in die Welt der westlich geprägten Wissenschaft einarbeiten können. Dies kann als Beweis dafür genommen werden, daß die elementare Lernfähigkeit des Menschen allen Kulturen vorausgeht und von keiner erschöpft wird. Zugleich gibt es aber zahlreiche Hinweise, die besagen, daß dieser Erfolg nicht ohne Entfremdungsercheinungen der eigenen Kultur gegenüber erzielt wird und damit Fragen aufwirft, die sowohl diese Kultur als auch die der Wissenschaften betreffen.

scheint, von anderen Kulturen sprechen können; daß mit der Erfahrung anderer Kulturen die darin auftretenden Kontraste uns nötigen, nach deren und den gemeinsamen Prinzipien aller Kulturen zu fragen; daß mit der Anerkennung des Anderen und Fremden Erkenntnismöglichkeiten geboten werden, die eine Erweiterung des vorgegebenen Erkenntnishorizonts zur Folge haben. Mit der Annahme dieser Erfahrungen und Erkenntnismöglichkeiten hebt sich die Ambiguität der kulturellen Verfaßtheit nicht auf. Indem wir uns dieser Ambiguität jedoch bewußt werden, ist zumindest ein erster Schritt getan, die damit verbundenen Probleme kennen zu lernen und möglicherweise auch zu lösen. Entscheidend ist demnach nicht das fraglose Beharren auf dem eigenen Standpunkt mit seinen Überzeugungen, sondern der Versuch, das wie auch immer gegebene Erkenntnispotential in unterschiedlichen Erfahrungen voll zur Geltung kommen zu lassen und die eigene Subjektivität mit der des Menschseins überhaupt zu versöhnen. Ob und inwieweit dies tatsächlich gelingen mag, entzieht sich unserem Zugriff. Die Möglichkeit dazu beginnt aber mit jedem Menschen, dem wir begegnen, wenn und sobald wir versuchen, zuhörend mit ihm zu reden und ihm in seiner Menschlichkeit gerecht zu werden.

Angesichts dieser Ausgangssituation stellt sich jedenfalls die Frage, wie und unter welchen Bedingungen andere, und dem Eindruck nach fremde, Kulturen so erforscht, beschrieben und studiert werden können, daß ein angemessenes Erfassen dieser Kulturen gewährleistet wird. Beispiele derartiger Versuche gibt es genug. Doch ist damit noch nichts über deren Qualität gesagt.

Geht man von den erkenntnistheoretischen Bedingungen aus, die beim Studium anderer Kulturen maßgebend sind, dann kann der Anteil, der dem spontanen Wahrnehmen, Beobachten und Kommunizieren zukommt, kaum hoch genug eingeschätzt werden. Dies gilt vor allem für die Feldforschung. In abgewandelter Form trifft es aber sowohl auf die Autoren kulturbezogener Publikationen als auch auf deren Rezipienten zu, da in beiden Fällen Erfahrungen vorausgesetzt sind, welche das Verständnis des Gesagten ermöglichen.

Wahrnehmen, Beobachten und Kommunizieren können insofern spontan genannt werden, als die kulturelle Vermittlung nicht eigens thematisiert zu werden braucht. Diese zieht sich vielmehr in die Evidenzen zurück, welche den kulturellen Hintergrund der Untersuchungen sowie den der Rezipienten von Forschungsergebnissen bestimmen. Die Informationen, die auf diese Weise gewonnen werden, sind nicht notwendigerweise falsch oder nutzlos. Sie verlangen aber danach, auf ihre Angemessenheit hin überprüft und dementsprechend auch modifiziert und erweitert zu werden. Insbesondere ergibt sich daraus die Aufgabe, den Prinzipien nachzugehen, welche der Entfaltung des Menschseins in der eigenen Kultur ebenso wie in anderen Kulturen zugrunde liegen und nicht zuletzt auch für den Erkenntnisprozeß maßgebend sind.

Selbst wenn die Entdeckung dieser Prinzipien problematisch bleibt und die Prinzipien selbst nur annähernd zu fassen sind, so entscheidet dennoch die vorläufig erreichte Einsicht in prinzipielle Zusammenhänge, ob und inwiefern von einem angemessenen Erfassen die Rede sein kann. Dies gilt für den Feldforscher, der eine fremde Kultur an Ort und Stelle untersucht, wenn und indem er die Möglichkeit ergreift, die Prinzipien des Menschseins in mitmenschlichen Begegnungen zu erproben, sich von den Menschen korrigieren zu lassen, und mit ihren Augen sehen zu lernen. Es gilt aber auch für jeden anderen, der sich mit den Ergebnissen der Feldforschung und Kulturgeschichte auseinandersetzt und darüber nachdenkt, was diese für das Verständnis von Menschsein und Kultur bedeuten.

1.4 Praxis und Reflexion

Die Abhängigkeit von spontanem Wahrnehmen, Beobachten und Kommunizieren in Verbindung mit einer kritischen Prüfung und Erweiterung der Informationsbasis einerseits, und das Bemühen um die Prinzipien von Menschsein und Kultur andererseits, stellen Probleme dar, die sowohl den

Anfang als auch das Ende kultureller Studien kennzeichnen. Als solche bestimmen sie das praktische Verhalten, das die Lösung dieser Probleme im Vollzug kultureller Studien mehr oder weniger intuitiv vorwegnimmt und damit auf die Tragweite vorweggenommener Lösungen hin befragbar wird. Zugleich sind es aber auch theoretische Probleme, deren Lösung davon abhängt, ob und inwieweit es gelingt, vorweggenommene Lösungen kritisch zu hinterfragen und mit den Prinzipien von Menschsein und Kultur zu versöhnen. Je nachdem wo wir uns befinden, können wir uns auf Informationen berufen, die unter wechselnden Bedingungen gesammelt wurden und den genannten Anforderungen mehr oder weniger entsprechen. Doch ist damit weder die Frage beantwortet, wie diese zu verstehen sind, d.h. unter welchen Voraussetzungen sie zustande gekommen sind; noch eine Antwort auf die weitere Frage gefunden, wie wir selbst uns zu diesen und den eigenen Voraussetzungen verhalten, wenn wir unsere Schlußfolgerungen ziehen. Doch selbst wenn es darauf keine endgültigen Antworten gibt, so folgt daraus noch nicht, daß die Fragen sinnlos wären. Vielmehr können wir davon ausgehen, daß jede Einzelforschung auf ihre Weise die Gelegenheit bietet, anstehende Probleme am Beispiel dieser Forschung zu verdeutlichen, den eigenen Standpunkt zur Diskussion zu stellen, und dementsprechend zu einem angemesseneren Verständnis der Forschungsergebnisse zu kommen.

Der Hinweis auf die Bedeutung spontanen Wahrnehmens, Beobachtens und Kommunizierens kann als ein Ansatz zurückgewiesen werden, welcher der Subjektivität Tür und Tor öffnet. Dem steht jedoch entgegen, daß Objektivität nicht durch Absichtserklärungen erzielt werden kann. Der Wille zur Objektivität ist unverzichtbar, wenn Willkür und Täuschung vermieden werden sollen. Zugleich verlangt dieser Grundsatz aber auch, daß wir uns Rechenschaft über die Bedingungen und Voraussetzungen geben, unter denen der Zugang zu den einzelnen Forschungsbereichen ermöglicht wird; d.h. unter denen es zum Beispiel möglich ist, kulturelle Phänomene zu unterscheiden und als Gegenstände des Erkennens in den Blick zu rücken. Objektivität wird hier nicht dadurch erreicht, daß wir uns ausschließlich auf sichtbare Erscheinungen konzentrieren und dabei außer Acht lassen, daß der kulturelle Sinn dieser Erscheinungen nicht von den Sinnen erfaßt wird, sondern erst dann aufscheint, wenn der Wahrnehmende darin Ausdruckformen menschlicher Gegenwart und damit von Seinesgleichen erblickt.¹²

Die ersten Eindrücke kultureller Phänomene sind gewiß subjektiv und kulturbedingt, da es sie andernfalls nicht geben würde. Sie verweisen damit auf einen Zustand, in dem Schein und Wirklichkeit einander durchdringen und die Erwartungen, Vorurteile und Urteile der eigenen Kultur bestimmend sind. Daraus folgt aber nicht, daß es auch so bleiben muß. Dem Sinn von Wahrheit und Wahrhaftigkeit entsprechend stellt sich vielmehr an dieser Stelle ebenso wie in der Begegnung mit sich selbst und anderen Menschen die Aufgabe, diesen Zustand kritisch zu hinterfragen, ihn seinem prinzipiellen Gehalt nach zu erfassen, und als vom Ende bestimmten Anfang zur Geltung kommen zu lassen. Die Verwirklichung dieser Aufgabe, die in der Annahme der konkreten Situation auf deren Umwandlung im Sinne einer tragfähigen Ausgangsbasis abzielt, vollzieht sich im Gelingen zwischenmenschlicher Beziehungen. Sie bedarf des anderen Menschen ebenso wie der Gemeinschaft und ihrer Kultur, sofern diese dem Prinzip der goldenen Regel entsprechend sich wechselseitig bestätigen und auf dauerhafte Verhältnisse hin ausrichten. Der dadurch ausgelöste Prozeß erweist sich als ein Experiment, dessen Ausgang keineswegs feststeht, zumal es nicht auf eine bestimmte Situation beschränkt bleibt, sondern im Prinzip alle Menschen und Kulturen umfaßt. Streit und Konflikte jeglicher Art bestimmen nicht nur das Alltagsleben und die Kulturgeschichte, die auf weite Strecken eher eine Geschichte feindlichen Gegeneinanders als friedlichen Miteinanders zu sein scheint, sondern setzen sich auch auf der Ebene wissenschaftlichen Denkens fort. Soweit es unter diesen Um-

12 Vgl. dazu Johannes FABIAN, „Remembering the Other: Knowledge and Recognition in the Exploration of Central Africa“. *Critical Inquiry*, Vol. 26, n. 1 (Autumn, 1999), 49–69.

ständen dennoch möglich sein soll, dem Sinn von Wissen und Erkennen gerecht zu werden, kommt alles darauf an, in und mit den Prinzipien kultureller Wirklichkeit das Maß an Objektivität zu finden, das in subjektiven und kulturbedingten Anfängen sowohl gegeben als auch aufgegeben ist.

In der Spannung zwischen der konkreten Auseinandersetzung mit kulturelevanten Erscheinungen, in der es dem Einzelnen überlassen bleibt, wie er sich zu sich selbst und zum Sinn kultureller Wirklichkeit verhält, zeichnet sich die Möglichkeit ab, praktisches und theoretisches Tun miteinander zu verbinden. Die Möglichkeit dieser Verbindung ändert nichts an dem von der goldenen Regel angezielten Zustand dauerhafter Verhältnisse. Sie verweist aber auf die Bedeutung angemessenen Erfassens kultureller Wirklichkeit im Medium theoretischer Überlegungen und als Ergänzung praktischen Verhaltens, das, wie unzulänglich und beschränkt es auch sein mag, dem im Menschsein verwurzelten Streben nach Vollendung entspricht. In der Unterscheidung dieser Möglichkeit stehen die Zielsetzungen praktischen Verhaltens zentral. Da es jedoch keine Theorie gibt, die nicht der Praxis erwachsen wäre, sind diese Zielsetzungen für das Erzielen theoretischer Einsichten nicht weniger relevant als es dessen Absichten sind. Dies gilt vor allem dann, wenn es darum geht, diese Praxis als kulturelle Wirklichkeit zu erfassen. Zum einen können wir uns nämlich fragen, wie und unter welchen Bedingungen die Erforschung kultureller Wirklichkeit stattgefunden hat und stattfindet; d.h. wie sie sich selbst verstanden hat und versteht, und allfällige Probleme sowohl in den Blick bringt als auch ausblendet und verzeichnet; wie sie sich um die Prinzipien von Menschsein und Kultur bemüht und an deren Ansprüchen orientiert. Zum anderen bietet eine solche Vorgehensweise aber auch die Möglichkeit, diese Fragestellung mitsamt den dazugehörigen Verhaltensweisen als einen eigenen Kulturkomplex zu unterscheiden und sie dahingehend auszuweiten, daß dabei unterschiedliche Arten der Spontaneität mit berücksichtigt werden.

1.5 Kulturelle Studien als Kulturkomplex

Daß kulturelle Studien einen eigenen Kulturkomplex bilden, ergibt sich aus dem Umstand, daß es sich, wie bereits angedeutet, um Kulturercheinungen handelt, die je nach Inhalt und Perspektive zu einem mehr oder weniger umgrenzten Ganzen zusammenwachsen. Seiner Eigenart entsprechend kann dieser Komplex bearbeitet, erweitert und umgestaltet werden. Je nachdem wie er sich von seinem kulturellen Umfeld abhebt, kann er mit oder ohne tiefgreifende Folgen von anderen Kulturen aufgenommen und von deren Seite her bearbeitet, erweitert und umgestaltet werden. Hinzu kommt, daß ähnliche Entwicklungen in verschiedenen Kulturen stattgefunden haben können, sodaß man von mehreren Komplexen sprechen kann, die sich vielfältig zueinander verhalten und möglicherweise auch beeinflussen. Vor allem aber tritt uns dieser Komplex, sei es als einzelner oder als Gesamtheit ähnlicher Komplexe, als Gegenstand spezifischer Untersuchungen entgegen, der unter Berücksichtigung vielfältiger Perspektiven und Beziehungen dargestellt und erforscht werden kann.¹³

Denken wir etwa an die Erforschung der Pygmäen, so bildet diese mit ihren Publikationen (und der Kultur der Pygmäen ebenso wie der des Forschers als Hintergrund) einen eigenen Kulturkomplex, der durch zusätzliche Feldforschungen und theoretische Überlegungen vertieft und erweitert werden kann. Dabei ist freilich zu bedenken, daß auch das Gegenteil der Fall sein kann; etwa dann, wenn die Forschung wichtige Aspekte außer Acht läßt, die Ergebnisse anderer Untersuchungen nicht nach Gebühren berücksichtigt, und sich so darstellt, als ob ihr allein das letzte Wort zukä-

13 Dieselben Überlegungen treffen auch auf missionarische Religionen wie Christentum, Buddhismus und Islam zu, die zwar in ihrer Erscheinung einem bestimmten kulturellen Umfeld angehören, sich von diesem aber soweit abheben, daß sie von anderen Kulturen aufgenommen werden können, bzw. daß sie ihrem Selbstverständnis entsprechend darauf drängen, von diesen aufgenommen zu werden.

me. Von diesen und ähnlichen Beispielen abgesehen, stellt der angedeutete Kulturkomplex jedoch einen Gegenstandsbereich dar, der seinerseits erforscht und im Rahmen der Kulturgeschichte thematisiert werden kann. Im Unterschied zu theoretischen Fragen, die das Zustandekommen dieses Kulturkomplexes betreffen, kommt den auf diesen Komplex gerichteten Untersuchungen die Bedeutung meta-theoretischer Überlegungen zu. Bedenkt man jedoch, daß diese Überlegungen selbst wiederum Kulturerscheinungen sind und sich damit als Teile eines komplexen Ganzen erweisen, dann wird deutlich, daß sie je nachdem wie sie berücksichtigt werden, ihren meta-theoretischen Charakter auch wieder verlieren; bzw. in modifizierter Form selbst wiederum Gegenstand meta-theoretischer Überlegungen sind, ohne daß abzusehen wäre, wo und wann dieser Prozeß zu Ende käme.

Die Unterscheidung eines eigenen Kulturkomplexes mit den sich daran anschließenden Fragen gewinnt in dem Maße an Bedeutung und Selbständigkeit als sie das ganze Spektrum kulturbedingter Wahrnehmungen, Beobachtungen und Weisen des Kommunizierens in Betracht zieht und sich auf die Prinzipien von Menschsein und Kultur konzentriert. Hierbei bleibt der jeweilige kulturelle Hintergrund zwar als konkrete Voraussetzung erhalten. Er erweist sich aber als ein Problem, das im Grunde genommen alle Hintergründe umfaßt und damit auf eine Kultur des Erkennens vorausgreift, in welcher der Frage nach einem gemeinsamen und zugleich notwendigen Hintergrund eine prinzipielle Bedeutung zukommt.¹⁴

In der vom Denken intendierten Vorwegnahme dieser Kultur, die ihrem Sinn nach alle Möglichkeiten von Wissen und Erkenntnis erschöpft, nimmt der dieser Kultur entsprechende Hintergrund den Charakter einer prinzipiellen Voraussetzung an, welche der Wahrnehmung, Beobachtung und Kommunikation kultureller Erscheinungen notwendigerweise zugrunde liegt. Insbesondere sind es jedoch die Prinzipien von Menschsein und kultureller Wirklichkeit, die als ein in den verschiedenen Kulturen wirksames Kräftespiel zum Ausdruck kommen, welche in Formen begreifenden Erfassens die Kultur des Erkennens ausmachen und vergegenwärtigen.

Die Bildung dieser im Studium der Kulturen sich andeutenden Kultur des Erkennens stellt ein Ideal dar, das den Sinn einzelner Kulturen im Modus der Vorwegnahme aufhebt, das jedoch vom Erkennen verlangt, sich dieser Vorwegnahme zu erinnern, um dem Ideal näher zu kommen, das sich dergestalt zu erkennen gibt. So gesehen zeichnen sich im Prozeß des Erkennens die Konturen einer neuen Kultur ab, die je nachdem wie sich die Einzelkulturen zu ihr verhalten, deren Verwandlung im Sinne dieser Beziehung einfordert. Umgekehrt folgt daraus aber auch, daß mit der Annäherung an das Ideal die neue Kultur auch als Hintergrund Gestalt gewinnt, der sich in und gegenüber den jeweils konkreten Hintergründen als das entscheidende Maß der Wahrnehmung, Beobachtung und Kommunikation kultureller Phänomene erweist.

1.6 Gestaltung und Umgestaltung

Die Unterscheidung der Kultur des Erkennens, deren Bildung sich im Rahmen kultureller Studien andeutet und für deren Durchführung von prinzipieller Bedeutung ist, setzt ein anfängliches Verständnis kultureller Wirklichkeit und ihrer Dynamik voraus. Obwohl die Kultur des Erkennens bereits in der Art und Weise, wie wir uns auf das Studium kultureller Phänomene einlassen, mit zur Geltung kommt, ist sie jedoch nicht einfachhin gegeben. Vielmehr kommt es darauf an, sie ihren

¹⁴ Mit der ‚Kultur des Erkennens‘ greife ich einen Gedanken auf, den Georg Simmel mit dem Begriff der „Philosophischen Kultur“ angedeutet hat. Simmel bemerkt dazu, daß sich diese Kultur „labil erhalten [muss]“, d.h. sie „muss von jeder singulären Theorie auf die funktionellen Gemeinsamkeiten aller zurücksehen und zurückgehen können. Die Ergebnisse der Bemühung mögen fragmentarisch sein, die Bemühung ist es nicht.“ Georg SIMMEL, *Philosophische Kultur*, Leipzig: Alfred Kröner Verlag, 1919, 5.

Andeutungen entsprechend im Vollzug dieses Studiums und in der Darstellung seiner Methoden und Inhalte herauszuarbeiten. Zum einen erfordert dies die Auseinandersetzung mit den Möglichkeitsbedingungen kultureller Studien und den Prinzipien des Menschseins und seiner Kultur. Zum anderen steht dieser Auseinandersetzung das Ganze möglicher Erkenntnisse und Einsichten gegenüber, welche die kulturelle Wirklichkeit und ihre Geschichte zwar sein lassen, was sie sind, zugleich aber dem Fokus des Erkennens entsprechend transformiert. Dem Wissen und Erkennen, die in der Gestaltung kultureller Wirklichkeit immer schon zur Geltung kommen, tritt damit in deren Hervorhebung ein Wissen und Erkennen entgegen, die unter veränderten Umständen den Erkenntnisprozeß selbst sowie dessen Bedeutung für die Umgestaltung des Daseins maßgeblich beeinflussen.

Die Kultivierung von Denken und Erkennen, so könnte man auch sagen, schließt den bereits stattfindenden Erkenntnisprozeß in der Gestaltung kultureller Wirklichkeit nicht ab, sondern setzt ihn fort. Wohl aber ändert sich dieser dahingehend, daß die Welt des Erkennens im Medium des Erkennens zur Entfaltung kommt und sich dergestalt von der bekannten Welt abhebt, daß mit der Entfaltung der erkannten Welt sowohl deren Rückbindung an die bekannte Welt als auch die daraus erwachsenden Möglichkeiten der Umgestaltung zum Problem werden. Die Erweiterung des Wissens durch die Entfaltung des Erkennens gestattet Anwendungen, die es bisher noch nicht gab, und die ihrerseits eine Umgestaltung des Daseins einleiten. Doch ist damit weder die Frage nach der Verlässlichkeit der erkannten Welt und dem Sinn einzelner Anwendungen beantwortet, noch folgt daraus, daß die Anwendungen mit der bestehenden Kultur im Einklang stehen, oder nicht eher von dieser getrennt auftreten. Im Gegensatz zur Möglichkeit weiterführender Entwicklungen können Entstellungen nicht ausgeschlossen werden. Auch steht zu erwarten, daß die Rückbindung fragmentarisch bleibt, sodaß der Lebensvollzug in verschiedenen Welten stattfindet, wobei der Einzelne ebenso wie die verschiedenen Gemeinschaften je nach Bedürfnis und Vorliebe teils in der einen und teils in der anderen Welt lebt. Es dürfte deutlich sein, daß die hier angedeuteten Möglichkeiten und Probleme im gegenwärtigen Zeitalter wohl stärker als je zuvor in Erscheinung treten.

Es mag viele Gründe geben, sich dem Studium kultureller Phänomene zuzuwenden, ohne daß dessen Bedeutung im Sinne theoretischer Notwendigkeit ausschlaggebend wäre. Damit eröffnet sich ein weites Feld unverbindlichen Wissens, das die Neugierde zumal dann befriedigt, wenn exotische Erscheinungen zur Sprache kommen. Beachtet man jedoch, daß jedes wirkliche Studium nach verlässlichem Wissen strebt und an tatsächlichen Einsichten interessiert ist, dann folgt daraus, daß das Studium als Studium dem Ideal umfassenden Erkennens verpflichtet und auf dieses ausgerichtet ist. Obwohl dieses Ideal grundsätzlich unerreichbar bleibt, können wir dennoch versuchen, ihm unter wechselnden Bedingungen näher zu kommen, um es annähernd zur Geltung kommen zu lassen. Je nachdem in welchem Maße dies gelingt, entspricht dem die Möglichkeit, die Gestaltung und Umgestaltung der jeweiligen Kultur nicht nur zu thematisieren, sondern auch als Kriterium der Annäherung zu gebrauchen. Die Thematik der Gestaltung und Umgestaltung mag primär praktischer Natur sein und die eigene Kultur oder andere Kulturen betreffen – etwa wenn man an den Einfluß der modernen Wissenschaften auf die Westliche Kultur und die Entwicklung globaler Beziehungen denkt, oder an die Rolle der Kulturanthropologie bei der ‚Rechtfertigung‘ des Kolonialismus. Wie bereits angedeutet, sind die Auswirkungen aber auch theoretisch relevant, da und sofern sie die Bedingtheit der jeweiligen Situation sichtbar werden lassen und als vorläufigen Hintergrund bestätigen, der selbst der Umgestaltung bedarf und nur insofern maßgebend sein kann, als mit und in ihm das erstrebte Ideal zur Geltung kommt.

Konzentriert man sich auf das Studium kultureller Erscheinungen, so ist festzuhalten: Das Beziehungsgeflecht, welches in den von ihm ausgelösten Umwandlungen angetroffen wird, geht auf theoretische Überlegungen zurück, die dem Prinzip nach in der Unterscheidung einer Kultur des Erkennens ihren Anfang nehmen, ihrem Sinn nach aber in der Dynamik kultureller Wirklichkeit begründet sind. Entscheidend ist die Feststellung, daß das Studium kultureller Phänomene selbst ein solches Phänomen ist – nicht, weil wir dies beabsichtigten, sondern weil Menschsein und Kultur

eine ursprüngliche Einheit bilden. So wie sich Kultur in der Sprache und den Fragen der Menschen äußert und darstellt, tut sie dies auch im Sprechen und den Antworten, die im Rahmen theoretischer Anstrengungen gegeben werden. Zwar kommt der Welt des Wissens und der Einsicht, die im Medium des Gedankens Gestalt gewinnt, ihre eigene Bedeutung zu. Da diese jedoch weder ohne Menschen besteht, noch von den Bedingungen getrennt werden kann, unter denen sie zustande kommt und vermittelt wird, gehört auch diese Welt in den Umkreis kultureller Phänomene.

Wie alle anderen Kulturererscheinungen unterliegen auch die Ausdrucksformen des Wissens und Erkennens den Prozessen kultureller Wirklichkeit und deren Einwirkungen. Indem und obwohl sie Wissen und Erkennen ermöglichen, vermögen sie deren Entwicklung nicht nur zu fördern, sondern können sie auch verhindern und verzeichnen. Daß es eine anfängliche Annäherung an das Ideal kulturellen Wissens und Erkennens gibt, ist in dieser Hinsicht nicht das Verdienst besonderer Erkenntnisanstrengungen, sondern der kulturellen Verfaßtheit des Menschseins. Dagegen bleibt es der Freiheit des Menschen mit seinen Fähigkeiten überlassen, die Möglichkeiten, welche im Rahmen kultureller Beziehungen angeboten werden, aufzugreifen und nach Vermögen zu verwirklichen. Der mit der Verwirklichung gegebener Möglichkeiten angedeutete Weg kann vordergründig als Bewegung zwischen Gelingen und Mißlingen verstanden werden. Seinem Sinn nach bezieht er sich jedoch auf die Vollendung von Menschsein und kultureller Wirklichkeit, die wie die Vollendung des Erkennens ein Ideal darstellt, das nur annähernd gesucht und erreicht zu werden vermag. Das Ideal konkreter Vollendung ist nicht das von Wissen und Erkennen, auch wenn es ohne sie nicht möglich ist. Dagegen gehört es zum Ideal von Wissen und Erkennen, daß mit ihm auch der Sinn konkreter Vollendung bekannt und begriffen wird.

Auf das Verhältnis der beiden Ideale, das, wie sich noch zeigen wird, im Selbstverständnis von P. Schebesta deshalb von zentraler Bedeutung war, weil es die Beziehung von Religion und Frömmigkeit betraf, möchte ich hier nicht näher eingehen. Wohl möchte ich festhalten, daß selbst wenn das Ideal vollständiger Erkenntnis nur annähernd erreicht werden kann, es sich nicht zuletzt deshalb als unverzichtbar erweist, weil es beim Studium anderer Kulturen eine Verwandlung der eigenen Kultur in die Wege leitet und Perspektiven eröffnet, die ohne diese Kulturen nicht möglich wären.

1.7 Kulturanthropologie als Basiswissenschaft

Die Unterscheidung und das Ideal einer Kultur des Erkennens, die sich notwendigerweise ergeben, wenn wir auf den kulturellen Charakter des Denkens und seiner Ausdrucksformen achten, beruhen auf formalen Überlegungen, die eher den Ort und die Eigenheit als den Inhalt dieser Kultur betreffen. Demnach stellt sich die Frage, wie es sich mit diesem Inhalt verhält, bzw. wie und unter welchen Bedingungen er erschlossen werden kann. Dazu möchte ich bemerken, daß diese Frage für die Kulturanthropologie vor allem deshalb von Bedeutung ist, weil Distanz und Nähe zum Forschungsgegenstand stärker als in anderen Disziplinen ein Problem bilden. Der Grund dafür liegt im Gegenstandsbereich dieser Disziplin, sofern sie Menschen und Kulturen zu erfassen sucht, die im Unterschied zur Kultur der Forscher unter denkbar einfachsten Bedingungen in Erscheinung treten. Dies trifft insbesondere dann zu, wenn es sich, wie etwa bei den von P. Schebesta erforschten Völkern, um Sammler und Jäger handelt, die in kleinen Gemeinschaften d.h. im Rahmen lebensgemeinschaftlicher Beziehungen, überleben und ein menschenwürdiges Dasein finden.

Die langsam durchsickernde Kenntnis von schriftlosen Kulturen, in denen im 19. Jahrhundert die Kulturanthropologie ihr Forschungsobjekt, und mit diesem auch sich selbst als wissenschaftliche Disziplin entdeckte, äußerte sich zunächst und vornehmlich in zum Teil wilden Theorien über den Ursprung und die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts. Obwohl diese Theorien vielfach einem mythischen Bedürfnis entgegenkamen, bei dem vorgefaßte Meinungen und Projek-

tionen wichtiger waren als die tatsächliche Lebensführung der Menschen, waren sie dennoch ein Anlaß, die Forschung voranzutreiben und den Ansprüchen wissenschaftlicher Prinzipien gerecht zu werden. Dieser Prozeß dauert auch heute noch an, und wird es wohl weiterhin tun, da selbst wenn es keine schriftlosen Kulturen mehr geben sollte, die Ergebnisse zahlloser Feldforschungen um ein tieferes Verständnis fragen. Hinzu kommt, daß beim Studium schriftloser Kulturen gewonnene Perspektiven und Methoden auch bei Schriftkulturen anwendbar sind und damit eine bleibende Herausforderung für deren Begreifen bilden. Doch ist nicht dies der Punkt, um den es mir geht, sondern die Feststellung, daß die Grundprobleme kultureller Wirklichkeit nur dann angemessen behandelt werden können, wenn wir der lebensgemeinschaftlichen Dimension des Menschseins die Aufmerksamkeit schenken, die ihr zukommt. Diese Feststellung ist allgemeiner Natur, erhält aber paradigmatische Bedeutung in der Kulturanthropologie, weil Feldforschung und Forschungsgegenstand die Auseinandersetzung mit den Grundproblemen des Menschseins im Bereich lebensgemeinschaftlicher Beziehungen direkt einfordern.

Wenngleich es keinen Menschen gibt, der nicht von der Gemeinschaft geprägt wäre, in der er aufgewachsen ist, so ist die Kultur und Leben vermittelnde Gestalt dieser Gemeinschaft zumal dann nur schwer einzuschätzen, wenn sie von komplexen Gemeinschaftsformen und sozialen Beziehungen überlagert wird. Dagegen erweisen sich insbesondere die Kulturen von Sammlern und Jägern als Lebensformen, die sich weitgehend in lebensgemeinschaftlichen Beziehungen darstellen, sodaß wir auch von lebensgemeinschaftlichen Kulturen sprechen können. Daraus folgt nicht, daß es in diesen Kulturen keine Komplexität gibt, wohl aber daß sich deren Komplexität, wie immer sie gegeben sein mag, primär im Umkreis lebensgemeinschaftlicher Beziehungen auswirkt; d.h. daß sie dem heranwachsenden Menschen nicht von außen auferlegt wird. Bedenkt man außerdem, daß der heranwachsende Mensch im Rahmen lebensgemeinschaftlicher Beziehungen mit den konkreten und zugleich anfänglichen Bedingungen seines Menschseins konfrontiert wird, dann folgt daraus, daß im Verständnis dieser Beziehungen die Prinzipien oder Anfänge des Menschseins mit zur Diskussion stehen. Der Sinn dieser Anfänge kann zwar auch historisch verstanden werden, da lebensgemeinschaftliche Beziehungen der Zeit nach notwendigerweise früher sind als die Kulturen, die sich auf deren Grundlage entfaltet haben. Seiner eigentlichen Bedeutung nach ist dieser Sinn jedoch prinzipiell zu verstehen, da er zum Vollzug zwischenmenschliche Beziehungen gehört und in deren Gelingen seine Bedeutung erlangt. Während demnach die in der Zeit auftretenden Anfänge ihrem Sinn nach zeitlos sind, verweisen sie in der historischen Zeitenfolge auf eine „gleichzeitige Dauer“, in der mitmenschliche Beziehungen möglich werden und die Distanz zwischen den Kulturen in gemeinsamer Gegenwart überbrückt wird.¹⁵

Da die Kulturgeschichte nicht mit der Erfindung des Ackerbaus beginnt, kann man annehmen, daß die Menschen, die vor dieser Erfindung lebten, dies zumindest teilweise auf ähnliche Weise taten wie die in den letzten Jahrhunderten bekannt gewordenen Sammler und Jäger. Doch verlieren sich die mutmaßlichen Anfänge empirisch vorstellbarer Lebensformen nicht nur im Dunkel vergangener Zeiten, sondern beziehen sich auf ein Anfangen, das in der Abfolge von Ereignissen und nicht im Zustandekommen der Ereignisse selbst besteht. Demgegenüber erweist sich die Frage nach den Anfängen kultureller Wirklichkeit als ein Problem, welches das Ganze dieser Wirklichkeit im Verhältnis zu Zeit, Raum und Werden in den Blick rückt. Auf der einen Seite weisen die Erfahrungen sich ständig wiederholender Gegenwart im Miteinander der Menschen darauf hin, daß sich in ihnen das Ganze der kulturellen Wirklichkeit vergegenwärtigt und der Grund dafür ist, daß Tun und Taten den Charakter kultureller Phänomene annehmen. Auf der anderen Seite ist der Mensch ein Wesen, das nicht nur geboren wird und stirbt, sondern sich in allem Tun und Lassen direkt oder indirekt

15 Vgl. dazu Johannes FABIAN, *Time and the Other. How Anthropology Makes the Other*, New York: Columbia University Press, 1983, 30ff.

zu seiner jeweiligen Kultur verhält, die es zu erhalten und unter wechselnden Bedingungen auch zu entfalten gilt. Da beide Seiten, wenngleich unterschieden, so doch untrennbar miteinander verbunden sind, erscheint das Ganze der kulturellen Wirklichkeit notwendigerweise in zeitlichen und räumlichen Gestalten, in denen es sich der Ordnung des Werdens und Vergehens entsprechend als konkrete Wirklichkeit darstellt.

In der Tat unterscheiden sich Kulturen voneinander in der Art und Weise wie sie das Ganze kultureller Wirklichkeit konkretisieren und sich darin sowohl zu den Prinzipien dieser Wirklichkeit als auch zu den Bedingungen von Raum, Zeit und Werden verhalten. Demnach ist es nicht nur angebracht, sie auf ihre Prinzipien hin zu befragen, sondern auch möglich, den Bewegungen nachzugehen, die in der Unterscheidung von Prinzipien und ihrer Anwendung sichtbar werden – wie etwa, wenn wir von einer Kultur des Erkennens sprechen, in der, so sie zustande gekommen wäre, die Bewegungen von Denken und Begreifen ihr Ziel erreicht hätten. Umgekehrt ist es aber auch möglich, die Prinzipien zurückzuverfolgen und auf Anwendungen hin zu untersuchen, in denen das Ganze der kulturellen Wirklichkeit anfänglich konkret geworden ist. Ihrer Intention nach verweist diese Fragestellung, wie bereits angedeutet, auf die Dimension lebensgemeinschaftlicher Beziehungen, die in allen Kulturen angetroffen wird, in denen von Sammlern und Jägern jedoch mit deren Darstellung weitgehend zusammentrifft.

Da weitgehendes Zusammentreffen kein tatsächliches Zusammentreffen bedeutet, bleiben sowohl die Unterschiede zwischen den einzelnen Sammler- und Jägerkulturen erhalten als auch die Eigenart der Fragestellung, der zufolge die als Andeutung einer Dimension verstandene Bedeutung des anfänglichen Ganzen nicht aufgehoben wird. Seinem Sinn nach bezieht sich das anfängliche Ganze auf konkrete Beziehungen. Gleichwohl erschließt sich dieser Sinn nur in dem Maße als es gelingt, den prinzipiellen Charakter konkreter Beziehungen zu erfassen. Von entscheidender Bedeutung für die Kulturanthropologie sind demnach zwei Aspekte; nämlich erstens, daß lebensgemeinschaftliche Kulturen wesentlich zu ihrem Gegenstandsbereich gehören; und zweitens, daß dadurch Fragen aufgeworfen werden, welche die Auseinandersetzung mit den Prinzipien kultureller Wirklichkeit im Umkreis konkreter Daseinsformen nach sich ziehen, welche diese Prinzipien anfänglich vergegenwärtigen. Die Kulturanthropologie erweist sich demnach in dieser Auseinandersetzung als Basiswissenschaft, nicht weil dies ihre primäre Intention wäre, sondern weil die Begegnung des Menschen mit dem Menschen unter elementaren Bedingungen dies nahelegt und letztlich auch einfordert. Dies trifft vor allem dann zu, wenn nicht nur Werkzeuge und soziale Strukturen, sondern auch und vor allem die geistige Verfassung und das Selbstverständnis der Menschen um Darstellung und Erfassen fragen. Für P. Schebesta jedenfalls war dieses Erfassen ein zentrales Anliegen, dem er in der Darstellung seiner Forschungsergebnisse möglichst gerecht zu werden versuchte.

Die bisherigen Erörterungen sind grundsätzlicher Natur und als Andeutungen zu verstehen, die um ein vertieftes und umfassendes Verständnis fragen. Doch möchte ich darauf nicht näher eingehen, sondern mich vor allem auf die Frage nach dem kulturellen Hintergrund konzentrieren, der für die kulturanthropologischen Forschungen von P. Schebesta maßgebend war und dementsprechend zu berücksichtigen ist, wenn wir diese und ihn selbst als Person und Persönlichkeit zu würdigen versuchen. Dementsprechend wende ich mich zunächst seinem Lebenslauf zu, um daran anschließend nach seiner Spiritualität zu fragen und auf Grundanliegen seiner Forschungen näher einzugehen. Damit ist der Rahmen angedeutet, in dem die Briefe ihren Platz einnehmen. Als persönliche Mitteilungen, die primär zur Welt des Forschers gehören, lassen sie zumindest ausschnittsweise sehen, wie in Erfahrungen und Begegnungen mit Menschen anderer Kulturen deren Welt in die des Schreibenden Eingang findet und zur Geltung kommt.

2

Lebenslauf

2. LEBENS LAUF

Paul Joachim erblickte das Licht der Welt am 20. März 1887 in Groß-Peterwitz, Kreis Ratibor in Oberschlesien, als Sohn der Eheleute Anton Schebesta und Johanna, geb. Wytisk. Seine Eltern waren Häusler, die als kleine Bauern mit eigenem Haus ein zwar karges und anstrengendes, zugleich aber auch überschaubares und auskömmliches Leben führten, das es ihnen erlaubte, in Ansehen und Würde für ihre Kinder zu sorgen. Groß-Peterwitz (heute: Pietrowice Wielkie), liegt an der Zinna, einem linken Nebenfluß der Oder, im Hultschiner Ländchen, das nach dem Schlesischen Krieg 1742 von Österreich an Preußen übergegangen war. Wie die Chronik des Heimatkundlers Paul Kletzka im Internet berichtet,¹⁶ war Groß-Peterwitz „eines der größten Bauerndörfer im Kreis und als das ‚Schneiderdorf‘ weit über seine Grenzen bekannt.“ Mit mehreren anderen Gemeinden auf der rechten Zinnaseite, gehörte die Pfarre zur Erzdiözese Olmütz. Die Muttersprache fast aller Dorfbewohner war mährisch, so auch die des jungen Paul. Zu seiner Zeit zählte das Dorf etwa 1800 Seelen.

Der Lebenslauf von Paul Joachim Schebesta läßt sich wie folgt zusammenfassen: Die ersten dreizehn Jahre seines Lebens verbringt Paul mit seinen Eltern in Groß-Peterwitz. Von 1900 bis 1905 absolviert er seine Gymnasialstudien in der von der Gesellschaft des Göttlichen Wortes (Societas Verbi Divini – SVD) als Internat geführten Missionsschule Heiligkreuz bei Neiße (heute Nysa). Nach dem Abitur tritt er am 2. 9. 1905 der Ordensgemeinschaft der Steyler Missionare bei. Im Missionsseminar St. Gabriel, in Maria Enzersdorf bei Wien, folgt er zunächst dem auf zwei Jahre hin ausgelegten Studiengang des damaligen Lyzeums, in dem den zukünftigen Missionaren die Welt der Philosophie und Wissenschaften erschlossen werden sollte. Dem schließen sich das Noviziat und fünf Jahre Theologie an. Am 29. 9. 1911 erfolgt dann die Priesterweihe. Von 1912 an arbeitet P. Schebesta bis zu seiner Internierung durch die Portugiesen (im April 1916) als Missionar in Mosambik, und nach Ende der Internierung in Portugal, bis 1920 in Lissabon, wo er mit P. Freimann versucht, die Mission am Sambesi wieder aufzunehmen.

Ende 1920 kehrt P. Schebesta nach St. Gabriel zurück, um in der Redaktion der von P. Wilhelm Schmidt im Jahre 1906 gegründeten Internationalen Zeitschrift für Völker und Sprachenkunde, d.h. des *Anthropos*, zu arbeiten. Auch übernimmt er die Dozentur für Ethnologie, Religionswissenschaft und Linguistik an der Hochschule St. Gabriel, und ab 1947 die für Völkerkunde an der Hochschule für Welthandel in Wien. Soweit es seine Zeit zuläßt, betätigt er sich als Seelsorger; zunächst in einer Arbeiterpfarre am Laaerberg (Wien X); dann von 1931 bis zum 31. März 1967 als Kirchendirektor der Confraternität (Wien VIII, Skodagasse 32), einer Privatklinik, die von 1890 bis 1976 von den „Dienerinnen des heiligsten Herzen Jesu“ betreut wurde. Von 1941 bis 1950 steht er den „Franziskanerinnen von der christlichen Liebe“ zur Seite, die im Mödlinger Bezirkskrankenhaus arbeiten, zu denen auch die von den Nazis am 20. März 1943 ermordete selige Schwester Maria Restituta (Helene Kafka) gehörte.

1926 promoviert er mit einer Arbeit über „Das Opfer in Afrika. Eine kulturhistorische Abhandlung über Verbreitung und Wesen afrikanischer Opfer“ an der philosophischen Fakultät der Universität Wien. Die Ethnologie war in dieser Zeit in dem von Hermann Junker (1872–1962) gegründeten „Institut für Ägyptologie und Afrikanistik“ untergebracht, wobei Wilhelm Czermak (1889–1953) für die Afrikanistik zuständig war.

Von 1923 an konzentriert er sich vor allem auf die Vorbereitung, Durchführung, und Auswertung seiner Feldforschungen in British Malaya und im Belgischen Kongo. Von den durch seine Expeditionen nach Malaya (1924/25), den Philippinen (1938/39), in den Kongo (1929/30, 1934/35, 1949/50, 1954/55) bedingten Unterbrechungen abgesehen, und der durch die Naziherrschaft er-

¹⁶ <http://www.gross-peterwitz.com/>

zwungen Aufhebung des Missionshauses (1941/45), durch die er sich genötigt sieht, nach Wien auszuweichen, verbleibt P. Schebesta bis zu seinem Tode am 17. 9. 1967 in St. Gabriel.¹⁷

2.1 Kindheit und Gymnasialzeit

In einer Bandaufnahme aus dem Jahre 1958, die mir sein Großneffe dankenswerterweise zur Verfügung gestellt hat, beschreibt P. Schebesta in einem Gespräch mit Johannes Fabian, wie er seine ersten Jahre in Groß-Peterwitz verbrachte. Er erinnert sich an Personen und Eindrücke, die ihm geblieben sind, an seine Eltern und Geschwister, an Kirche und Schule, an Brauchtum und Lebensart. Auch erzählt er von Bubenstreichen und seiner Rolle als Anführer seiner Spielkameraden.

Seine Eltern und Geschwister hält er, das jüngste von vier Kindern, in liebevoller Erinnerung. Er erwähnt, daß es noch mehr Geschwister gab, die aber bereits als Kinder verstorben sind. An den Vater erinnert er sich, wie dieser gerne mit ihm spielte, ihm Spielzeug bastelte, etwa einen Kartowagen mit einem sich drehendem Hampelmann darauf. Der Vater liebte es zu wallfahren, und nahm ihn auch mit, als er größer war. Er erzählte ihm viel von Reisen und der weiten Welt, und weckte so schon früh sein Interesse für andere Länder und Menschen.

Seine Mutter hat ihn sehr gerne gehabt, vielleicht wohl deshalb, weil er der Jüngste war. Auch war sie der Meinung, daß aus ihm etwas Besonderes werden würde. Als er im Alter von sechs oder sieben Jahren seinen ersten Taler erhielt, weil er, wie die anderen Kinder, in der Freizeit Rüben jätete, brachte er diesen voll Freude seiner Mutter. Ein Schlüsselerlebnis dürfte wohl eine Episode gewesen sein, in der seine Mutter tätlich angegriffen wurde. Als er sah, daß sie die schwächere war, nahm er eine Stange, mit der er laut schreiend so lange auf den Angreifer eindrosch, bis dieser sich zurückzog. Sein Einsatz für unterlegene Menschen, der ihn auf seinen Expeditionen mitunter selbst zum Knüppel greifen ließ, wird jedenfalls verständlich, wenn man sich diese Szene vor Augen führt.

Wie die meisten Familien im Dorf war auch die des kleinen Paul eine fromme Familie. Man lebte im Rhythmus des Kirchenjahres, mit Ostern und dem Osterreiten als einem Höhepunkt, war bescheiden, zurückhaltend, betete viel, und erfüllte seine Pflicht. Das Osterreiten bestand in einer Pferdeprozession mit der Figur des Auferstandenen, und einem Wettreiten, das im Anschluß an die Prozession stattfand. Als Beispiel für die Frömmigkeit der Familie erwähnt P. Schebesta das tägliche Rosenkranzgebet im Oktober, an dessen Ende für die armen Seelen gesungen wurde, und an dem auch die Kinder teilnahmen, obwohl sie lieber ins Bett gegangen wären. Ein anderes Beispiel ist die Ehrfurcht, mit der man dem Priester begegnete, und von der P. Schebesta sagt, daß sie eine absolute war. Ging ein Priester durch die Felder, dann ließen die Bauern sogar den Pflug stehen, um ihrem Priester die Hand küssen zu können. Als Jungpriester konnte er das selbst auch erleben. Das religiöse Verhalten war, so möchte ich sagen, wohl ebenso selbstverständlich und bindend wie alle anderen

17 P. Schebesta erhielt zahlreiche Ehrungen und Auszeichnungen. Er war Träger der Carl-Toldt-Medaille der Österreichischen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Prähistorie (20. III. 1947); Ordentliches Mitglied der Wiener Katholischen Akademie (6. April 1949); Honorary Fellow, Royal Anthropological Institute, London (20. I. 1953); Korrespondent des Naturhistorischen Museums Wien (1. XII. 1955); Korrespondierendes Mitglied der österreichischen Akademie der Wissenschaften (15. V. 1956); Korrespondierendes Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie (27. X. 1956); Membre Correspondant de la Commission Linguistique Africaine, Bruxelles, Académie royale des sciences d'outre-mer (Belgique); Träger des Ehrenrings der Stadt Wien (22. III. 1957); Ehrenbürger von Maria-Enzersdorf (2. X. 1961); Träger des Großen Verdienstkreuzes des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland (9. XI. 1962); Ordentliches externes Mitglied der Societas anthropologica Slovaca ad Academiam Scientiarum (4. IV. 1965); Mitglied der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften 1967; Träger der A. Hrdlicka-Medaille (20. III. 1967).

Verhaltensweisen. Als Teil derselben unterschied es sich von diesen jedoch dadurch, daß es den Rahmen bereitstellte, in dem sich das geistige Leben vollzog.

Bemerkenswert ist die kirchliche Einteilung von Groß-Peterwitz. Während die Bewohner auf der linken Seite der Zinna zur Diözese Breslau gehörten und Polnisch sprachen, gehörten die Bewohner am rechten Ufer zur Diözese Olmütz und sprachen Mährisch, wobei in beiden Fällen Deutsch als Amts- und Schulsprache gebraucht wurde. So kam es, daß der kleine Paul sich dafür entschied, seine erste Beichte nicht auf Deutsch, sondern auf Mährisch abzulegen. Auch erinnert er sich, daß er vom Erzbischof von Olmütz anlässlich eines Besuchs, bei dem dieser die Schüler examinierte, ein großes Gebetbuch als Geschenk erhalten hat. Die Pflege der Muttersprache wurde vor allem von kirchlicher Seite gefördert.

Paul war ein rühriger Junge, der sich für Unternehmungen verschiedenster Art begeistern konnte, den seine Klassenkameraden als ihren Anführer ansahen, der kaum einzuschüchtern war, der aber auch, so möchte ich hinzufügen, dem Abschlußzeugnis der Volksschule zufolge, den Unterricht „regelmäßig“ besuchte, „stets befriedigenden“ Fleiß zeigte, „gute Anlagen“ mitbrachte und im Betragen „meistens gut“ war.¹⁸ Schebesta erinnert sich an eine Truppe, die mit einem Bären, einem Kamel und einem Äffchen das Dorf besuchte. Keiner außer ihm wagte es, das Kamel zu besteigen, sodaß er als einziger, mit dem Äffchen auf ihm, vom Rücken des Kamels in die Welt blickte. Überhaupt liebte er es zu reiten. So setzte ihn einmal seine neun Jahre ältere Schwester Beata auf den Rücken einer Kuh und ließ ihn vom Feld nach Hause reiten. Später kamen Ritte auf Pferderücken hinzu, wobei einmal das Pferd auf der Weide mit ihm im Galopp durchging und er sich gerade noch an der Mähne festhalten konnte.

Bubenstreiche und Dummheiten gab es mehr als genug. Einmal hatten er und sein Freund Robert Kubichek im Schweinestall der Eltern ein Feuer gelegt, das nur mit Mühe gelöscht werden konnte, bevor der ganze Stall und das Haus in Flammen aufgingen. Weniger dramatisch, aber umso eindrucksvoller ist eine Szene, in dem er sich mit einem Freund in den Kuhstall zurückzog, um sich, wie es die alten Leute tun, im Fluchen zu üben und gegenseitig auszustecken. Es kam vor, daß sich die Jugendlichen umliegender Dörfer sowie die Klassen der Unter- und Oberschule in Steinschlachten bekämpften. Bei einer dieser Schlachten sah er, wie sein zwei Jahre älterer Bruder Josef, der auf der Gegenseite kämpfte, von einem Stein auf der Schläfe getroffen wurde, und betäubt liegen blieb. Glücklicherweise erholte er sich schnell, sodaß die Eltern nichts merkten.

Zu den Lausbübereien gehört auch das Essen von fremden Kirschen, das Nachrufen von Namen, das Fangen von Vögeln. So gelang es dem kleinen Paul und seinen Freunden einmal zwanzig Entchen nach Hause zu bringen, die dann jedoch am anderen Tag allemal aus dem Verschlag verschwunden waren. Wenn die Kinder zu Ostern durch die Nachbarschaft zogen, um ihre Segenswünsche aufzusagen, und, was selten vorkam, nichts erhielten, parodierten sie ihre Segenssprüche und wünschten das Gegenteil. Doch waren die Leute meistens sehr freigiebig.

Der kleine Paul liebte es, Blumen für einen Blumenstrauß zu sammeln, was freilich auch problematisch werden konnte, etwa wenn er sich am Fliederstrauch eines Bauern zu schaffen machte und dieser plötzlich mit der Sense vor ihm stand. Doch war es nicht nur die Schönheit von Blumen, die ihn beeindruckte. P. Schebesta erinnert sich insbesondere an ein gewaltiges Wetterleuchten, das er mit seiner Schwester Beata und seinem Bruder Josef erlebte, sowie an ein Gewitter auf dem Rübenfeld, bei dem der Blitz in drei Kreuzen zu sehen war und wovon er sagt, daß er dergleichen nie wieder gesehen habe.

18 Das vom Hauptlehrer August Waniek am 8. Januar 1900 unterzeichnete Zeugnis Nr. 2358 gibt an, daß bis auf Schönschreiben, Zeichnen, Gesang, Turnen und Obstbaumzucht, in denen Paul ein genügend erhielt, die übrigen Fächer mit fast gutem, ziemlich gutem, und gutem Erfolg abgeschlossen wurden.

Ich erwähne diese Episoden aus der Kinderzeit vor allem deshalb, weil die Welt, in die der kleine Paul als neugieriger und unternehmungslustiger Knabe hineinwuchs, mancherlei Übereinstimmungen mit den Welten aufweist, die er später, zunächst als Missionar am Sambesi, und dann vor allem als Feldforscher in Asien und Afrika kennen lernen sollte. Es wurde ihm, wie er des Öfteren zu sagen pflegte, gewiß „nicht an der Wiege gesungen, daß [er] einmal Pygmäenforscher werden würde“. Doch erlaubten es ihm die Erfahrungen in und mit der Dorfgemeinschaft, einen besonderen Zugang zu den von ihm erforschten Kulturen zu finden, da er sich in deren Eigenheiten zumindest teilweise wiedererkennen konnte. Doch bevor ich darauf näher eingehe, wende ich mich dem nächsten Abschnitt im Lebenslauf von P. Schebesta zu.

Am 21. April 1900 begann Paul Schebesta seine Gymnasialstudien im Missionshaus Heiligkreuz, einem Internat, das sechs Jahre zuvor von der Gesellschaft des Göttlichen Wortes (SVD) bei Neiße (Nysa) in Schlesien zur Ausbildung zukünftiger Missionare gegründet worden war. Zuvor hatte er wie sein Bruder Josef, der ein Jahr vor ihm nach Heiligkreuz ging, beim Dechanten Thomas Kamradek (1846–1922) Latein gelernt, um eine Klasse überspringen zu können. Auch war es Dechant Kamradek, der seinen Bruder und ihn überredete, zu den Steylern in Heiligkreuz zu gehen, obwohl sich die beiden bereits für die Salesianer Don Boscos in Turing entschieden hatten, die ihnen durch allerlei Schriften bekannt geworden waren. Er selbst wollte in dieser Zeit zunächst Kaplan werden, „ein kleiner Herr“, wie dieser im Dorf genannt wurde, begeisterte sich aber sehr bald für den Missionsberuf, da dieser seinem, von eifrigem Lesen unterstützten, Fernweh sehr entgegen kam.

Seinen eigenen Worten zufolge, war der kleine Paul ein Lausbub, ein vorlauter Anführer, der für Streiche stets zu haben war. Im Missionsgymnasium änderte sich dies jedoch schlagartig: Er wurde, wie er im Nachhinein meint festhalten zu müssen, „ein anderer Mensch“. Er kapselte sich ein. Unter den Mitschülern hatte er zwar einige gute Freunde, an Lehrer und Erzieher fand er jedoch keinen Anschluß. Manche waren seinem Empfinden nach sympathisch, andere weniger. Doch blieb er ihnen gegenüber verschlossen. Seinen eigenen Worten zufolge weiß er nicht, ob sich je einer der Erzieher um ihn bemühte.

Als Schüler interessierte sich Paul für Sport. Er spielte gerne Schlagball. Vor allem aber war er ein leidenschaftlicher Schachspieler. Man spielte einfaches, zweifaches, und auch vierfaches Schach. Jede freie Minute wurde benutzt. Schach war seine ganz große Leidenschaft in Heiligkreuz. Neben dem Studium liebte er es, interessante Bücher zu lesen, wobei Herchenbach Hefte an erster Stelle standen.¹⁹ Griechisch sagte ihm in einer Weise zu, daß er bereits im zweiten Studienjahr anfang, Homer zu lesen.

Sein Interesse für Sprachen zeigte sich u.a. darin, daß er seinen Bruder Josef dafür begeisterte, mit Hilfe einer Grammatik zusammen Tschechisch zu lernen. Auch gelang es ihm, da die mährische Muttersprache sich deutlich von der tschechischen Standardsprache unterscheidet, einen Tschechisch sprechenden Arbeiter ausfindig zu machen, der bereit war, den beiden die richtige Aussprache beizubringen.

Auch interessierte er sich insbesondere für das slawische Volkstum. Dies veranlaßte ihn, zusammen mit seiner vom Vater geförderten Neigung für das Reisen, etwa als Quartaner (als Schüler der dritten Klasse des Gymnasiums) in den Ferien von zu Hause zu verschwinden und Olmütz zu besuchen. Da er wußte, daß man ihm dies nicht erlauben würde, sagte er nichts davon. Der Unmut war

19 Der Lehrer und Schriftsteller Wilhelm Herchenbach (1818–1889), dessen Werk mehr als dreihundert Bücher umfaßt, veröffentlichte zweihundert Bände „Erzählungen für Jugend und Volk“, in denen er seine Leser durch spannende Geschichten mit historischen Themen und nacherzählten Sagen im Geiste ‚echter Frömmigkeit und christlich geprägter Moral‘ zu erziehen versuchte. Zu den Heften, die bis 1930 mit großem Erfolg im Verlag Mainz in Regensburg verlegt wurden, gehören auch die fünfundzwanzig Bände der Reihe „Wanderungen über alle Theile der Erde.“ Vgl. dazu: http://de.wikipedia.org/wiki/Wilhelm_Herchenbach

dementsprechend groß als er wieder zurückkam, da niemand wußte, wo er über Nacht geblieben war. Ein weiteres Abenteuer dieser Art war ein Besuch in Krakau, zu dem er sich als Untersekundaner (als Schüler der sechsten Klasse) mit einigen Mitschülern, ebenfalls in den Ferien, verabredet hatte. Da er bei dieser Gelegenheit einem Freund eine Trachtenkarte geschickt hatte, die schließlich in die Hände des Stifters P. Arnold Jansen gelangte, erhielt er, wie er mir erzählte, von diesem einen eigenhändigen Brief, in dem er streng ermahnt und darauf hingewiesen wurde, daß dies nicht vorkommen dürfe.

Die Beschäftigung mit Dingen, die nicht direkt zum Unterricht gehörten, wirkte sich dahingehend aus, daß die Leistungen in den Schulfächern unregelmäßig waren. Er konnte die besten Noten erzielen, und kurz darauf mit schwachen Ergebnissen aufwarten, sodaß sich einer seiner Lehrer einmal vor der Klasse darüber wunderte, wie es möglich sei, daß er in der einen Arbeit ein AAB und in der nächsten ein CCD erhielt. „Heute,“ so bemerkt P. Schebesta nach mehr als fünfzig Jahren, „weiß ich es.“ Er hatte eben mehr Interesse an seinen Herchenbach Heftchen und am Schachspiel als am Unterricht. Mag sein, daß sich darin, wie er selbst meinte, ein Manko in der Erziehung zeigte. Vor allem aber lernen wir einen Menschen kennen, der seinen eigenen Weg geht und seine Unabhängigkeit zu schätzen weiß.

2.2 St. Gabriel

Nach erfolgreichem Abschluß des Gymnasialstudiums in Heiligkreuz setzen Schebesta und seine Klassenkameraden im September 1905 ihre Studien im Lyzeum des Missionsseminars St. Gabriel bei Mödling (Wien) fort. Die Einrichtung des zweijährigen Lyzeums war vom Geist wissenschaftlichen Denkens im Sinne gründlicher Allgemeinbildung auf akademischem Niveau geprägt, wobei die Förderung individueller Veranlagungen und Neigungen eingeschlossen war. Neben Pflichtfächern gab es Fakultativfächer sowie die Möglichkeit in beschränktem Rahmen auch eigenen Hobbys nachzugehen. Letzteres war freilich mit der Warnung verbunden: „Achthaben auf die Steckenpferde, damit sie keine Löwen werden.“²⁰ Die beiden Jahre des Lyzeums, in denen vor allem Philosophie und naturwissenschaftliche Fächer unterrichtet wurden, dienten der Vorbereitung auf das Studium der Theologie einerseits und des Missionarsberufs andererseits. Wichtig für den Werdegang von P. Schebesta war das Seminar von P. Wilhelm Schmidt, von dem er ebenso wie sein Bruder Josef, der ein Jahr früher nach St. Gabriel gekommen war, in Sprachwissenschaft und Völkerkunde eingeführt wurde.

P. Schebesta studierte gern. Insbesondere las er viel über fremde Kulturen. Er liebte es aber auch, Fußball und Schach zu spielen. Die zweimonatigen Ferien zwischen Lyzeum und Theologiestudium gebrauchte er, um mehrere Tage in Prag zu verbleiben. Bei dieser Gelegenheit besuchte er Franz Lehár's ‚Die lustige Witwe‘, die einen ‚ziemlich starken Eindruck‘ auf ihn machte. Er tat dies aus freien Stücken in dem Bewußtsein, daß die Oberen, hätte er sie gefragt, diesem Besuch wohl kaum zugestimmt hätten.

Die Zeit des Lyzeums unterschied sich, was Einstellung und Verhalten betrifft, nicht allzusehr von der in Heiligkreuz. Seinen eigenen Worten zufolge war P. Schebesta ein loser Vogel. Dies änderte

²⁰ Zitiert in Josef ALT, SVD, „Arnold Janssen, Gedanken zur Aus- und Weiterbildung“, <http://www.svdcuria.org/public/histtrad/founders/aj/aj0503de.htm#9>. Als Quelle verweist er auf A. Rohner, Die Vortragstätigkeit P. Arnold Janssens. Erster Teil: Exerzitien, Rom 1976 (Analecta SVD-30), p. 165. In Anmerkung [1] verweist Josef Alt auf J. Kraus, „Verzeichnis der Lehrfächer in St. Gabriel von Herbst 1889 bis Sommer 1960“, Verbum 3, 1961, 174–183; sowie „Namensverzeichnis der von Herbst 1889 bis Sommer 1960 in St. Gabriel tätigen Lehrer und ihre Lehrfächer“, Verbum 3, 1961, 276–282.

sich jedoch grundlegend mit dem Beginn des Noviziats, das nach den zweimonatigen Ferien im September des Jahres 1907 begann, sodaß er gewissermaßen zum zweiten Mal ein anderer Mensch wurde. P. Schebesta wandte sich ganz der Askese zu. Vor allem aber begegnete er in der Gestalt des Novizenmeisters und späteren Generalsuperiors der Gesellschaft P. Wilhelm Gier (1867–1951) einem Lehrer und Erzieher, dem er sich anschließen, und dessen innerer Führung er sich anvertrauen konnte. P. Gier wurde ihm ein sehr guter Freund, der ihn tief beeinflusste, und der ihn in seinen Briefen stets als ‚mein lieber Paul‘ anredete.

Da P. Schebesta in späteren Jahren die Askese als Selbstzweck strikt ablehnte, darf man annehmen, daß es P. Gier gelang, bereits den Novizen in dieser Haltung zu bestärken und die Askese in den Dienst der Freiheit zu stellen. Im Lichte seines lebenslangen Strebens nach aufrichtiger Frömmigkeit erhielten seine asketische Bestrebungen die Bedeutung eines vorübergehenden Experiments, das ihn lehrte, sich so wie er war, nicht zu verleugnen, sondern sowohl die ihm gestellten als auch die von ihm ergriffenen Aufgaben mit dem Einsatz aller Kräfte zu erfüllen. Ich werde darauf zurückkommen, wenn ich auf die Spiritualität von P. Schebesta eingehe.

Das Studium der Theologie war eher eine Pflicht als eine große Leidenschaft. Er betrieb dieses Studium ‚so gut und schlecht es ging‘. Als ein Mensch, der sich vor allem um eine gelebte Frömmigkeit bemühte, stand P. Schebesta der Theologie zwar nicht abweisend, wohl aber mit einer gewissen Zurückhaltung gegenüber. Dagegen wuchs sein Interesse für die Muttersprache und das mährische, tschechische und slowakische Volkstum. Dies veranlaßte ihn, über die Einführung und Verbreitung der Missionsidee in der Tschechoslowakei nachzudenken und mit Geistlichen und Bischöfen in der Tschechoslowakei zu korrespondieren und Einzelheiten zu besprechen. So faßte er im dritten Jahr seines Theologiestudiums den Plan, einen Missionskalender und eine Missionszeitschrift in tschechischer Sprache herauszugeben und die entsprechenden Mitarbeiter dafür zu finden. Da ihn der Rektor von St. Gabriel, P. Hansen, auch finanziell (mit 4000 Kronen) unterstützte, gelang es, den Kalender herauszubringen. In Kinderkatechesen kümmerte er sich aber auch um die, in der Mehrzahl tschechischen, Kinder der Ziegelerbeiter, die in der Umgebung von St. Gabriel und Mödling beschäftigt waren.

Am 29. September 1911 empfing P. Schebesta vom Wiener Weihbischof Dr. Hermann Zschokke die Priesterweihe. Bis zur endgültigen Bestimmung ihrer Aufgabe mußten die Neupriester jedoch noch ein weiteres Jahr Theologie studieren. Wohl wurde ihnen ihre Bestimmung in dieser Zeit mitgeteilt. P. Schebesta meldete sich für die von der Gesellschaft gerade übernommene Mission am Sambesi (Mosambik), hoffte aber, sein Bemühen um die Einführung der Missionsidee in der Tschechoslowakei weiterführen zu können.²¹ Dazu kam es jedoch nicht: Er sollte als Missionar in Japan arbeiten. Was tat der junge Pater? Klug und praktisch wie er war, nahm er Kontakt auf mit der Japanischen Botschaft in Wien und fing an, mit Hilfe des Attachés die Sprache zu erlernen. Dazu fuhr er etwa drei Monate lang zweimal die Woche nach Wien. Doch kaum hatte er es soweit gebracht, eine kleine Konversation führen zu können, da teilte ihm P. Grendel, der damalige Rektor von St. Gabriel, mit, man bräuchte noch einen Missionar für die Sambesi Mission, und fragte ihn, ob er diese Aufgabe nicht gerne übernehmen möchte. Er hätte sich doch für diese Mission gemeldet. Dazu müsse er allerdings, so schnell wie möglich abreisen. Pater Schebesta zögerte nicht; er

21 In seinem großen letzten Werk, Portugals Konquistamission in Südost-Afrika, Missionsgeschichte Sambesiens und des Monomotapreiches (1560–1920), St. Augustin: Steylerverlag, 1967, erwähnt P. Schebesta in einer Anmerkung auf Seite 325: „In lebhafter Erinnerung ist mir noch der Besuch P. Hillers [SJ] im Jahre 1900 im Missionsaus Heiligkreuz bei Neiß, Schlesien, und vor allem des Negerknaben [sic!] Canisio in seiner Begleitung, der uns Schüler begeisterte; seine großen, rollenden Augen im schwarzen Gesicht wirkten irgendwie unheimlich auf uns. Damals konnte ich nicht ahnen, daß nach zwölf Jahren dieser Negerknabe, als junger Katechist von Boroma mir die Anfangsgründe seiner Muttersprache, des Chinhungwe, beibringen würde.“

sagte Ja. So kam es, daß er über alles ein großes Kreuz machte, die Sorge um den Missionskalender und die Verbreitung der Missionsidee in der Tschechoslowakei P. Josef Geretzky anvertraute, seinen Primizurlaub auf zehn Tage beschränkte, um mit vier Schwestern von Steyl aus im Juli 1912 nach Mosambik zu reisen. Bei der Hast des Aufbruchs hatte man außer Acht gelassen, daß der Sambesi bei Niedrigwasser nicht schiffbar war. So kam die Reisegesellschaft viel zu früh an und mußte dementsprechend vier Wochen in Chinde, einem Hafenort an der Ostküste von Mosambik, warten, bis sie den Dampfer nehmen konnte, der sie an Ort und Stelle brachte.

2.3 Sambesimission

Mit der Missionsarbeit am Sambesi begann ein neuer Abschnitt im Leben von P. Schebesta. In einem Brief vom 23. 7. 1911 hatte Kardinal Merry del Val im Namen von Papst Pius X. die Gesellschaft gebeten, die Sambesimission zu übernehmen.²² Er sprach von einer „heilige[n] Einladung, der man unwiderstehlich zu folgen hat“, sodaß dem Generalsuperior P. Nikolaus Blum nichts anderes übrig blieb, als Ja zu sagen: „parati sumus missionem accipere“; wir sind bereit die Mission zu übernehmen. Die Übernahme der Mission war notwendig geworden, weil die Regierung Portugals (mit Berufung auf Pombals Jesuitenvertreibungsdekret von 1759) am 8. Oktober 1910 beschlossen hatte, die Jesuiten, welche diese Mission seit 1881 betreut hatten, des Landes zu verweisen. Da die Patres Hiller und Witz sich an den Deutschen Konsul in Lourenço Marques um Hilfe wandten, wurde die Mission ein Politikum. Wie Großbritannien war nämlich auch Deutschland an einer Aufteilung von Angola und Mosambik interessiert. Beide hatten sich darüber im Angola-Vertrag von 1898 verständigt. Deutschland war darum einer Intervention nicht abgeneigt. Unter Berufung auf das Berliner Abkommen von 1885 unternahm Deutschland zusammen mit Österreich die Rolle einer Schutzmacht für die Mission. In den darauf folgenden Verhandlungen zog Portugal zwar die Ausweisung der Jesuiten nicht zurück, war aber bereit, die Patres noch solange am Sambesi zu belassen, bis sie von deutschen und österreichischen Missionaren ersetzt worden seien. Dementsprechend setzte man alles daran, um einen geeigneten Orden zu finden, der bereit gewesen wäre, die Mission zu übernehmen. Da die verschiedenen Versuche aus verständlichen Gründen erfolglos blieben, löste der Vatikan das Problem, indem er den gordischen Knoten zerschlug und der Gesellschaft des Göttlichen Wortes, die sich ebenfalls geweigert hatte, den Auftrag gab, die Mission zu übernehmen. Von alledem wußten die neuen Sambesimissionare nicht mehr, als was sie in Missionszeitschriften lesen konnten. Darüber hinaus hatten sie keine Ahnung von den Eigenheiten und gesetzlichen Bestimmungen portugiesischer Missionspraxis. Man zog aus, als ob es sich um eine Mission wie in anderen Gebieten der Welt handelte. Daß es z.B. verboten war, im Mönchsgewand aufzutreten, war ihnen unbekannt.

Die ersten Missionare der Gesellschaft des Göttlichen Wortes, drei Brüder und fünf Patres, trafen unter Leitung von P. H. Limbrock, der zuvor in Togo tätig gewesen war, am 12. Dezember 1911 in Quelimane an. Der Empfang von Seiten der Jesuiten war freundlich und zuvorkommend. Man half den Nachfolgern so gut es ging und unterstützte sie nach besten Kräften. Aus der Frühzeit der Sambesimission gab es nur noch wenige Spuren.²³

22 Paul SCHEBESTA, Portugals Konquistamission in Südost-Afrika, Missionsgeschichte Sambesiens und des Monomotapreiches (1560–1920), St. Augustin: Steylerverlag, 1967, 361f.

23 P. Schebesta bemerkt dazu (in „Zum ersten Missionsanfang am Sambesi“, Zeitschrift für Missionswissenschaft, 14. Jahrg. 2. Heft, Juni 1924, p. 88): „Außer einigen Ruinen der Station Marangue und einigem Gemäuer (Portal) in Sena, ist nur noch ein steinerne Taufbrunnen erhalten, welcher unsere Kapelle von Chipanga zierte, an dem ich selber manch schwarzes Köpfchen mit Taufwasser benetzen durfte.“

Nach zweieinhalbwöchiger Fahrt mit der ‚Lübeck‘ auf dem Sambesi erreichte P. Schebesta das nördlich von Tete gelegene Boroma, das der Mission als Hauptstation diente. Hier konnte er sich etwas erholen, bevor er im Oktober 1912 mit Br. Sabinus, einem Schuhmachermeister, nach Chipanga überwechselte, um daselbst als Missionar tätig zu werden. Die Station von Chipanga war eine alte Festung, mit sehr dicken Mauern, einem wunderbaren Blick über den Sambesi, und verschiedenen Nebengebäuden, zu denen auch eine Kapelle gehörte. Doch war der Wohnraum beschränkt, sodaß er mit P. Joseph Wallek, der einige Monate vor ihm eingetroffen war, das Zimmer teilen mußte. Auch befanden sich die Gebäude in einem erbärmlichen Zustand. Reparaturen und neue Bauvorhaben waren demnach vor auszusehen.

Zum Missionspersonal in Chipanga gehörten P. L. Loubière und P. A. Moreia d’Aranha sowie Br. Pinheiro, der für die Schuhmacherwerkstatt zuständig war, und Br. Gonçalves, der den Obst- und Gemüsegarten versorgte. Die Patres kümmerten sich vorerst noch um den Religionsunterricht, zogen sich aber zurück, sobald die Neumissionare diese Aufgabe übernehmen konnten. Dagegen behielten sie die Leitung der Station bis sie Anfang 1914 das Land verlassen mußten. Am 17. Februar desselben Jahres wurde die Leitung P. Sebastião, wie Schebesta sich jetzt nannte, anvertraut.

„Über ein Jahr lang lebten und arbeiteten [demnach] die Missionare der Gesellschaft des Göttlichen Wortes mit den Jesuiten zusammen und führten ein gemeinsames Leben, das die Neulinge am ehesten in die portugiesische Sprache, wie auch in den Missionsbetrieb einführt“ (384). P. Sebastião erlebte insbesondere P. Moreia als einen herzensguten Menschen. „Den neu angekommenen Missionaren war P. Moreia ein väterlicher Freund; ohne sich aufzudrängen, war er stets bereit, ihnen an die Hand zu gehen. Er schob weder sein Wissen und seine Erfahrung noch seine Person jemals in den Vordergrund; kein Wunder, daß ihm alle, die ihn näher kennengelernt hatten, ein freundliches Andenken bewahrten“ (383). Wie aus der Literaturliste der von den Sambesimissionaren veröffentlichten Schriften ersichtlich (447ff), hat P. Schebesta einen Teil von P. Moreia’s Aufzeichnungen veröffentlicht.²⁴

In einem Bericht vom 27. Februar 1913 beschreibt P. Sebastião die Erfahrungen der ersten Monate dahingehend, daß man zwar in baufälligem Gemäuer, dafür aber der dicken Mauern wegen in den kühnsten Wohnungen am Sambesi lebt.²⁵ Geplant ist der Bau eines Schwesternhauses und einer Kirche. „Am Ende mag das Wohnhaus für die Missionare kommen.“ Die Mission ist sehr arm, da die Compania Mosambik, der das Gebiet unterstellt ist, die Subventionen gestrichen hat. Er erzählt von Löwen, welche die Gegend unsicher machen und bis in die Station vordringen; daß zwei mächtige Löwen erlegt worden seien; daß er sich vor Leoparden weniger fürchtet; daß es zahlreiche Elefanten gibt und daß die Hyänen jede Nacht heulen: „es ist eine Musik – ganz modern im tollsten Wechsel der Tonarten und Melodien.“ Er spricht davon wie während des Unterrichts („in schlechtem Portugiesisch und Kaffrisch“) eine Schlange von der Decke fiel, „gerade vor meine Füße“, und dann die zweite, die glücklicherweise ausgeschaltet werden konnten. Zu seinen Erfahrungen gehören verschiedene Jagdabenteuer, die allerdings so ausfielen, daß er es „von jetzt an“ den einheimischen Burschen überläßt, die Station mit Geflügel aus den Sumpfgebieten am Ufer des Sambesi zu versorgen. Ferner erwähnt er, daß seine Hauptbeschäftigung bisher das Erlernen von „Portugiesisch und Kaffrisch“ (der Ortssprachen) war, um sich so schnell wie möglich der Seelsorge widmen zu können. Ferner erwähnt Schebesta, daß er sich als Organist und Choralsänger sowie als Ackermann und, mit Br. Sabinus, als Bienenvater betätigt. Die Station hat 200 Hektar gutes Land von der Companie gepachtet, auf dem „einige Christen und Heiden“ angesiedelt sind, das aber genügend groß

24 P. Alexandre MOREIA, *Practical Grammatical Notes of the Sena Language*, editado pelo P. Paulo Schebesta SVD, St. Gabriel-Mödling near Vienna, 1924 (Bibliothèque Anthropos, vol. III).

25 Korrespondenz für die Mitbrüder der Gesellschaft des Göttlichen Wortes, Zweiter Jahrgang. Manuskript. St. Gabriel 1913, 221–224.

ist, um landwirtschaftlich weiter entwickelt werden zu können. Auch benutzt er das Fahrrad, um die Umgebung zu erkunden und mit den Menschen Kontakt aufzunehmen. Klimatisch gesehen ist die Regenzeit nur schwer zu ertragen, da roter Hund (*dermatitis hidrotica*) und Moskitos „einem derart zu[setzen], daß man schon eine Portion Geduld haben muß, um nicht loszuschimpfen.“ Gesundheitlich geht es gut. Allerdings brachte ihm seine Sumpfpfagd ein Fieber von 38.6 Grad ein, „was aber nicht viel bedeuten will.“

Da P. Limbrock im Angoniland neue Stationen gründen wollte, bat er P. Sebastião mit ihm das Gebiet im Norden von Sambesien zu erkunden, um geeignete Ortschaften zu finden. So kam es, daß er im Laufe von 1913 von Lifidzi aus für einige Monate mit P. Neuhausen das Land zwischen dem damaligen Rhodesien und Nyassaland durchstreifte. Auf einer Safari mit P. Limbrock besuchte er u.a. Missionsstationen der Weißen Väter in Nyassaland (Malawi), von deren Arbeit er so sehr beeindruckt war, das er nochmals mit einem Mitbruder dorthin zurückkehrte, um mehr über ihre Art des Missionierens zu erfahren. Man entschloß sich zu einer Neugründung in Chezuzo, wobei P. Sebastião sogleich mit dem Bau für ein Schwesternhaus begann. Im September kehrte er jedoch nach Chipanga zurück.

In Chipanga folgte man dem Weg, den die Jesuitenmissionare eingeschlagen hatte. Die Hauptsorge galt der Schule und dem Ausbau der Werkstätten, in denen man der Jugend eine Berufsausbildung ermöglichte. Man kümmerte sich vor allem um die Kinder, für die der Schulbesuch verpflichtend war, und die mittels des Unterrichts für das Christentum gewonnen wurden. Die älteren Menschen, die noch keine Christen waren, ließ man in Ruhe. Die Unterweisung in Schule, Kirche und Beichtstuhl fand mit Ausnahme einer Klasse für fortgeschrittene Knaben, die Portugiesisch lernten, in der Eingeborensprache statt. Wenn es eine einschneidende Veränderung gab, dann war es die Aufhebung des Tanzverbots. Dies führte dazu, daß die Jugend nicht nur im Missionsdorf blieb (statt wie bisher in Nachbardörfern auszuweichen), sondern daß auch die Jugendlichen der umliegenden Dörfer zu den Tanzveranstaltungen kamen. „Wir jungen Missionare pflegten engere Beziehungen zu der Bevölkerung zu unterhalten, schon weil wir jünger waren und die neuartige Umgebung uns immer wieder zu Ausflügen in die Dörfer lockte, wohin wir mit dem Fahrrad, das wir am Sambesi einfuhrten, leicht gelangten“ (385). Wie P. Schebesta im obligaten Lebenslauf seiner Dissertation bemerkt, widmete er sich auch ethnologischen und linguistischen Studien. Doch muß er in seiner Missionsgeschichte Sambesiens feststellen: „Auf Schritt und Tritt begegnete man der Übertragung abendländischen Christentums ohne allen Bezug auf das religiöse Denken und Fühlen der Eingeborenen. Damals wagte man nicht einmal daran zu denken!“ (385f).

Mit Beginn des Weltkrieges wurde das Arbeiten schwieriger. Gleichwohl gelang es P. Sebastião die guten Beziehungen mit dem Administrator von Lacerdonia, M. Martins, fortzusetzen. Alles kam jedoch zu einem jähen Ende, als Portugal im März 1916 in den Krieg eintrat und das Missionspersonal interniert wurde. Alle Proteste halfen nichts. Es galt das Recht des Stärkeren. P. Schebesta bemerkt dazu: „Jetzt galt die Lex Britannica, welche die Internierung von Zivilisten (im Burenkrieg) aufgebracht und als Zivilisationsblüte zum rechtlichen Brauch in die Menschheit eingeführt hatte.“ (388).

Das Missionspersonal von Chipanga wurde am 1. April 1916 abgeführt und nach einem kurzen Gefängnisaufenthalt in Chinde nach Quelimane gebracht. Man hatte die dortige Missionsstation als Internierungslager eingerichtet, in dem mehr als sechzig Menschen, und zwar Männer, Frauen und Kinder, bis Ende 1917 festgehalten wurden. Für P. Schebesta und sein Selbstverständnis waren die 18 Monate im Lager insbesondere deshalb von allergrößter Bedeutung, weil sie ihn wie keine Erfahrungen zuvor lehrten, wer wir Menschen sind. Erst hier lernte er, wie er mir sagte, sich selbst und andere wirklich kennen.

Ende 1917 wurden die Insassen des Lagers von Quelimane nach Caldas da Rainha bzw. nach Peniche in Portugal gebracht. Glücklicherweise erfreuten sich die Internierten weitgehender Bewegungsfreiheit. Missionare und Schwestern konnten sich in Caldas da Rainha und Peniche privat einquartieren. Als er 1918 in Vertretung des selbst erkrankten Pfarrers die an der Spanischen Grippe

erkrankten Menschen seelsorglich besuchte und die Toten begrub, wurde er selbst von der Seuche erfaßt, sodaß er zwei Monate lang, im November/Dezember 1918 darnieder lag. Daraus entwickelte sich eine Stirnhöhleneiterung mit Kiefereiterung, die nie ganz ausheilten und 1957 eine Kieferextirpation zur Folge hatten.

Im September 1919 schien es zunächst, als ob man alsbald die Missionsarbeit am Sambesi wieder aufnehmen könnte. Das war jedoch nicht so. Stattdessen gab es endlose Verhandlungen, mit denen P. Schebesta und P. Paul Freymann betreut wurden. Während die übrigen Internierten endlich in die Heimat zurückkehren konnten, nahmen die beiden ihren Wohnsitz in Lissabon. P. Schebesta gebrauchte seine Zeit, um einerseits in der Seelsorge der Pfarre Alcantara mitzuhelfen, und andererseits die Bibliotheken Lissabons nach Dokumenten zur Missionsgeschichte Sambesiens zu durchstöbern. Im bereits zitierten Artikel über die Anfänge der Sambesimission beschreibt er seine Bibliotheksarbeiten wie folgt: „Die Frucht meines Sammelns und Studiums in den Bibliotheken von Lissabon ist eine lohnende gewesen. An Hand des geborgenen Materials bin ich in der Lage, die kulturelle Stellung des Manamatapa-Reiches und der zu ihnen gehörenden Simbabwe-Ruinen klarzulegen. (Siehe meinen Vortrag: Die Zugehörigkeit der Zimbabwe-Ruinen von Rhodesien zur Manamatapa-Kultur. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Juni 1923). Ebenso sammelte ich alles gedruckte und ungedruckte Material, das Bezug auf die Sambesimission, ihren Werdegang und Verfall hat, und das zu einer ausführlichen Darstellung derselben bei Gelegenheit verwandt werden soll“ (99).

Im Herbst von 1920 entschloß sich P. Schebesta, nach Steyl zu reisen, um den Ordensoberen Gang und Zustand der Verhandlungen zu erläutern. Als er ankam hatte die Generalleitung ihren Entschluß jedoch bereits gefaßt und sich von der Sambesimission zurückgezogen. Er selbst erhielt die Bestimmung, fortan in der Redaktion des *Anthropos*, d.h. in der 1906 von P. Wilhelm Schmidt begründeten Zeitschrift für Linguistik und Völkerkunde, zu arbeiten. Sieht man von den Forschungsreisen ab, dann war wiederum St. Gabriel der Mittelpunkt seines Lebens und sollte es bis zu seinem Lebensende bleiben.

2.4 Rückkehr nach St. Gabriel

Wie P. Anton Vorbichler zurecht bemerkt, war mit der Berufung „zur Mitarbeit an der von P. Wilhelm Schmidt 1906 gegründeten Zeitschrift „*Anthropos*“... der endgültige Rahmen für das Lebenswerk P. Schebestas gesteckt.“²⁶ Der neuen Bestimmung entsprechend ergab sich eine doppelte Verpflichtung. Einerseits ging es darum, die ihm zugeteilten Aufgaben in der Redaktion des *Anthropos* zu erfüllen, andererseits oblag es ihm, sich systematisch in das Fachgebiet der Völkerkunde einzuarbeiten. Letzteres geschah dadurch, daß er sich an der Universität Wien inskribierte, wo er neben Anthropologie-Ethnologie auch die Fächer Urgeschichte und Ägyptologie belegte, und, wie bereits erwähnt, sein Studium 1926 mit einer Dissertation über das Afrikanische Opfer abschloß. Nicht weniger wichtig war hierbei nebst dem ständigen Gedankenaustausch mit P. Wilhelm Schmidt, P. Damian Kreichgauer, und P. Wilhelm Koppers, sowohl die Vorbereitung verschiedener Publikationen als auch, seit 1922, die Tätigkeit als Professor für Linguistik und Völkerkunde an der Hochschule St. Gabriel, die ihn ganz im Sinne von Seneca's *docendo discimus* dazu nötigte, lehrend zu lernen. Die Publikationen aus dieser Zeit sind: *Der Urmensch und seine Religion*, Frankfurter Broschüren 1921/22, 45–100; „Über das Opfer“. *Semaine d'Ethnologie religieuse de Tilbourg*, St. Gabriel-Mödling 1923, 258–279; „Die religiösen Anschauungen Süd-Afrikas“, *Anthropos* 1923/24, Bd. 18/19, 114–124; „Der afrikanische Schild“ (mit G. Höltker), *Anthropos* 1923/24, Bd. 18/10, 1012–1124; und

26 Anton VORBICHLER, „Professor Dr. Paul Schebesta SVD“, *Anthropos*, vol. 62, 1967, 665–685, 667.

„Die Zimbabwe-Kultur in Afrika“, *Anthropos* 1926, Bd. 21, 384–522; „Zum ersten Missionsanfang am Sambesi“. *Zeitschrift für Missionswissenschaft*, 14. Jahrg. 2. Heft, Juni 1924, 89–97.

Obwohl die Arbeiten im Umkreis des Anthropos seine Hauptaufgabe bildeten, umfaßten sie nicht alle Tätigkeiten von P. Schebesta. Da die Verbreitung der Missionsidee in der Tschechoslowakei durch den Krieg ins Stocken geraten war, versuchte er, diese Idee aufs neue zu beleben, indem er Kontakte mit slowakischen Priestern und dem Bischof von Neutra (Nitra) aufnahm und an Ort und Stelle Vorträge hielt. In seinem Bemühen um die Vertiefung des Missionsgedankens und die Niederlassung der Gesellschaft in der Slowakei wurde er von P. Wilhelm Gier, der inzwischen zum Generalsuperior der Gesellschaft gewählt worden war, unterstützt. Weil seine diesbezüglichen Anstrengungen auf die Dauer mit seiner Hauptaufgabe nicht vereinbar waren, versuchte er jedoch, alsbald Mitbrüder zu finden, die bereit waren, seine Bemühungen weiter zu verfolgen und ihnen zum Erfolg zu verhelfen.

Doch war sein Einsatz zur Verbreitung der Missionsidee in der Tschechoslowakei nicht die einzige Nebentätigkeit. Vielmehr pflegte er, wenn seine Zeit es zuließ, vereinzelt in Pfarren der Umgebung, insbesondere jedoch regelmäßig in der Arbeiterpfarrei am Laaerberg in Wien auszuhelfen und zu predigen. Dies änderte sich erst als er nach der Rückkehr von seiner ersten Expedition zu den zentralafrikanischen Pygmäen im Jahre 1931, wie bereits erwähnt, zum Kirchendirektor der Confraternität ernannt wurde.²⁷

Auf eine Anregung von P. Wilhelm Schmidt hin entschloß sich P. Schebesta im Jahre 1923 zu einer Expedition nach Britisch Malaya, um die dort lebenden „Negrito“²⁸ zu erforschen, von denen man annahm, daß sie als kleinwüchsige Sammler und Jäger des tropischen Urwalds, zu den „Pygmäenvölkern“ der Erde gehörten. Den Hintergrund für diese Forschung bildete das Pygmäenwerk von Wilhelm Schmidt (*Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen*, Stuttgart: Strecker und Schröder, 1910), in dem dieser annahm, insbesondere das Ursprungsproblem der Religion einer Lösung zuführen zu können. Da Wilhelm Schmidt auf Grund des damaligen Forschungsstandes davon ausging, daß die Kulturen kleinwüchsiger Sammler und Jäger der Urkultur der Menschheit am nächsten kämen, und er der Meinung war, daß diese den Eingottglauben der Urzeit mehr oder weniger bewahrt hätten, setzte er sich dafür ein, diese Kulturen, von denen noch sehr wenig bekannt war, gründlich zu erforschen. Um die Finanzierung dieses Forschungsvorhabens sicherzustellen, wandte sich P. Schmidt im Frühjahr 1923 an Papst Pius XI., der ihm seine Unterstützung mit den Worten zusagte: „Das sind menschliche Dokumente, die nicht verloren gehen dürfen.“

27 Die heutige Privatklinik der Confraternität (Bruderschaft) geht auf eine Initiative von sieben Handelsgehilfen zurück, die sich 1729 zusammenschlossen, um erkrankten Mitgliedern ihres Handelsstandes zur Seite zu stehen. 1835 gelang es der Bruderschaft ein eigenes Spital in der Skodagasse 32, Wien VIII (Josefstadt), einzurichten. Von 1890 bis 1976 versahen Ordensschwwestern, d.h. die „Dienerinnen des heiligsten Herzen Jesu“ den Dienst als Krankenpflegerinnen. Nachdem die Bruderschaft die Leitung 1920 abgegeben hatte, wurde das Spital als private Krankenanstalt weitergeführt. 1938 enteigneten die Nationalsozialisten den Krankenhilfsverein Confraternität. Den Ärzten gelang es jedoch, den Klinikbetrieb weiterzuführen. Nach Rückerstattung der Klinik im Jahre 1946 wechselte diese wiederholt den Besitzer. Die Kapelle des Krankenhauses, die viele Kirchbesucher anzog und für die ein Kirchendirektor verantwortlich war, wurde nach der Übernahme der Klinik durch Humanomed Krankenhaus Management im Jahre 1994 abgerissen. Seither arbeitet die „Confraternität-Privatklinik Josefstadt“ als ein Belegspital, das „[sich] als Dienstleistungszentrum für ein breites Spektrum an medizinischen Untersuchungen und Therapien [versteht].“ <http://www.confraternitaet.at/web/>

28 Anmerkung des Herausgebers: Da Schebestas Briefe mit Bezug auf afrikanische Menschen häufig eine damals auf Deutsch noch gebräuchliche, aber heute inakzeptable Terminologie verwenden, geht diese Einleitung wie folgt vor: Um den Leserinnen und Lesern die Bezugnahme auf Schebestas Brieftexte zu erleichtern, wird zwar dieselbe Terminologie auch hier verwendet. Allerdings erfolgt dies stets unter Anführungszeichen, um die kritische Distanz des Autors und des Verlags gegenüber einer unangebrachten Verwendung dieser Termini zu Beginn des 21. Jahrhunderts zu verdeutlichen.

Wenn Sie mit den Vorbereitungen der Expeditionen fertig sind, so kommen Sie wieder, und wenn die Vorsehung mir dann genügende Mittel zur Verfügung gestellt hat, werde ich helfen.“²⁹

2.5 Britisch Malaya und die Philippinen

Das Jahr 1923 diente der Vorbereitung auf die Expedition zu den „Negrito“ (Semang) in Britisch Malaya. Dazu gehörte ein zweimonatiger Aufenthalt in ‚The School of Oriental and African Studies‘ in London, um Malaiisch zu erlernen und die nötigen Kontakte zu knüpfen, die für die Arbeit in auf der Malaiischen Halbinsel unentbehrlich waren. Als besonders wichtig erwies sich hierbei die Bekanntschaft mit Charles Otto Blagden (1864–1949) und Walter William Skeat (1866–1953),³⁰ die ihn mit der Malaiischen Sprache und den Forschungsverhältnissen in Britisch Malaya vertraut machten.³¹ Mit ihrer Hilfe gelang es, die für Einreise und Arbeit nötigen Papiere zu erhalten und, wie sich alsbald zeigen sollte, die volle Unterstützung der Kolonialbehörde sicherzustellen.

Im Januar 1924 schiffte sich Schebesta in Rotterdam in den englischen Dampfer „City of York“ ein, um seine Forschungen bei den Semang (d.h. bei den Jahay, Sabub’n-Lanoh, Kenta’, Kensiu) und bei Nachbarethnien wie Senoi und Jakudn in Britisch Malaya und, gegen Ende der Forschung, auch bei den „Kubu“ (Orang Rimbo) in Sumatra, zu beginnen (für eine Illustration des Forschungsgebiets siehe Kartenskizze 1, Seite 180). Da Schebesta seine Erfahrungen und Erlebnisse ausführlich beschrieben hat, genügt es, auf die entsprechenden Publikationen hinzuweisen. Diese sind: *Bei den Urwaldzwerge von Malaya*, Leipzig: F. A. Brockhaus, 1927; *Orang Utan: Bei den Urwaldmenschen Malayas und Sumatras*, Leipzig: F. A. Brockhaus, 1928; und *Tanah Malayu: Wanderungen und Forschungen in den Dschungeln Malayas*, Mödling bei Wien: St. Gabriel Verlag, 1960. Wohl möchte ich noch bemerken, daß die Geldentwertung in Deutschland und Österreich die Finanzierung der Expedition bedrohte, sodaß Schebesta zu äußerster Sparsamkeit gezwungen war und sich schon deshalb der Lebensweise der Semang anpassen mußte. Was sich auf die Bewegungsfreiheit nachteilig auswirkte, erwies sich für die Forschung selbst als ein großer Vorteil. Obwohl ihm seine Forschungsmethode zumindest teilweise durch äußere Umstände aufgedrängt wurde, erkannte er deren Nutzen, was dazu führte, daß er sie, wie noch dargelegt werden soll, bei den folgenden Expeditionen auch dann gebrauchte, wenn genügend Geld zur Verfügung stand.

Mit der Rückreise im Juni 1925 begann die Sichtung und Ausarbeitung des Materials. P. Schebesta tat dies in zwei Schritten, indem er zunächst in den bereits zitierten Publikationen aus den Jahren 1927 und 1928 die Ergebnisse der Expedition in popularwissenschaftlichen Reiseberichten darstellte, um daran anschließend auf deren wissenschaftliche Auswertung hinzuarbeiten. Letzteres geschah in Einzelabhandlungen, in denen Themen behandelt wurden wie: Gesellschaft und Familie, Eigentumsvorstellungen, Sittliches Bewußtsein, Stellung der Frau, Hala oder Medizinmann, Pfeil und Bogen, Giftpfeile, Messungen, Dekorationskunst, „Kubu“ (Orang Rimbo) und Jakudn, u.s.w. Insbesondere möchte ich auf die Darstellung der Jahay Sprache und die religiösen Anschauungen der Semang verweisen sowie auf Arbeiten, die er zusammen mit Viktor Lebzelter publizierte.³²

29 Siehe Wilhelm SCHMIDT, „Die Forschungsexpedition von P. P. Schebesta, S. V. D., in 1924/1925 bei den Semang-Pygmäen und den Senoi-Pygmoiden auf der Halbinsel Malakka (British Malaya)“, *Anthropos*, Band XX, 1925, 719.

30 Vgl. dazu Otto BLAGDEN, William SKEAT, *Pagan Races of the Malay Peninsula*, 2 vol., London: Macmillan, 1906.

31 Paul SCHEBESTA, *Die Negrito Asiens*, Bd. I, Wien-Mödling: St. Gabriel-Verlag, 1952, X, 44.

32 Vgl. dazu: „Grammatical Sketch of the Jahay Dialect, Spoken by a Negrito Tribe of Ulu Perak and Ulu Kelantan, Malay Peninsula“, translated by C. O. Blagden, *Bulletin of the School of Oriental Studies*, London Institution, 1928, 803–826; *Die religiösen Anschauungen der Semang-Zwerge von Malaya*, Düsseldorf: L. Schwan, 1928; „Schädel und Skelettreste von drei Semang-Individuen“ *Anthropos*, Band XXI, 1926, (mit Viktor Lebzelter), 959–990.

Die intensive Beschäftigung mit dem Forschungsmaterial unterstrich die Bedeutung, die den Sammlern und Jägern auf der Malaiischen Halbinsel im Ganzen der Menschheitsgeschichte zukam. Zugleich weckte sie das Bedürfnis, die Pygmäen in Afrika kennen zu lernen, von denen man damals noch annahm, daß sie demselben Kulturkreis angehörten. Dementsprechend entschloß sich Schebesta, auch die in Afrika anzutreffenden Kleinwüchsigen gründlich zu erforschen und die „Pygmäenforschung“ als sein wissenschaftliches Lebensziel zu verfolgen. Es war dies, wie er immer wieder betonte, ein Entschluß, den er selbst gefaßt hatte, und an dem er, vom Anthropos Institut und seinem Orden unterstützt, bis an sein Lebensende festhielt.

Bevor ich auf P. Schebesta's Erforschung afrikanischer Pygmäen näher eingehe, möchte ich jedoch noch seine Expedition zu den Aëta auf den Philippinen mit anschließendem Aufenthalt bei den Semang erwähnen. Der Anlaß für diese Expedition war die Frage nach dem Verbreitungsgebiet der „Negrito“, zu denen man neben den Semang die Aëta auf den Philippinen und die Urbevölkerung der Andamanen zählte. Beide Gruppen wollte er persönlichen kennenlernen. Hinzu kam der Wunsch, einige offene Fragen der Semangforschung zu klären. Auch hatte er „seinen“ Jahay versprochen, sie wieder zu besuchen.

Die Forschungsreise begann am 3. November 1938 in Rotterdam, von wo aus ihn die ‚Scharnhorst‘ am 24. November nach Singapore brachte. Bevor er wenige Tage später nach Manila weiterreiste, traf er sich mit seinem Freund P. R. Cordon, um mit diesem einen erneuten Aufenthalt unter den Semang in Anschluß an die Philippinenreise vorzubereiten. P. Cordon, ein Bretone, der ihm als Missionar in Taiping dank seiner ausgezeichneten Kenntnisse des Landes und guten Kontakte mit den Behörden bei seiner ersten Forschungsreise sehr geholfen hatte, arbeitete inzwischen in Singapore, wo er u.a. für die Herausgabe des Rundbriefes der Diözese (Malaya Catholic Leader, Official Organ of Catholic Action) verantwortlich war.

Der Standort für die Arbeit auf den Philippinen war Manila, wo P. Schebesta im Kolleg seines Ordens Unterkunft fand, und von wo aus er verschiedene Aëta Gruppen mit ihren Nachbarn (Igoroten, Mangyanten, u.w.) auf Luzon (Zambales, Bataan, Mountain Province, Camarines Norte, Ilagan), Negros und Mindoro (wo er jedoch keine Aëta antraf) besuchte (für eine Illustration des Forschungsgebiets siehe Kartenskizze 2, Seite 204). In Manila und Zambales unterstützte ihn sein Mitbruder P. W. Duschak (1903–1997), in der Mountain Province besuchte er P. Morice Vanoverbergh C. I. C. M., (1885–1982), der sich intensiv mit der Ethnographie Nord-Luzon's beschäftigte und mit den dortigen Aëta bestens vertraut war.³³ Da P. Schebesta zum ersten Mal auf Dolmetscher angewiesen war, konnte er sich der geistigen Kultur der Aëta nicht mit derselben Intensität widmen, mit der er sich dem Geistesleben der Semang gewidmet hatte.³⁴ Demnach bestand das wichtigste Ergebnis der Philippinenreise in der „persönlichen Kenntnis der Aëta, ihrer physischen und kulturellen Eigenheiten sowie ihrer Gliederung“ (751).

Anfang Juni 1939 brach P. Schebesta seinen Philippinenaufenthalt ab, um sich erneut mit den Semang zu befassen. Große Freude bereitet ihm das Wiedersehen und Leben mit „seinen alten Jahay-Freunden besonders aus der Ramog'n-Sippe“ (752). Mit dem neuerlichen Besuch bei den Semang konnte er sehr zufrieden sein, da ihm diese Begegnung wichtige Erkenntnisse auf dem Gebiet der Religion bescherte. Doch ging ihm der Verfall der unter Krankheit und Hunger leidenden Jahay sehr nahe.

33 Vgl. dazu Maurice VANOVERBERGH, „Negritos of Northern Luzon“ *Anthropos*, Bd. 20, H. 1./2. (Jan. – Apr., 1925), pp. 148–199.

34 Er selbst sagt dazu: „Diese Abhängigkeit von Dolmetschern, zudem noch wenig geeigneten, behinderte meine Tätigkeit in so großem Maße, daß ich unter den Aëta nicht warm werden konnte“. „Bericht über meine letzte Forschungsreise zu den ostasiatischen Negrito“, *Anthropos*, Bd. 35–36, 1940–1941, 750–752, 750.

Da sich ein Besuch der Andamanen in der politisch angespannten Lage als unmöglich erwies, wollte Schebesta sich in der ihm verbleibenden Zeit den Senoi widmen. Dieser Arbeitsplan wurde jedoch durch zwei heftige Malariaanflle sowie durch den Ausbruch des Krieges am 1. September 1939 durchkreuzt. Es gelang ihm noch mit der Hakozaiki-Maru am 14. September von Singa- pore die Heimreise anzutreten und über Italien und die Schweiz nach Wien zurückzukehren.

P. Schebesta hat auch diese Expedition in einem eigenen Reisebericht beschrieben.³⁵ Auch konnte er noch während des Krieges zumindest zwei Einzelstudien mit J. Matiegka veröffentlichen.³⁶ Dage- gen mußte die Veröffentlichung der wissenschaftlichen Darstellung der „Negrito“, deren erster Band 1943 in Stuttgart den Bomben zum Opfer fiel, noch bis 1952 warten.³⁷

2.6 Zentralafrika

Afrika war für P. Schebesta kein Kontinent, dem er neutral gegenüber gestanden hätte. Im Gegenteil, nach vier glücklichen Jahren am Sambesi, drängte es ihn, zum „dunklen Erdteil“ zurückzukehren. In seinem weitgehend autobiographischen Roman „Der ewige Ruf“, den er 1948 veröffentlichte, heißt es dazu: „wer dem Zauber Afrikas einmal verfallen ist, für den gibt es kein Entrinnen mehr! Wer den Tropenwald einmal erlebt hat, den ruft er wieder! Eine unstillbare Sehnsucht zerfrißt eines jeden Herz, den Afrika einmal in Bann geschlagen hat. Sie drängt nach Erfüllung, allen Einwänden der Vernunft zum Trotz. Einerlei, ob Forscher, Missionar oder Kolonist, für sie gibt es kein Vergessen. Im Geiste durchwandern sie daheim immer wieder die Busch- und Urwaldpfade, vermeinen sie den rhythmischen Trommelwirbel und die Tanzweisen der ‚Wilden‘ zu sehen. Die Vergangenheit wird lebendiger, als sie in Wirklichkeit jemals war. Das ist es, was ich den ‚ewigen Ruf‘ des dunklen Erd- teils nenne. Ein eigentümlicher ‚Zauber‘ geht von diesem Kontinent aus.“³⁸

Die Expedition zu den Pygmäen in Afrika begann mit der Einschiffung am 15. Januar 1929 in Ant- werpen, von wo aus Schebesta mit der S. S. Thysville am 31. 1. in Boma den Kongo erreichte, und endete im Juni 1930 mit einem kurzen Aufenthalt in Katanga. Mit diesem Aufenthalt war die Reise selbst jedoch nicht beendet. Vielmehr nahm Schebesta die Gelegenheit wahr, um über das damalige Rhodesien und die Sambesiflle in Vila Pery (Chimoio) einen früheren Mitbruder, der ihm in Chi- panga zur Seite gestanden war, sowie andere Freunde und Bekannte zu besuchen. Auch lag ihm sehr daran, Informationen über das Schicksal der Sambesimission in den Nachkriegsjahren zu sammeln.³⁹ Ganz besondere Freude bereitete es ihm, in Vila Pery Antonio Agostinho, einem ehemaligen Lehrer von Chipanga, zu begegnen, sowie andere Bewohner seiner Missionsstation zu treffen. Die Rckrei- se nach Europa, wo er Anfang Oktober eintraf, fand von Beira aus statt.

Das eigentliche Motiv für die Rückkehr nach Afrika bestand jedoch weder im subjektiven Ver- langen des Sambesimissionars, noch ergab es sich aus dem Umstand, daß er sich mit verschiedenen Fragen der Ethnologie Afrikas intensiv befaßt hatte. Entscheidend war vielmehr die Absicht, dem

35 Paul SCHEBESTA, Menschen ohne Geschichte. Eine Forschungsreise zu den „Wild“-Völkern der Philippinen und Malayas 1938/39. Mödling: Verlag der Missionsdruckerei St. Gabriel, 1947.

36 Paul EBESTA, Jindrich MATIEGKA, „Deti vchodoasijskch Negritu“, Zvlstni otisk z anthropologie, XVIII, Praha 1940, 167–177; „Igoroten a Mangyani“ Zvlstni otisk z anthropologie, XIX, Praha 1941, 71–83.

37 Paul SCHEBESTA, Die Negrito Asiens, Wien-Mödling: St. Gabriel Verlag, I. Band, Geschichte, Geographie, Umwelt, Demographie und Anthropologie der Negrito, 192, 21 + 496 Seiten, 16 Btfl.; II. Band, Ethnographie der Negrito, 1. Halbband, Wirtschaft und Soziologie der Negrito, 1955, 16 + 346 Seiten, 42 Btfl.; 2. Halbband, Religion und Mytho- logie der Negrito, 1957, 16 + 336 Seiten, 8 Btfl.

38 Paul SCHEBESTA, Frederic CHEVIN, Der ewige Ruf. Ein junger Mensch erlebt Afrika, Mödling bei Wien: Missi- onsdruckerei St. Gabriel, 1948, p. 10.

39 Portugals Konquistamission, a.a.O. 407ff.

Pygmäenproblem auf den Grund zu kommen. Dem entsprach der Wunsch, möglichst unbeeinflusste Pygmäen kennen zu lernen, um sie so, wie er es bei den Semang in Britisch Malaya getan hatte, zu erforschen.

Auf Grund der bis dahin vorhandenen Literatur über afrikanische Pygmäen entschloß sich Schebesta, seine Forschungen im tropischen Urwald der damaligen Belgischen Kolonie durchzuführen, da in deren Ostprovinz die Beeinflussung von Außen am geringsten zu sein schien. Seit Georg August Schweinfurth (1836–1925) zwischen 1868 und 1871 im „Herzen von Afrika“ Land und Leute erforscht hatte, und Henry Morton Stanley (1841–1904) in den Jahren 1874 bis 1877 den Kongowald durchquert hatte, wußte man immerhin, daß es auch hier Pygmäen gab,⁴⁰ und daß einer ägyptischen Quelle zufolge bereits vor mehr als viertausend Jahren Pygmäen oder, wie man sie nannte, „Gottestänzer“ im Gebiet der Nilquellen lebten.⁴¹ So kam es, daß sich P. Schebesta auf die Ituri-Region in der Ostprovinz des Belgischen Kongo konzentrierte, die bis dahin noch weitgehend ‚unerschlossen‘ war, in der er aber, wie sich herausstellen sollte, auf zahlreiche Pygmäengruppen stieß. In der Tat lernte er hier zwergwüchsige Menschen kennen, die keineswegs degeneriert waren, sondern als vitaler und relativ eigenständiger, in sich differenzierter, Menschenschlag im tropischen Urwald leben.⁴² Zwar sprachen diese Pygmäen ihren Kontakten mit den in den Wald eingewanderten Bauern entsprechend verschiedene Sprachen, sodaß es sich als sinnvoll erwies, drei Kontingente (d.h. Aka, Sua, Efe) zu unterscheiden. Doch waren die Übereinstimmungen in Kultur und Erscheinungsbild groß genug, um sie unter dem Namen Bambuti (Singular Mombuti) zusammenzufassen, auch wenn diese im Urwald weit verbreitete Bezeichnung genau genommen nur von einigen Gruppen für sich in Anspruch genommen wurde.⁴³ Für die im Laufe seiner Arbeiten gewonnene Überzeugung, daß im Vergleich mit anderen Pygmäengruppen den Bambuti die Rolle eines Bezugspunktes zukommt, konnte er sich sowohl auf seine Erfahrungen bei den Batwa in Ruanda als auch bei den Baćwa in der Équateur Provinz berufen, die er während eines einmonatigen bzw. dreimonatigen Aufenthalts ebenfalls kennen lernte.

Die Forschung galt jedoch nicht nur den Pygmäen. Da die Bambuti in einer mehr oder weniger großem Abhängigkeit von den in den Wald eingedrungenen Bauern lebten, die sich als Wirtsherren der dem jeweiligen Dorf verbundenen Pygmäengruppen verstanden, mußten Lebensweisen und Traditionen der Bauern berücksichtigt werden, um die Eigenheiten der Bambuti-Kultur davon abheben zu können. Der eigentlichen Forschungsabsicht entsprach demnach eine doppelte Aufgabe,

40 Vgl. dazu A. Georg SCHWEINFURTH, *Im Herzen von Afrika*, Leipzig: Brockhaus, 1874; und Henry Morton Stanley, *Durch den dunklen Welttheil oder die Quellen des Nils, Reisen um die grossen Seen des äquatorialen Afrika und den Livingstone-Fluss abwärts nach dem atlantischen Ocean, aus dem Englischen von C. Böttger*, Leipzig 1878.

41 Vgl. dazu Paul SCHEBESTA, *Bambuti, die Zwerge vom Kongo*, Leipzig: Brockhaus, 1932, 15f. Bei der Quelle handelt es sich um einen Brief von Pepi II Neferkare (c. 2284–2184) an den Feldherrn Harkuf, in dem der Pharao seine Freude zum Ausdruck bringt, daß es Harkuf gelungen ist, von seinem Beutezug ins Land Iyam einen „Zwerg“ mitzubringen, der die „Gottestänze im Märchenland tanzt“, und dem Feldherrn aufträgt, diesen „Zwerg“ wohlbehalten zu ihm zu bringen.

42 Auf Grund der von ihm festgestellten Merkmale im physischen Erscheinungsbild der Pygmäen sah sich Schebesta (mit V. Lebzelter) berechtigt, den damals geltenden Maßstäben entsprechend von einer eigenen „Rasse“ zu sprechen. Dies war vor allem deshalb wichtig, weil damit der Vorstellung von degenerierten Menschen jeder Boden entzogen war. Nachdem die Degenerationsthese definitiv ad acta gelegt ist, und die „Rassenkunde“ sich als wissenschaftliche Disziplin überlebt hat, stellt sich heute die Frage, ob und wie weit im genetischen Code der verschiedenen Pygmäenvölker Merkmale auftreten, die deren Verwandtschaft bestätigen und möglicherweise Aufschluß über ihr biologisches Alter geben. Vgl. dazu Giovanni DESTRO-BISOL et al., „The Analysis of Variation of mtDNA Hypervariable Region 1 Suggests That Eastern and Western Pygmies Diverged before the Bantu Expansion“, *The American Naturalist*, vol. 163, nr. 2, February 2004, 212–226.

43 Benennung der afrikanischen Pygmäengruppen. *Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft*, Band 90 (Wien 1949), Heft 1–12, 86–88.

der zufolge es darauf ankam, das Spannungsfeld zwischen nomadisierenden Wildbeutern und sesshaften Pflanzern zu erkunden. Da Schebesta an seinem Interesse für die Bambuti kein Zweifel ließ, bezeichneten ihn die Dorfbewohner als Baba wa Bambuti (Vater der Bambuti), was von ihnen zwar abfällig gemeint war, von den Bambuti jedoch als eine Art Ehrentitel aufgegriffen wurde, der Unterstützung und Vorteil versprach.

Neben einigen für die Fachwelt bestimmten Artikeln hat P. Schebesta die Erfahrungen und Ergebnisse der Expedition von 1929/30 in zahlreichen Zeitungsartikeln sowie in zwei Reiseberichten von zusammen mehr als 500 Seiten einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht.⁴⁴ Mit den hier veröffentlichten Briefen werden diese Berichte aus der Sicht des korrespondierenden Forschers ergänzt, der den Erwartungen des um sein Wohlergehen besorgten Empfängers entsprechend sich selbst in den Mittelpunkt des Geschehens rückt, und damit wesentliche Einblicke in die Art seines Forschens und persönlichen Empfindens vermittelt.

Da zu Beginn der Expedition von 1929/30 weder die Verbreitung und Anzahl, noch die kulturellen Eigentümlichkeiten und Unterschiede der zahlreichen Pygmäengruppen feststand, trat – um die Terminologie von P. Schebesta zu gebrauchen – die Flächenforschung notwendigerweise in den Vordergrund, sodaß die Tiefenforschung nur bedingt zu ihrem Recht kam. Aus diesem Grund, insbesondere aber auch deshalb, weil die erste Reise ihn gründlich von der „rassischen und kulturellen Urwüchsigkeit der Ituri-Bambuti“ überzeugt hatte, entschloß er sich zu einer zweiten Reise in das Iturigebiet, für welche eine „intensive Tiefenforschung“ richtungsweisend sein sollte.⁴⁵ Was auch immer die Bambuti sonst noch sein mochten, „in keinem Fall [ging] es an, sie als eine Degenerationsform irgendeiner anderen Rasse anzusprechen.“⁴⁶

Im Frühjahr von 1932 verbrachte P. Schebesta mehrere Wochen in Belgien, um den dortigen Menschen die Bambuti näher zu bringen und die Kolonialmacht von ihrer Verantwortung für die Pygmäen zu überzeugen. Auch legte er den dortigen Behörden den Plan vor, mit einem Belgier die Wohngebiete aller Pygmäen in Afrika zu erkunden, um so zu einem differenzierten Bild ihrer Verbreitung zu kommen. Dem Plan stand man wohlwollend gegenüber, die Verhandlungen scheiterten jedoch an Detailfragen. P. Schebesta entschloß sich darum im folgenden Jahr, von einer aufwendigen Expedition abzusehen und statt dessen eine zweite Forschungsreise zu den Ituri-Pygmäen vorzubereiten. Diesem Vorhaben schloß sich sein Mitbruder P. Martin Gusinde (1886–1969) an, der zuvor die Feuerlandindianer untersucht hatte und nunmehr daran interessiert war, auch die Pygmäen kennenzulernen. Als Fachmann auf dem Gebiet der physischen Anthropologie, kam ihm vor allem die Aufgabe zu, diese Seite der Bambuti zu erforschen. Auch ersuchte ihn der an der Universität Löwen promovierte Arzt Dr. J. B. Jadin durch Vermittlung des Kolonialministeriums, bei der Expedition mitzumachen, um serologische und pathologische Untersuchungen durchzuführen.⁴⁷ Er schloß sich

44 Siehe dazu: Bambuti die Zwerge vom Kongo, Leipzig: Brockhaus, 1932; Vollblutneger und Halbzwerge. Forschungen unter Waldnegern und Halbpymäen am Ituri in Belgisch Kongo, Salzburg: Pustet, 1934. In seinem 1957 im St. Gabriel Verlag, Mödling bei Wien, veröffentlichten Büchlein: Baba wa Bambuti. Vier Fahrten zu den Ituri-Pygmäen, kommt u.a. auch die erste Reise zur Sprache.

45 „Vorbericht über P. Schebestas fünfte Pygmäen-Expedition“, *Anthropos* Bd. 46, 1951, 257–259, 257.

46 „Die zentral-afrikanischen Pygmäen“, *Ethnologische Fachsitzung* am 19. Mai 1932. Sitzungsberichte der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. LXII, 1932, 14–20, 16.

47 Jean-Baptiste Jadin (1906–1998) war ein berühmter Tropenmediziner, der sich in der Bekämpfung verschiedener Krankheiten und Seuchen im Belgischen Congo und in Ruanda-Urundi große Verdienste erwarb; von 1937–1942 in Coquilhatville (Mbandaka), von 1942–1952 in Astrida (Butare), wo er u.a. die Penezillinsalbe ‚Astridine‘ entwickelte, und von 1952–1956 in Bukavu. Seit 1956 forschte und lehrte er am Tropeninstitut von Antwerpen. http://www.kaowarsom.be/en/notices_jadin_jean_baptiste. Vgl. dazu u.a.: Jean-Baptiste JADIN, „Rapport sur une mission d’études anthropologiques effectuée au Congo belge (juillet 1934 – février 1935)“, Institut Royal Colonial Belge, *Bulletin des seances* VI. 2, 1935, 382–411; „Aperçu sur l’état sanitaire des Pygmées de l’Ituri“ *Anthropologie-Prague*,

der Expedition nach deren Beginn zwei Monate später an. P. Schebesta war diese Hilfe willkommen, da ihm „eine umfassende, allseitige Erforschung der Pygmäen vor Augen [schwebte], wofür eine Aufteilung der Arbeit unter mehrere Forscher nur zu begrüßen war.“⁴⁸

Die Expedition begann mit der Einschiffung in Genua am 13. März 1934 und endete daselbst Ende März 1935. Erforscht wurden vor allem die Bambuti im Dreieck zwischen Irumi-Beni und Irumi-Mambasa, wobei Missionsstationen als Hauptquartiere dienten (für Illustrationen des Forschungsgebiets siehe Kartenskizzen 3 und 4, Seite 226). Dies geschah durch das Errichten von fünf verschiedenen Lagern, in denen jeweils 200 bis 400 Bambuti mit den Forschern zusammenlebten. Die Lager (am Rodjofluß, Ebaebabach, Maseda, Koukou und Oruendubach) lagen etwa eine halbe Stunde von den inzwischen fertig gestellten Verbindungswegen der Region, und befanden sich wenigstens ebensoweit entfernt vom jeweiligen Dorf der Ackerbauer. Die Nähe zu den Dörfern war notwendig, um den Aufbau des Lagers und die Versorgung der Bambuti mit Lebensmitteln sicherzustellen. Um die Fleischversorgung kümmerten sich die Pygmäen. Für die Erkundung neuer Lager konnte P. Schebesta am Rodjofluß den Pygmäen Mucehere als Kundschafter gewinnen. Nach etwa sieben Wochen wurde das Lager gewechselt, da es die Pygmäen kaum länger am selben Ort aushielten.

Die Arbeiten in den fünf Lagern nahmen zusammen acht Monate in Anspruch. Danach trennten sich die Wege der Forscher. Jadin und Gusinde führten ihre Untersuchungen längs der Autostraße Richtung Westen weiter. Schebesta brach mit 18 Trägern erst gegen Norden, dann Richtung Westen, auf, um alte Freunde aufzusuchen und die Pygmäen im Dese Gebiet kennen zu lernen. Auch kam ihm Dr. Jadin von Wamba aus in entgegengesetzter Richtung entgegen, da er ihn bis zu seiner Heimreise Ende des Jahres begleiten wollte. Die beiden letzten Monate der Expedition gebrauchte P. Schebesta, um die Sprachen der Dorfbewohner längs des Albertsees aufzunehmen.⁴⁹

Mit der Expedition von 1934/35 war die Erforschung der Bambuti insofern abgeschlossen als sie eine hinreichende Grundlage für die wissenschaftliche Darstellung dieser Menschen und ihrer Kultur bildete. Wie das von 1938 bis 1950 in Brüssel erschienene Werk *Die Bambuti-Pygmäen vom Ituri* zeigt, hat sich P. Schebesta mit dieser Darstellung in den folgenden fünfzehn Jahren befaßt.⁵⁰ Da jedoch der geplante Schlußband noch ausstand, war ihm sehr daran gelegen, seine bisherigen Kenntnisse der Ituri-Sprachen und Mythologie durch zusätzliche Forschungen zu ergänzen.

Zwar hatte Schebesta dem Sprachproblem und den Mythen von Anfang an seine volle Aufmerksamkeit geschenkt. Die angetroffene Situation war aber wesentlich komplexer als er zunächst vermu-

XVI. 1938, 69–83; „Les groupes Sanguins des Pygmoides et des Nègres de la Province Équatoriale (Congo Belge)“, Institut Royal Colonial Belge, T. X. 3, Bruxelles, 1940, 3–42; J. Jadin, J. Matiegka, „Mensurations du bassin de quelques femmes Pygmées du camp de Paligbo (Ituri).“ *Anthropologie-Prague*, XIII. Prague 1935, 169–175.

48 *Meine zweite Kongoforscherfahrt*, Wien: Kath. Akadem. Missionsverein (Wien-Mödling: Missionsdruckerei St. Gabriel), 1935, 21 Seiten, S. 9.

49 In seinem Reisebericht *Der Urwald ruft wieder*, *Meine zweite Forschungsreise zu den Ituri-Zwergen*, Salzburg-Leipzig: Anton Pustet, 1936, hat P. Schebesta auch diese Expedition ausführlich beschrieben. Eine Darstellung der Expedition aus der Sicht von M. Gusinde findet sich in seinem Werk: *Die Kongo-Pygmäen in Geschichte und Gegenwart*, Nova Acta Leopoldina, Band 11, Halle (Saale) 1942, 193–211. Zu P. Schebesta bemerkt Dr. Jadin: „Son esprit d'organisation et son grand prestige chez les Pygmées nous ont singulièrement facilité les recherches et nous aimons à lui témoigner ici toute notre gratitude.“ Jadin, „Rapport sur une mission d'études anthropologiques effectuée au Congo belge (juillet 1934 – février 1935)“ Institut Royal Colonial Belge, *Bulletin des Séances* VI. 2, 1935, 382–411, 383.

50 Vgl. dazu *Die Bambuti-Pygmäen vom Ituri*, Brussels: Boekhandel Falk zoon, 1938–1950): (Bd. I: Geschichte, Geographie, Umwelt, Demographie und Anthropologie der Ituri-Bambuti (1938); Bd. II: Ethnographie der Ituri-Bambuti: Teil 1, Die Wirtschaft der Ituri-Bambuti (1941); Teil 2, Das soziale Leben der Ituri-Bambuti (1948); Teil 3, Die Religion der Ituri-Bambuti (1950)); sowie *Les Pygmées du Congo Belge*, traduit de l'allemand par H. Plard, Brussels: Koninklijk Belgisch Koloniaal Instituut, 1952; *Les Pygmées*, traduit de l'allemand par F. Berge, Paris: Gallimard, 1940.

tet hatte. Da die einzelnen Bambutigruppen die Sprachen ihrer jeweiligen, bzw. früherer Wirtsherren übernommen hatten, stellte sich mit der Frage nach der Sprache, bzw. nach den Sprachen, welche die Bambuti vor der Übernahme fremder Idiome gebrauchten, das Problem, ob und inwieweit sie diese Idiome beeinflußt haben. Hinzu kam, daß er den in der Darstellung der Bambuti-Religion deutlich hervortretenden Zusammenhang von Sprache und Mythologie näher untersuchen wollte.

Um die für den Schlußband bewahrten Probleme zufriedenstellend behandeln zu können, griff P. Schebesta gerne die Anregungen zu einer neuerlichen Expedition auf, die er 1948 beim Internationalen Kongreß für Anthropologie und Ethnologie in Brüssel erhalten hatte. Dasselbe galt von der fünf Jahre später folgenden Expedition, zu der ihn wiederum belgische Kollegen während des 1952 in Wien stattfindenden Internationalen Kongresses drängten, und auf die er sich aus sachlichen Gründen einließ, nachdem sich das Kolonialinstitut in Brüssel bereit erklärt hatte, die volle Finanzierung und Ausrüstung zu übernehmen. Da er selbst wie kein anderer von der Notwendigkeit weiterer Forschungen überzeugt war, war er trotz fortgeschrittenen Alters bereit, auf diese Weise sein Verständnis von Religion und Geistesleben bei den Bambuti und ihren Wirtsherren zu vertiefen.

Die erste der beiden Expeditionen dauerte von Anfang Oktober 1949 bis Anfang April 1950; die zweite von Anfang Oktober 1954 bis Anfang Februar 1955. Auf der zweiten Reise begleiteten ihn Prof. Dr. Armaat Burssens (1897–1983) von der Universität Gent, der als Kenner afrikanischer Sprachen und als Begründer der Zeitschrift *Kongo-Overzee* große Bekanntheit erlangt hatte, und P. Dr. Anton Vorbichler SVD, den er selbst in den Jahren zuvor in die Sprache der Efe-Pygmäen und ihrer Wirtsherren eingeführt hatte.⁵¹ Im Unterschied zu früheren Expeditionen brachte ihn diesmal das Flugzeug nach Irumu, sodaß er ohne lange Anlaufzeiten schon nach wenigen Tagen mit Sprachaufnahmen beginnen konnte. Am 21. Dezember 1949 unterbrach P. Schebesta seine Sprachstudien, um seinen Freund Dr. Jadin in Ruanda (Astrida) zu besuchen und sich einer Malariakur zu unterziehen, nahm aber am 7. Jänner 1950 die Arbeiten am Nduye wieder auf. Eine zweite Unterbrechung dauerte vom 4. bis zum 14. März. Sie wurde gebraucht, um das Pygmäenproblem mit M. Bock, dem Gouverneur der Ostprovinz in Stanleyville (Kisangani), zu besprechen und über Mittel und Wege nachzudenken, wie den Bambuti geholfen werden könnte. „Er, wie auch viele andere Weiße, Kolonialbeamte und Missionare, sind gleich mir der Ansicht, daß seitens der Kolonialregierung zum Wohl der Pygmäen etwas geschehen müsse.“⁵²

Beide Reisen wurden durch Vermittlung von Prof. Dr. E. de Jonghe vom *Institut pour la Recherche Scientifique de l'Afrique Central* (I. R. S. A. C.) in Belgien finanziert. Für eine zusätzliche Unterstützung sorgten das Anthropos-Institut, Posieux-Freiburg, die Hochschule für Welthandel, und die Wiener Akademie der Wissenschaften. Insbesondere sei jedoch darauf verwiesen, daß die Missionare vor Ort wesentlich zum Erfolg der Forschungen beitrugen, indem sie nicht nur ihre Stationen als Standorte anboten und Transportmittel zur Verfügung stellten, sondern auch halfen, einheimische Lehrer, welche in Schulen der Mission unterrichteten, für Sprachaufnahmen (soweit sie nicht die Bambuti betrafen) zu gewinnen.

Erschreckend für P. Schebesta waren die sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen seit 1935, die sich mit dem Ausbau des Straßennetzes und der Abholzung des Urwaldes eingestellt hatten.

51 P. Vorbichler arbeitete vier Monate unter den Süd-Lese, den Lese-Obi, in der Gegend von Pawanza. Nach zwei Jahren Missionsarbeit und einem Studium in Hamburg kehrte er 1958 zum Kongo zurück, um alle Sprachen Ituri-Waldes zu erforschen. Daran anschließend studierte er Afrikanistik in Hamburg, wo er ein zweites Doktorat erwarb und 1963 habilitiert wurde. Nachdem er bereits in Hamburg elf Jahre als Dozent für Afrikanistik tätig gewesen war, wurde er 1974 zum Professor der Vergleichenden Religionswissenschaft an der Universität Wien berufen. In St. Gabriel trat er die Nachfolge von P. Schebesta an. Ein Verzeichnis seiner zahlreichen Veröffentlichungen findet sich in Clemens Gütl (2010), Anton Vorbichler, www.afrikanistik.at/pdf/personen/vorbichler_anton.pdf

52 „Vorbericht über P. Schebestas fünfte Pygmäen-Expedition“, *Anthropos*, Bd. 46, 1951, 257–259, 259.

Mit der Auflösung der Stammeskulturen, die infolge erzwungener Umsiedlungen der Bauernbevölkerung entlang der Straßen eingeleitet wurden, gingen seiner Meinung nach mit dem Verlust wirtschaftlicher Unabhängigkeit auch der Zusammenhalt in der Gemeinschaft und das darin begründete Selbstbewußtsein des Einzelnen verloren.⁵³

Für die Pygmäen bedeutete das Schrumpfen des Urwaldes infolge kommerzieller Abholzung, daß die in den betreffenden Gebieten lebenden Menschen in die verbleibenden Waldgebiete abgedrängt wurden. Während damit die bestehenden Verhältnisse im Urwald durcheinander gerieten, hatten die sozialen Umwälzungen bei der Bauernbevölkerung zur Folge, daß die bisherige Symbiose von Dorfbewohnern und Pygmäen mehr und mehr Formen der Sklaverei annahm. Daß fünfzig Jahre später ein Zustand allgemeiner Anarchie eintreten würde, war damals noch nicht abzusehen. Doch ist es nicht überraschend, daß mit der Entwurzelung der Menschen derartige Entwicklungen eingeleitet wurden.

P. Schebesta hat den beiden letzten Expeditionen kein eigenes Werk gewidmet. Gleichwohl waren deren Ergebnisse mitbestimmend bei verschiedenen Publikationen über das Problem der Pygmäensprache, die Geschichte der Wanderungen im Iturigebiet, Initiationen, Verwandtschaftsterminologie, Totemismus, und Pygmäenmission.⁵⁴ Das als Schlußband geplante Werk über die Sprache und kulturhistorische Bedeutung der Bambuti, in dem die Ergebnisse der beiden letzten Expeditionen berücksichtigt werden sollten, ist jedoch nicht mehr erschienen.

P. Schebesta hegte große Bewunderung für das stille und freundliche Wesen der Semang, mit denen er sich in tiefer Zuneigung verbunden wußte. Doch standen ihm die Bambuti nicht nur deshalb näher, weil er ihnen im Rahmen seiner Forschungen eine größere Bedeutung beimaß, sondern weil sie auch dem eigenen Naturell stärker entgegen kamen. In der bereits zitierten Broschüre *Meine zweite Kongoforscherfahrt* bemerkt er dazu: „Die Zwerge von Hinterindien hatten es mir vor elf Jahren angetan und die Kongo-Pygmäen schlugen mich vor fünf Jahren ganz in ihren Bann. Daß mich die Afrikanischen mehr anzogen als die Asiatischen, mag in der Urwüchsigkeit der Bambuti liegen, vielleicht auch darin, daß Afrika meine erste Liebe war“ (4).

2.7 Wissenschaft und Seelsorge

Wie bereits erwähnt, kehrte P. Schebesta von seinen Forschungsreisen nach St. Gabriel zurück, um in Ruhe und Umsicht seine Aufzeichnungen zu überdenken und das gesammelte Material auszuwerten. In St. Gabriel kam er seinen Verpflichtungen nach als Professor für Linguistik, Ethnologie, und Religionswissenschaft. An den Wochenenden erfüllte er seine Aufgabe als Seelsorger, ab 1931 als Kirchendirektor der Confraternität in Wien, wo er an Wochenenden die Kranken besuchte und den Gottesdienst (mit Predigt) wahrnahm. Außerdem stand er viele Jahre den Ordensschwestern des Mödlinger Krankenhauses als Beichtvater zur Verfügung.

⁵³ Vgl. dazu Schebesta, „Pygmäenmission – ein Problem“ *Zeitschrift für Missionswissenschaft*, 42 (1958), 39–48.

⁵⁴ Vgl. dazu „Das Problem der Pygmäensprache“ in W. Koppers, R. Heine-Geldern, J. Haekel, *Kultur und Sprache*, Wien: Herold, 1952, 426–451; „Wanderungen und Schichtungen der Völker im «Herzen Afrikas»“, *Kongo-Overzee* XIX (1953), 63–88; „Bambuti-Initiation“, *Kongo-Overzee* XXIV (1958), 136–161; „Initiation bei den Bambuti-Pygmäen vom Ituri“, *Kongo-Overzee* XXV (1959), 113–123; „Die Beschneidungsschule (Nkumbi) bei Wald-Babira und Bambuti“ *Anthropos*, Bd. 46 (1951), 980–994; „Die Süd-Nyali oder Bafua-Numa am Albertsee“, *Wiener Völkerkund. Mitteilungen*, XIII (1966), 37–54; „Colin M. Turnbull und die Erforschung der Bambuti-Pygmäen“, *Anthropos*, Bd. 58 (1963), 209–223; „Verwandtschaftsterminologie der Ituri-Pygmäen und der Waldneger Bira und Balese“, *Anthropos*, Bd. 61 (1966), mit Engelbert Wieser, 460–476; „P. W. Schmidts Studie über den Totemismus der äquatorialen Waldneger und Pygmäen“, *Anthropica. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von P. Wilhelm Schmidt*, *Studia Instituti Anthropos* vol. 21, St. Augustin bei Bonn: Verlag des Anthropos-Instituts, 1968, 303–322.

Mit der Aufhebung und Enteignung von St. Gabriel durch die Nationalsozialisten am 2. Mai 1941 mußte auch P. Schebesta das Haus verlassen.⁵⁵ Dem Anthropos Institut war es bereits Ende 1938 gelungen, mit einem Großteil der Bibliothek in die Schweiz nach Posieux-Froideville, Kanton Fribourg, umzusiedeln. Er selbst verblieb in Wien, bzw. bei den Hartmannschwwestern (Franziskanerinnen von der christlichen Liebe) in Mayerling. Dies ermöglichte es ihm, seine wissenschaftlichen Arbeiten ohne größere Behinderungen weiterzuführen und die nach Ende des Krieges erschienen Publikationen vorzubereiten.

Nachdem St. Gabriel am 28. August 1945 rückerstattet wurde, konnten die Vorlesungen bereits im November desselben Jahres mit wenigen Hörern wieder aufgenommen werden. Für P. Schebesta lag der Schwerpunkt seiner Tätigkeiten zunächst jedoch in Wien. Die Gewaltherrschaft des Nationalsozialismus war zwar beendet. Der von ihr ausgehende „Niedergang des Abendlandes“ war damit aber noch nicht abgewendet. Ihm war klar: Die Ursachen für die gegenwärtige Not der Zeit „in der allerjüngsten Vergangenheit suchen zu wollen, wäre Verständnislosigkeit für die geschichtlichen Zusammenhänge. Man muss tiefer schauen.“ Insbesondere war er davon überzeugt, daß der neuzeitliche Kampf der Weltanschauungen eine geistig-seelische Entwurzelung der Menschen zur Folge hatte, die in der „unchristlichen Akultur“ des Nazismus endete.

Um der allgemeinen Entwurzelung entgegenzuwirken, bedurfte es P. Schebesta zufolge einer Umbildung der öffentlichen Meinung aus der Mitte ihrer Träger, und zwar dergestalt, daß gläubige Menschen sich durch Beispiel und Tat für die Gestaltung des öffentlichen Lebens nach christlichen Grundsätzen einsetzen. Zu diesem Zweck rief P. Schebesta am 15. Juli 1945 eine Männerbewegung ins Leben, indem er etwa 25 männliche Kapellenbesucher der Confraternität versammelte, die sich nach gründlicher Aussprache zur Mitarbeit bereit erklärten. Außerdem versuchte P. Schebesta mit dieser Initiative den traditionellen Mitgliederkreis der Confraternität zu erweitern und seine Aufgabe den Nöten der Zeit entsprechend zu revidieren.⁵⁶

Wie P. Schebesta in Ansprachen und schriftlichen Aufzeichnungen darlegte, ging es nicht darum, bislang bestehenden Institutionen im Wege zu stehen, oder einen Verein, bzw. eine Kongregation zu gründen. Ebenso wenig war es seine Absicht, die Seelsorge der Männer in die Hand zu nehmen. Was ihm vorschwebte war vielmehr eine Zusammenführung von katholischen Männern, die „von der Macht christlicher Welt- und Lebensauffassung überzeugt,“ sich aus Liebe zum Volk, zur Heimat und zur Kirche „verpflichtet fühlen, die Menschen aus sozialer, wirtschaftlicher, politischer Not herauszuführen – nicht durch Massenaufmärsche, Trommelfeuer, sondern durch schlichte, stete Kleinarbeit des Hineintragens christlichen Denkens und Fühlens zu den Menschen.“ Dazu dienten monatliche Zusammenkünfte, in denen neben der Predigt auch Referate besprochen wurden. „Als Beobachter auf hoher Warte“ sollten sich die Männer bemühen, „alle dem Christentum fremden bzw. feindlichen Stimmungen und Strömungen zu erkennen, einzufangen, um ihnen zu begegnen.“ Der Kampf um die Durchsetzung christlicher Grundsätze, in welchem dem „Gespräch von Mann zu Mann“ eine zentrale Bedeutung zukam, sollte mit „den Waffen des Geistes ausgefochten und nicht mit Zuhilfenahme des Terrors und der Vergewaltigung Andersgesinnter.“ Denn nur dann „trägt [dieser Kampf] zum Fortschritt der Menschheit bei“. Ist dies nicht der Fall, hat man es „hauptsächlich

⁵⁵ Vgl. dazu P. Dr. Winfried GLADE SVD, „St. Gabriel in den Jahren 1938 bis 1945“ Maria Enzersdorfer Kulturblätter, Folge 2/2007 Heft 4.

⁵⁶ Wenn nicht anders angegeben, beziehen sich die hier und in den folgenden Abschnitten erwähnten Zitate auf Notizen sowie auf Vortrags- und Predigtskizzen von P. Schebesta, die seinem Bemühen um die Männerbewegung zugrundeliegen. Er hatte diese und andere Dokumente (Briefe, Tätigkeitsberichte, Anregungen, usw.) bewahrt, gab sie aber zur weiteren Verwendung Herrn Ferdinand Bauer, einem Mitglied seines Männerkreises. Da dieser wußte, daß ich mich mit dem Gedanken trug, eines Tages eine Biographie von P. Schebesta zu schreiben, überließ er mir 1967 nach Rücksprache mit P. Schebesta die Unterlagen, wofür ich Herrn Bauer an dieser Stelle von Herzen danken möchte.

auf Abwehr und Unschädlichmachung des Gegners mit allen Mitteln abgesehen, dann wird er zu einer Geisel für die Menschen, da er nur Leidenschaftlichkeit und Haß weckt.“

Wie die nachfolgenden Treffen und Aussprachen zeigen, fand die von P. Schebesta ausgelöste Bewegung einen großen Widerhall und dehnte sich schnell von der Confraternität und der Alservorstadt auf andere Pfarren aus. Damit stellte sich die Frage nach dem Ort der Männerbewegung im Rahmen des „hierarchischen Apostolats“. In der Ausschusssitzung vom 24. November 1945 sagte P. Schebesta dazu: „Eine Unterstellung unter das Ordinariat ist selbstverständlich. Wir wollen aber unsere eigene Arbeitsmethode wahren; darin wollen wir uns die Freiheit wahren.“ Die Bewegung sollte nämlich ihre von Laien geleitete Tätigkeit selbständig entfalten. Um die Männerbewegung dementsprechend zu verankern, übergab P. Schebesta dem Erzbischof der Erzdiözese Wien, Dr. Theodor Kardinal Innitzer (1875–1955), einen Programm-Entwurf, in dem er die Grundzüge der Bewegung darstellte. Da der Kardinal den Programm-Entwurf an Msgr. Jakob Fried (1885–1967), den Direktor der (neu zu organisierenden) Katholischen Aktion, weiterleitete, nahm dieser Kontakt mit P. Schebesta auf, um mit ihm, wie es in seinem Brief vom 14. September 1945 heißt, „das Nähere über den Entwurf zu besprechen.“ Die nun folgenden Besprechungen führten dazu, daß sich P. Schebesta genötigt sah, das Verhältnis der von ihm initiierten Bewegung zur Katholischen Aktion in zahlreichen Sitzungen zu präzisieren. Damit setzte sich P. Schebesta auch weiterhin in Wien für die Gestaltung der Männerbewegung ein. Gleichzeitig nahm er sich im Rahmen von Besinnungstagen in St. Gabriel der Kriegsheimkehrer und ihrer seelischen Nöten an.

Das Wiener Ordinariat stand den Bemühungen P. Schebestas an sich wohlwollend gegenüber. In Bezug auf die ihm vorschwebende Entfaltung der Bewegung mit einem Minimum an Strukturen und einem Maximum an Eigenverantwortlichkeit von Seiten der Laien, welche u.a. „die Seelsorgegeistlichkeit veranlassen [sollten], gediegen zu predigen“ und einen „würdigen Gottesdienst zu feiern“, gingen die Meinungen jedoch auseinander. Wie P. Schebestas in einem ‚Vermerk‘ vom 18. 9. 1966 (über sich selbst in der dritten Person) notierte, führte dies 1946/47 dazu, „daß der damalige Prälat Fried die Sache mehr [oder] weniger gewaltmäÙig an sich riß, was P. Schebesta mißfiel“. Doch hatte P. Schebesta die Leitung bereits an Professor Alois Beck übertragen, da Augenprobleme ihn in seiner Tätigkeit stark behinderten und seine wissenschaftlichen Aufgaben ihn nötigten, sich auf diese zu konzentrieren. Der direkte Einfluß P. Schebestas auf den weiteren Verlauf der katholischen Männerbewegung in der Erzdiözese Wien war damit beendet. Gleichwohl führte er den ursprünglichen Gedanken im kleinen Kreis weiter, indem er sich mit Männern der ersten Stunde in regelmäßigen Abständen nach dem Gottesdienst in der Confraternität zu geselliger Runde (Agape) traf, um anstehende Probleme zu erörtern.

Mit zunehmendem Alter wurde P. Schebesta von verschiedenen Leiden geplagt. Neben der Staroperation an beiden Augen mußte er sich vier Bruchoperationen unterziehen. Hinzu kam in den letzten zehn Jahren seines Lebens eine Verschlechterung sein Gehörs, sodaß er auf einen Gehörapparat angewiesen war. Insbesondere ist jedoch der lange Leidensweg zu erwähnen, der mit einer Infektion der Stirnhöhlen begann, die er sich, wie bereits erwähnt, Ende 1918 in Portugal zuzog als er in Vertretung des erkrankten Pfarrers die an spanischer Grippe erkrankten Menschen seelsorglich besuchte, die Toten begrub, und schließlich selbst an Kopf- und Brustgrippe totkrank niedersank. Da die daraus entstandene Stirnhöhleneiterung nie ganz ausheilte, kam es schließlich zu einer Kiefereiterung mit Oberkieferkarzinom, das 1957, als er gerade siebzig Jahre alt wurde, im Allgemeinen Krankenhaus in Wien operiert werden mußte. Trotz Kieferexstirpation und Kieferprothese ließ er es sich aber nicht nehmen, seine Aufgaben als Wissenschaftler und Seelsorger auch weiterhin mit Hingabe und nicht ohne Humor und Selbstironie zu erfüllen.

Eine neue Aufgabe ergab sich als man in Hinblick auf den fünfzigsten Jahrestag der Sambesimission, welche die Gesellschaft des göttlichen Wortes 1911 übernommen hatte, an P. Schebesta herantrat und ihn bat, dazu einen Bericht zu verfassen. Bei dieser Gelegenheit griff er auf seine Aufzeichnungen zurück, die er seinerzeit in den Bibliotheken Lissabons gemacht hatte und mit Ausnahme

des ethnologischen Materials nicht verwertet hatte. Wie gewünscht, schrieb er seinen Bericht über die Missionstätigkeit der Styler Missionare in Mosambik (Steyler Missionschronik von 1962, 136–142). Vor allem aber fühlte er sich zur Darstellung der Missionsgeschichte Sambesiens und des Monomotapareiches genötigt, und zwar nicht nur weil er als früherer Sambesimissionar an der ‚Vorgeschichte‘ seines eigenen Wirkens interessiert war, sondern auch deshalb, weil es eine solche Darstellung noch nicht gab. Er selbst bemerkt dazu: „[Die fünfzigjährige Wiederkehr der Übernahme der Sambesimission] war der Anlaß, das so lang verwahrte Bündel gesammelter Exzerpte zur Missionsgeschichte Südafrikas hervorzuholen und es einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Je mehr ich darin las, um so lebhafter wurde der Wunsch, die Missionsgeschichte Sambesiens doch zu schreiben, da außer einer Veröffentlichung *Lorenz Kilgers* über den allerersten Anfang dieser Mission noch gar nichts publiziert worden war, was auch eine Umschau in der Missionsliteratur bestätigte ... Bei Hintansetzung meiner ethnologischen Forschungsmaterialien warf ich mich auf das Studium der Missionsgeschichte Sambesiens und Monomotapas.“⁵⁷ Zur Ergänzung der gesammelten Materialien wandte sich P. Schebesta an verschiedene Archive in Lourenço Marques, Rom und Wien. Auch nahm er es auf sich, im Sommer 1962 mit seinem Neffen, *Dr. Stefan Schebesta*, Lissabon zu besuchen, wo ihm im *Centro dos Estudos Historicos do Ultramar* dessen Präsident *Professor Antonio da Silva Rego* „in zuvorkommenster Weise“ wichtige historische Dokumente zur Verfügung stellte (VII).

Die im Frühjahr 1966 abgeschlossene Arbeit an der Missionsgeschichte Sambesiens von beinahe 500 Seiten bedeutete jedoch nicht, daß P. Schebesta die Entwicklungen seines Fachgebiets aus den Augen verloren hätte. Einerseits führte er sein Ethnologen-Seminar weiter, aus dem im Laufe der Jahre bekannte Linguisten, Ethnologen und Religionswissenschaftler hervorgegangen sind,⁵⁸ wobei er mit einem seiner Studenten eine Arbeit über Verwandtschaftstermini verfaßte;⁵⁹ andererseits setzte er sich mit den Forschungen von Colin Turnbull und den Thesen von J. de Leeuwe auseinander.⁶⁰ Auch lieferte er den ersten Beitrag zu einer von den *Wiener Völkerkundlichen Mitteilungen* geplanten Serie über seine Beobachtungen der beiden letzten Reisen zum Ituri⁶¹. Zu erwähnen wäre auch noch eine Darstellung der Kulturen im zentralafrikanischen Waldgebiet, die P. Schebesta für die von H. Baumann (1902–1972) geplante Völkerkunde Afrikas vorbereitete, von der jedoch nur der Teil über die Bambuti veröffentlicht wurde.⁶²

Während des Ethnologenkongresses 1965 in Wien, auf dem P. Schebesta einen Vortrag über den gegenwärtigen Stand der Simbabweforschung hielt, beschlossen die Teilnehmer des Anthropos-Instituts, zum 100. Geburtstag von P. Wilhelm Schmidt eine Gedenkschrift herauszugeben. Bevor er mit der abschließenden Bearbeitung der beiden letzten Expeditionen begann, wollte er darum im Gedenken an seinen verehrten Lehrer, zunächst dessen Ansichten über den Totemismus bei Bambuti und benachbarten Ethnien einer kritischen Überprüfung unterziehen. Die Ausführung dieser

57 Portugals Konquistamission in Südost-Afrika, op.cit. VII.

58 Um einige Namen zu nennen, verweise ich auf Anton Vorbichler, Clemens Beck, Johannes Zraggen, Karl Hutterer, Johannes Fabian, Josef Thiel, Engelbert Stiglmayr, Hermann Hochegger, Helmut Loiskandl, Kurt Piskaty, Klaus Klosterraier.

59 Vgl. dazu Paul SCHEBESTA und Engelbert WIESER, „Verwandtschaftsterminologie der Ituri-Pygmäen und der Waldneger Bira und Balese“, *Anthropos*, Bd. 61, 1966, 460–476.

60 Vgl. dazu: „Colin M. Turnbull und die Erforschung der Bambuti-Pygmäen“, *Anthropos*, Bd. 58, 1963, 209–223; „Ursprüngliche Gynäkokratie bei afrikanischen Pygmäen?“, *Anthropos*, Bd. 60, 1965, 220–236; „Doch frühere Gynäkokratie bei den Bambuti-Pygmäen“, *Anthropos*, Bd. 61, 1966, 764–766. Vgl. dazu J. de Leeuwe, „On Former Gynocracy among African Pygmies“, *Acta Ethnographica* (Budapest) 11, 1962, 85–118.

61 Vgl. dazu Paul SCHEBESTA, „Die Süd-Nyali oder befuaNuma am Albertsee“, *Wiener völkerkundliche Mitteilungen*, XIII. Jahrgang, Bd. VIII, 1966, 37–54.

62 Vgl. dazu Paul SCHEBESTA, „Die Urwald-Pygmäen“, in Hermann Baumann, Hrg., *Die Völker Afrikas und ihre traditionellen Kulturen*, Teil I, Wiesbaden: Franz Steiner Verlag, 1975, 775–785.

Überprüfung konnte im August 1967 abgeschlossen werden. Es sollte die letzte Arbeit von P. Schebesta sein, die posthum 1968 unter dem Titel „P. W. Schmidts Studie über den Totemismus der äquatorialen Waldneger und Pygmäen“ erschienen ist.⁶³

Am 20. März 1967 feierte P. Schebesta seinen achtzigsten Geburtstag mit den entsprechenden Feierlichkeiten in St. Gabriel und Wien. Er war guten Mutes, nach Abschluß der Schmidt-Arbeit das Sprachenproblem der Ituri-Pygmäen wieder aufgreifen zu können und, als Ergänzung zu früheren Publikationen, auch die übrigen Ergebnisse der beiden letzten Expeditionen zu publizieren. Nachdem er sich bereits einige Tage nicht sonderlich wohl gefühlt hatte, erlitt er jedoch in der Nacht vom 12. zum 13. September 1967 in St. Gabriel einen schweren Herzinfarkt. Nach anfänglicher Besserung – er dachte, in Kürze wieder voll einsatzfähig zu sein – verschlechterte sich sein Zustand jedoch zusehends. Bereits am nächsten Tag brachte man ihn in die Confraternität. Hier konnte man nur noch den Herzinfarkt und ein Lungenemphysem konstatieren, das ihm das Atmen und Sprechen zur Qual werden ließ. Sterben und Tod bedrängten ihn, zumal sein Werk noch nicht abgeschlossen war, ängstigten ihn aber nicht. Er war bereit, so wie Gott es wollte, seinen Pfad durchs Ufergestrüpp zum göttlichen Fluß hindurchzuhauen, nicht nur, wie er sagte, unter Ächzen und Raunzen, sondern mit Humor. Dementsprechend vermochte er auch jetzt sich selbst und seinen Zustand zu beobachten und dem Tod entgegenzugehen. Was auch passierte, er wußte sich in Gottes Hand, selbst wenn er feststellen mußte, daß „im Sterben alles anders [ist] als ich geglaubt habe.“ Seinen Besuch schickte er mit der Bemerkung nach Hause: „Er wolle mit Gott reden“. Mit der Frage: „Was ist denn da los?“ und der Feststellung: „Das ist das Ende!“ verstarb P. Schebesta am Sonntag, den 17. September 1967, kurz nach sechs Uhr abends, am selben „ersten Tag“ der Woche, an dem er geboren wurde.

2.8 Rückblick

Anläßlich der Überreichung des Ehrenringes der Stadt Wien am 16. April 1957 ergriff auch P. Schebesta das Wort. Da er seinen Vortrag schriftlich vorbereitet hatte, sei es gestattet, diesen Text als einen kurzen Rückblick auf sein Leben wiederzugeben.

„Was die Röntgenologen durch Anwendung ihrer Strahlentechnik von mir übrig gelassen haben, das steht heute vor Ihnen als halbes Wrack von einem „Pygmäenforscher“. Was 12 Jahre Tropensonne und Dschungelleben in Hinterindien und Wanderungen in den zentralafrikanischen Urwäldern des Kongo nicht erreicht haben, das brachte die moderne Röntgentherapie in zwei Monaten fertig. Das soll aber beileibe keine Anklage oder ein Steinwurf gegen die Röntgenmedizin sein, denn sie meint es gut. Wenn irgendwo das ominöse Axiom: ‚Der Zweck heiligt die Mittel‘ am Platze ist, dann in der Röntgentherapie, die den Patienten seelisch und körperlich zermürbt, um ihn zu neuem gesunden Leben wieder erstehen zu lassen. Ich hoffe, dass dieser Erfolg auch bei mir eintreten wird. Diese einleitenden Worte wollen nur mein Bedauern zum Ausdruck bringen, dass ich dem heutigen feierlichen Aktus der Überreichung des Ehrenringes nicht mit der ganzen Wärme und Begeisterung, wie in gesundem Zustand folgen kann.“

Der Beginn meiner Forschungsexpeditionen fiel in eine sehr ungünstige Zeit, in die Jahre 1923/24, da Zentral-Europa insbesondere auch Österreich um seine wirtschaftliche und politische Existenz kämpfte. Im Jänner 1924 fuhr ich von Wien nach Malaya in Hinterindien. Der Zeit entsprechend nur ärmlich ausgerüstet, gelang es mir doch fast zwei Jahre hindurch Beziehungen zu den Orang Utan-Stämmen des malaiischen Urwaldes anzuknüpfen und erspriessliche Forschungsarbeit unter ih-

63 Die Arbeit wurde in *Anthropica. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von P. Wilhelm Schmidt*, herausgegeben vom Anthropos-Institut, St. Augustin bei Bonn: Verlag des Anthropos-Institutes, 1968, *Studia Instituti Anthropos*, vol. 21, 303–322, veröffentlicht.

nen zu leisten. Ich hatte Gelegenheit, das Leben mit primitiven Wildbeutern zu teilen. Ich hatte während einer mehrjährigen Missionsstätigkeit in Afrika Naturvölker kennen gelernt, doch mit wirklich Primitiven war ich erst in Malaya zusammengetroffen. Durch Kenntnisnahme ihrer Lebensart ist mir erst die Bedeutung des Pygmäenproblems so richtig aufgegangen, sodass ich schon damals den Plan erwog, meine wissenschaftliche Forscherarbeit der Lösung des Pygmäenproblems zu weihen. So folgte der ersten Reise zu den sogenannten Pygmäen Südasiens die Reise zu den eigentlichen Pygmäen Zentralafrikas. Für diese Reise war ich schon bedeutend besser vorbereitet und ausgerüstet. Es war ein grosser Vorteil, dass meine ersten Reisewerke der bekannte Verlag Brockhaus in Leipzig verlegte, wodurch die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf meine Pygmäenforschung hingelenkt wurde. Dieser zweiten Pygmäenreise, die gleichfalls fast zwei Jahre dauerte und mich die Pygmäenstämme Zentral Afrikas kennen lernen liess, folgten dann noch vier weitere. Obzwar ich mich keiner Unterstützung durch Mäzene rühmen kann, mehrten sich doch die Unterstützungen ausländischer Institute, doch lebten meine Forschungsexpeditionen, bildlich gesprochen, von der Hand in den Mund: eine Expedition finanzierte die andere. Bis auf zwei Expeditionen war ich stets auf mich allein angewiesen. Der zweiten afrikanischen Pygmäen Expedition schlossen sich mir der bekannte Erforscher der Feuerlandindianer M. Gusinde und der belgische Arzt Dr. Jadin an und auf der letzten Expedition, die nur linguistische Ziele verfolgte, begleitete mich ein belgischer Linguist, Prof. Burssens.

Absichtlich hatte ich von vornherein das Gebiet meiner Forschung auf die Lösung des Pygmäenproblems eingeengt, so wie es damals die wissenschaftliche Welt intensiv beschäftigte. Das Pygmäenproblem war damals von einem Netz von Hypothesen eingefangen, je weniger man von den Pygmäen wusste, umso mehr weittragende Hypothesen waren auf ihnen aufgebaut. Es galt z.B. zu prüfen, ob die afrikanischen und asiatischen Pygmiden wirklich eine rassische und völkische Einheit bildeten und ob die Pygmäen wirklich den Urstock der Menschheit bildeten u.a. mehr. Das konnte nur eine systematische, eingehende Forschung klären, da man über diese primitiven Stämme, ausgenommen die Andamaner, kaum etwas Authentisches wusste. Die Hypothesen, vielfach am grünen Tisch ausgeheckt, hielten nicht stand. Doch ist hier nicht der Ort mich darüber zu verbreiten. Soviel konnte durch meine 33-jährige Pygmäenforschung erreicht werden, dass wir über die Pygmäen Zentral Afrikas und über die Negrito [*sic!*] Asiens (das sind die sogenannten Pygmäen Asiens) heute besser Bescheid wissen als über die meisten sonstigen Naturvölker der Erde.

Alle meine sechs Pygmäen Expeditionen gingen von Wien aus und jede fand auch in Wien ihren Abschluss. In Wien kam mir die Anregung zu diesen Forscherfahrten und in Wien fanden sie auch den stärksten Widerhall. Es gereicht mir darum verständlicher Weise zu einer besonderen Genugtung und Freude, dass gerade die Stadt Wien diesen meinen Forschungen eine solche ehrenvolle Anerkennung durch Verleihung des Ehrenrings der Stadt Wien zollt. Es ist mir darum ein Bedürfnis und eine angenehme Pflicht, dem hohen Gemeinderate und an dessen Spitze dem Herrn Bürgermeister dafür herzlich zu danken.

Doch noch ein weiterer Grund drängt mich diesen Dank zu unterstreichen. Ich meine den Forschernachwuchs unserer Stadt. Er wird es durch diesen festlichen Akt inne, dass öffentliche Stellen im Lande nicht nur Sportleistungen prämiieren, sondern auch selbstlose Forscherarbeit, die zwar nicht im Rampenlicht der Öffentlichkeit geschieht, die aber ungleich mehr Anforderungen an Leib und Seele des Forschers stellt, der unbeachtet jahrelang im Dürst des Rimbo das Leben mit primitivsten Menschen teilt, dann heimgekehrt in stillen Bibliotheken selbst hinter Klostermauern jahrelang arbeitet und unter materiellen Opfern die Ergebnisse seiner Forschungen herausbringt. Ich sage, dass es öffentliche Stellen Gott Dank noch im Lande gibt, die solches Schaffen merken, vermerken, und ihm auch öffentliche Anerkennung zollen. Ich meine, dass ein solcher Festakt den Forschernachwuchs zur Ausdauer anspornen wird.

Darum sei auch unter dieser Rücksicht dem Gemeinderat der Stadt Wien mein wärmster Dank abgestattet.“

3

Spiritualität

3. SPIRITUALITÄT

Mit dem Begriff der Spiritualität beziehe ich mich im Umkreis geistiger oder mentaler Phänomene auf Erscheinungsformen der Geistigkeit, in denen Aspekte derselben ausdrücklich thematisiert werden und als maßgebende Motive des Handelns und Verhaltens zur Geltung kommen. Während die Sprachfähigkeit des Menschen unmißverständlich auf ein Leben in Sinnbezügen hindeutet und kein Zweifel daran läßt, daß alles Tun und Lassen die Geistigkeit bestätigt, die mit ihm verbunden ist, stellt dieses Verbundensein ein Problem dar, zu dem sich Menschen und Kulturen vielfältig verhalten können. Die Art und Weise dieses Verhaltens mag sich in dem wie auch immer strukturierten Vollzug des Daseins erschöpfen. Da jedoch Verbundensein und Verhalten wesentlich zum Daseinsvollzug gehören, ist es auch möglich, darüber nachzudenken und sowohl nach dem Sinn der Geistigkeit zu fragen als auch diese zu kultivieren. Wenn ich mich unter den hier angedeuteten Bedingungen nicht nur der Geistigkeit, sondern auch und vor allem der Spiritualität von Paul Schebesta zuwende, so geschieht dies deshalb, weil er sich bewußt und intensiv um seine Geistigkeit bemühte und demnach eine eigene Spiritualität entwickelt hat. Doch bevor ich darauf eingehe, möchte ich dem noch einige Überlegungen zum Problem von Spiritualität und Geistigkeit vorausschicken.

In der doppelten Bewegung von Bestimmen und bestimmt werden, definiert das Verhalten die Geisteshaltung, sofern es als Ausdruck derselben von dieser bestimmt wird und als eigenständiges Geschehen auf sie einwirkt. Entscheidend ist die Ungleichzeitigkeit der beiden Bewegungen. Geht man davon aus, daß Bestimmen und bestimmt werden ineinanderfließen, dann erübrigt es sich von Spiritualität zu sprechen, da das Verhalten sich selbst genügt und als Prozeß verstanden werden kann, dessen Entfaltung im Kräftespiel seiner Faktoren besteht. Dagegen verweist die Ungleichzeitigkeit der beiden Bewegungen auf ein gemeinsames Gegenüber, in dem Anfang und Ende dieser Bewegungen zusammenfallen, das aber auch als Gegenstand der Bearbeitung in Betracht gezogen werden kann. Was diese Bearbeitung genau bedeutet, mag vorerst offen bleiben. Doch legt sie den Gedanken nahe, in ihr den Kern dessen zu vermuten, was dem Begriff der Spiritualität zugrundeliegt und in dieser zur Entfaltung gelangt.

Zwischen den beiden Extremen, in denen die Unterscheidung des Gegenübers einerseits im Prozeß des Verhaltens verschwindet, und andererseits die mögliche Gestaltung des Gegenübers hervorhebt, gibt es viele Übergänge, in denen die Gestaltung in wechselnder Intensität zur Geltung kommt. Derartige Übergänge sind schon deshalb unvermeidlich, weil Bearbeitung und Gestaltung mit Tätigkeiten verbunden sind, denen unterschiedliche Verhaltensweisen entsprechen, die im Ganzen möglichen Verhaltens ihren Platz haben und von diesem eingefordert werden. Während damit die Sinnbezüge, die sich aus der unterschiedlichen Zuordnung einzelner Verhaltensweisen und Zustände ergeben, die mit ihnen verbundene Geisteshaltung bereits von sich aus vielfältig modifizieren, stellt das ausdrückliche Bemühen um diese Geisteshaltung einen Grenzbereich in der Entfaltung des Menschseins dar. Wir stoßen darin auf eine Dimension kultureller Wirklichkeit, die an sich zum Aufbau dieser Wirklichkeit gehört, in der Art und Weise, wie sie dies tut, jedoch von Kultur zu Kultur anders ausfällt. Tatsächlich verdankt sie sich den auf sie ausgerichteten Bewegungen konkreter Sinngebilde, in denen sie je nachdem wie sich diese Bewegungen ihrer Grenze nähern, ihre allgemeine Bedeutung erhält. Die Annäherung an diese Grenze entspricht der Dynamik kultureller Wirklichkeit ebenso wie der des Menschseins mit der ihm eigenen Freiheit. Vor allem aber zeichnet sich der Grenzbereich konkreter Sinngebilde dadurch aus, daß er jener Freiheit Raum gewährt, in und mit der Menschen sich zu sich selbst und ihrer Kultur verhalten und ihr Wesen finden.⁶⁴

64 Mit Erich Heintel (Die beiden Labyrinthe der Philosophie, Wien: Oldenburg, 1968, 178ff) könnte man auch sagen, daß sich der Mensch als „daseiende Transzendentalität“ zu erkennen gibt.

Da menschliches Überleben ohne selbstbewußtes Wissen und Erkennen nicht möglich ist, bedeutet das Erscheinen des Menschen, daß dieser in einer Welt lebt, die je nachdem wie Wissen und Erkennen zur Geltung kommen, ihr Aussehen verändert und andere Formen anzunehmen beginnt. Von der Leiblichkeit des Menschen unterscheidet sich dessen Geistigkeit, die sich in Sinnzusammenhängen manifestiert und in Rückbindung an die Erscheinungen leiblichen Daseins die Kultur stiftet, mit und in der das Menschsein seine Gestalt gewinnt. Da diese Rückbindung sowohl von den Bedingungen der Leiblichkeit als auch von denen der Geistigkeit abhängt, ist sie mit ein Grund für die Vielfalt der Kulturen, die sich im Laufe der Geschichte gebildet haben. Insbesondere betrifft dies Unterschiede, die in den Konfigurationen von Symbolen und allem, was damit zusammenhängt, zum Ausdruck kommen. In der Entfaltung der entsprechenden Beziehungen werden Bewegungsabläufe sichtbar, die auf mehr oder weniger dauerhafte Zustände hin tendieren, in denen einzelne Kulturen die sie prägende Geistigkeit zu erkennen geben. Als Zustände, deren Dauerhaftigkeit im Werden zustande kommt, sind diese nicht so beschaffen, daß sie unterschiedliche Verhaltensweisen einzelner Menschen grundsätzlich ausschließen würden, oder eine Differenzierung der Geistigkeit (wie z.B. nach Berufen) nicht zuließen. Vor allem aber bietet das Vorkommen verschiedenen Formen der Geistigkeit innerhalb derselben Kultur die Möglichkeit, sich mit diesen auseinanderzusetzen, und zwar dergestalt, daß daraus eine eigene Form der Geistigkeit erwächst, die im Begriff der Spiritualität festgehalten werden kann. Als Form der Geistigkeit schließt sich die Spiritualität zwar den anderen Formen an, je nachdem wie die Auseinandersetzung mit diesen verläuft, sie unterscheidet sich aber von diesen in der Art und Weise wie sie dieselben in sich aufnimmt und sich zu ihnen verhält.

Für das Studium einzelner Kulturen bedeutet der gerade angedeutete Befund, daß wir nicht umhin können, nach den ‚Spiritualia‘ zu fragen, mit denen Menschen jeweils leben, die sie auf ihre Weise kultivieren, und die ihrerseits die Frage nach deren Entwicklung im Ganzen und für das Ganze der Kulturgeschichte aufwerfen. Doch kennzeichnet diese Fragestellung nur eine, wenngleich wesentliche, Seite des Spiritualitätsproblems. Da nämlich die Auseinandersetzung mit den Formen der Geistigkeit den Entschluß dazu zur Voraussetzung hat, bedeutet Spiritualität nicht nur, daß sie in der Freiheit des Menschseins ihren Anfang nimmt, sondern ihrem Sinn nach davon abhängt, ob und inwieweit sie als gestaltende Kraft in Anspruch genommen wird. Mit anderen Worten, da es dem Menschen eigen ist, sich zu sich selbst und zu seinen Bewußtseinsinhalten verhalten zu können, vermag er es sich ausdrückliche Vorstellungen davon zu bilden und die entsprechenden Vorstellungen auch als Vorgaben seines Strebens und Handelns zu gebrauchen. Wie andere Sinnphänomene und Formen der Geistigkeit mögen auch das Hervortreten, die Gestaltung und die Auswirkungen der Spiritualität beschrieben und erforscht werden. Ein solches Vorhaben trifft sich mit deren Entstehungsgeschichte dahingehend, daß auch hier ein Entschluß oder eine Freiheitstat gefordert wird, durch die sich der Fragende im Prinzip zu sich selbst und zur Kulturgeschichte überhaupt verhält. Doch gibt es einen wesentlichen Unterschied, der genau darin besteht, daß die Frage nach der möglichen Relevanz von Erkenntnissen und Einsicht für die eigene Daseinsgestaltung unbeantwortet bleibt.

Mit der Betonung eines wesentlichen Unterschieds zwischen spirituellem und theoretischem Verhalten ist freilich noch nichts gesagt über mögliche Auswirkungen, welche das Studium geistiger Phänomene mit Einschluß des Spiritualitätsproblems nach sich zieht. Zum einen kann hierbei an Auswirkungen gedacht werden, die sich dadurch ergeben, daß dieses Studium überhaupt stattfindet und sich auf das kulturelle Umfeld bezieht, in dem es stattfindet. Zum anderen betreffen sie den, der entsprechende Studien unternimmt und versucht, zu einem angemessenen Verständnis seiner Untersuchungen zu gelangen. Der Frage nach möglichen Auswirkungen auf das kulturelle Umfeld will ich hier nicht nachgehen, wenngleich ich vermute, daß die Art und Weise wie „Spiritualität“ in der Gegenwart aktuell geworden ist, mit zu diesen Auswirkungen gehört. Dagegen möchte ich, was die

Auswirkungen auf den forschenden Menschen betrifft, zwei Punkte hervorheben. Der erste bezieht sich auf die Spiritualität des Untersuchenden; der zweite auf die Bedingungen, unter denen die entsprechenden Untersuchungen stattfinden.

Es sollte deutlich sein, daß es jedem Menschen freisteht, sein Selbst- und Wirklichkeitsverständnis auf die Einsichten hin zu überprüfen, die zumindest dem Anschein nach mit der Erweiterung wirklichen und selbst vermeintlichen Wissens gewonnen werden. Je nachdem wie diese Prüfung ausfällt, können demnach neu erworbene Einsichten mit zur Daseinsgestaltung herangezogen werden. Ob und wieweit dies geschieht, hängt wohl von vielen Faktoren ab, da die einmal zustande gekommene Geisteshaltung sich tiefgreifenden Veränderungen zu widersetzen pflegt. Letztlich ist die Einbeziehung von Einsichten in die Daseinsgestaltung wohl eine Frage der Wahrhaftigkeit und persönlichen Stärke, die sich an Einsichten orientiert, denen ein denkendes und seiner Verantwortung bewußtes Wesen nicht widersprechen kann. Immerhin scheint mir Paul Schebesta, auf den ich sogleich zu sprechen komme, ein Beispiel dafür zu sein, daß eine einmal gefundene Geisteshaltung es nicht ausschließt, in der dieser Geisteshaltung entsprechenden Spiritualität auch Einsichten wirksam werden zu lassen, die erst im Zuge unterschiedlicher Forschungen erworben werden.

Dagegen verändert sich die Ausgangssituation, sobald wir auf die Bedingungen achten, unter denen eine angemessene Erforschung unterschiedlicher Geisteshaltungen durchgeführt werden kann. Dieses Problem wird noch ausführlich bei der Behandlung von Schebestas Feldforschungen und seines Religionsverständnisses zur Sprache kommen. Hier möchte ich dazu nur festhalten, daß die eigene Geisteshaltung die Voraussetzung dafür bildet, andere Geisteshaltungen auch als solche zu unterscheiden und auf ihren Gehalt und Sinn hin zu untersuchen. Daß diese Unterscheidung spontan geschieht, ist die eine Seite des Problems, wobei dieselbe Spontaneität zwischenmenschlicher Erfahrungen, die Zugang zur Geistigkeit anderer Menschen gewährt, auch der Grund dafür ist, daß dies nur teilweise geschieht, daß es zu Mißverständnissen und selbst Entstellungen kommt. Wir werden uns dessen auf Grund alltäglicher Erfahrungen bewußt, sobald wir die Entgegnungen der Mitmenschen beachten und uns an die verschiedenen Situationen erinnern, in denen wir anderen Menschen begegnet sind. Dagegen besteht die andere Seite des Problems in der Aufgabe, das spontane Geschehen sowohl kritisch zu begleiten als auch reflexiv und methodisch dergestalt zu überhöhen, daß es durch zielbewußtes Fragen und Forschen zwar nicht ersetzt, wohl aber ergänzt wird. Ob dies je so gelingen kann, wie es wünschenswert wäre, ist eine Frage für sich. Doch kann zumindest soviel gesagt werden, daß dieses Gelingen ohne Verdeutlichung der jeweiligen Ausgangssituation und Geistigkeit nicht möglich ist. Noch abgesehen davon, ob der Untersuchende sich um eine sein Leben bestimmende Spiritualität bemüht oder nicht, kann er sich jedenfalls nicht der Aufgabe entziehen, über die ihm eigene Geistigkeit nachzudenken und auf ihre Relevanz für seine Forschungen hin zu untersuchen. Nachdenken und Untersuchen mögen auf dem Hintergrund bleiben und zugunsten tatsächlicher Forschungsergebnisse auch bleiben müssen, da sie diese andernfalls blockieren würden. Sie werden aber gerade als Hintergrund umso wichtiger, je stärker das Leben und Werk einer Forscherpersönlichkeit in den Vordergrund treten und Gegenstand theoretischer Überlegungen werden.

3.1 Tradition und Spiritualität

Eine der ersten Fragen, die sich im Zusammenhang mit der Spiritualität eines Menschen stellt, betrifft dessen Verhältnis zur Tradition, in der er aufgewachsen ist, sich mit seinesgleichen verbunden weiß, und den Ansprüchen und Wertvorstellungen zu genügen versucht, welche die jeweilige Kultur kennzeichnen. Während die Bildung kultureller Wirklichkeit von der Kommunikation zwischen Menschen getragen wird, erweist sich die Ausrichtung der Kommunikation zum Zwecke gelingen-

den Menschseins als eine kulturimmanente Aufgabe, die in der Überlieferung oder Tradition sich bewährenden Verhaltens seine Erfüllung findet. Die hier angedeuteten Bewegungen mögen nur bedingt ihr Ziel erreichen oder selbst das Gegenteil bewirken, wenn Traditionen ihren Sinn verlieren und zum Selbstzweck werden. Gleichwohl behalten sie ihre (idealtypische) Gültigkeit, da ohne sie auch das Mißlingen nicht mehr anweisbar wäre.

Als kulturprägende Vermittlungen konkreter Daseinsformen, nehmen Traditionen den Charakter von Sinnräumen an, in denen das Problem der Geistigkeit eine zentrale Rolle spielt. Dem entspricht ihre Relevanz für das Studium der Geistigkeit überhaupt, da sie je nach Blickrichtung Gegenstand oder Voraussetzung desselben sind. Worum es hier geht, betrifft jedoch primär nicht die kulturelle Seite des Traditionsproblems, sondern dessen Bedeutung für den einzelnen Menschen.

Da jeder Mensch sich die Tradition, mit und in der er aufwächst, auf seine Weise aneignet, erweist sich deren Aneignung als ein Konvergenzproblem, bei dem es darauf ankommt, die Integration verschiedener und selbst gegenstreitiger Aneignungsformen mit einem allgemein anerkannten Verständnis des Menschseins zu verbinden. Die unter derartigen Bedingungen eingeleitete Differenzierung des Traditionsbewußtseins unterstreicht die Möglichkeit unterschiedlicher Geisteshaltungen in der selben Tradition. Zugleich stellt diese Differenzierung es dem einzelnen Menschen aber auch frei, sich im Rahmen dieser Möglichkeit auf bestimmte Aspekte der Tradition zu konzentrieren und eine eigene Spiritualität zu entwickeln.

Wie auch immer die Art der Spiritualität ausfallen mag, die auf Grund traditioneller Vorgaben und deren Aneignung zur Entfaltung gelangt, entscheidend ist ihr Verhältnis zum Verständnis des Menschseins und seiner Kultur; ob sie dessen Vertiefung und Anerkennung fördert, oder das Gegenteil bewirkt. Im Geflecht von Notwendigkeit, Willkür und Freiheit erweist sich die Frage nach einer angemessenen Spiritualität demnach als ein Problem, das Freiheit und Verantwortung herausfordert, indem sie diese an die konkreten Umstände bindet. Als solches kann dieses Problem nicht gegen oder unabhängig von Traditionen gelöst werden, sondern nur mit ihnen, wenn und sofern sie ein Überleben in Wahrheit und Würde ermöglichen und fördern. Es muß nicht eigens betont werden, daß sowohl Traditionsbrüche in der eigenen Kultur als auch die Begegnung mit anderen Traditionen Motive sein können, welche die Bildung unterschiedlicher Formen und Weisen der Spiritualität vorantreiben und, wie mir scheint, für den Wildwuchs von Spiritualitäten in der Gegenwart tatsächlich mitverantwortlich sind. Die Ursachen für Traditionsbrüche können vielfältig und von unterschiedlicher Reichweite sein. Sofern sie jedoch den Zusammenhang vorgegebener Beziehungen stören und den Erwartungshorizont der Menschen durchkreuzen, werden sie nicht nur von Entfremdungserscheinung begleitet, sondern erweisen sich auch als Motive, welche Traditionsprozesse in andere Richtungen lenken, oder dazu ermutigen, eine den Verhältnissen entsprechende Spiritualität zu entwickeln. Je nachdem wie sich diese Situation darstellt, überrascht es nicht, wenn das Bemühen um eine angemessene Spiritualität in einer Vielzahl miteinander konkurrierender Antworten endet, die auf unterschiedliche Lösungen des Traditionsproblems hindeuten.

Doch sind es nicht nur Brüche im kulturellen Umfeld, welche beim Entstehen und der Entwicklung des Spiritualitätsproblems zu berücksichtigen sind. Dazu gehören auch Erfahrungen mit anderen Menschen und Kulturen, die deutlich machen, daß andere anders leben und denken, und dementsprechend die Frage nach der eigenen Lebensart aufwerfen. Indem sie dies tun, rücken sie nicht nur das Problem globalen Zusammenlebens und der ihm angemessenen Spiritualität in den Blick, sondern auch die Möglichkeit, durch selektive Aneignung 'fremder' Kulturelemente neue Formen der Spiritualität zu entwickeln.

Das mit der Möglichkeit interkultureller Erfahrungen eingeleitete Mit- und Gegeneinander spiritueller Orientierungen mag befremden und selbst eine Quelle wachsender Orientierungslosigkeit sein. Es ändert aber nichts an der Tatsache, daß Begegnungen mit anderen Traditionen, noch abgesehen davon, daß sie eine den Verhältnissen angemessene Spiritualität einfordern, ein starkes Motiv

darstellen, auf die eigene Spiritualität zu achten und diese als den Horizont zu bedenken, in dem sich die Welt erschließt und der Sinn des Menschseins zur Diskussion steht.

Da die Spiritualität eines Menschen sowohl vom kulturellen Umfeld als auch von persönlichen Erfahrungen bestimmt wird, und sich außerdem auf seinen Charakter bezieht, den sie prägt während er prägend auf sie einwirkt, erweist sich deren Darstellung als eine Aufgabe, die nur annähernd und mutmaßlich gelingen kann. Dies gilt für P. Schebesta ebenso wie für alle anderen Menschen. Hinzu kommt, daß jede Spiritualität, wie bewußt sie auch gepflegt und entfaltet werden mag, von Voraussetzungen und Evidenzen bestimmt wird, die sich dem direkten Zugriff entziehen. Dies hat zur Folge, daß ein Mensch von der ihm eigenen Spiritualität insbesondere deshalb, weil und sofern sie sich auf das Ganze von Welt und Wirklichkeit bezieht, weniger weiß als er zu wissen vermeint. Auch kann nicht ausgeschlossen werden, daß ein Außenstehender, obwohl ihm der Zugang ins Zentrum dieser Spiritualität verschlossen bleibt, eben weil er deren Auswirkungen beobachtet, möglicherweise Aspekte wahrnimmt, die dem betreffenden Menschen verborgen bleiben.

Im Umfeld ihrer jeweiligen Kultur unterscheidet sich die Spiritualität eines Menschen vor allem dadurch, daß die Pflege der Geistigkeit nicht auf einzelne Repräsentanten der Tradition beschränkt bleibt, sondern im Sinne selbstbewußten Verhaltens vom einzelnen Menschen wahrgenommen wird. Im Grunde genommen erweist sie sich als Problem spezifischer Geisteshaltungen, die innerhalb einer bestimmten Kultur deren Grenzen zu überwinden versuchen. In der Auseinandersetzung mit den Erscheinungsformen der Spiritualität treten damit die allgemeinen Bedingungen spirituellen Verhaltens in den Vordergrund. Hierbei wird die Frage nach dem Selbstbewußtsein in der Entfaltung dieses Verhaltens umso wichtiger, je problemloser die Auseinandersetzung mit der kulturellen Wirklichkeit zu sein scheint. Wenngleich mit Akzentverschiebungen, bleiben demnach die soeben angedeuteten Komponenten des Spiritualitätsproblems erhalten.

Die Antwort auf die Frage nach der Spiritualität eines Menschen mag schwierig sein und, da sie grundsätzlich nur annähernd gelingen kann, unbefriedigend bleiben. Doch muß die Frage gerade dann gestellt werden, wenn sein Verhältnis zu anderen Kulturen zur Diskussion steht.

Es sind, wie mir scheint, vor allem vier Faktoren, die für die Spiritualität von P. Schebesta von Bedeutung waren und deren Entwicklung in Wechselwirkung mit der Bildung seines Charakters beeinflußt und bestimmt haben. Erstens war P. Schebesta tief verwurzelt in der Tradition seiner mährischen Heimat, in der er eine weitgehend festgelegte Lebenshaltung kennen lernte, die den Grundstock seines Selbstbewußtseins bildete. Zweitens stand er durch Studium und Erziehung in der Tradition Mitteleuropas, in der er zunächst indirekt, dann aber direkt und bewußt durch das Auftreten des Nationalsozialismus dergestalt mit den Traditionsbrüchen dieser Tradition konfrontiert wurde, daß diese ihn in seiner christlichen Weltanschauung bestätigten. Drittens ließ ihn sein Werdegang im Kloster und seine Arbeit als Priester und Missionar am Sambesi Welt und Wirklichkeit in einem eigenen Licht erscheinen. Viertens eröffneten seine Erfahrungen in der Wissenschaft und als Feldforscher einen Horizont, der es ermöglichte, sich selbst und die Menschen, denen er begegnete und begegnet war, in der Spannung von Einzigkeit und Allgemeinheit wahrzunehmen und einzuschätzen.

3.2 Verhaltensweisen als Zeichen der Spiritualität

Menschen, mit denen ich noch zu Lebzeiten sowie nach dem Tode von P. Schebesta gesprochen habe, sahen in ihm nicht nur einen berühmten Forscher, sondern kannten ihn auch und vor allem als einen bescheidenen, hilfsbereiten und aufrichtigen Menschen, der sie ernst nahm und ihnen in selbstlosem Wohlwollen entgegenkam. Egoismus lag ihm fern. Als Priester suchte er zu stützen, zu helfen, zu trösten. Von politischen Aktionen hielt er sich jedoch zurück. Gleichwohl wußte er auch zu kämpfen,

wenn er es für nötig hielt, aber so, daß es in Würde geschah. Daß er mitunter auch grob sein konnte, war ihm sehr wohl bewußt. Doch war er stets bereit, sich korrigieren zu lassen, und dementsprechend zu handeln. Dank seiner tiefen Menschenkenntnis vermochte er das Verhalten seiner Mitmenschen (fast immer) richtig einzuschätzen, und ihnen in Klugheit und weiser Zurückhaltung zu begegnen.

Obwohl P. Schebesta auf ein geordnetes Leben großen Wert legte und die ihm gestellten Aufgaben beharrlich und mit allen Kräften zu erfüllen suchte, war er nie langweilig und für Überraschungen immer gut. Er war, wie sein Schüler P. Anton Vorbichler es ausdrückte, ein Mensch, dessen Reaktionen „in den meisten Fällen eine mitten ins Schwarze treffende Intuition erkennbar werden ließen.“⁶⁵ Ich selbst habe ihn insbesondere als einen Menschen kennen gelernt, der jede Situation als ein neues Gottesgeschenk erfuhr, das ihn zum Nachdenken aufforderte und ermutigte, darauf einzugehen und den berechtigten Ansprüchen des Augenblicks gerecht zu werden. Dies galt für die Begegnung mit Menschen und ihren Eigenheiten. Dieselbe Grundhaltung zeigte sich aber auch in seinem Verhältnis zur Natur, zu Bergen und Bächen, zu Tieren und Pflanzen, sowie zur Umwelt überhaupt, deren Schönheit ihn immer wieder faszinierte und dazu anregte, in ihnen Metaphern des Menschenlebens zu entdecken. Ob es jetzt der Weg zum Bergesgipfel war, die Fichte im Sturm, der Pfad durchs Gestrüpp, der fliehende Hase, das jagende Raubtier oder die Pracht von Blumen und Blüten, er sah darin Bilder, in denen sich das Verhalten von Menschen vielfältig zu erkennen gab.

Gewiß war P. Schebesta den Ehrungen und Beweisen der Anerkennung, die ihm zuteil wurden, nicht abgeneigt. Sie waren aber kein Zweck an sich, noch waren sie ein Grund, anderen Menschen die ihnen zukommende Anerkennung zu versagen. Dies hinderte ihn nicht, auch kritisch, selbst sehr kritisch, zu sein, war doch sein Grundsatz: ‚Der Wahrheit die Ehre!‘ So heißt es etwa in einem Brief, den er mir 19. 7. 1967 schrieb: „Ich selbst konnte doch einigermaßen am Schreibtisch sitzen und den [bereits erwähnten] Schmidt Artikel [zum Totemismus bei den Pygmäen] vorantreiben. Er mag für eine Festschrift weniger passend erscheinen, da ich immer wieder negativ reagieren muß. Doch sei der Wahrheit die Ehre. Ich werde noch einige Rosinen hineinstecken müssen. Jedenfalls gibt mir die Arbeit Gelegenheit genug, meine Gedanken und Aussagen zu präzisieren.“ An erster Stelle betraf dieser Grundsatz jedoch ihn selbst, und erst an zweiter Stelle die anderen. Worauf es ihm ankam, war vielmehr der Wunsch und das Streben, seinen Aufgaben ohne Wenn und Aber gerecht zu werden, und den Gleichmut zu finden und zu bewahren, in dem er stets aufs Neue anzufangen und weiterzugehen vermochte.

3.3 Spiritualität und Charakter

Gefühlen und Emotionen stand P. Schebesta nicht abweisend gegenüber. Im Gegenteil, für ihn gehörten sie zum inneren Reichtum des Menschenwesens, den es anzuerkennen galt. Um welche Gefühle und Emotionen es sich auch handeln mag, man sollte sich ihrer bewußt werden, nicht um sie zu verleugnen oder zu unterdrücken, sondern um sie auf ihren Gehalt hin zu überprüfen und in die rechten Bahnen zu leiten. Als freiem Wesen steht es dem Menschen zu, die Regungen und Äußerungen seiner Natur ohne Einschränkung zur Kenntnis zu nehmen. Doch kann er seiner Freiheit nur in dem Maße gerecht werden, als er weiß, was er tut, und sich in allem von den Grundsätzen bestimmen läßt, die für ein Leben in Wahrheit und Würde unverzichtbar sind. Sich seiner Gefühle und Emotionen bewußt zu werden, ist damit die eine Seite des Menschseins. Dagegen besteht die andere Seite in der Auseinandersetzung mit diesen und der Aufgabe, sie im Sinne des gelingenden Menschseins zu läutern und zu transformieren, oder, wie etwa bei aufkommenden Gefühlen von Ehrgeiz und Selbstsucht, in ihre Grenzen zu weisen.

65 Anton VORBIHLER, „Professor Dr. Paul Schebesta SVD“, *Anthropos*, Band 62, 1967, 665–685, 666.

Auf dem Hintergrund eines um Ausgeglichenheit bemühten Seelenlebens war P. Schebesta stets bereit, auch die Bedürfnisse des Leibes zu achten und bei der Unterstützung anderer nach Möglichkeit zu berücksichtigen. Daß er z.B. bei seinen Forschungen reichlich Geschenke verteilte, diente so gesehen nicht nur dazu, das Vertrauen der Menschen zu gewinnen, sondern entsprach auch seinem Charakter und der Art und Weise, wie er sich zu seinen Mitmenschen zu verhalten pflegte. P. Schebesta schätzte ein wohlschmeckendes Mahl ebenso wie ein gutes Glas Wein (oder Whisky). In früheren Zeiten liebte er es auch, Zigarren zu rauchen. Er hatte sich dies in der Mission am Sambesi angewöhnt – was, da zur damaligen Zeit das Rauchen im Orden nicht erlaubt war, dazu führte, daß er kein Bischof wurde, sondern zum Anthropos berufen wurde. Doch galt auch bei Essen und Trinken der Grundsatz der Mäßigung. Dem tat auch einer seiner Lieblingssprüche keinen Abbruch: Ein guter Tropfen, mit Mass genossen, schadet auch in größeren Quantitäten nicht. Obwohl P. Schebesta das Abenteuer liebte, war er kein Abenteurer. Er nahm es auf sich, wenn die Umstände seiner Forschungen es verlangten, nicht aber, weil er abenteuerlustig gewesen wäre.

Ein entscheidender Zug im Charakter von P. Schebesta war sein geradezu unverwüstlicher Humor, mit dem er sowohl sich selbst und seine Lebensumstände als auch das Verhalten der Mitmenschen zu relativieren verstand und im Licht der Ewigkeit zu beurteilen versuchte. In seiner Urwüchsigkeit war dieser Humor nicht Jedermanns Sache, sodaß er mitunter das Gegenteil von dem bewirkte, was damit gemeint war.

P. Schebesta war in vieler Hinsicht ein begnadeter Mensch, den die Natur mit guten Anlagen und Talenten reichlich ausgestattet hatte. Als Grundlage und Mittel von Wachstum und Selbstentfaltung haben sie seinen Charakter weitgehend mitbestimmt. Doch können wir dem Charakter eines Menschen nicht gerecht werden, ohne den größeren Zusammenhang von Vorstellungen, Motiven und Überzeugungen zu beachten, in und mit dem sich der Einzelne zu sich selbst, seinen Mitmenschen, sowie zur Welt und zu seinen Erfahrungen überhaupt verhält. Der Hinweis auf diesen Zusammenhang ist in zweifacher Hinsicht von Bedeutung. Zum einen bildet er den Horizont, in dem ein Mensch sich als den erblickt, der er sein und werden möchte. Zum anderen stellt er sich als ein Sinngebilde dar, das im Grunde genommen alle Menschen betrifft und mit diesen geteilt werden kann, auch wenn es de facto von jedem auf seine Weise verstanden und mißverstanden, gestaltet und entstellt wird. Im ersten Fall gilt es zu bedenken, daß ein Mensch nur bedingt dem entspricht, bzw. entsprechen kann, was er als Maßgabe gelingenden und gelungenen Menschseins annimmt; oder, was nicht auszuschließen ist, daß er diese so lange biegt und umbiegt bis alle Probleme wegerklärt sind. Im zweiten Fall werden wir dagegen mit dem Problem konfrontiert, daß die Entwicklung und Gestaltung dieses Zusammenhangs eine gemeinsame Aufgabe darstellt, an der alle teilhaben und sich fragen können, wie und mit welchen Resultaten sie von jeweils anderen Menschen wahrgenommen wird. Auch wenn sich dieser Zusammenhang im Ungesagten und selbst Unsagbaren verliert, so stellt er dennoch die Wirklichkeit dar, die Menschen über die Grenzen individuellen Daseins hinaus miteinander teilen und als Sinngebilde im Bemühen anderer zu unterscheiden vermögen und annähernd begreifen können.

3.4 Bedeutung und Grenzen der Askese

Überblickt man den Lebenslauf von P. Schebesta, dann fällt auf, daß er als junger Mensch sich zur Askese hingezogen fühlte, und daß der lebenslangen Auseinandersetzung mit dieser eine besondere Rolle zukommt. Dafür spricht sein ständiges Bemühen, Maß und Norm nicht aus den Augen zu verlieren, ebenso wie die Art und Weise wie er neue und unerwartete Aufgaben annimmt, etwa wenn es heißt, nicht nach Japan, sondern zum Sambesi zu gehen, und diese mit eiserner Disziplin durchführt. Dasselbe gilt für sein Streben, sich seiner Emotionen und Gefühle bewußt zu werden,

nicht um sie zu unterdrücken oder zu verleugnen, sondern um sich als vernünftiges Wesen dazu in Freiheit zu verhalten. Indem er die Notwendigkeit einer asketischen Grundhaltung bejahte, bestand er jedoch darauf, daß dieser im Ganzen der Lebensgestaltung eine untergeordnete Bedeutung zukam.

Wichtiger als die Befolgung selbstgemachter Regeln und Verhaltensweisen war ihm die Bereitschaft, die Botschaft des Augenblicks als göttliches Geschenk entgegenzunehmen und sich dem entsprechend zu verhalten. Je nach Umständen mag dieses Verhalten anders ausfallen und, da es alle Bereiche des Lebens betrifft, unterschiedliche Bedeutungen annehmen. In allem aber geht es um die Vollendung des Menschseins, um das Streben nach Vollkommenheit und ein Leben in Heiligkeit. Krankhafte und die Person verkrüppelnde Askese lehnte er grundsätzlich ab.

Sein Verständnis von Heiligkeit hat P. Schebesta in einem Brief vom 20. Mai 1956 an Sr. Itisberga wie folgt erläutert:

„Wahre Heiligkeit gründet auf persönlichen Eigenschaften, also auf der natürlichen Veranlagung des Einzelnen ... Echte Heiligkeit ist zugleich auch entfaltete Persönlichkeit, d.h. die menschlichen Veranlagungen müssen im guten Sinne entfaltet werden und zwar gesund religiös. Verunstaltungen der eigenen Persönlichkeit durch übereifrige Askese nach dem Muster anderer führt zur Verkrüppelung ... Gesunde Heiligkeit baut auf den natürlichen Veranlagungen auf, die selbstverständlich nicht ausgerottet, sondern gepflegt werden müssen. Jene, die diese persönlichen Veranlagungen abtöten, weil sie möglicherweise ins Böse führen können, werden zu Seelen, die von Trockenheit zu leiden haben im geistlichen Leben, weil sie den natürlichen Menschen ertötet haben. Der echte Heilige ist ein natürlicher Mensch, der seine Veranlagungen nach dem Beispiel Christi zu entfalten sucht – durch Hingabe an den Willen Gottes, durch Güte, Menschenfreundlichkeit, Hochherzigkeit. Hierin muß man den Heiligen Geist arbeiten und schaffen lassen, ihm die Tür der Seele weit aufmachen durch Hingabe an seinen Willen.“

Daß P. Schebesta die natürliche Veranlagung des Menschen so stark hervorhebt, bedeutet jedoch nicht, daß damit die Menschennatur allen Schrecken verloren hätte. Er selbst hatte in seinem Leben sehr verschiedene Menschen kennen gelernt und auf Grund seiner Erfahrungen die Überzeugung gewonnen, daß der Mensch von Natur aus ein Egoist und Raubtier sei. Diese Raubtiernatur mag bei dem einen stärker als bei anderen hervortreten. Doch kann sie nicht geleugnet werden, wie geschickt sie sich auch verbergen mag. Bei näherem Zusehen, findet sich der Egoismus des Raubtiers Mensch in allen, gleichgültig ob es sich um Pygmäen oder ihn selbst und andere Europäer handelt. Dagegen bedeuten die Erfahrungen der Liebe, daß es grundsätzlich möglich ist, die Raubtiernatur in ihre Grenzen zu verweisen und sie sowohl zu zähmen als auch zu überwinden. Dies setzt freilich voraus, daß Liebe kein leeres Wort bleibt, sondern ihrem Sinn entsprechend als dienende und selbstlose Liebe zur Geltung kommt. Die Zähmung und Überwindung der Raubtiernatur erweist sich als die zentrale Aufgabe aller Menschen, da andernfalls „der Gipfel menschlicher Kultur“ nicht erreicht werden kann. Zugleich sieht Schebesta darin einen der Gründe, weshalb er sich dem Christentum zuwendet, weil er davon überzeugt ist, daß dessen Sinn nicht zuletzt in der Zähmung und Überwindung der Raubtiernatur besteht.

3.5 Christentum und Christsein

P. Schebestas Inanspruchnahme des Christentums im Streit um ein menschenwürdiges Dasein kann erst dann angemessen gewürdigt werden, wenn man sein Verständnis des Christseins berücksichtigt und bedenkt, daß dieses Verständnis vom konkreten Vollzug her bestimmt war, in dem es zum Ausdruck kam. Die Hinwendung zum Christentum entsprach seinem Selbstverständnis als Priester und Ordensmann. Indem er jedoch das Christsein in den Mittelpunkt rückte, kam die Perspektive des

Feldforschers zur Geltung, in der es ihm vor allem um die Menschen ging, deren Leben vom Christentum und seinen Traditionen vielfältig geprägt wurde und wird. Damit stellte sich die Frage nach der zum Christentum gehörenden Lebensweise, die sich in unterschiedlichen Varianten von den Lebensweisen anderer Traditionen abhebt. Vor allem aber kam es darauf an, von der Lebensweise her die maßgebenden Prinzipien zu erfassen, die dieser Lebensweise zugrunde liegen und sie sowohl bevor als auch nachdem sie in Varianten Gestalt gewinnt, bestimmen.

In der Art und Weise wie Schebesta der Perspektive des Feldforschers gerecht zu werden versuchte, war er gewissermaßen sein wichtigster Informant, den er primär nicht als Priester und Ordensmann, sondern als Repräsentant seiner Tradition allseitig befragte. Während er die Frage nach den Varianten christlicher Lebensweise weitgehend offen ließ, konzentrierte er sich auf das ihm bekannte Umfeld und seine eigenen Erfahrungen mit Menschen der verschiedensten Lebensweisen und Auffassungen. Insbesondere aber lag ihm daran, den Prinzipien des Christseins an Hand der Lebensweise seiner Mitchristen und seiner selbst auf die Spur zu kommen und sie sowohl auf ihre Bedeutung als Lebensideal hin zu überprüfen, als auch dementsprechend anzuwenden. Da er sich maßgeblich an biblischen Texten orientierte, berief er sich auf diese, um dem Sinn des Christseins als Ideal des Menschseins näher zu kommen. Er war sich der Widersprüche zwischen Ideal und Wirklichkeit, Verkündigung und Tat, Evangelium und Kirchentum, zwischen Heiligkeit und Scheinheiligkeit, in der Geschichte des Christentums durchaus bewußt. Doch bezog er sich nicht auf diese, sondern auf die Botschaft Jesu wie sie ihm im Medium aufrichtiger und großherziger Frömmigkeit entgegentrat und der kirchlichen Überlieferung als deren Anfang und Ende zugrunde lag.

Gerade weil P. Schebesta den Sinn des Daseins im Vollzug desselben suchte und fand, konnte er schlußendlich nicht nur als Priester und Seelsorger, sondern auch als Wissenschaftler an der Lebensform seines Heimatdorfes in ihren Grundzügen festhalten und sie als Kern und Richtschnur seines Selbstverständnisses bewahren. Von außen betrachtet zeigte sich dies in seiner Hochschätzung des sakramentalen Lebens, der kirchlichen Feste, der Heiligenverehrung, des Rosenkranzes, von Gebet und Gesang sowie von biblischen Texten. Der Grund dafür war jedoch ihre im Vollzug erfahrene Bedeutung als Zeichen und Andeutung von Gottes Gegenwart und dem Bewußtsein, darin sowohl Gott als auch Christus zu begegnen.

Daß eine derartige Begegnung mit Gott und Christus tatsächlich möglich war, ergab sich für ihn aus den Evidenzen, mit denen er lebte und sein Tun als sinnvoll erfuhr, nicht aber, weil der Automatismus des Tuns dies garantiert hätte. Im Gegenteil, wie selbstverständlich die Ausdrucksformen des religiösen Daseins auch sein mochten, seiner Meinung nach ging es darum, sie nicht in geistloser Routine enden zu lassen, sondern mit ihnen so zu leben, daß sich ihr Sinn im Erkennen und Tun von Gottes Willen erschließt. Meines Erachtens ist dies keine Erkenntnis, die sich auf einen Willen jenseits der Welt bezieht. Vielmehr bezieht sie sich auf ein konkretes Sinngeflecht in der Welt, das sich zwar in sein eigenes Geheimnis zurückziehen mag, von dem man aber weiß, daß es besteht, und daß wirkliche Nächstenliebe das Kriterium und den Beweis seiner Wirklichkeit ausmacht.

In einem für eine breite Leserschaft bestimmten Artikel berichtet P. Schebesta, daß er auf der Reise von 1949/50 in der Nähe der Rasthütte eine verkrüppelte, bis zum Skelett abgemagerte, Frau fand, die als „Maskini“ (Swahili: Mittellose) ihrem Schicksal überlassen war und im Wald zugrunde gehen sollte. Für P. Schebesta war es eine Selbstverständlichkeit, ihr zu helfen und dafür zu sorgen, daß sie nicht wieder verstoßen wurde. Doch ist weder dies der Punkt, den ich hervorheben möchte, noch geht es mir um die Feststellung, daß er infolge seines Verhaltens wichtige Einblicke in das Leben der Dorfbewohner erhielt. Worum es geht, ist vielmehr die Mitteilung, daß er am übernächsten Tag in der Nacht wach wurde, vor seine Hütte trat, und von der Pracht des Sternenhimmels derart überwältigt wurde, daß er unwillkürlich nach Gott frug, der „diesen Sternenmantel über [ihn] gebreitet hat.“ Zugleich ruft dieser Anblick aber auch Fragen auf: „Wo bist Du nur, mein Gott?“ „Wa-

rum verbirgst Du Dich so sehr vor mir? Wie gerne möchte ich Dir doch einmal begegnen. Du bist doch noch viel schöner als der leuchtende Himmel. Du gütiger Gott! Warum zeigst Du Dich mir nicht?“ – Fast könnte man meinen, P. Schebesta bediene sich der Sprache des Anselm von Canterbury (1033–1109), der mit ähnlichen Fragen seinen, wie man seit Kant sagt, ontologischen Gottesbeweis eingeleitet hat.⁶⁶ Doch fragt P. Schebesta nicht nach Beweisen, sondern nach der Begegnung. Dem entsprechend fährt er fort: „Und aus der Seele kam unvermittelt die Antwort, so daß ich vor Überraschung erschrak. „Ich begegne dir ja in jedem Menschen! Erst gestern bin ich dir in der ‚Maskini‘ begegnet, die, am Straßenrand hingehockt, ein Häuflein Unglück, dein Mitleid erregte. Die ‚Maskini‘ – das war ich!“⁶⁷

3.6 Missionarische Erfahrungen

Eine Frage, die sich P. Schebesta immer wieder stellte, betraf den Sinn und die Aufgabe der christlichen Mission. Als Missionar am Sambesi hatte er seine Arbeit schätzen und lieben gelernt. Wie bereits erwähnt, setzte er alles daran, um nach dem Ende des Krieges in die Mission zurückzukehren. Im Rückblick auf seine Tätigkeit als Missionar konnte er sich jedoch nicht der Einsicht verschließen, daß man den Eingeborenen einen „Katholizismus nach abendländischer Art“ angeboten hat. Selbst wenn dieser Katholizismus im Abendland berechtigt sein sollte, so folgte daraus noch nicht, daß es keine afrikanische oder sonstige Art geben könnte. Im Gegenteil, aufgrund seiner missionarischen Erfahrungen gab es für P. Schebesta keinen Zweifel, daß dies der Fall war. Es setzte allerdings voraus, daß man auf den Kern der Botschaft Christi zurückging, da nur diese, und nicht ihr abendländisches Gewand, die missionarische Tätigkeit rechtfertigt und einfordert.

Da P. Schebesta in der Arbeit der Missionare ein Gegengewicht zur Ausbeutung und Entwurzelung der Menschen im Kolonialismus sah, war er von der kulturhistorischen Notwendigkeit der Mission überzeugt. Im Lichte dieser Überzeugung setzte er sich nicht nur für eine Missionstätigkeit ein, die sich an den Traditionen der jeweiligen Menschen orientierte, sondern versuchte auch, die Missionierung der Pygmäen in die Wege zu leiten.⁶⁸ Insbesondere kam aber seinen diesbezüglichen Beobachtungen eine Schlüsselstellung in der Bildung des eigenen Selbst- und Weltverständnisses zu. Zum einen nötigten sie ihn, nach dem Kerngehalt und den Grundzügen des Christseins zu fragen, und sich über dessen Bedeutung und Sinn als kulturhistorischer Erscheinung Klarheit zu verschaffen. Zum anderen konnte er sich jedoch nicht der Einsicht verschließen, daß sich die Ver-

66 Anselm von CANTERBURY, Proslogion, 1077/78. Vgl. dazu: Franciscus Salesius Schmitt, Proslogion: Untersuchungen. Lat.-dt. Ausgabe, Stuttgart: Frommann-Holzboog, 1995.

67 Paul SCHEBESTA, „Ich bin Gott begegnet“, Stadt Gottes, 73, 1949/50, Heft 9, 220–222, 220.

68 Vgl. dazu Portugals Konquista Mission, op.cit.; Die Mission im Kampfe mit der Heidenwelt, (Veröffentlichungen des Akademischen Missionsvereins Wien), Wien-Mödling: Missionsdruckerei St. Gabriel, 1931; Meine zweite Kongoforscherfahrt, Wien: Kath. Akadem. Missionsverein (Wien-Mödling: Missionsdruckerei St. Gabriel), 1935, wo es auf Seite 15 heißt: „Das richtige Verständnis für die religiösen Anschauungen wird nur dem vermittelt, der das bodenständige Kolorit der Mythen, Sagen und sonstigen religiösen Bräuche der Primitiven nicht außer acht läßt. Manche dieser Mythen und Sagen deuten dem Kern nach sehr überraschend auf die Offenbarung hin, sind vielleicht Bruchteile einer Uroffenbarung.“ Ferner: „Afrika verliert sein Gesicht. Der Prozeß der Akkulturation“, Zeitschrift für Missions- und Religionswissenschaft, 34 (1950, 267–281; „Die Frömmigkeit der Primitiven“, in Christlich-pädagogische Blätter 66 (Wien 1953), 33–40; Der ewige Ruf, op.cit. 335f; sowie die Besprechung der Werke von P. Placide Tempels (La Philosophie bantoue, 1945) und Soeur Constance Marie (Essai d'Adaptation, I. Babira. II. L'Ame Noire, Antwerpen: Editions Grands Lacs, 1948, Mitteilungen der geographischen Gesellschaft, 1949, Bd. 91 7–9, bzw. in Anthropos, Bd. 41/44 (1946/1949), 457–460 und 997. Seine Vorstellungen zur Pygmäenmission hat er unter dem Titel „Pygmäenmission – Ein Problem“ in der Zeitschrift für Missions- und Religionswissenschaft 42 (1958), 39–48, veröffentlicht.

haltensweisen der Eingeborenen zumindest teilweise mit denen des eigenen Volkstums treffen und damit deren Sinn jeweils in dem Maße bestätigen und erhellen als es gelingt, sich ihrem Sinn, d.h. dem Sinn fremder Traditionen, zu nähern.

Der im Zusammenhang mit den missionarischen Erfahrungen von P. Schebesta eingeleitete Perspektivenwechsel ist in zweifacher Hinsicht relevant. Erstens erweist er sich als Aufforderung zu einem grundsätzlichen Verständnis des Christseins, an dem sich entscheidet, ob christliche Mission mehr sein kann als eine religiös verbrämte Variante des abendländischen Kolonialismus. Zweitens bringt er die Möglichkeit von Verhaltensweisen in den Blick, die in ihrem Erscheinungsbild zwar verschieden sind, die sich ihrem Sinn nach aber annähern, und damit im jeweils anderen Miteinander den Gegensatz aufheben, der im Nebeneinander auftritt und so gesehen unvermeidbar ist. Da die Möglichkeit eines jeweils anderen Miteinanders nicht eintreten kann, ohne daß mit dem Sinn der eigenen Lebensweise der Sinn anderer Lebensweisen als mit jenem konvergierend erfaßt wird, verlangt die Verwirklichung dieser Möglichkeit mit dem bewußten Bemühen um dieses Erfassen eine gemeinsame Basis, die es trägt und einfordert.

Man mag darüber streiten, ob es überhaupt so etwas wie eine gemeinsame Basis geben kann, und wenn ja, wie sie gefunden wird und welche Rolle religiöse Traditionen dabei spielen; ob z.B. die Erfahrungen gemeinsamen Tuns hinreichend sind, um als die gesuchte Basis für die Sinnvermittlung und Konvergenz unterschiedlicher Gemeinsamkeiten in Betracht zu kommen; oder ob eine vom Christentum geprägte Kultur es ist, die wie P. Schebesta annahm, diese Basis sein kann. Soviel kann jedoch gesagt werden, daß eine Lösung dieses Problems, wenn überhaupt, ein radikales Verständnis von Kultur und Menschsein, von Menschsein und Religion, voraussetzt und deshalb nur dann möglich ist, wenn es gelingt, dieses Verständnis im Rahmen kultureller Praxis zu konkretisieren.

Doch wie dem auch sei, was ich hervorheben möchte ist die Feststellung, daß P. Schebesta von der Verbreitung eines abendländischen Christentums bei nicht-christlichen Völkern nicht nur zutiefst betroffen war und über die Lösung des Missionsproblems nachdachte, sondern diese Lösung im eigenen Verhalten auch ausprobierte und vorwegnahm. Zum einen ging es ihm darum, die Botschaft Christi ihrem eigentlichen Sinn entsprechend auf Prinzipien zurückzuführen, die für die Gestaltung menschlichen Daseins noch vor dessen kultureller Darstellung verbindlich sind. Zum anderen kam es darauf an, sich dieser Prinzipien im Medium konkreter Verhaltensweisen zu erinnern und sie nach Möglichkeit zusammen mit deren Sinn wirksam werden zu lassen. Da dieses ‚Zusammen mit‘ nicht gegeben, sondern aufgegeben ist, erweist sich dessen Verwirklichung in der Tat als ein Experiment, das nicht ohne Spannungen, und wohl auch nicht ohne Widersprüche, durchgeführt werden kann. Dies ändert aber nichts daran, daß die Frage nach dem Christentum in der sogenannten Heidenwelt auch die eigene Situation betraf und dazu führte, das Bemühen um ein radikales Verständnis des Christseins mit der Bejahung des Christentums in seiner abendländischen Form zu verbinden. In dieser Hinsicht zeichnen sich Leben und Wirken von P. Schebesta nicht zuletzt dadurch aus, daß sie ein Paradigma für die Lösung des Adaptationsproblems bilden.

3.7 Vorsehung als Metapher sinnvollen Lebens

Dem Adaptationsproblem kommt nicht nur deshalb eine entscheidende Bedeutung zu, weil die Entwicklung von P. Schebestas Spiritualität in hohem Maße davon beeinflusst wurde, sondern weil sein radikales Verständnis des Christseins bei gleichzeitiger Bejahung volkstümlicher Religiosität ansonsten schwer verständlich bleibt. Insbesondere denke ich, was die Verbindung von Radikalität und Volkstümlichkeit betrifft, an die Art und Weise, wie er sein Leben und dessen Rätselhaftigkeit im Zeichen von Gottes Vorsehung und Führung deutete und als Grundlage für das Erkennen von

Gottes Willen begriff. Das Vertrauen in Gottes Vorsehung war kein Freibrief für unbedachtes Handeln. Vielmehr verstand er, wie er sagte, dieses Vertrauen als Bereitschaft, „die Vorsehung arbeiten zu lassen, nachdem man seine Sache getan hat“. Worauf es ihm ankam, war der Rückblick, in dessen Licht er seinen Weg und sich selbst zu erfassen versuchte, um auf diese Weise sowohl der jeweiligen Situation als auch seinen Aufgaben gerecht zu werden.

So kreisten seine Gedanken z.B. (in einer persönlichen Notiz aus dem Jahre 1965) um die unbeantwortbare Frage, warum ihn Gott zu seiner Zeit, in seiner Familie, seiner Umwelt ins Dasein gerufen hat, und nicht als Urmenschen vor 500 000 Jahren, oder als Pygmäe am Luhulu, als Semang am Perak? Im Licht dieser Frage stellte sich ihm der eigene Werdegang als eine Geschichte dar, in der er sich von der Vorsehung geleitet wußte. Wie er des Öfteren bemerkte begann diese Geschichte mit dem weitgehenden Ausbleiben einer persönlichen Führung während der Schul- und Ausbildungszeit. Eine Ausnahme bildete zwar die bereits erwähnte Begegnung mit P. Wilhelm Gier, der er es verdankte, daß er die ihm aufgetragenen Aufgaben, wenn nötig auch mit Aufbieten letzter Kräfte, zu erfüllen versuchte. An der Qualität seiner Ausbildung änderte dies jedoch nichts. Er lernte mehr oder weniger mechanisch, was die Lehrer tradierten. Gleichwohl war es dieser Mangel, der sich im Nachhinein als Voraussetzung eines Bildungsprozesses erwies, den nicht Lehrer steuerten, sondern in dem Lebensumstände und, wie er betonte, Gottes Vorsehung die Leitung übernahmen.

In der Tat begriff P. Schebesta sein „Autodidaktentum“, das er auf mangelnde Vorbereitungen während der Ausbildungszeit zurückführte, als einen ersten Hinweis auf die Leitung der Vorsehung. Auch dachte er an die Einarbeitung in die Welt der Wissenschaft zu Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn, sowie an die Entwicklung eines eigenen Forschungsweges im Rahmen seiner ethnographischen Untersuchungen. Vor allem aber dachte er an die Erfahrungen des Internierungslebens in Afrika und Portugal, die sein Verhältnis zu den Menschen nachhaltig prägten. Die im erzwungenen Zusammenleben mit weithin anders orientierten Menschen vermittelten Einsichten hatten ihn nämlich ein für allemal von der Notwendigkeit überzeugt, daß es grundsätzlich darauf ankam, die angelernten Schablonen zugunsten einer weltoffenen Haltung und ausgeglichenen Persönlichkeit zu überwinden.

In jeder dieser drei Situationen verlangten es die Umstände, sich neu zu orientieren; d.h. sich als Person und Persönlichkeit dementsprechend zu definieren; sich mit der Welt der Wissenschaften vertraut zu machen; einen angemessenen Weg für seine Feldforschung zu finden. Die Herausforderungen, denen er sich ausgesetzt sah, waren gewaltig, zumal wenn man bedenkt, daß er kein allzu junger Mensch mehr war als er mit den entsprechenden Erfahrungen konfrontiert wurde. Gleichwohl fand er gerade dadurch, daß er die Herausforderungen annahm, nicht nur seine Originalität, indem er zu dem wurde, der er sein konnte, sondern auch den Erfolg, der seinen Arbeiten beschieden war – obwohl gerade er selbst, wie er des Öftern bemerkte, sich der Lücken in seiner Forschung sehr wohl bewußt war.

Das Walten der Vorsehung vermutete P. Schebesta jedoch vor allem in der Art und Weise wie ihm die verschiedenen Aufgaben im Laufe seines Lebens zufielen. Wenn er daran dachte, daß er die Missionsidee in der Tschechoslowakei verbreiten wollte, daß er sich auf Japan vorbereitete und zum Sambesi kam, daß er dies alles aufgeben und neu anfangen mußte, oder überhaupt sein Wirken, seine Strapazen und Leiden betrachte, dann schien es ihm, als ob der Herrgott seine Freude daran hätte, Altes ab- und Neues aufzubauen. Er sah darin Hinweise, um zu erfahren, was es heißt, in der Gegenwart Gottes zu leben und immer wieder, ohne Sentimentalitäten und Nachtrauern, aufs Neue zu beginnen, seine Berufspflicht zu erfüllen und das Leben mit seinem Auf- und Ab im Zeichen göttlichen Humors schätzen und lieben zu lernen. In den letzten Jahren seines Lebens verglich er sich selbst mit einem ‚alten Hasen‘ der vor dem göttlichen Jägersmann seine Sprünge macht.

3.8 Bekämpfung kolonialen Unrechts

Im Unterschied zu P. Wilhelm Schmidt, der bereits in der Kaiserzeit politisch aktiv geworden war und dies bis zu seiner Flucht vor den Nazis blieb, kannte P. Schebesta keine diesbezügliche Ambitionen. Er konzentrierte sich auf seine Aufgabe als Seelsorger, Wissenschaftler, und akademischer Lehrer. Gleichwohl verweist sein politisches Bewußtsein auf einen Grundzug seiner Spiritualität. Insbesondere konnte er nicht umhin, die sozialen und wirtschaftlichen Zustände in Afrika, welche die Politik des Kolonialismus mit sich brachte, gründlich zu überdenken. Seiner Überzeugung nach bestand der Sinn der politischen Ordnung, in welcher Form sie auch auftrat, vor allem darin, für Recht und Gerechtigkeit zu sorgen und das Wohlergehen der Menschen zu fördern. Wenn stattdessen Ungerechtigkeit und Rechtlosigkeit, Ausbeutung und Verelendung vorherrschen, dann heißt es, dem entgegen zu steuern und alles zu tun, um die Mißstände zu überwinden. Da dies jedoch nur möglich ist, wenn man sich der Zustände, die es zu verändern gilt, auch bewußt ist, versuchte P. Schebesta zumindest dadurch einen Beitrag zur Lösung des Problems zu leisten, daß er dieses in Publikationen und Vorträgen – insbesondere in Belgien – darstellte und im Kontakt mit Instanzen der Kolonialregierung zur Sprache brachte.⁶⁹

Daß es ihm hierbei vor allem um die Zukunft der afrikanischen Pygmäen ging, ist nicht verwunderlich, mußte er doch bereits nach seiner ersten Forschungsreise zu den Bambuti feststellen: „Gerade die Zivilisation, die alle Schranken zwischen den Stämmen niederreißt und angestammte Bräuche und Sitten zertrümmert, bildet die größte Gefahr für die Pygmäen, wie sie ja auch die Neger [*sic!*] langsam zugrunde richtet.“⁷⁰ In der Tat lag seinem Einsatz für eine Pygmäenmission primär nicht die Christianisierung der Bambuti zugrunde, sondern die Absicht, sie aus der versklavenden Abhängigkeit ihrer Wirtsherren zu befreien. In der Einleitung zu dem bereits erwähnten Plan einer Pygmäenmission bemerkt er dazu: „Man sagt meinen Forschungsberichten über die Pygmäen nach, sie seien von tiefem Mitgefühl und großer Zuneigung für diese Primitiven diktiert. Weder grundlose Voreingenommenheit noch abenteuerliche Romantik führten mir bei Abfassung meiner Bücher die Feder; denn die sieben Jahre, die ich mit diesen Pygmäen in den Dschungeln Afrikas und Asiens verlebte, waren alles andere als angenehm und romantisch. Vielmehr war es das Erleben echten, unverdorbenen, primitiven Menschentums, das mir diese Völker so ans Herz wachsen ließ. Das Erlebnis ihres schweren Kampfes um ein dürftiges, aber doch in sich ausgeglichenes Dasein nötigte mir einerseits Bewunderung ab, andererseits ließ es mich auch nach Wegen suchen, ihnen zu helfen“ (39). Oder, wie es auf Seite 41 heißt: „Letzten Endes handelt es sich um die Rettung der Pygmäen-Population, die nicht nur von den Negern [*sic!*] bedrängt wird, sondern von der Zivilisation, die heute wie eine Furie durch den Urwald rast, zermalmt zu werden droht.“

Nachdem sich die koloniale Weltordnung zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts definitiv durchgesetzt zu haben schien, gab es für P. Schebesta keinen direkten Grund, dagegen anzukämpfen. Auch wenn damit noch nicht das letzte Wort gesprochen war, nahm er diese Ordnung gewissermaßen als historische Tatsache zur Kenntnis – so wie er auch die Geschichte seines Heimatdorfes mit wechselnden Formen politischer Zugehörigkeit zur Kenntnis nehmen mußte.⁷¹ Daraus folgte jedoch nicht, daß er die Zustände und Entwicklungen im kolonialen Bereich gutgeheißen hätte. Im Gegenteil, er erfuhr diese als ein Übel, dessen man sich auch und gerade in seiner Allgemeinheit gründlich bewußt werden mußte, da nur so die Überwindung dieses Übels in die Wege geleitet werden konnte. Um

69 Vgl. dazu „Blancs et Noirs au Congo Belge“, Congo; Revue générale de la Colonie Belge, Mars 1934, 1–20.

70 „Erste Mitteilungen über die Ergebnisse meiner Forschungsreise bei den Pygmäen in Belgisch-Kongo“, Anthropos, Bd. XXVI 1931, p. 16.

71 Vgl. dazu Johannes FABIAN, „Silesian Memories: On Recognizing Contemporary African Culture“, Paideuma, Bd. 56 (2010), 33–40.

dieses Ziel zu erreichen, beschränkte er sich nicht auf die bereits angedeuteten Interventionen, in denen es ihm um die Zukunft der Bambuti ging. Vielmehr versuchte er, das allgemeine Bewußtsein mit Hilfe eines ‚Romans‘ zu wecken; nämlich dem bereits mehrfach zitierten, und wie bereits erwähnt, weitgehend autobiographischen Text: *Der ewige Ruf. Ein junger Mensch erlebt Afrika*. Er erzählt darin die Geschichte eines jungen Menschen namens Ferdinand Schöninger, der in Afrika dem Pygmäenforscher Schedivy (d.h. Schebesta) begegnet, unter dessen Führung er die dortigen Zustände richtig einzuschätzen lernt. Die so gewonnenen Einsichten veranlassen den jungen Mann, sich nicht, wie vorgesehen, als Unternehmer zu betätigen, sondern auf den Beruf als Missionar vorzubereiten.

Den literarischen Gehalt des im Jahre 1948 von P. Schebesta im Nachkriegsösterreich veröffentlichten Romans lasse ich auf sich beruhen. Der Einfluß, den *Der ewige Ruf* auf das öffentliche Bewußtsein ausübte, war wohl schon deshalb gering, weil Zeit und Ort der Veröffentlichung nicht paßten. Doch geht es hier nicht um diese Fragen, sondern um Auffassungen, die für die Spiritualität von P. Schebesta bezeichnend sind. Dazu gehören zum einen die Nennung und Geißelung des Unrechts, das den Menschen, d.h. den Eingeborenen, angetan wird. Zum anderen steht dem sowohl das Aufdecken der Voraussetzungen gegenüber, unter denen dies geschieht, als auch die Erkenntnis der Bedingungen, unter denen die Überwindung des Unrechts angegangen werden kann.

Noch abgesehen davon, daß man den Eingeborenen Land und Lebensart weggenommen hat und zum Opfer anhaltender „Kolonialverbrechen“ werden ließ, „die man mit allerlei Mäntelchen zu tarnen sucht“ (19), geißelte P. Schebesta vor allem Ausbeutung und Ungerechtigkeit; daß man den Arbeitern keinen angemessenen Lohn zahlte, daß man die Menschen in menschenunwürdigen Behausungen unterbrachte, daß man sie als Wilde behandelte (195ff). Dem stand die Forderung gegenüber, daß Politik statt „egoistisches Machtstreben zu tarnen“, „der Menschlichkeit zu dienen [hatte]“ (19). Falls es überhaupt eine Rechtfertigung des Kolonialismus gibt, dann dadurch, „daß jede koloniale Tätigkeit in erster Linie den Fortschritt der Eingeborenen im Auge haben mußte“ (202). Mit „Mme Dupont“, der Frau eines Administrateurs in Avakubi, denkt „Schedivy“ an eine „Demokratie der Menschlichkeit“, die damit beginnt, daß ein jeder sich müht, in seinem Nebenmenschen „das Geschöpf Gottes zu sehen und zu achten“, wobei freilich unmittelbar der Einwand folgt: „Wie kann man aber an dieses Ziel auch nur denken, wie einer glücklicheren Zeit zur Geburt verhelfen, solange Haß, Mißgunst und krasser Egoismus die Menschen wie giftige Lianen umklammern, die ihnen das Mark wahrer Menschlichkeit aussaugen? Müßte doch unsere Zivilisation selbst erst ‚zivilisiert‘ werden“ (154).

Da die angedeuteten Zustände nicht rückgängig gemacht werden können, stellt sich die Frage, wie aus der gegenwärtigen Situation das Beste gemacht werden kann. Denn eines steht fest: „Die Wunden, die sich in die Seelen der Eingeborenen gefressen haben, heilen nur langsam. Die Narben aber bleiben für immer“ (196). Gibt es, so könnte man hier fragen, neben der Mission noch eine Institution und Kraft, die es den Eingeborenen ermöglichen, den „Zusammenprall mit unserer unseligen Zivilisation [zu] überstehen“ (197)? Oder soll „Afrika das gleiche Schicksal erleiden [müssen] wie Europa“ (343)? Während damit P. Schebesta die Mission in Afrika im Sinne dieser Überlegungen verteidigt, läßt er Dr. Schedivy den Wunsch äußern: „Mein Ideal wäre als Missionar und Forscher im Lande, unter den Eingeborenen leben zu können, nicht als der ‚Weiße‘, der ‚Muzungu‘, der ‚Bwana‘ [Herr, Eigentümer] oder ‚Mbuya‘ [Kumpel], sondern als der weiße ‚Bruder‘. So, wie viele Missionare heute leben“ (336).

In einem Artikel aus dem Jahre 1949 faßt P. Schebesta seine Einschätzung des abendländischen Kolonialismus dahingehend zusammen, daß er einerseits die Legitimität des gegenwärtigen Befreiungskampfes der kolonisierten Völker unterstreicht, daß er andererseits aber auch wesentliche Probleme hervorhebt, die damit verbunden sind.⁷² „Man wehrt sich nicht nur gegen die wirtschaftlich-po-

72 Vgl. dazu „Der große Irrtum des Abendlandes“, Die Österreichische Furche vom 18. 6. 1949.

litische Bevormundung, sondern gegen die geistige und kulturelle Angleichung an das Abendland überhaupt.

Jahrhundertlang hatte man sich vor der technisch-organisatorischen Überlegenheit der Weißen ducken müssen, weil ein offener Widerstand unmöglich war. Jetzt aber beginnt man sich, vielfach mit den gleichen Mitteln, gegen Vergewaltung zu wehren.“ Überheblichkeit, Eigendünkel, sowie das Unvermögen, die Kulturen und Denkformen ihrer eigenen Welt entsprechend anzuerkennen, sind einige der Gründe, die dem „großen Irrtum“ des Abendlandes in Bezug auf seine Kolonien zugrunde liegen und sowohl zur Zertrümmerung der „Lebensführung der kolonisierten Völker“ als auch zum Aufstand gegen die koloniale Unterdrückung geführt haben.

„Eine neue Welt ist da im Werden, die offenkundig eine Synthese aus den Trümmern der zerbröckelnden einheimischen Kulturen und gewissen abendländischen Kulturwerten sein wird. Dieser Prozeß ist durch nichts mehr aufzuhalten.“ Dementsprechend kann es nicht darum gehen, vorkoloniale Zustände wieder herzustellen, sondern den Umwandlungsprozeß „so zu lenken, daß kein Chaos entsteht.“ Doch soll man nicht glauben, daß die Kolonisatoren dazu im Stande wären. Im Gegenteil: „Jene Kolonisatoren, die da glauben, daß sie allein, unter Ausschaltung der Eingeborenen, diese Umstellung leiten können, begehen ein himmelschreiendes Unrecht an den Naturvölkern.“

Um der anstehenden Aufgabe gerecht zu werden, bedarf es einer gründlichen Gewissenserforschung auf Seiten der Kolonialbehörden und der Missionen, die nur allzu oft der Meinung waren, daß man es mit „Wilden“ zu tun hätte, „die sinn- und ziellos in den Tag hinein leben“ und deren religiöse Ideen als „Teufelsspuk“ abgetan werden könnten. Vor allem aber kann die Umwandlung nur dann gelingen, wenn sie von den Menschen vor Ort getragen und ihrem kulturellen Hintergrund entsprechend eingeleitet wird. Dabei spielt die Mission insofern eine zentrale Rolle, als sie in der Auseinandersetzung mit den Ansprüchen abendländisch geprägter Geistigkeit darauf bedacht ist (bzw. sein sollte), die einheimischen Traditionen nach Möglichkeit zu bewahren und, wie etwa P. Placide Tempels (in *La Philosophie bantoue*) dargelegt hat, zur Geltung kommen zu lassen. In den Worten von P. Schebesta heißt das: „Das Christentum hat in Afrika – und ich glaube bei allen Naturvölkern – sehr gute Aussichten, da der Zerfall der Eingeborenenkultur den Aufbau neuer Kulturgebilde notwendig macht. Diese werden aber nicht von den Weißen allein und erst recht nicht im abendländischen Geiste geformt werden. Ihre Grundlage wird afrikanisches Denken, afrikanische Philosophie und afrikanische Weltanschauung sein müssen.“

3.9 Wiedergeburt aus dem Geiste des Christseins

Wie sehr P. Schebesta von den Problemen der kolonisierten Völker betroffen war, zeigt nicht zuletzt auch sein Einsatz für die bereits skizzierte Männerbewegung. Zwar scheint es keinen direkten Zusammenhang mit diesen Problemen zu geben. Er liegt aber insofern vor, als gerade die politischen und geistigen Katastrophen der vergangenen Jahrzehnte einen Grundzug der abendländischen Kultur erkennen lassen, der den Kolonialismus der letzten vierhundert Jahre mitbestimmte. Die Sorge um die Zukunft der kolonisierten Völker traf sich demnach mit der Aufgabe, den Vorstellungen und Verhaltensweisen entgegen zu wirken, die sich in diesem Grundzug verdichteten. Die Bewältigung dieser Aufgabe mag einer Sisyphusarbeit gleichkommen. Es ist dies aber kein Grund, sie nicht in Angriff zu nehmen und zumindest bei sich selbst und im Umkreis persönlicher Beziehungen damit zu beginnen.

In Predigtskizzen aus dem Jahre 1945 weist P. Schebesta mit Nachdruck darauf hin, daß es nicht genügt, die Ursachen für den Niedergang und das Chaos des Abendlandes „in der allerjüngsten Vergangenheit suchen zu wollen.“ Vielmehr geht es darum, die „geschichtlichen Zusammenhänge“ zu berücksichtigen und „tiefer zu schauen.“ Hierbei gilt es zu beachten, daß „die Kultur des Abendlandes

aus einer christlichen Wurzel erwachsen [ist]“ und daß das Christentum als „Träger“ dieser Kultur „auch heute noch alles, was wahre, edle Kultur atmet, aus dem alten, christlichen Feuer gespeist wird.“ Dem gegenüber bahnen sich in der Neuzeit Entwicklungen an, welche mit der Vorherrschaft des Materialismus und der von ihm begünstigten „Technisierung und Mechanisierung unseres Lebens“ zur „Erdrosselung allen geistig seelischen Lebens“ bzw. der Religion führten, „die doch letzten Endes der Quell aller wahren Lebenskraft jeden Volkes ist.“ Kurzum, die „Verdrängung des Christentums aus dem öffentlichen und sogar aus dem privaten Leben mußte zu dem Chaos führen, in dem wir leben, und wird weiter zum völligen Untergang des Abendlandes führen.“ Dies zu konstatieren schließt jedoch nicht aus, in den Katastrophen der modernen Welt die „Geburtswehen einer neuen Zeit“ zu erblicken und davon auszugehen, daß „etwas Neues im Werden“ ist. Was dieses Neue sein mag, ist eine offene Frage. Es sollte aber so sein, daß es „die moralischen Grundlagen bietet für ein harmonisches, wirtschaftliches, soziales, politisches [System],“ und „ein geordnetes Geistes- und Seelenleben“ ermöglicht.

Die Herausforderungen der abendländischen Geschichte mit den sich darin ankündigenden Konturen einer neuen Zeit zwingen den denkenden Menschen, „die Arena der weltanschaulichen Kämpfe“ zu betreten, „wie sie uns sattsam im politischen, sozialen und wirtschaftlichen Leben bekannt sind.“ In diese muß auch das Christentum eingreifen, um „nachhaltig auf die Gestaltung der öffentlichen Meinung ein[zu]wirken, und zwar immer im Interesse der Gemeinschaft, des ganzen Volkes, nicht mit parteipolitischen Einschränkungen.“

P. Schebesta wußte sehr wohl, daß es neben dem Christentum andere Religionen und Systeme gibt, welche ihrer Sittlichkeit entsprechend dasselbe Ziel wie dieses erstreben und sich dafür einsetzen. Wenn er trotzdem auf das Christentum setzte und von diesem die Lösung der aufgeworfenen Probleme erwartete, so stellte sich unmittelbar die Frage, warum Christentum, zumal „jeder Mensch diese Verpflichtung zur Sittlichkeit [hat]“? Darauf gab er zwei Antworten, von denen die eine eher eine Vermutung des Wissenschaftlers als des Christen war, während die zweite in seinem Glaubensverständnis ihren Grund hatte.

Einerseits war er der Meinung, daß von allen Weltanschauungen, die er kannte, die christliche die „vornehmste und universellste“ sei und damit am ehesten den Herausforderungen der Zeit begegnen könnte; andererseits orientierte er sich jedoch primär an den Schriftworten von der Wiedergeburt „aus dem Wasser und dem Heiligen Geist“ (Jh. 3. 5); bzw. daß Jesus gekommen sei, „daß alle das Leben haben und es im Überfluß haben“ (Jh. 10. 10). Beide Gedanken ergänzen sich dahingehend, daß Menschen immer wieder anfangen können, um im Leben mit Gott eine „nova creatura, ein neues Wesen“ zu werden, „das den göttlichen Lebensfunken in sich trägt“, und dies vor allem dann und deshalb vermögen, wenn und weil sie sich Christus anvertrauen. Als Christ und Seelsorger, der sich der Verantwortung für seine Mitmenschen zutiefst bewußt war, rief darum Schebesta jedem Gläubigen zu: „Sei ein Christ, werde ein Christ, d.h. ein aus Christus Neugeborener. Christsein ist ein Problem der Erkenntnis und der Tat, die aus der Erkenntnis quillt. Es gilt den tieferen Sinn wahren Christentums zu ergründen und zu begreifen.“

Das Christseins, das P. Schebesta im Kampf der Weltanschauungen vor Augen stand und von dem er hoffte, daß sich mit ihm die Welt zu einer „vernünftigeren Lebensauffassung“ durchringen könnte, um die „seelisch geistige Gesundheit der Menschheit [zu erzielen]“, setzt die Besinnung auf sich selbst, die Christenheit und das Evangelium voraus. Wo sich das Christentum in einer Seelenhaltung verdichtet, „die den ganzen Menschen erfaßt“ und die Spaltung des Christen im Sinne kirchlicher Frömmigkeit und profanen Alltagswesens überwindet, „öffnet sich“ in dieser Auffassung „der Weg zur Sanierung der Menschheit sozusagen von selbst.“ Dieses Christentum, „das von jedem Christen getragen [wird]“, der es sucht und findet, ist jedoch weder eine Sache von Parteien, die sich „als Sprachrohr des Christentums“ begreifen, noch von Organisationen, „die den kirchlichen und staatlichen Apparat im Gang erhalten“, sondern des lebendigen und wachen, des bewußten und lautereren Christseins, das die Öffentlichkeit durchdringt und dem Wohl der Menschen dient.

Eine Frage, die sich P. Schebesta „wiederholt“ gestellt hat, betrifft die kulturhistorische Bedeutung des Christentums. Ist es tatsächlich „eine lebendige Macht, die Völker und Staaten formen kann?“ Wenn er darauf antwortet: Entweder ist es diese oder nicht, dann deutet er damit an, daß sich der Sinn des Christseins grundsätzlich in dem bewährt, was der von Gott und Christus ergriffene Christ vollbringt. Da und sofern der Sinn konkreten Verhaltens zeitlos für sich selbst spricht, kommt es auf die Antwort des Experiments an, das der Frage vorausgeht und in der Gegenwart nicht weniger aktuell ist als in der Vergangenheit. Ob das Christentum „unschuldig an der heutigen Krise [ist],“ oder „doch wieder mitschuldig“ entscheidet sich so gesehen an der Art und Weise wie das Experiment des Christseins gelingt oder mißlingt, ob es sich im Sinne des Christseins einbringt oder nicht.

P. Schebesta wehrt sich gegen die Auffassung, „daß das Christentum überlebt sei und ausgespielt habe,“ da man dann „geflissentlich das Chaos [übersieht], in das die moderne Zivilisation ohne das Christentum geraten ist.“ Seiner Meinung nach bestätigt die Geschichte des Abendlandes die gestaltende Macht des Christentums, sodaß man annehmen darf, daß sie dies auch heute noch ist und damit „in den Gestaltungsprozeß des ganzen öffentlichen Lebens [wieder] eingeschaltet werden [muß].“ Entscheidend jedoch ist „die wunderbare Durchschlagskraft christlicher Grundsätze“. Wer daran glaubt, hat keinen Grund, mutlos zu werden. „Es kommt nur auf die Überzeugung an, mit der diese Wahrheiten unter die Menschen getragen werden, nicht nur im Wort, sondern auch durch die Tat.“

Gewiß kann man an dieser Stelle die Frage aufwerfen, ob und inwieweit P. Schebesta in seiner Bezugnahme auf die Geschichte des Abendlandes ein angemessenes Verständnis dieser Geschichte zugrunde legt. Doch beeinträchtigt dies meiner Meinung nach weder die Bedeutung, die er der Tragweite weltanschaulicher Auseinandersetzungen beigemessen hat, noch folgt daraus, daß sein Bemühen um den tieferen Sinn des Christseins obsolet geworden wäre. Wichtig und entscheidend ist vielmehr der ganzheitliche Charakter seiner Spiritualität, in der es darum ging, die verschiedensten Erfahrungen und Perspektiven zu ihrem Recht kommen zu lassen und, statt die Person zu spalten, in allen Belangen der Wahrheit die Ehre zu geben. Demnach kommt alles darauf an, Leben und Wirklichkeit in der Vielfalt ihrer Erscheinungen so zu nehmen, wie sie sich darstellen. Dagegen baut sich mit dem Gedanken der *nova creatura* ein Spannungsfeld auf, in dem das Menschsein auf seine Vollendung hin ausgerichtet wird.

3.10 Nähe und Abstand

Obwohl P. Schebesta im christlichen Milieu seiner mährischen Heimat und österreichischen Umgebung tief verwurzelt war, bildete es nicht den Kern seiner Spiritualität. Eher könnte man sagen, daß er diesem Milieu sowohl verbunden als auch entwachsen war; d.h. daß er es sich im Laufe seines Lebens und seiner priesterlichen Tätigkeiten aufs Neue zu eigen gemacht hat. Wie der Prozeß dieser Aneignung genau verlaufen ist, kann bestenfalls andeutungsweise verstanden werden, zumal es von außen gesehen keine offensichtlichen Konflikte in der Ausübung seiner priesterlichen Tätigkeiten und Ordenszugehörigkeit gab. Wohl kommt wie bereits angedeutet, den Erfahrungen der Internierungszeit seinen eigenen Worten entsprechend insofern eine Schlüsselstellung zu, als sie ihm den Blick für die Vielfalt des Menschenlebens öffneten und zwangen, sich selbst in Frage zu stellen, sich selbst neu zu entdecken und zu finden. Diese Erfahrungen wurden noch dadurch verstärkt und vertieft, daß die Berufung zum Anthropos und seine Forschungsreisen ihn mit den Ansprüchen wissenschaftlichen Denkens konfrontierten und vor die Aufgabe stellten, sowohl den von ihm untersuchten Menschen als auch dem Sinn ihrer Lebensweisen gerecht zu werden. Daß es hierbei nicht mit der Gegenüberstellung der einen mit der jeweils anderen Welt getan sein konnte, war ihm bereits am Sambesi deutlich geworden, als ihm die Verkündigung des Christentums in seiner abendländischen Form ein Problem zu werden begann.

Wie bereits erwähnt, suchte und fand P. Schebesta die Antwort auf seine Fragen als christlicher Missionar in einem radikalen Verständnis des Christentums und seiner Botschaft. Dem entsprach die zentrale Bedeutung, die er der „Gottergriffenheit“ beimaß, in und mit der ihm der Glaube an Christus und dessen Botschaft zum Erlebnis und das Christsein zum Lebensgefühl geworden war.⁷³

Die volle Bedeutung dieses Erlebnisses verliert sich im Geheimnis von P. Schebesta's Persönlichkeit. Zugleich zeigt sie sich jedoch vor allem darin, daß dem Sinn der Gottergriffenheit und des Glaubens an Christus und seine Botschaft die Bedeutung eines Prinzips zukommt, das sich im Medium des Lebensgefühls als dessen Fluchtpunkt erweist. Tatsächlich hatte er in diesem Erlebnis nicht nur den Sinngrund erreicht, auf den er sich nicht nur in allen Belangen zurückziehen konnte, sondern von dem her es möglich wurde, sich zu diesen in Freiheit zu verhalten. Mit andern Worten, während und indem ihm sein Glaube sagte, daß dessen Sinn in allem Tun und Lassen weder erschöpft noch erreicht werden kann, ermöglichte es ihm seine Sinnverbundenheit, sich allem zuzuwenden, um es sowohl als das zu nehmen, was es war, als auch auf seinen Sinn hin zu überprüfen und, soweit er es vermochte, umzugestalten.

Da Gottergriffenheit ebenso wie das Glaubenserlebnis im Lebensgefühl des Christseins mehr oder weniger stark ausgeprägt sein kann, bilden die Bewegungen auf diese hin und von ihnen her einen Prozeß, der weder ganz abgeschossen ist, noch jemals sein kann. Der Grund dafür liegt in der prinzipiellen Bedeutung der Gottergriffenheit, die den suchenden und glaubenden Menschen gewissermaßen in eine Dimension vor allen Verhaltensweisen versetzt, und damit eine Distanz schafft, welche die beiden Bewegungen ermöglicht. Während damit die Verbindung der beiden Bewegungen je nach Umständen mehr oder weniger erfolgreich sein kann, folgt aus der prinzipiellen Unabschließbarkeit des Prozesses, daß dieser auch dann noch der ständig erneuten Anstrengung bedarf, wenn er im Lebensgefühl zu vorläufiger Ruhe gekommen ist.

Die Ausrichtung auf den Sinngrund von Gottergriffenheit und Glaubenserlebnis war jedoch nicht nur für das Verständnis von Christsein und Christentum und die daraus erwachsende Spiritualität von zentraler Bedeutung, sondern auch für das Verständnis von Welt und Wirklichkeit überhaupt. Da die mit diesem Sinngrund gewonnene Distanz das Ganze von Welt und Wirklichkeit in den Blick brachte, konnte sich P. Schebesta deren Erscheinungen zuwenden, ohne fürchten zu müssen, darin verloren zu gehen. Dementsprechend waren sein Empfinden und Denken nicht auf Ausgrenzung und zwanghaftes Festhalten an vermeintlichen Wahrheiten gerichtet. Was ihm auch begegnete, indem er es annahm oder anzunehmen versuchte als das was es war, erwies es sich nicht nur als Gegenstand möglicher Beurteilung und Kritik, sondern auch als Hinweis auf den Sinngrund, sodaß Beurteilung und Kritik erst mit dem Rückbezug auf diesen zu ihrem Recht kommen konnten. Je nachdem wie man diese Charakterisierung betrachtet kann man darin eine abstrakte oder idealisierende Auffassung von Spiritualität erblicken. Auf die Grundhaltung von P. Schebesta bezogen möchte ich jedoch festhalten, daß seine Spiritualität von den beiden Bewegungen geprägt war und im ständigen Bemühen sie nach Möglichkeit zu verbinden, zur Geltung kam. Ob und wie weit dies in verschiedenen Situationen gelungen ist, bleibt schwer zu sagen.

P. Schebesta war gewiß kein Neuplatoniker, der sich vom Gedanken des Hervorgangs aus dem Einen und der Rückkehr zum Anderen leiten ließ. Indem jedoch sein Denken und Handeln von

73 Beim „Blick in die Christenheit“ der bereits zitierten Predigtskizze aus dem Jahre 1945 unterscheidet P. Schebesta vier Typen von Christen: „a) die Abgestandenen, die Namenschristen; b) die Schar der Frömmelnden, denen die Erledigung eines Gebetspensums die Hauptsache ist. Lebende Gebetsmühlen; c) die Pflichtstreuen, die sich ein Gewissen daraus machen, alle religiösen Pflichten zu erfüllen, die Gebote respektieren, aus anerzogener Überzeugung, aus Pflicht gegen Gott und ihre Seele; und d) die wachen Christen, denen christliche Glaube ein Erlebnis wird, Christsein ist immer Lebensgefühl“ – Ich gehe davon aus, daß er die „wachen Christen“ nicht genannt hätte, wenn er sich darin nicht selbst erkannt hätte. Mit dem Hinweis auf die zentrale Bedeutung der Gottergriffenheit beziehe ich mich auf persönliche Mitteilungen von P. Schebesta.

Erfahrungen der Gottergriffenheit bestimmt waren, erwies sich die damit eingeleitete Distanz zu allem zugleich als Aufforderung, dessen Nähe zum Grundsinn aufzusuchen, um es mit dem Blick auf diesen sowohl zu erschließen als auch dementsprechend zu beurteilen. Damit ist nicht gesagt, daß er alles guthieß. Wohl aber folgt daraus, daß er vieles offenlassen konnte, während er seinen Weg ging und versuchte, das Gute und Edle zur Geltung kommen zu lassen. Er wußte, dass es stets mehr als nur eine Perspektive gibt und daß bei aller Kritik im Einzelnen die Komplementarität der Perspektiven wichtiger war als der Ausschließlichkeitsanspruch der einen oder anderen derselben.

Ich möchte die Überlegungen zur Spiritualität von P. Schebesta mit einem Text abschließen, den er während der fünften Forschungsreise am 28. I. 1950 als „Betrachtung“ verfaßt hat. Dort heißt es: „Der Sinn des Evangeliums und damit des wirklichen Christentums geht einem so recht auf, wenn man Gelegenheit gehabt hat, die Menschen in allen Zonen zu betrachten. Der Mensch ist sich in seinem Grundcharakterzug überall gleich. *Er ist ein Raubtier – er ist ein Egoist.* Mag sein, daß der erbsündbehaftete Mensch so geworden ist. Jedenfalls ist er so.

Der *Sinn des Christentums* ist nur das Eine: Überwindung des raubtierhaften Egoismus im Menschen durch die Liebe. Das ist der ganze Sinn von Christi Predigt! Das Hauptgebot, (ein Gebot nur), ist die Liebe. So wie Augustinus präzis sagt, daß die Glaubensgnade durch die Liebe die Sünde tilgt. Die Glaubensgnade befähigt zur Liebe, zur Caritas.

Auf diesem Wege ersteigt die Menschheit den Gipfel der Kultur. Die Menschheit kann ohne Liebe und ohne Christus die Höhen der Zivilisation erreichen – niemals aber die Höhen der Kultur.

Wie wenig wird das heute auch von den Christen verstanden, selbst vom Klerus und von den Ordensleuten, die das Ideal des Christseins in irgendeiner *Askese* sehen und nicht in der Liebe, die dem Nächsten das Seinige nicht nur gönnt, sondern ihm dazu verhilft, es zu erlangen und darüber hinaus ihn noch allseitig zu heben sucht.

Der ist der Größte unter euch, sagt Christus, nicht der herrscht, kommandiert, sondern der der Diener aller ist.

Wie wenig ist dieser Egoismus unter den Christen überwunden – wie gering ist die Nachfolge Christi. Man sucht das Christsein zu verwirklichen in peripheren Dingen – Askese – gewissen selbstgemachten Regeln und Klauseln.

Wer unter euch der Größte sein will, der sei euer Diener, sagt Christus.

So geschrieben und erwogen auf der Veranda von Nduye 9 h.

Ein Nachsatz: Was aber, wenn die Menschen die dienende Liebe ausbeuten, mißbrauchen? ihre Wohltäter sogar verfolgen, umbringen?“

4

Evolution und Geschichte im Fokus der Urkultur

4. EVOLUTION UND GESCHICHTE IM FOKUS DER URKULTUR

Die Auseinandersetzung mit der Spiritualität eines Menschen dient vornehmlich dem Zweck, sowohl den geistigen Rahmen kennenzulernen, in dem sich dessen Leben entfaltet, als auch die Motive und Prinzipien zu erfassen, die seinem Verhalten zugrunde liegen und es maßgebend bestimmen. In der Zusammenschau einzelner Verhaltensformen richtet sich der Blick auf den Geist, der in der Daseinsgestaltung des betreffenden Menschen zum Ausdruck kommt und ihn als Person und Persönlichkeit prägt. Dank der im Geist gestifteten Gegenwart ist es möglich, sowohl gegenwärtige als auch vergangene Formen der Spiritualität zu unterscheiden und mit Inachtnahme ihres Umfeldes an Einzelbeispielen zu untersuchen. Doch möchte ich darauf nicht weiter eingehen, sondern der Frage nachgehen, wie P. Schebesta seine Aufgabe als Wissenschaftler wahrgenommen hat und sich der Herausforderungen wissenschaftlichen Denkens stellte.

Die mit der Berufung zum Anthropos notwendig gewordene Einarbeitung in die Welt wissenschaftlichen Denkens vollzog sich weitgehend auf der Grundlage von *docendo disco, scribendo cogito*, lehrend lerne ich, schreibend denke ich. Hierbei konnte P. Schebesta zum Teil auf seine Erfahrungen in Afrika und Arbeiten in den Bibliotheken Lissabons zurückgreifen, wie etwa bei der Darstellung der Simbabwe-Kultur,⁷⁴ in der er unter Heranziehung portugiesischer Geschichtsquellen und ethnologischen Materials das Simbabwe-Problem historisch zu beleuchten versuchte. Von Bedeutung waren aber neben dem Studium einschlägiger Publikationen vor allem die Gespräche und Diskussionen in der Redaktion des Anthropos.

Zur Verdeutlichung von P. Schebestas Gedankenwelt zu Beginn der zwanziger Jahre möchte ich auf seine Schrift *Der Urmensch und seine Religion. Entstehung der Religion nach den Ergebnissen der Völkerkunde* näher eingehen.⁷⁵ Auch wenn Positionen und Stellungnahmen im Laufe der Jahre wesentlich revidiert oder aufgegeben wurden, so kommt dem Text dennoch insofern eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zu, als er P. Schebestas Einstieg in die Wissenschaft dokumentiert.⁷⁶

4.1 Theoretische Erörterungen

Wie P. Schebesta im ersten Abschnitt des „Urmenschen“ ausführt (45ff), geht es ihm um die Gegenüberstellung von Evolution und Geschichte im Rahmen der Religionsforschung. Sein Ziel ist die Thematisierung der Religion in den (nach Auffassung der damaligen Völkerkunde) der „Urkultur“ zuzurechnenden Kulturen. Im Unterschied zu dem 1961 erschienen Buch über den *Ursprung der Religion* beschränkt er sich demnach nicht auf eine kritische Stellungnahme zu bestimmten Theorien, sondern stellt diesen die von Wilhelm Schmidt im Rahmen von dessen Kulturkreislehre entwickelte – und von ihm übernommene – Auffassung der „Urreligion“ als angemessenere Theorie entgegen.

74 „Die Zimbabwe-Kultur in Afrika“. Anthropos, Band XXI, 1926, 484–522.

75 Frankfurter zeitgemäße Broschüren, Bd. XXXXI, 3./4. Heft (Breer & Thiemann, 1922), 45–100.

76 Etwa vierzig Jahre später hat P. Schebesta die Thematik dieser Schrift wieder aufgegriffen, indem er die Teilnehmer seines ethnologischen Seminars anregte, den gegenwärtigen Stand der Ursprungsforschung in einem gemeinsamen Buch darzustellen; nicht um den bestehenden Theorien eine neue hinzuzufügen, sondern um Tatsachen und Theorien zu sichten und darüber nachzudenken, wo die Lösung des Problems möglicherweise liegen könnte. Vgl. dazu Paul Schebesta, Hg., *Ursprung der Religion, Ergebnisse der vorgeschichtlichen und völkerkundlichen Forschungen*, Berlin: Morus-Verlag, 1961. Den Anlaß zu dieser Veröffentlichung bildete sowohl das neu erwachte Interesse an diesen Theorien als auch die Art und Weise, wie damit umgegangen wurde. So heißt es im Vorwort des Herausgebers (S. 7): „In einer seltsamen Mischung werden zurechtgebogene Tatsachen aus Ethnologie und Urgeschichte, unbewiesene Hypothesen und phantastische Schlüsse dargeboten, um zu ‚beweisen‘, daß der Mensch der Urzeit religionslos war und der vollkommene Mensch der Zukunft wieder religionslos sein wird.“ Dem Sinn nach entsprach dem dasselbe Bedenken, das P. Schebesta ehemals den von ihm zurückgewiesenen Theorien gegenüber äußerte.

In der Auseinandersetzung mit evolutionistischen Theorien in der Völkerkunde unterstreicht Schebesta die Bedeutung des Evolutionismus für die Naturwissenschaft, lehnt aber die Entwicklungstheorie als „archimedischen Punkt im Weltall, von wo aus mit Hülfe [*sic!*] der Wissenschaft jede Schwierigkeit und jedes Geheimnis der Weltordnung aus den Angeln gehoben werden kann“ ab (45). „Das Evolutionsgesetz hat in den Naturwissenschaften hervorragende Dienste geleistet, und die Resultate blendeten die Männer der Wissenschaft derartig, daß sie dieses Gesetz auch auf andere Wissenszweige ausgedehnt wissen wollten, wie z.B. auf die Geschichte, die Kulturgeschichte der Menschheit“ (43). Als Produkt des menschlichen Geistes gehört die Religion nicht nur zur Geschichte, sondern ist auch nach deren Methoden zu untersuchen (45). Was auch immer die Wurzeln der „Urreligion“ gewesen sein mögen, als historische Erscheinung kann sie nur auf Grund und mit Hilfe historischer Fakten rekonstruiert werden. Die Frage nach der Entwicklung der Religion ist nicht unberechtigt, die tatsächliche Entwicklung muß aber nachgewiesen werden. Wie auch immer diese Entwicklung verlaufen sein mag, jedenfalls geht es nicht an, sie in vorgefaßter Stufenfolge festzulegen statt sie an Hand historischer Tatsachen aufzudecken. „Der letztere Weg ist Wissenschaft, der erstere aber unbewiesene Hypothese und, wenn man will, eine plausible Erklärung für den Gläubigen“ (46). Auch genügt es nicht, wie Schebesta im Anschluß an Andrew Lang ausführt,⁷⁷ nur auf Tatsachen zu achten, welche eine Theorie stützen, ohne sich mit dem auseinanderzusetzen, was der entsprechenden Theorie widerspricht und entweder deren Revision oder Verwerfung erfordert.

Schebesta hält es den vom Evolutionismus geprägten Theorien zu Gute, daß sie dazu geführt haben „einen einheitlichen Ursprung der Menschheit zu fordern“ (48). Er verweist auf das Bemühen von Sprachwissenschaft und Völkerkunde, die beide immer größere Zusammenhänge in der Kulturgeschichte entdecken, sowie auf die physische Anthropologie, die „feststehende Artunterschiede“ ablehnt und nur „fließende Rassenunterschiede“ kennt, weshalb „man die Rassenunterschiede nicht überschätzen [darf]“ (49). Zwar kann der Gedanke von der Einheit des Menschengeschlechts die Vermutung nahelegen, „auch die Einheit des Ursprungs der Religion anzunehmen“. Da es sich aber um eine Vermutung handelt, steht und fällt diese Annahme mit den Gründen, die dafür oder dagegen sprechen. „Es wäre ja immerhin möglich ..., daß es anfänglich überhaupt keine Religion gegeben habe“ (49); daß sich diese vielmehr „erst später, vielleicht nach jahrtausendelanger Entwicklung“ ergeben hätte; sodaß „der Mensch in einer bestimmten Entwicklung die Religion [auf Grund der gleichen Veranlagung des menschlichen Geistes] erfunden [hätte]“ (49). Doch läßt P. Schebesta diese Überlegungen vorerst auf sich beruhen. Im Unterschied zu evolutionistischen Ansätzen schlägt er einen anderen Weg ein, nämlich den der geschichtlichen Forschung, um zu den „uns bekannten und zugänglichen Uranfängen der Menschheit“ zu gelangen. „Die Religion ist ein Produkt des Menschen als eines geistigen, freien Wesens, und darum fällt die Untersuchung über deren Ursprung und Entwicklung der Geschichte zu“ (49). Zwar gibt es noch den Weg der „inneren Überlegung“ von Philosophie und Theologie. Da dieser Weg jedoch vom „Unterbau“ abhängt, den ihm die geschichtliche Forschung (mit Einschluß von Völkerkunde und Archäologie) zur Verfügung stellt, wird deren Durchführung um so dringender, je wichtiger sich das philosophische und theologische Verständnis der Ursprungsproblems erweist.

Bei der Durchführung der geschichtlichen Forschung denkt P. Schebesta an einen Zeitraum von mindestens „12–15000“ Jahren (50).⁷⁸ Er stellt sich die Frage, ob und unter welchen Bedingungen

77 Vgl. dazu Andrew LANG, *The Making of Religion*, London: Longmans, Green and Co., 1909 (1898).

78 Obwohl Schebesta die genaue Grenze des Menschheitsalters offen läßt, sollte nicht außer Acht gelassen werden daß sich dieser Zeitraum nach heutigem Kenntnisstand viele Male erweitert hat und nicht nur 100 000, sondern mehrere hunderttausend Jahre, umfaßt, wenn wir den Stammbaum von *homo sapiens* und z.B. den Gebrauch des Feuers beachten. Auch wenn ein wesentlich größerer Zeitraum der Absicht, sich „in die Uranfänge der Menschheit zu versetzen und die geschichtlichen Daten abzulesen, und zwar an noch lebenden Völkern, welche den Urtypus darstellen, was

die „moderne“ Ethnologie dem Ursprungsproblem gerecht werden kann. Mit Leopold von Schroeder ist er der Meinung, daß die Erforschung von „Ursprung, Wesen und Entwicklung der Religion“ in der Ethnologie einem „unabweisbare[n] Bedürfnis“ entspricht, und daß der „Standpunkt der Ethnologie, der Anthropologie“ für die theologische und philosophische „Frage nach dem Wesen der Religion“ eine „notwendige Ergänzung“ darstellt. Denn „die Ethnologie hat nicht nur das Recht, sie hat die Pflicht, das Problem auf Grund des ihr zu Gebote stehenden Materials zu beurteilen.“⁷⁹ Gegenstand ethnologischer Untersuchungen sind „die Völker der Erde, zumal die Naturvölker, aber nur insoweit als deren geistiges Leben und die daraus entspringende äußere Lebensführung in Erscheinung treten, deren ursächliche Zusammenhänge aufgedeckt werden sollen“ (51).

Den Evolutionismus in der Ethnologie betrachtet P. Schebesta als eine Sackgasse, da es ihm sinnlos erscheint, die Kulturen der Naturvölker als Äußerungen von ‚Tiermenschen‘ identifizieren zu wollen. Er hebt jedoch hervor, daß von den Anhängern evolutionistischer Auffassungen viel Material versammelt wurde, freilich ohne den Beweis für ihre Auffassungen vom Material her anzutreten. Auch unterstreicht er die Bedeutung des von Adolf Bastian (1826–1905) in die Ethnologie eingeführten Elementar- und Völkergedankens,⁸⁰ wobei der Elementargedanke die Vielfalt kultureller Erscheinungen auf die gleiche Naturanlage zurückführt, und der Völkergedanke diesen insofern ergänzt, als „Modifikationen in der Entwicklung ihren Grund in den klimatischen, geographischen und sonstigen äußeren Verhältnissen“ [haben]“ (51/52). Er kritisiert jedoch den Umstand, daß man bei Lücken in der Entwicklung allzu leicht den Elementargedanken herangezogen hat, ohne daß im Einzelnen Belege dafür beigebracht worden wären“ (52). Dagegen lobt er den Ethnologen Fritz Graebner (1877–1934), weil dieser die „junge Wissenschaft... von dem Gerank des Evolutionismus befreite und sie ihrer Natur entsprechend zur Geschichtswissenschaft machte“ (52).⁸¹ Für ein historisches Verständnis des Ursprungsproblems war damit ein wichtiger Schritt getan. Denn „jetzt erst konnte man sich unbefangen den Tatsachen zuwenden“ (52).

Unter der Voraussetzung, daß der Verlauf der Geschichte durch die Verbreitung (Diffusion) einmal gemachter Erfindungen und Veränderungen bestimmt war, ergab sich zum einen die Möglichkeit, „größere Völkerverbindungen“ auf Grund materieller und geistiger Tatsachen herauszuarbeiten.⁸² Zum anderen ermöglichte die kulturhistorische Methode nicht nur die Unterscheidung verschiedener Kulturkreise, sondern gestattete es auch, an Hand von Beobachtungen, wonach ältere Kulturelemente durch neuere überlagert wurden, das relative Alter der einzelnen Kulturkreise zu bestimmen.⁸³ „Auf diesem und ähnlichen Wegen sind wir in der Lage, bis zu einer ältesten, der Ur-

ihren Wert noch erhöht“ (50), an sich keinen Abbruch tut, so ändern sich dennoch die Rahmenbedingungen, unter denen sie sinnvollerweise thematisiert und ausgeführt werden kann.

79 Leopold von SCHROEDER, *Arische Religion*, 2 Bde, Leipzig: Haessel, 1914, 7f (50). Leopold von Schroeder (1851–1920) lebte und arbeitete als Professor der Indologie seit 1899 in Wien.

80 Vgl. dazu z.B. *Ethnische Elementargedanken in der Lehre vom Menschen*, 2 Bde, Berlin 1895. Schebesta zitiert nach Heinrich Cunow, *Der Ursprung der Religion und des Gottesglaubens*, Berlin: Vorwärts, 1913, 7.

81 Vgl. dazu *Methode der Ethnologie*, Heidelberg: Winter, 1911. Mit Bernhard Ankermann (1859–1943) entwickelte Graebner im Anschluß an Leo Frobenius (1873–1938) die Kulturkreislehre, welche insbesondere von Wilhelm Schmidt (1868–1954) aufgegriffen und ausgearbeitet wurde.

82 Die Reichweite und Tragfähigkeit dieser Voraussetzung, d.h. des von Friedrich Ratzel (1844–1904) vertretenen Diffusionismus, wonach kulturbestimmende Erfindungen und Veränderung singuläre Ereignisse sind, die sich ausbreiten und damit die Ähnlichkeiten zwischen verschiedenen Kulturen begründen, stellt P. Schebesta in diesem Text noch nicht zur Diskussion.

83 Sieht man genau hin, dann übernimmt die Kulturkreislehre m.E. den Ansatz von E. Tylor, wonach der hypothetische Urzustand sich bei den „heutigen Wilden“ weitgehend (to a considerable degree) erhalten hat, sodaß diese als Survivals früherer Zeiten anzusehen sind. Vgl. dazu *Primitive Culture*, part I, London 1958 (1871): Harper & Rowe, 21). Wenn sie sich dennoch von Tylor unterscheidet, dann betrifft dies vor allem den Versuch, die Geschichte schriftloser Kulturen ganzheitlich zu rekonstruieren; d.h. sie als selbständige Gebilde wahrzunehmen und so miteinander zu

schicht der Menschheit vorzudringen, insoweit wenigstens, als uns Spuren davon zugänglich sind“ (52). Damit ist zwar die Frage nach dem Ursprung der Religion noch nicht beantwortet. Soweit die historische Forschung in Frage kommt, ist aber deutlich, daß sie mit der Religionsform beginnt, „welche der älteste Volksstamm bewahrt hat“ (42).

Die Ausrichtung auf die Religion des relativ ältesten Kulturkreises unterbindet weder die Frage nach deren Entwicklung im Laufe der Geschichte, noch schließt sie das Entstehen neuer Religionsformen aus, die auf ihre Weise zum Verständnis der ‚Urform‘ herangezogen werden können. Sie widersetzt sich aber entschieden gegen die Vermengung möglicher Ursprünge und den Versuch, die von der Geschichte vorgezeichnete Ordnung kultureller Entwicklungen aus welchen Gründen auch immer zu ignorieren. Doch bevor Schebesta darauf näher eingeht, fragt er sich, was unter Religion und, da die Frage nach dem Ursprung der Religion auch den der Sittlichkeit berührt, was unter Sittlichkeit zu verstehen sei.

4.2 Begriff der Religion

P. Schebesta beginnt die Erörterung des Begriffs der Religion mit der Frage, ob es religionslose Völker gibt. Da es immer noch unerforschte Kulturen gibt, läßt er es offen, wie diese Frage letztendlich zu beantworten sei. Gleichwohl erweist es sich als nützlich, auf die Umstände einzugehen, unter denen von religionslosen Völkern gesprochen wird. Es stellt sich nämlich heraus, daß die bisherigen Behauptungen der Religionslosigkeit entweder auf unzulängliche Kontakte mit den betreffenden Menschen zurückgehen, oder auf Vorurteilen beruhen, die den „Blick trübten“ (53). Im ersten Fall denkt er an Reisende, die gewissermaßen im Vorübergehen und ohne gediegene Kenntnis der Menschen und ihrer Sprache, zu diesem Urteil gelangten. Im zweiten Fall stellt er fest: „Andere wiederum, auch Missionare, welche den von Haus aus mitgebrachten Begriff von Religion zu den Wilden mitgenommen hatten, suchten vergebens nach dieser Religion bei ihnen. Für sie waren sie darum religionslos“ (53).

Die bisher vorliegende Behauptung der Religionslosigkeit verdeutlicht die Macht vorgefaßter Meinungen und unangemessener Begriffe. Zur Unterstützung zitiert er C. P. Tiele, der diese Behauptung auf „unexakte Beobachtungen oder auf eine Konfusion der Begriffe“ zurückführte und die These vertrat, daß „die Religion, im weitesten Sinne aufgefaßt, ein Phänomen [sei], das der ganzen Menschheit eigen ist“, ⁸⁴ sowie L. v. Schroeder, der ebenfalls darauf hinweist, daß „Oberflächlichkeit in der Beobachtung oder auch mancherlei Vorurteil und Unklarheit“ zu dieser Auffassung verleiten. ⁸⁵ Dagegen verweist er (mit Msrg. Alexandre Le Roy, 1854–1938) ⁸⁶ auf den „Evolutionisten“ Salomon Reinach (1858–1932), um die Religionslosigkeit als Forderung seines Systems herauszustellen; d.h. eines Systems, das sich schon dadurch ad absurdum führt, daß es verlangt, „seine Zuflucht zum Studium der Seele des heutigen Wilden [zu] nehmen, der ja dem Urmenschen am nächsten stehe, ebenso zu der des Kindes und des Tieres“ (53).

vergleichen, daß die im Nebeneinander der Kulturen sich andeutende Tiefe der Zeit ihre Struktur freigibt. Ob damit, falls die von der Kulturkreislehre erarbeitete Struktur der Zeit zutrifft, von einem Monotheismus der Urkultur gesprochen werden kann, bleibt, gelinde gesagt, problematisch. Fragt man dagegen, ob bei den Kulturen, welche in der kulturhistorischen Rekonstruktion der Geschichte als die ältesten in Erscheinung treten, Monotheismus zu finden sei, dann hängt die Antwort davon ab, wie die entsprechenden Kulturen sich präsentieren und damit dem entsprechen, was zu Recht oder Unrecht unter Monotheismus verstanden wird.

84 Cornelis Petrus TIELE, *Manuel de l'histoire des religions*, traduit par Maurice Vernes, Paris: Leroux, 1885, 12.

85 Leopold von SCHROEDER, *Wesen und Ursprung der Religion, ihre Wurzeln und deren Entfaltung*. München: J. F. Lehmanns Verlag, 1905, 1f.

86 Alexandre LE ROY, *Die Religion der Naturvölker*, Rixheim im Els.: Sutter und Comp. 1911, 40.

Da Wahrnehmung und Erforschung der Religion von Vorstellungen und Auffassungen abhängen, mit denen man sich der Religion zuwendet, erweist es sich als notwendig, zurückhaltend und offen zugleich zu sein. Dementsprechend „dürfen wir nicht erwarten, bei jedem Volke und Stamm eine und dieselbe Religionsform anzutreffen, und vor allem ist davor zu warnen, den Begriff, welchen wir uns von unserer Religion bilden, auch auf die Religionen der Naturvölker auszudehnen“ (54). Wenn man feststellen muß, daß „die Begriffsbestimmungen Legion [sind]“, daß Religion z.B. als „eine Art von Erkenntnis und Verehrung Gottes“ oder, wie bei Harnack, „als Gottes- und Nächstenliebe“ aufgefaßt wird,⁸⁷ dann fehlt Schebesta zufolge „der Blick aufs Ganze“ (55). Um diesen Blick zu gewinnen, bedarf es der Ethnologie, sofern sie sich auf alle Völker und Kulturen bezieht. „Sie überblickt wie aus der Vogelschau alle Religionen der Welt und schält aus ihnen das allen Gemeinsame heraus, was eben den Begriff der Religion darstellt“ (55).

Um den gesuchten Begriff der Religion zu finden, skizziert Schebesta „eine Wanderung durch die Völker der Erde“ (55–61). Diese führt ihn von den Europäern mit der Vorstellung eines geistigen, persönlichen Gottes zu den Göttern der Griechen, Römer und Indogermanen. Von dort geht es weiter zu den Assyro-Babyloniern, den Anhängern des Islams, zu den Buddhisten, und ins Reich der Mitte. Er erwähnt den Animismus, Schamanismus, die Semang in Britisch Malaya, die „Negritos“ auf den Philippinen, die Dajak in Borneo, die Völker der Südsee und Australiens. Es folgen Abstecher nach Sibirien. Afrika und Amerika. In den Andeutungen des religiösen Lebens und Bewußtseins folgt er Viktor Cathrein, Wilhelm Schmidt, Felix von Luschan und Le Roy.⁸⁸

Die von P. Schebesta skizzierten Andeutungen sind insofern problematisch, als er auf die Gründe, weshalb man etwa bei Ahnenkult und Geistervorstellungen von Religion spricht, nicht näher eingeht. Umso wichtiger ist aber die Schlußfolgerung: „Jedenfalls dürfen wir unsere Anschauungen darüber nicht in die der Eingeborenen hinein projizieren.“ (61). Damit erhebt sich freilich die Frage, wieso die einzelnen Religionstypen „ihrem wesentlichen Charakter nach“ einander ähnlich sein sollen, zumal die meisten Völker keine Religion haben, die „unserer“ Auffassung entspricht. Entscheidend für P. Schebesta ist die Beobachtung, daß Menschen mit Wesen und Kräften leben, denen zwar menschliche Eigenschaften verschiedenster Art zugesprochen werden, die selbst aber keine Menschen sind – zu denen sie sich in unterschiedlichen Beziehungen verhalten können und es auch tatsächlich tun. „Oft, sehr oft werden diese Wesen mit menschlicher Gestalt, mit menschlichen Schwächen und Gebrechen umhüllt, haben dabei aber doch übermenschliche Kraft, sind keine Menschen mehr, es sind zum mindesten Übermenschen“ (62). Abstand und Nähe wechseln einander ab im Verhältnis zu diesen Wesen und Kräften, sodaß etwa „die ursprünglich höchsten Wesen, die Schöpfer, vor den niedrigeren, denen die Obhut der mannigfachen Menschenschicksale anvertraut erscheinen, zurückweichen müssen, so daß ihnen kaum eine Verehrung gezollt wird“ (62). Im Umkreis dieser Beziehungen manifestiert sich „Zauberei“, wenn Menschen davon überzeugt sind, Mittel und Wege zu besitzen, die es gestatten, sich dem Einfluß übermenschlicher Wesen und Kräfte zu entziehen, sodaß man, wenn die entsprechenden Handlungen nicht von ‚oben‘ sanktioniert sind, eher von Antireligion als von Religion sprechen muß.

Schebesta schließt seine Überlegungen mit dem Vorschlag, den „Begriff der Religion allgemein“ wie folgt zu bestimmen: „Religion ist die Äußerung des Gefühls der Abhängigkeit des Menschen von übermenschlichen Wesen, an welche er glaubt“ (63). Als Erläuterung fügt er die höchst denkwürdige und noch stets aktuelle Feststellung hinzu: „Die Religion kann darum die hohe und erhabene Idee eines persönlichen Gottes, welcher ein Geist ist, allwissend und allmächtig, barmherzig und gerecht, in sich

87 Adolf von HARNACK, ‚Das Wesen des Christentums‘, Leipzig: Hinrichs, 1900, Sechzehnte Vorlesung.

88 Vgl. dazu Viktor CATHREIN, Die Einheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit: eine ethnographische Untersuchung, Freiburg: Herder, 1914; Schmidt, Der Ursprung der Gottesidee: Eine historisch-kritische und positive Studie, Münster: Aschendorff, 1912; Felix von LUSCHAN, Illustrierte Völkerkunde, Stuttgart: Strecker & Schröder, 1910. Le Roy wurde bereits zitiert.

schließen, wie auch die Verehrung von Lehmklumpen, die als von einem mächtigen Geiste bewohnt geglaubt werden, oder auch Naturserscheinungen, deren augenfällige Wirkung so großen Eindruck auf das Gemüt des Naturmenschen machen, daß er sie personifiziert und ihnen Verehrung zollt“ (63)

4.3 Religion und Sittlichkeit

Wie aber, so fragt sich P. Schebesta, steht es mit dem Verhältnis von Religion und Sittlichkeit? Ist jede Religion notwendigerweise auch moralisch, oder liegt, wie zumal Evolutionisten annehmen, die Begründung der Moral außerhalb der Religion? Nach E. Tylor haben beide gar keine, oder höchstens rudimentäre Beziehungen zueinander. „Die moralischen Gesetze der wilden Rassen ruhen auf eigenem Boden.“⁸⁹ Andere wiederum verweisen auf den schlechten Einfluß, der von religiösen Vorstellungen ausgeht, und sehen darin einen Grund, um die Sittlichkeit von der Religion zu trennen.

P. Schebesta geht davon aus, wie übrigens auch E. Tylor, daß Vorstellungen von Gut und Böse allen Völkern gemeinsam sind, und daß es Situationen gibt, in denen kein Zusammenhang von Religion und Moral zu bestehen scheint. Wie bereits bei der Frage nach der Religion, betont er auch hier, daß ein Verhalten *nach unserer Anschauung* zwar moralisch verkehrt zu sein scheint, daß es dies aber deshalb noch nicht sein muß. „Deshalb ist es verkehrt, den Begriff unserer Moralität bei den Naturvölkern vorauszusetzen“ (64). Überhaupt ist er der Meinung, daß die Frage nach dem Verhältnis von Religion und Moral anders gestellt werden muß; nämlich, „ob am Anfang Religion und Moral sich bedingen, ob bei der Urreligion die beiden ein Ganzes bilden“ (64). Es ist dies ein Grund mehr, „dem Ursprung der Religion bis in die Uranfänge nachzuspüren“, um von dort her – anders als Tylor, der sich nicht auf „Urvölker“ bezieht – sowohl das Verhältnis von Religion und Moral als auch die Entwicklung dieses Verhältnisses besser zu begreifen (64). Zuvor erachtet P. Schebesta es für angemessen, verschiedene Ursprungstheorien zu erörtern und auf die kulturhistorische Methode und Kulturkreislehre näher einzugehen.

4.4 Ursprungstheorien

Im Unterschied zu einer Vorgehensweise, welche auf der Suche nach dem Ursprung der Religion die „größten, ungeschlachten Formen“ willkürlich auswählt, um sie dann dem „Urmenschen“ als Ausdruck von dessen Geistesverfassung zuzuschreiben und aus dieser die Ursachen seiner Religion zu ermitteln, möchte er die Tatsachen sprechen lassen. Sein Ziel ist es auf geschichtlichem Wege die „tatsächlich erste Religionsform“ zu entdecken, „möchte sie nun grobsinnlich oder erhaben sein“ (65). Zwar will auch er versuchen, aus dem „Geisteszustand“ des auf diesem Wege erreichten Menschen dessen Religionsform zu erklären. Ein solcher Versuch ist aber nur insoweit zulässig, als er den Bedingungen entspricht, unter denen dieser Geisteszustand erfaßt werden kann.

P. Schebesta erwähnt die natur-mythologische Theorie, die im Rahmen der indogermanischen Sprachwissenschaft entwickelt wurde, sowie den Panbabylonismus, dem zufolge sich die Astralmythologie als Kern menschlicher Religion, über die Welt verbreitet hätte. Auch wenn beide Theorien das Verständnis vieler Phänomene gefördert haben, so lassen sie die Welt der Naturvölker wegen fehlender Kenntnisse unberücksichtigt. Darin brachte erst der Aufschwung der Völkerkunde Abhilfe. Dies zeigt sich in der Folge, wie etwa die von August Comte (1798–1857) und John Lubbock (1834–1913) aufgestellten Stufenfolgen belegen, wonach der Fetischismus zum Ursprung der Religion erklärt wurde, aus dem sich dann Polytheismus und daran anschließend der Monotheismus entwickelten; bzw. wo-

89 Edward B. TYLOR, *Primitive Culture*, vol. 2, London: John Murray, 1871, 326.

nach der Religion eine atheistische Stufe vorausging, von der her sie sich über Fetischismus, Naturverehrung, Idololatrie bis zur Verehrung des Schöpfergottes entfaltete. Nach Lubbock findet die Verbindung von Religion und Moral erst in der letzten Stufe statt. Schebesta bemerkt dazu, daß von Lubbocks Aufstellung nur die Trennung von Religion und Sittlichkeit „von Späteren“ übernommen wurde (67).

Da der Animismus oder Seelenglaube zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts „die am meisten verbreitete Theorie über den Ursprung der Religion“ (67) war, widmet ihm Schebesta seine besondere Aufmerksamkeit. „Eine rechte Begründung, Ausgestaltung und Illustrierung des Animismus durch gesammeltes Material aus den Religionen der Naturvölker hat der englische Forscher E. B. Tylor versucht und seine Hypothese zum größten Ansehen bis auf den heutigen Tag gebracht“ (67). Nach Tylor liegen dem Ursprung der Religion die Erfahrungen von Sterben und Tod sowie die daraus erwachsene Vorstellung der Seele als belebender und bewegender Kraft zugrunde. Da der Tote aufgehört hat zu atmen, lag es nahe, die Vorstellung von der Seele mit dem Atem zu verbinden und die Seele als etwas Unkörperliches und Geistiges aufzufassen, das man weder berühren noch sehen kann (68). Unterstützt wurde diese Auffassung durch Traumerlebnisse, in denen man u.a. Verstorbenen begegnete, und die den Gedanken aufkommen ließen, daß man sich um die Toten sorgen müsse, indem man ihnen Speise und Trank zur Verfügung stellte, zu ihnen betete, und sie als Ahnen verehrte. Aus Seelenvorstellungen ergab sich die Annahme von Geistern mit Eigenschaften, welche diesen Vorstellungen entsprachen und je nach Bedürfnis und Phantasie umgestaltet und erweitert werden konnten bis zum Begriff des reinen Geistes. Nimmt ein Geist von einem Gegenstand Besitz, dann führt dies zum Fetischismus. Denkt man sich die ganze Natur von Geistern erfüllt, dann führt dies zur Naturverehrung; zur Vorstellung von Göttern, die sich in den Naturerscheinungen offenbaren; und in Analogie zu den hierarchischen Formen der Macht, schließlich zum Monotheismus oder zur „Lehre, welche das ganze Universum als von einer größten, alles durchdringenden Gottheit be-seelt ansieht“ (68). P. Schebesta billigt der Theorie des Animismus eine größere Glaubwürdigkeit zu als anderen, vom Evolutionismus bestimmten, Theorien, „da sie auf hinlänglichem ethnologischen Material aufgebaut wird. Der Seelenglaube und der Seelen- und Geisterkult findet sich sehr weit verbreitet“ (69). Dagegen übersieht der Animismus, trotz eines scheinbar folgerichtigen Aufbaus, daß bei vielen Völkern, auf die sich Tylor beruft, mehr und anderes vorkommt als Seelenglaube. Auch fehlt der Nachweis, daß es sich hierbei wirklich um „die erste Stufe“ der Religion handelt. Letzteres wurde insbesondere von den Vertretern des Präanimismus bestritten.

Zwar läßt der Präanimismus die von E. Tylor aufgestellte Stufenfolge religiöser Entwicklung gelten. Er geht aber davon aus, daß ursprüngliche Verwunderung über die Rätselhaftigkeit der Dinge zur Annahme von unterschiedlichen Zauberkraften geführt hätte, die je nach Umständen positiv oder negativ aufgefaßt wurden. „Die Zauberkraften bildeten eine Welt für sich, sie waren über den Menschen und der natürlichen Ordnung fremd“ (69). Die Lokalisierung dieser Kräfte in verschiedenen Gegenständen legte es nahe, sich der entsprechenden Objekte zum eigenen Vorteil und zum Nachteil anderer zu bedienen, oder, wenn es sich um Vorgänge handelte, in denen sich die Zauberkraften darstellten, diese nachzuahmen, um „dieselbe Wirkung zu erzielen.“ Später personifizierte man die Zauberkraften, oder lokalisierte sie in bestimmten Personen, die als Zauberer tätig wurden und „auf dem Wege der Besessenheit, des Traumes und anderer neurotischer Zustände zum Geistesbegriff“ gelangten, womit ein Stadium erreicht war, von dem her sich die Religion so entwickelte, wie es Tylor beschrieben hat (69). P. Schebesta bemerkt dazu: „Dies mag eine annehmbare Erklärung der Zauberei sein, nicht aber der Religion, zumal da wir nirgendwo finden, daß sich aus Zauberei wirkliche Religion entwickelt, vielmehr laufen beide nebeneinander her“ (69). Außerdem ist er der Meinung, daß die Suche nach Ursachen ein Trieb sei, der dem Menschen überhaupt eigen ist, und nicht erst geweckt wird, wenn er Außergewöhnlichem begegnet. „Und gerade dieses Moment der Ursachenforschung des primitiven Menschen auch bei den gewöhnlichen Dingen wird von den Anhängern der präanimistischen Zauberbertheorie bei Erklärung des Ursprunges der Religion vernachlässigt“ (70).

Im Unterschied zu den am Erkennen orientierten Theorien führt die „Sozialdemokratie“ die Religion auf den Zweck ihres Entstehens zurück.⁹⁰ Am Anfang steht „das bedrängte Menschenherz“, das „vom Jammer dieses irdischen Lebens“ erlöst sein möchte. „Das Bedürfnis der Erlösung, die erbärmliche Not des anfänglichen unkultivierten Menschen“ bilden demnach den „Urschleim der Tiefe, aus dem sich die Religion erzeugte. Die unbeholfene Rat- und Hülfslosigkeit [*sic!*] in einer Welt von Drangsal treibt den Menschen, anderwärts Allmacht und Vollkommenheit zu suchen, treibt zur Verehrung von Tieren, Gestirnen, Bäumen, Blitz, Wind, einzelnen Menschen usw. Die nachfolgende, unvermeidliche Erfahrung, daß alle diese Dinge selbst macht- und hülfslos [*sic!*] sind, veranlaßt den Fortschritt, das höchste Wesen zu suchen, das weitab über den Wolken thronet“ (nach Hepner, S. 46). Nach Dietzgen führt das Unverständnis zur Vergötterung von allerlei Wesen. „Die Essenz der Religion besteht darin, diejenige Erscheinung des Natur- und Menschenlebens, welche je nach Zeit und Umständen von eminenter Bedeutung ist, zu personifizieren und im Glauben auf eine so hohe Säule zu stellen, daß sie über die Zeit und Umstände hinwegsieht“ (nach Hepner, S. 47). Diese Erklärung von Josef Dietzgen trifft sich mit dem evolutionistischen Denkschema. Neu ist zwar der Gedanke „daß die jeweilige ökonomische Lage und die Produktionsformen auch die Religion umgestalten wie alle anderen sozialen Verhältnisse der Menschheit“ (70). Die Begründung aus der Menschheitsgeschichte für den Ursprung der Religion wird jedoch nicht geliefert. Seine Behauptung „ist nur eine ad hoc aufgestellte Vermutung, die ins System paßt und das System selbst stützen soll“ (71).

Der Vollständigkeit halber erwähnt P. Schebesta die Auffassung, „welche den Monotheismus an den Anfang aller Religionen stellt“ (71). Sie paßt aber nicht ins Schema, weil diese Theorie auf kulturhistorischem Wege entwickelt wurde. Seiner Meinung nach hat sie „mit den evolutionistischen Erklärungen nichts gemein, weil sie sich eben von dem Prinzip des Evolutionismus freigemacht hat und unbefangen die Tatsachen prüft“ (71). Wie dies zu verstehen ist, sollen die folgenden Schritte zeigen.

4.5 Kulturhistorische Methode

Nach P. Schebesta stehen und fallen die evolutionistischen Erklärungsversuche mit den Tatsachen, auf die sie sich berufen. Gibt es dagegen andere Tatsachen, die den Erklärungsversuchen widersprechen, oder sollte sich zeigen, daß das Tatsachenmaterial einen anderen Aufbau verlangt, dann fallen diese in sich zusammen. Hierbei verlangen zwei Fragen eine klare Antwort. Die erste betrifft die Reichweite der Wissenschaft: Kann diese „bis auf die Urvölker zurückdringen und uns deren Religionsanfänge zeigen“? Die zweite bezieht sich auf die Begründung der evolutionistischen Ursprungshypothesen: Haben sie „ihr Material diesen Urvölkern entnommen“ (71)? Da die „neuere Ethnologie“ in der Lage ist, die Altersstufen festzustellen, kann die erste Frage mit Ja beantwortet werden. Dagegen muß die zweite verneint werden, weil man „das Beweismaterial unterschiedslos aus allen Völkern“ herangezogen hat (72). Die Betonung der Ethnologie bei der Behandlung religiöser Ursprungsfragen „mag jenen befremdlich erscheinen, welche den Wert dieser Wissenschaft und auch ihre Gefahr – nicht nur für die Religion, sondern auch für andere Gebiete, wie die Soziologie – nicht kennen oder noch nicht erfaßt haben“ (72). Die Ethnologie erweist sich aber umso wichtiger als sich gerade die verschiedenen Ursprungstheorien auf sie berufen. Aus diesem Grund wird sie nach P. Schebestas Überzeugung „einmal die Grundlage jeder Apologetik werden. Die kulturhistorische Methode hat nämlich der Ethnologie ihren Forschungsgegenstand, ihr Objekt wiedergegeben, das ist den Menschen, und zwar als ganzen Menschen mit Verstand und Willen begabt.“ (72). Ihm geht es darum, die Entwicklung der Naturvölker auf die gleiche Art zu studieren, „wie es die

90 P. Schebesta bezieht sich auf den sozialistischen Theoretiker Josef Dietzgen (1828–1888) in der Darstellung von Adolf Hepner, Josef Dietzgens Philosophische Lehren, Stuttgart: J. H. W. Dietz, 1916.

Geschichte bei den Kulturvölkern tut“, da der Naturmensch gerade so Mensch [ist] wie der kulturell hochstehende Eruopäer‘ (72). Denn wo immer wir in der gegenwärtigen Welt dem Menschen begegnen, lernen wir keinen Tiermenschen, sondern geistig tätige Wesen kennen. Was dagegen „die Entstehung des ersten Menschen“ betrifft, so sagt uns heute die Wissenschaft noch gar nichts‘ (73). Auf die Ausarbeitung der kulturhistorischen Methode wurde bereits hingewiesen. Hier fügt P. Schebesta dem noch hinzu, daß Entwicklung nicht abgewiesen wird. Vielmehr geht es darum, diese zu konstatieren, wo immer sie in Erscheinung tritt und „so weitgehend sie auch sei.“ Sie wird jedoch „nicht a priori“ angenommen, sondern erst „nach Feststellung von Tatsachen und deren Vergleich untereinander“ (73).

Sein Verständnis der kulturhistorischen Methode erläutert P. Schebesta an Hand eines Gedankenexperiments, in dem ein Ethnologe, der von den Zuständen auf der Erde nichts weiß, in Japan seine Forschungen beginnt. Wenn dieser auf gotische Gotteshäuser, auf Eisenbahnen, und vieles andere mehr, stößt, kann er nicht umhin festzustellen, daß diese mit dem, was er nach und nach als typisch japanische Kultur kennenlernt, nicht zusammenpassen. Er reist weiter zu den Sundainseln, nach Australien, wo er Städte besucht und Eingeborenen begegnet, und wo er ähnliche Phänomene kennenlernt wie in Japan, aber mit anderem Hintergrund. Schließlich besucht er England, wo ihm deutlich wird, daß die Phänomene, die sich vorher nicht recht einordnen ließen, zusammenpassen und bodenständig zu sein scheinen. Indem er die verschiedenen Kulturen miteinander vergleicht und auf Unterschiede ebenso wie auf Zusammenhänge achtet, gelingt es ihm, den Weg einzelner Kulturelemente zurückzuverfolgen und die Geschichte ihrer Ausbreitung zu rekonstruieren (74).

4.6 Kulturkreislehre

P. Schebesta schließt sich der kulturhistorischen Methode an und übernimmt das Schema der Kulturkreise, wie es damals von W. Schmidt und W. Koppers verstanden wurde.⁹¹ Den Begriff des Kulturkreises führt er wie folgt ein: „Entsprechungen von Kulturgütern auf materiellem, geistigem, und sittlichem Gebiete, welche zusammen eine Gruppe bilden und über einzelne begrenzte Erdstriche oder auch über die ganze Erde verteilt aufgefunden werden, nennt man Kulturkreise“ (75). Auf Einzelheiten seiner Darstellung möchte ich nicht näher eingehen. Ihn interessiert der Kreis der „Urkulturen“ und in diesem die „Pygmäenkultur“, welche Schmidt an erster Stelle (vor der tasmanischen, d.h. altaustralischen, Kultur und der Bumerangkultur) nennt. Die Pygmäenkultur umfaßt die „kulturärmsten Völker“, wie die der „Buschmänner, verschiedene Pygmäenstämme Mittelafrikas, die Semang auf Malakka, die Andamanesen auf den Andamaninseln und die Negritos [*sic!*] auf den Philippinen“ (75). Mit W. Schmidt weist P. Schebesta darauf hin, daß „die Kulturkreise durchaus als selbständig entstandene und unabhängig neben einander sich entwickelnde Kulturen aufzufassen [sind] und nicht etwa als Durchgangsstufen zu einer höheren und damit zu unserer Kultur“ (80). Im Unterschied zum Evolutionismus „muß betont werden, daß sie der unsrigen in ihrer Art gleichwertig zur Seite stehen. Sie sind ärmer in ihrem Besitz, und auch unter sich steht die eine der anderen nach. Immer aber ist im Auge zu behalten, daß eine jede Kultur ihre Eigenheiten, ihre Vorteile und Nachteile hat“ (80). Der „landläufigen Auffassung... in allem Älteren und Ältesten ‚nur die unreifen Vorstufen zu Höherem und Höchstem [zu] erblicken‘⁹²“, stellt er „die durch Forschung festgestellte Wahrheit“ gegenüber.

91 Er verweist auf Lieferung 26–28 des noch nicht, bzw. erst 1924, in der Serie ‚Der Mensch aller Zeiten‘ erschienenen Werkes: W. Schmidt und W. Koppers, Völker und Kulturen. Gesellschaft und Wirtschaft der Völker, Regensburg: Habel, 1924.

92 Moritz HOERNES, Kultur der Urzeit, Leipzig: Götschen, 1912, S. 10.

Wie P. Schebesta feststellt, stand die Religion nicht im Vordergrund bei der Ausarbeitung der Kulturkreislehre. Dies änderte sich jedoch, als ernsthaft darüber nachgedacht wurde, daß der Monotheismus möglicherweise wesentlich ‚älter‘ sei, als man bisher angenommen hatte; daß er bereits in der Urkultur in Erscheinung trat. Wenn sich dies so verhält, dann „braucht man nur die jedem Kulturkreise charakteristische Religionsform ins Auge zu fassen, um zu sehen, daß keine der Theorien bis auf die Urvölker vorgedrungen war, und darum werden ihre Erklärungsversuche unhaltbar“ (81). P. Schebesta erläutert dies, indem er den kulturellen Kontext, auf den sich die verschiedenen Ursprungstheorien stützen, kurz zur Sprache bringt und zeigt, daß sie die Urkultur außer Betracht lassen, und sich auch sonst oftmals auf inzwischen überholte Forschungsergebnisse berufen. Hervorheben möchte ich, daß er den Animismus Tylors als „die am meisten ernst zu nehmende Hypothese des Evolutionismus“ betrachtet (84). Zugleich wirft er Tylor aber vor, daß er nicht auf die „Völkerschichten“ achtet und, wie Andrew Lang ihm vorgeworfen hat, den Gottesglauben in den „allerältesten Schichten“ vernachlässigt. Tylor übersieht demnach, daß „das Auftreten [des Animismus] in eine spätere Kultur fällt“ (84). Dasselbe gilt vom Fetischismus, der sich, da er den Geistbegriff voraussetzt, als „eine noch spätere Bildung“ erweist (84).

Weniger eindeutig verhält es sich mit der Zauberei als Anfang der Religion. „Wir müssen zugestehen, daß Zauberei, Magie, schon bei den primitivsten Völkern auftritt“ und auch bei „christlichen Völkern“ nicht fehlt (84). Sofern jedoch Zauberei die Religion vergleichsweise fast zu vertreten oder zu verdrängen scheint, gehört sie (dem Schema von W. Schmidt entsprechend) nicht mehr in den Bereich der Urkulturen, sondern in den der primären Kulturen. Abgesehen davon, daß die Zauberbertheorien ihre Beispiele aus späteren Kulturschichten heranziehen, zeichnet sich die Lösung des Problems in der Feststellung ab, daß Religion und Magie nebeneinander und nicht nacheinander auftreten. Zur Zeit der Abfassung der vorliegenden Arbeit ist P. Schebesta noch der Meinung, daß die Zauberei als ein Gebilde erscheint, das in der Urkultur „ein kümmerliches Dasein [neben der Religion] fristet, während [diese] scharf umrissen hervortritt. Aber auch dort, wo die Zauberei höher entwickelt erscheint, wie bei den Semang, geht die Zauberkraft auf das höchste Wesen selbst als deren Urheber zurück und ist dann keine Zauberei im eigentlichen Sinne“ (85).

Bevor P. Schebesta versucht, die Religion der Urkultur in Grundzügen darzustellen, bringt er einige Beispiele, in denen „die Zwerge der Menschheit“ selbst zu Wort kommen (85). Das erste betrifft ein Gespräch in einem Pygmäenlager der Aschongo (in Gabun), das Le Roy aufgezeichnet hat (a.a.O. 403), und Vorstellungen von „Nzambi“ wiedergibt, die ihn als Schöpfer und Herr über Leben und Tod kennzeichnen. Das zweite bezieht sich auf „Puluga“, von dem Edward Horace Man (1846–1929) berichtet, daß er im Himmel wohnt und mit Ausnahme der Bösen alles erschaffen habe; daß er die Seele nach dem Tode richtet und mit Opfern und Gebeten besänftigt werde; und anderes mehr.⁹³ Das dritte Beispiel betrifft den „ausgeprägten Monotheismus“ bei den zur Urkultur gehörenden Stämmen von Süd-Ost-Australien, bei denen, wie etwa bei den Kurnai, Mungan ngaua (unser Vater) „als Schöpfer, Regierer und Richter“ (87) in Erscheinung tritt.⁹⁴

Auf die Frage nach der Verlässlichkeit und vor allem nach dem eigentümlichen Sinn der in den Beispielen herangezogenen Zeugnisse geht P. Schebesta nicht näher ein.⁹⁵ Schebesta schließt die-

93 Vgl. dazu Edward Horace MAN, „On the aboriginal inhabitants of the Andaman Islands“, *Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland*, 12 (1883), 88ff.

94 Schebesta folgt hier Schmidt (Der Ursprung der Gottesidee, Münster: Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, 1912, 119ff), der sich seinerseits vor allem auf Alfred William Howitt (1830–1908), *The Native Tribes of South-East-Australia*, London: Macmillan, 1904, stützt.

95 Die Gelegenheit dazu hätte ihm insbesondere der Aufsatz von A. R. Radcliffe-Brown, „The Religion of the Andaman Islanders“, (*Folklore*, vol. 20. Nr. 4. (1909), 492–497) geboten, in welchem dieser die Untersuchungen von Man zwar bestätigte, die Vorstellung eines höchsten Wesens aber als Mißinterpretation ablehnte. Dies wäre schon deshalb

sen Absatz vielmehr mit den Worten: „Ich glaube, daß diese herausgegriffenen Beispiele (sie hätten weitergeführt werden können, denn tatsächlich haben so ziemlich alle Völker der Urkultur eine Art Monotheismus mehr oder weniger rein erhalten) deutlich genug zeigen, welch vergleichsweise edle und erhabene Vorstellung diese niedrigsten der Menschen von Gott haben“ (88).

4.7 Grundzüge

P. Schebesta beginnt den Abschnitt über „die Grundzüge der Urreligionen“ (88-94) mit einem längeren Zitat aus L. v. Schroeder.⁹⁶ In diesem Zitat verweist von Schroeder auf „ein höchstes gutes Wesen“ bei den „primitiven und primitivsten Völker[n]“, das sich „nicht in Einklang bringen läßt“ mit der Ableitung der Religion aus „Seelenkult“ und „Naturverehrung.“ Da dieses Wesen selbst gut ist, fordert es von den Menschen, „gut, gerecht, moralisch, in mancher Beziehung selbstlos und aufopfernd zu handeln.“ Dieses Wesen, das über die Menschen wacht, sie belohnt oder bestraft, war immer schon da. Man kennt es unter verschiedenen Eigennamen, oder bezeichnet es allgemein als Vater, Alter im Himmel, Macher des Alls, Schöpfer, großer Freund, großer Geist, der Gute. „Über seine Natur, ob es ursprünglich geistlicher oder geistiger Art ist, läßt sich nichts Bestimmtes sagen.“ Einen eigentlichen Kult hat es nicht. „Man ehrt es, indem man seinen Willen tut, indem man gut und recht handelt und denkt, jenem Wesen ähnlich.“ Seine Kultlosigkeit mag mit ein Grund gewesen sein, warum es in der Forschung nicht hinlänglich beachtet wurde (89).

P. Schebesta bemerkt zu diesem Zitat, das er bis auf eine Korrektur des Opferkults und fehlender Gebete stehen läßt, daß der Grund für die Zurückhaltung der Evolutionisten, ernsthaft über den Monotheismus der Urkultur nachzudenken, wohl die Annahme war, „daß zu Anfang nur einfache Ideen und Begriffe auch in der Religion vorhanden gewesen sein können.“ (90). Er weist diese Annahme nicht zurück, betont aber, „daß einfache Ideen nicht immer auch grobsinnlich und roh sein müssen. Natürlich dürfen wir unseren Gottesbegriff den Urvölkern nicht beilegen, welche ja nicht einmal den Geistbegriff besaßen. Trotzdem kann aber ihre Idee vom höchsten Wesen – und sie ist es auch in der Tat – von einer einfachen Schlichtheit und Erhabenheit zugleich sein“ (90). Auch hier weiß er sich von L. v. Schroeder unterstützt, wenn dieser sich für die Möglichkeit genialer Erkenntnisse „in sehr frühen Stadien der Kulturentwicklung“ ausspricht und dazu bemerkt: „Das Wunder des Menschengesistes besteht bereits am Anfang der Menschheitsentwicklung“ (Arische Religion, a.a.O. S. 104). Den „Sozialisten“ gegenüber vertritt P. Schebesta die Auffassung, daß so wie diese meinen, „die Religion der Urzeit wahrlich nicht aus[sieht].“ Als „ein inniger Verkehr wie zwischen Kindern und Vater“ ist sie vielmehr „das Gegenteil von elendem Seufzen und Kriechen“ (90). Wie Le Roy belegt (a.a.O. S. 441), fühlen sich „die Pygmäen in Afrika z.B. durchaus glücklich mit der Art ihres Daseins“.

„Daß wir es bei den Primitiven mit einer tatsächlichen Religion zu tun haben, welche fruchtbar ist und befruchtend wirkt, ist außer Zweifel, wenn es auch vielen Forschern anders schien. Die Pygmäenvölker fühlen sich tatsächlich abhängig von ihrem höchsten Wesen und zollen ihm Verehrung“ (91). Dafür sprechen sowohl Primitialopfer wie etwa das Verbrennen der ersten Nkula-Nüsse und

nicht uninteressant gewesen, weil Andrew Lang sich in seinem, noch im selben Jahr publizierten, Aufsatz „The Religion of the Andaman Islanders“, (Folklore, vol. 20, Nr. 4 (1909), 492–497), mit der Interpretation von Radcliffe-Brown kritisch auseinandersetzte.

⁹⁶ Leopold von SCHROEDER, Über Wesen und Ursprung der Religion, ihre Wurzeln und deren Entfaltung, München: J. F. Lehmanns Verlag, 1905, 17f. Der Autor hatte W. Schmidt in einem Vortrag, den er 1902 in der Wiener Anthropologischen Gesellschaft hielt, auf Andrew Lang aufmerksam gemacht, und damit seinen religionsgeschichtlichen Arbeiten einen wesentlichen Impuls gegeben. Vgl. dazu Der Ursprung der Gottesidee, a.a.O. S. 111. Möglicherweise war dies der Grund, weshalb P. Schebesta es angemessen fand, v. Schroeders idealisierende Skizzierung des ‚ursprünglichen‘ Monotheismus gewissermaßen als von Schmidts unabhängige Auffassung zu zitieren.

der damit verbundenen Tänze und Gesänge sowie von „den Bedürfnissen des Augenblicks“ bestimmten Anrufungen (91). Da dies in einem Rahmen geschieht, in dem das Verhalten der Menschen sich der mit dem höchsten Wesen verbundenen Ordnung verpflichtet weiß, besteht ein unverkennbarer „Zusammenhang zwischen Religion und Sittlichkeit in der Urkultur“ (92). Auch hier kommt wieder v. Schroeder zu Wort, der im „Gedanken des einen, höchsten, guten, das Gute wollenden und fordernden Wesens“ nicht weniger als „die große Geburtsstunde der Menschheit als Menschheit, die eigentliche Geburtsstunde der Religion, und mit Eins auch die der Moral, im menschlichen Verstandes des Wortes“ erblickte (Wesen und Ursprung, a.a.O, S. 23).

P. Schebesta schließt den Abschnitt über die Grundzüge mit einem, längeren Zitat von W. Schmidt aus dessen Pygmäenwerk, in dem dieser seine „Erörterung über die Religion der Urkultur der Zwergvölker unserer Erde“ (92–94) zusammenfaßt.⁹⁷ In diesem Zitat unterstreicht Schmidt die „allgemeine Gleichartigkeit“ dieser Menschen, von der er meint, daß sie „keiner langen Erörterung mehr bedarf.“ Schmidt hebt zunächst die „negativen Gemeinsamkeiten“ hervor, wonach es zwar „die Personifikation einiger großer Naturgegenstände“ gibt, aber keinen Animismus, keine Allbeseelung und keine Deifikation derselben. Die Ableitung von Hochgöttern oder eines höchsten Gottes aus dem Totenkult ist aussichtslos. Der Zauberglaube bleibt (bis auf die „Buschmänner“) rudimentär. Positiv dagegen ist „die deutliche Anerkennung und Verehrung des höchsten Wesens,“ das als „der Schöpfer und höchste Herr der ganzen Welt ... die Theorien jener widerlegt, die meinen, daß so primitive Völker gar nicht imstande wären, die bunte Mannigfaltigkeit der großen Welt in eines zusammenzufassen, und noch weniger, sie auf *eine* Ursache zurückzuführen.“ Da dieses Wesen deutlich über allem steht, „haben wir das Recht von einem wirklichen Monotheismus bei diesen Völkern zu sprechen.“ W. Schmidt betont das sittliche Bewußtsein dieser Völker und bemerkt dazu: „Wer also nicht überhaupt ‚jenseits von Gut und Böse‘ sich aufgestellt hat, wird auch hier den später in der Menschheitsentwicklung vielseitig eingetretenen Verfall zugeben müssen.“

4.8 Dekadenz statt Fortschritt

Zurückblickend hält P. Schebesta fest, daß es mit Hilfe der kulturhistorischen Methode gelungen sei, „aus den mannigfachen Wucherungen der Naturreligionen jene der Urkultur herauszuschälen“ und damit „die Anfänge der Religion überhaupt, soweit sie uns erhalten geblieben sind,“ zu erfassen. Was davor gewesen sein mag, „entzieht sich der menschlichen Kenntnis, soweit sie auf dem Wege rein natürlicher Forschung gewonnen werden kann“ (94). Da die heutigen „Zwergvölker“ die älteste uns bekannte Kultur darstellen, „sind wir gezwungen, den Monotheismus als den Anfang der Religion überhaupt anzuerkennen“ (94). Im Unterschied zu einer fortschreitenden Entwicklung religiöser Vorstellungen erblickt P. Schebesta in diesem Sachverhalt den Grund für ein dem Evolutionismus entgegengesetztes Entwicklungsschema, das über Animismus, Naturdienst und Polytheismus im Atheismus zu Ende kommt. Es ist dies eine Entwicklung, der man, wie er meint, folgendes „Gesetz“ zuordnen könnte: „Je höher die materielle Entwicklung emporschreitet, um so tiefer sinkt die Religion, um so grobsinnlicher und entarteter wird sie, um so mehr verfällt auch die Moral“ (94). Während mit der Entdeckung des Ackerbaus und zunehmendem Gewerbe die materiellen Kulturgüter zunehmen, sinkt der Mensch „religiös und sittlich immer tiefer“ bis hin zur Praxis „gräßlicher Menschenopfer und Verstümmelungen.“ „Die Religion ist zum Alp der Naturvölker geworden. Auch die heidnischen Kulturvölker stehen nicht anders da. Auch in deren Religion ist das Reine und Erhabene verschwunden, und sie selbst ist zu einem Mittel der Selbstsucht und Sinnlichkeit der Menschen geworden“ (95).

⁹⁷ Wilhelm SCHMIDT, Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen, Stuttgart: Strecker und Schröder, 1910, 241ff.

Wie aber sind die Menschen überhaupt zur Religion gekommen? Historisch gesehen könnte man zwar annehmen, daß dem Entstehen des Monotheismus in der Urkultur eigene Entwicklungsstufen vorangegangen sind. Da wir davon aber nichts wissen, betreten wir an dieser Stelle das Feld spekulativer Überlegungen. Hierbei sieht Schebesta zwei Möglichkeiten. „Entweder hat der Urmensch die Religion durch eine Uroffenbarung empfangen, oder der Menschegeist, welcher damals ebenso rege war wie heute, wenn auch nicht so ausgebildet, suchte für all das, was um ihn herum geschah und entstand, nach der einen großen Ursache, bis er sie im Weltschöpfer gefunden, den er sich in seiner naiven Art vorstellte“ (95). Die erste Möglichkeit entzieht sich dem Umkreis ethnologischer Forschungen und kann damit weder bejaht noch bestritten werden.⁹⁸ Dagegen kann die Ethnologie die zweite Möglichkeit insofern unterstützen, als sie Menschen der Urkultur näher kennenlernt und deren Fähigkeiten zu würdigen weiß. In dieser Hinsicht stellt P. Schebesta die rhetorische Frage: „Wer wollte aber andererseits auch den Urvölkern die Fähigkeit absprechen, die Ursache allen Geschehens in einem Weltschöpfer zu finden, nachdem wir an Beispielen gesehen haben, daß sie einen Weltschöpfer als solchen anerkennen“ (95)? – und verweist nochmals auf L. v. Schroeder (Arische Religion, S. 83), der den Gedanken eines Weltschöpfers als „eine höchst einfache“, aber zugleich „eminente wichtige Bildung“ skizziert.

Das Resultat seiner Untersuchung faßt P. Schebesta dahingehend zusammen, daß wir gesehen haben:

1. Daß es keine religionslosen Völker gibt.
2. Daß mit dem ersten Auftreten des Menschen auch die Religion auftritt, und daß die Religion kein späteres Gebilde in der menschlichen Entwicklung darstellt.
3. Daß die erste Religionsform Monotheismus war.
4. Daß die Theorien der Evolutionisten über Ursprung und Anfangsformen der Religion nur Annahmen sind, welche aber den Tatsachen widersprechen.
5. Daß Religion und Sittlichkeit in der Urstufe zusammen auftreten und sich bedingen.
6. Daß, je höher der materielle Kulturaufschwung, umso tiefer und grobsinnlicher die Religion wird. Ein Sich-Hinwenden zum Mammon wird ein Sich-Abwenden von Gott (96).

4.9 Religion als Bedürfnis der Menschheit

Die Abhandlung endet mit einem Schlußwort (96–99), in welchem P. Schebesta nochmals die Bedeutung der kulturhistorischen Methode hervorhebt und auf die gerade stattfindende Auseinandersetzung mit der Religion im öffentlichen Leben näher eingeht, wobei er Gottfried Naumann und Carl Becker zitiert.⁹⁹ Wie Carl Becker zu Recht bemerkt, glaubte „das neunzehnte Jahrhundert die Religion überwunden zu haben – es hat die Religionen überwunden, nicht aber die Religion.“ Da die Religion einem „Bedürfnis der Menschheit“ entgegenkommt, kann es nicht gleichgültig sein, wie diesem Bedürfnis entsprochen wird. „Der Mensch ohne Gott fühlt sich losgelöst und ohne Zusammenhang mit der Welt und seinem Mitmenschen. Das fühlte der Urmensch gerade so gut, wie es der Mensch von heute empfindet. Er will sich anlehnen, hingeben, er will zu seinem Ursprung zurück“ (98). Im Grunde genommen geht es um die „Erhabenheit und Schönheit“ der Religion, die freilich nur derjenige zu würdigen weiß, der sie auch erfahren hat. P. Schebesta verweist auf die „Eindrücke des Weltmeeres“ und die „Erhabenheit der Alpen“, denen man sich aussetzen muß, um zu wissen, was damit gemeint ist. „So etwas will erlebt, verkostet sein.“ Er denkt aber auch an die Bedeutung

⁹⁸ Schebesta verweist hier auf Schmidt, Der Ursprung der Gottesidee, a.a.O. 78–80.

⁹⁹ Vgl. dazu Gottfried NAUMANN, Sozialismus und Religion, Leipzig: J.C. Hinrichs, 1921, S. 17; und Carl Becker, Religion in Vergangenheit und Zukunft, Berlin: Hugo Steinitz, 1915, S. 8ff.

der Kunst: „Wie aber die Kunst innerlich erlebt und gleichsam innerlich in jeder Menschenseele wiedergeboren werden muß, wenn sie ihren Zweck erreichen soll, ebenso und noch mehr die Religion“ (94).

„Die Ethnologie zeigt uns, daß die Religion stets mit dem kulturellen, politischen und persönlichen Leben des Menschen verknüpft war. Soll es in unserer Zeit anders werden“ (98)? P. Schebesta denkt an die Bedeutung von Eid und Gottesurteil, die er am Sambesi kennen gelernt hat. Er verweist aber auch auf das Verhältnis von Religion und Poesie sowie insbesondere auf „die Einwirkung der Religion auf das Denken des Menschen. Die Religion mag einzelne hervorragende Individuen, die sogenannten Genies, schon [in] der Urmenschheit angeregt haben, über den Zusammenhang des Menschen mit der Außenwelt und dem Urheber derselben nachzudenken“ (99). Dementsprechend beschließt er seine Abhandlung mit den Worten: „Was die Religion im Anfang war und in der Menschheitsentwicklung bis auf den heutigen Tag geblieben ist, das soll sie weiterhin nicht mehr bleiben? Womit will man dann das Bedürfnis der Menschheit nach Religion stillen? Die irregeleitete Menschheit kann sich wohl mit Religionsersatz bescheiden, sie kann auch für kurze Zeit jeder Religion den Rücken kehren, aber auf die Dauer kann sie ohne Religion nicht bleiben“ (99).

Der vor beinahe hundert Jahren verfaßte Text ruft eine geistige Welt in Erinnerung, die es in dieser Form nicht mehr gibt. Auffassungen und Fragen, die damals aktuell waren, haben im gegenwärtigen Diskurs ihre unmittelbare Bedeutung weitgehend verloren. Obwohl die angesprochenen Probleme wie etwa das Verhältnis von Evolution und Geschichte oder die Beziehungen zwischen Menschsein und Religion auch weiterhin bestehen, präsentieren sie sich unter Bedingungen, die eine Neuorientierung erforderlich machen. Gleichwohl gibt der Text Einblicke in die Welt, in der P. Schebesta seinen Weg in die Wissenschaft zu finden versuchte. Will man diesen Weg verstehen, dann sollte man zumindest einige der Voraussetzungen kennen, unter denen der Weg begann.

Wie insbesondere die Darstellung der „Urreligion“ zeigt, übernimmt P. Schebesta mehr oder weniger unbefangen die Ansichten von W. Schmidt und L. von Schröder. Wie sich noch herausstellen wird, verlor er diese Unbefangenheit sehr schnell im Laufe seiner ersten Feldforschung. Auch wenn er es vermied, gegen W. Schmidt zu polemisieren, so war meines Erachtens der bereits erwähnte Entschluß, sich ganz der Pygmäenforschung zu widmen, mit von dem Gedanken motiviert, seine Unabhängigkeit zu gewinnen, indem er einen anderen Weg einschlug. Da W. Schmidt seinerseits größten Wert auf verlässliche Quellen legte, konnte er dessen Unterstützung gewiß sein, ohne sich mit dessen Theorien auseinanderzusetzen zu müssen.

Wichtiger als die Übernahme der von W. Schmidt vertretenen Auffassungen scheint mir Schebestas Absicht zu sein, die verschiedenen Ursprungstheorien auf ihre Voraussetzungen hin zu überprüfen und mit der Frage zu konfrontieren, ob und inwieweit sie den Menschen und ihren Kulturen gerecht werden. P. Schebesta besteht darauf, daß es nicht angeht, abendländische Begriffe unbesehen auf andere Kulturen zu übertragen und letztere in vorgefaßte Entwicklungsschemata zu pressen. Statt vorschnell davon auszugehen, daß sich etwa Religion aus Fetischismus erst noch entwickeln müsse, spricht er sich dafür aus, daß „die Verehrung von Lehmklumpen, die als von einem mächtigen Geiste bewohnt geglaubt werden“ (63) ebenfalls unter den Begriff der Religion fallen. Am Sambesi war ihm, so möchte ich hinzufügen, deutlich geworden, daß es viele Perspektiven für das Verständnis der Wirklichkeit gibt, und daß die der sogenannten „Wilden“ ebenso wie die der Europäer durchaus sinnvoll sein können, wenn man sie angemessen begreift. Es ist dies mit ein Grund, weshalb er Tylors Theorie des Animismus mit Sympathie begegnet und mit den marxistischen Theoretikern die Religion als „Bedürfnis der Menschheit“ versteht. Dagegen lehnt er die von der „Sozialdemokratie“ beschriebene Erfüllung dieses Bedürfnisses im Rahmen primitiver Kulturen vor allem deshalb ab, weil er darin eine gründliche Mißdeutung des primitiven Menschseins erblickt.

5

Feldforschung und Ethnologie

5. FELDFORSCHUNG UND ETHNOLOGIE

Obwohl P. Schebesta noch relativ jung war als er die Abhandlung über den Urmenschen und seine Religion verfaßte, eröffnet dieser Text Perspektiven, die für das Verständnis und den Werdegang seines Autors von größter Bedeutung waren. Dies wird deutlich, wenn man bedenkt, daß die Auseinandersetzung mit dem Thema auf drei Ebenen stattfindet, welche eher nebeneinander als miteinander zur Geltung kommen. Die erste Ebene ist die der methodologischen Reflexion, die zweite bezieht sich auf die Darstellung und das Verständnis von Religion und Kultur, die dritte betrifft die ideologische Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Positionen.

Auf der ersten Ebene geht es um die Frage, wie und unter welchen Bedingungen man den ethnologisch relevanten Tatsachen gerecht werden kann. Insbesondere geht es jedoch um den Stellenwert der kulturhistorischen Methode und deren Bedeutung für das Studium des Menschen als eines geistigen Wesens, das in und durch Geschichte in Erscheinung tritt.

Auf der zweiten Ebene treten konkrete Probleme in den Vordergrund, wobei insbesondere die primitivsten Kulturen sowie die in diesen lebenden Menschen sich als Gegenstand möglicher Untersuchungen erweisen. Einerseits hat dies eine Spezifizierung der gebrauchten Methode zur Folge, sodaß die ‚Rückkehr‘ zur ersten Ebene unvermeidlich wird, andererseits geht es jedoch um den Inhalt und die Ergebnisse dieser Untersuchungen.

Dagegen werden wir auf der dritten Ebene mit Auffassungen konfrontiert, die zwar Anspruch auf wissenschaftliche Relevanz erheben, tatsächlich aber von Quellen gespeist werden, welche der Wissenschaft vorausgehen und auf Evidenzen beruhen, die im Mythos ihrer Vertreter begründet sind. Da diese Evidenzen den Raum bilden, in dem sich wissenschaftliches Denken und Forschen entfalten, sind sie zwar weder sinnlos noch überflüssig, verlangen aber als solche bedacht zu werden. Bleibt dies aus, dann entspricht dem nicht nur die Bildung von Vorurteilen, sondern auch von Ideologien, die je nachdem wie sie vom Bewußtsein Besitz ergreifen, die Freiheit des Denkens einschränken und eine faire Auseinandersetzung mit abweichenden Auffassungen und Stellungnahmen unterbinden. Da Vorurteile im Verlauf des Erkenntnisprozesses, der ohne sie nicht stattfindet, korrigierbar sind, mögen die Übergänge zu ideologischen Positionen fließend sein. Ihrer Bewegung nach weisen diese Übergänge jedoch auf eine Haltung, der zufolge die eigene Position gewissermaßen auf Einsichten beruht, während die der Gegner entweder verblendet und irrig zu sein scheint, oder aus welchen Gründen auch immer noch nicht zu diesen Einsichten zu gelangen vermochte.

Daß die Auseinandersetzung mit dem „Evolutionismus“ und „Sozialismus“ in der Abhandlung über den „Urmenschen“ einen ideologischen Charakter annahm, zeigt sich zumindest teilweise in der Monopolisierung der kulturhistorischen Methode und der selbstverständlichen Annahme der Kulturkreislehre. Insbesondere wird dies aber deutlich, wenn daraus die Degenerationsthese abgeleitet wird und die verschiedentlich erhobene Forderung, beim Gebrauch der eigenen Begrifflichkeit und ihrer Anwendung auf „Naturvölker“ zurückhaltend zu sein, de facto in Vergessenheit gerät. Was dies im Einzelnen bedeutet, möchte ich jetzt nicht weiter erörtern, da die angedeuteten Probleme zurückkehren werden. Wohl möchte ich noch darauf hinweisen, daß die mit diesen Problemen verbundenen Defizite ihrerseits Fragen aufwerfen, die für die weitere Entwicklung von Schebestas Denken und Arbeiten richtungweisend geworden sind. Diesen Fragen liegen einerseits die Beachtung und Betonung der „Tatsachen“ zugrunde, andererseits ergeben sie sich aus der als ungenügend erfahrenen Kenntnis der dem „Kreis der Urkultur“ zugeordneten Kulturen. In beiden Fällen teilten P. Schebesta und W. Schmidt dieselbe Einstellung und Überzeugung. Da auch W. Schmidt trotz ideologischer Vorbehalte die Fakten sprechen lassen wollte und dem Ideal einer streng wissenschaftlichen Begründung seiner Theorien nachstrebte, hatte er größtes Interesse daran, die Grundlage seiner Theorien nach allen Seiten hin zu erkunden und vor allem die primären Vertreter der Urkultur besser kennen zu lernen. Als er darum, wie bereits erwähnt, P. Schebesta vorschlug, die Semang in

Britisch Malaya zu erforschen, erklärte sich dieser ohne viel Zögern bereit, diese Aufgabe auf sich zu nehmen. Es war dies ein Entschluß, der für den wissenschaftlichen Werdegang von P. Schebesta und die Entwicklung der im „Urmenschen“ angeschnittenen Themen bestimmend werden sollte.

5.1 Feldforschung im Zeichen der Mitmenschlichkeit

Die erste Begegnung mit Semang fand Anfang März 1924 statt, in der Nähe von Gerik (Grik), der Hauptstadt des Distrikts Hulu Perak im Staat Perak von Britisch Malaya. Nach seiner Ankunft in Singapore Mitte Februar 1924 hatte P. Schebesta zunächst den offiziellen Stellen seine Aufwartung gemacht und mit Missionaren des Pariser Missionsseminars (MEP, Société des Missions Etrangères de Paris) Kontakt aufgenommen. Ein Empfehlungsbrief, den er dankenswerter Weise von deren Generalsuperior, Mgr. de Guébriant, erhalten hatte, führte ihn nach Pulau Panang, wo er von Pater Pagès, dem Rektor des ‚Collège Général de Penang‘, mit offenen Armen empfangen wurde. Auf der Reise dorthin besuchte er am 19. Februar Ivor H. N. Evans (1886–1957) in Kuala Lumpur. Als Kenner der einheimischen Bevölkerung Britisch Malayas und auf Grund eigener Semang-Erfahrungen gab ihm dieser wichtige Hinweise und gute Ratschläge für die geplante Arbeit.¹⁰⁰ Den Aufenthalt in Pulau Panang gebrauchte er, um sein Malaiisch zu verbessern und sich für die Expedition zu rüsten. Von größter Wichtigkeit war jedoch die Begegnung mit dem bereits erwähnten P. René Cardon, der als Pfarrer und Missionar in Taiping die chinesischen Christen der Stadt betreute, und ihn einlud, im Pfarrhaus sein Standquartier einzurichten, in das er sich nach längerem Aufenthalt im Urwald für einige Tage zurückziehen konnte. Zwar hatte P. Cardon selbst noch keine Semang kennengelernt, er war aber mit Captain Hubert Berkeley, dem Distriktoffizier von Hulu Perak, gut befreundet. Da dieser die Semang in der Nähe von Grik gut kannte und zu ihnen in einem Vertrauensverhältnis stand, war er der geeignete Mann, um P. Schebesta bei der ersten Kontaktaufnahme mit den dortigen „Waldmenschen“ zu unterstützen.¹⁰¹

P. Cardon ließ es sich nicht nehmen, P. Schebesta nach Grik zu begleiten und ihn dem „District Officer“ vorzustellen. Bereits am folgenden Tag ging H. Berkeley mit den beiden in ein Lager der Semang, denen er seinen Gast vorstellte und erklärte, wozu dieser gekommen sei. Es wurden Absprachen für den nächsten Tag gemacht. Der kommenden Arbeit schien damit nichts mehr im Wege zu stehen. Doch wer am folgenden Tag nicht zur abgesprochenen Stelle kam, waren die Semang. Wie Schebesta, der nach einigem Warten allein zum Lager ging, feststellen mußte, hatten sie ihr Lager verlassen. Wohl traf er Pucoh, den Mediziner dieser Gruppe, der gerade seine Mahlzeit vorbereitete, indem er etwas Reis in einem Bambusrohr im Feuer dünstete. Dieser teilte sein spärliches Mahl mit ihm und begleitete ihn zur Residenz, wo sich beide auf der Treppenstufe des Längeren miteinander unterhielten. Auch wurde ein Treffen für den nächsten Morgen verabredet, das jedoch nicht eingehalten wurde. Daraufhin überlegte der Resident am Abend mit seinen zwei Gästen, was zu machen sei, woraufhin sich beide

¹⁰⁰ Vgl. z.B. Ivor H. N. EVANS, *The Negritos of Malaya*, Cambridge: Cambridge University Press, 1937. In seinem großen „Negrito“ Werk würdigt P. Schebesta ausführlich die Forschungen von I. Evans (Die Negrito Asiens, a.a.O. Bd. I, 38–43). Auf Grund vorhergehender Veröffentlichungen, insbesondere wegen des Artikels „The Jungle Tribes of the Malay Peninsula“, *Bulletin of the School of Oriental Studies*, University of London, Vol. 4, No. 2 (1926), 269–278, hatte I. Evans den Eindruck gewonnen, als wolle ihm P. Schebesta seine Entdeckungen streitig machen. Dies war jedoch keineswegs der Fall. Zur Kontroverse siehe: I. H. N. Evans, „Schebesta and the Negritos“, *Man*, Vol. 28 (Apr., 1928), pp. 57–59, und die Antwort von P. Schebesta, „The Negritos of Malaya“, *Man*, Vol. 39 (Feb., 1939), pp. 30–31.

¹⁰¹ P. Schebesta schätzte und verstand sich gut mit Cpt. Berkeley. Vgl. dazu Bei den Urwaldzweigen von Malaya, op.cit. p. 18, wo es heißt: „Das Wohl seiner Untertanen, seien es Malaien oder Orang-Utan [Waldmenschen], lag ihm sehr am Herzen, jedenfalls viel mehr als die habgierige europäische Kultur, die ihre Fangarme bereits nach dem Innern ausstreckt... Was Wunder, wenn er von Malaien und Semang wie ein Vater verehrt wurde.“

entschlossen, mit zwei Malaien ein weiter entferntes Lager am Perakfluß aufzusuchen. Wohl war auch dieses Lager leer. Schebesta traf jedoch auf dem Rückweg nach Grik zwei Semang, deren Gruppe sein malaiischer Begleiter Hitam kannte, mit dessen Hilfe er am nächsten Tag das Lager von Ramogn und Keladi in der Nähe von Besiak aufsuchte. Bei dieser Gelegenheit lernte er den Kerinci-Malaien Lebeh Maingante kennen,¹⁰² der ihn in der Folgezeit als Faktotum auf seinen Wanderungen begleitete. Vor allem aber gelang es ihm, freundschaftliche Beziehungen mit den Jahay (Semang) herzustellen, mit denen er nach weiteren vorläufigen Erkundungen sieben Monate lang zusammenlebte.¹⁰³

Ich erwähne die Anfangserfahrungen in Britisch Malaya zum einen deshalb, weil sie die Bedeutung guter Beziehungen im Vor- und Umfeld der Forschung unterstreichen; und zum anderen, weil sie für die Frage nach der Forschungsmethode nicht unwichtig sind. Ein gutes Einvernehmen mit den Behörden der Kolonialverwaltung sowohl in Britisch Malaya als auch später im Belgischen Kongo war schon deshalb essentiell, weil ohne sie die Forschungsexpeditionen nicht möglich gewesen wären. Auch wäre es noch abgesehen davon, daß P. Schebesta den Missionaren von Haus aus nahe stand, mehr als kurzfristig gewesen, auf deren Hilfe bei der Kontaktaufnahme mit den zu erforschenden Menschen zu verzichten. Ob eine Expedition gelingt oder mißlingt, hängt in der Tat von vielen Faktoren ab, die als äußere Umstände mit deren Zielsetzungen wenig oder gar nichts zu tun haben. Unter dem Eindruck der für einen „Zentraleuropäer“ nur kurz nach Kriegsende mißlichen Situation bemerkt Schebesta diesbezüglich wohl nicht zu Unrecht: „Ich reiste aber unter einem guten Stern.“¹⁰⁴ Umgekehrt stellt sich damit die Frage nach dem Einfluß dieser Faktoren auf das Ergebnis der Untersuchungen. Es ist dies eine Frage, deren Antwort sich zwar im Unbestimmten verliert, die aber desto mehr dazu drängt, auf die befolgte Forschungsmethode zu achten und das erzielte Ergebnis von dieser her zu begreifen.

Um dem möglichen Einfluß äußerer Umstände zuvorzukommen, hat P. Schebesta größten Wert darauf gelegt, seine Forschungen nach erfolgter Kontaktaufnahme sowohl in Britisch Malaya als auch in Afrika weitgehend unabhängig von derartigen Umständen ihrer Eigendynamik entsprechend durchzuführen. In *Die Negrito Asiens* (a.a.O. Bd. I, X) stellt er ausdrücklich fest: „Mit Hilfe dieser wohlmeinenden Freunde konnte ich im Lande schnell Fuß fassen. Die Durchführung der Expedition allerdings blieb mir ganz allein überlassen... [Die Semang] im Dschungel aufzuspüren und mit ihnen in dauerndem Kontakt zu bleiben, blieb meine alleinige Sorge. Daß es mir gelang, diese außerordentlich scheuen Menschen restlos zu gewinnen, buche ich als einen Haupterfolg meiner Expedition.“ Zwar konnte auch er nicht alle Einflüsse von Außen ausschalten, da er sowohl in Britisch Malaya als auch später in Afrika auf das Wohlwollen von Dorfältesten und Häuptlingen nicht verzichten konnte, und auf Malaien, bzw. auf Dorfbewohner, angewiesen blieb, die er als Gehilfen und Begleiter engagierte und zumindest teilweise als Träger benötigte. Auf seiner Forschungsreise in den Philippinen (1938/39) wurde diese Abhängigkeit noch dadurch verstärkt, daß er Dolmetscher brauchte, um mit den Aëta zu verkehren. Doch war die Situation auf den Philippinen insofern eine andere als es ihm primär darum ging, einen allgemeinen Eindruck von den dortigen „Negrito“ zu erlangen und deren kulturelles Umfeld zu erkunden.¹⁰⁵

102 die Kerinci waren von Sumatra eingewandert und galten bei den bodenständigen Malayen als Fremde, vor denen man sich in Acht nehmen mußte.

103 Vgl. dazu Schebesta, Bei den Urwaldzwerge von Malaya, a.a.O. p. 15ff; *Die Negrito Asiens*, a.a.O. Bd. I, 45; Tanah Malayu, a.a.O. 9ff; „Wie ich die Urwaldzwerge fand“. Reichspost 29 November 1925, p. 9f; sowie das Vorwort von P. R. Cardon zu dem im Bulletin de la Société Nr. 47, 1925, 649–663, veröffentlichten Beitrag von P. Schebesta: „Les Négrilles et autres Peuplades aborigènes ou sauvages de la Presqu'île Malaise.“

104 „Wie ich die Urwaldzwerge fand“; a.a.O. p. 9.

105 Eine Ausnahme dieser Vorgehensweise bildet die zweite Bambuti-Expedition (1934/35), sofern er diese zum größeren Teil zusammen mit Martin Gusinde und Jean-Baptiste Jadin durchführte, wobei jedoch jedem der drei Forscher einen eigener Aufgabenbereich zukam. Die Aufteilung der Arbeit richtete sich nach der Neigung der Forscher.

Mit der Forderung eines an den eigenen Maßstäben und Möglichkeitsbedingungen orientierten Arbeitens ist freilich die Frage nach der Methode der Feldforschung noch nicht beantwortet. Im Gegenteil, sie erweist sich als umso dringender da der Forscher selbst ein unvermeidliches Außen darstellt, dessen störenden Einfluß es nach Möglichkeit zu beschränken gilt. Für Schebesta, der die seiner Meinung nach angemessene Methode gewissermaßen heuristisch aus der Praxis heraus entwickelte,¹⁰⁶ stellten sich gleich zu Beginn der Semangforschung zwei Probleme. Einerseits galt es die „sprichwörtliche Scheu“ dieser Menschen zu überwinden, andererseits fehlte ihm trotz der einschlägigen Literatur, mit der er sich vor der Expedition vertraut gemacht hatte, der Überblick über das Verbreitungsgebiet der Semang. Bereits in den ersten Wochen wurde ihm deutlich, daß dieser Überblick nicht zu gewinnen war, ohne bei einer der Gruppen heimisch geworden zu sein, um so die anderen Gruppen als „weißer Semang“ aufsuchen zu können; bzw. daß die Forschung erst dann erfolgreich sein kann, wenn dieser Überblick tatsächlich erreicht wird. Demnach konnte es nicht genügen, einzelne Lager zu besuchen und ihre Bewohner mit Aussicht auf Belohnung zur Befragung außerhalb des Lagers kommen zu lassen. Vielmehr kam es darauf an, den Menschen möglichst nahe zu kommen und ihre Lebensweise in und aus gemeinsamer Gegenwart heraus kennenzulernen; d.h. ihr Leben zu teilen, um es sowohl im Lichte geteilter Erfahrungen und allseitiger Beobachtungen als auch mit Hilfe daran anknüpfender Befragungen und Gespräche seiner Eigenart entsprechend zumindest in Grundzügen zu erfassen.

Ähnlich wie Bronislaw Malinowski (1884–1942), der wegen des Kriegesausbruchs von 1914 als Zentraleuropäer nicht von Neuguinea zurückkehren durfte, von der australischen Regierung jedoch die Erlaubnis erhielt, seine Forschungen auf den Trobriand Inseln durchzuführen,¹⁰⁷ entwickelte Schebesta seine Version der teilnehmenden Beobachtung (participant observation). Während P. Schebesta im Gebiet der Jahay fast sieben Monate „intensiv“ forschen konnte und auch ihre Sprache erlernte, sah er sich jedoch genötigt, den Überblick auf dem Wege der „Wanderforschung“ zu gewinnen, wodurch eine zeitliche Beschränkung des Aufenthalts bei den übrigen Semang Gruppen und ihren Nachbarn wie Senoi und Jakudn unvermeidlich wurde. Er selbst bemerkt dazu: „Die Art und Weise aber, wie ich eine dauernde Verbindung mit ihnen anbahnen und eine intensive Forschung unter ihnen durchführen könnte, [...] gestaltete sich anfangs schwieriger, als ich geglaubt hatte; nachdem ich aber einmal unter den Semang Fuß gefaßt hatte und Verständnis für ihre Lebensweise und die Psyche dieser Menschlein zu gewinnen begann, formte sich sozusagen von selbst eine der Situation entsprechende Lebens- und Arbeitsgewohnheit und eine Forschungsmethode, die mir zwar viele Opfer und Entsaugungen auferlegte, dafür aber auch reichliche Erfolge zeitigten.“¹⁰⁸ „Die

Während Martin Gusinde für anthropologische Messungen, Klima, Nutzpflanzen, und J.B. Jadin für Blutgruppen, pathologische, medizinische Behandlungen der Pygmäen und Dorfbewohner zuständig waren, oblag P. Schebesta die Erforschung des wirtschaftlich-sozialen und des geistig-religiösen Lebens. Schebesta bemerkt dazu: „Mir, als dem Führer der Expedition und Kenner der Verkehrssprache fiel ausser meiner rein wissenschaftlichen Betätigung die jeweilige Verständigung mit den Neger[n] (*sic!*) und Bambuti und ihre Heranziehung in unsere Lager zu. Viel Zeit verschlang auch der Verkehr mit den Negerhaupte[n] (*sic!*), die veranlasst werden mussten, die nötigen Arbeiter zum Roden des Waldes und Aufbau der Lager zu stellen und eine Verproviantierung des Lagers sicherzustellen.“ Die Bambuti-Pygmäen vom Ituri, a.a.O. p. 49.

106 Im Rückblick auf seine Semangforschung bemerkt er dazu in Die Bambuti a.a.O. p. VIII: „Ich arbeitete mich in die diesbezügliche Literatur ein und baute unter dem Eindruck der gegebenen Verhältnisse an Ort und Stelle in Malaya eine eigene von Vorbildern unabhängige Forschungsmethode für die Primitivsten aus, die ich dort, wie auch später in Afrika, erfolgreich anwandte.“

107 Vgl. dazu Bronislaw MALINOWSKI, *Argonauts of the Western Pacific*, London: George Routledge & Sons Ltd, 1922.

108 Die Negrito Asiens, a.a.O. Bd. I, p. 45.

eigenartige Methode meiner Forschungsarbeit war auch durch das nomadisierende Leben der Semang mitbedingt“ (47).

Als P. Schebesta sich nach dem ersten Monat im Bersiah entschloß, die Rasthütte außerhalb des Lagers mit einer „luftigen Bambushütte“ oder je nach Umständen mit einem Windschirm, inmitten der Semang zu vertauschen, hatte dies zur Folge, daß Malayen sein „armseliges Urwaldleben mit den ‚Orang-Utan‘ für so menschenunwürdig hielten, daß sie [ihn] einfach für verrückt (‚Tuan gila‘) erklärten“ (46). Dagegen schätzten die Semang dies umsomehr und betrachteten ihn zwar nicht als „Negrito“ (wörtlich: kleiner „Neger“¹⁰⁹), sondern als einen der ihren, d.h. als Semang, als Menschen. Als Beleg dafür zitiert er den Jahay Ramogn, der sich „sich in Begeisterung für meine Anpassung an ihre Lebensweise zu folgenden Worten hinreißen: Wo haben wir schon einen Tuan gesehen wie dich! Du wohnst bei uns, du schläfst unter uns, du verschmähst nicht das Essen, das wir essen. Du gehst mit uns durch die Wälder, um unsere Arbeiten zu sehen. Die anderen Tuan reisen mit Elefanten, niemals aber ist einer zu uns ins Lager gekommen, stets müssen wir zu ihnen hinaus“ (46).

Aufschlußreich ist ein Gespräch mit Semai („lange noch redeten wir im Scheine der großen Feuer miteinander“), in dem sich diese über einen Landvermesser beklagten, dem sie nicht nahe kommen durften, weil sie ihm „zu schmutzig, zu orang-utanähnlich“ waren. „So ganz, ganz anders wäre aber ich, meinten sie. Mit mir könnte man sich unterhalten, nahe bei mir sitzen, ja sogar nahe bei mir unter dem gleichen Dache schlafen“ – woraufhin Schebesta hunzufügt: „Nun ja, ich sah auch in den armen Sakai meinesgleichen.“¹¹⁰

In vergleichbaren Worten äußerte sich ein Schamane der Jakudn während einer Floßfahrt den Piadn abwärts, wobei er „nicht ohne Erbitterung“ meinte, daß man den Schmutz erwähnt, um das Geld zu sparen. „Dir, Herr, tut das Geld nicht leid. Du gibst uns Geschenke, wenn du bei uns wohnst, die andern aber, wenn sie in unsern Hütten wohnen würden, müßten auch Geschenke geben, und ihr Geld müßten sie lassen...“¹¹¹

In einem Aufsatz, den er noch ganz unter dem Eindruck seiner Erfahrungen in Britisch Malaya verfaßte, geißelt Schebesta die Haltung, daß man „in geistiger, zumal religiöser Hinsicht, für diese Menschenkinder [nur] rudimentäre, am besten gar keine Anschauungen gelten [läßt],“ und falls doch, daß „sie ohne weiteres als von außen importiertes Gut angesehen [werden].“ Statt sich von unbegründeten Vorurteilen leiten zu lassen, sollte man vielmehr erst das Vertrauen der Menschen zu gewinnen versuchen, da nur so ein Zugang zu den „Tiefen“ ihrer Seele gefunden werden kann. So wichtig Fragen und Befragen auch sein mögen, wichtiger noch ist das Hinhören, das zum Vertrauen gehört und von diesem getragen wird. Dem entsprechend formuliert P. Schebesta den Grundsatz:

109 Anmerkung des Herausgebers: Da Schebestas Briefe mit Bezug auf afrikanische Menschen häufig eine damals auf Deutsch noch gebräuchliche, aber heute inakzeptable Terminologie verwenden, geht diese Einleitung wie folgt vor: Um den Leserinnen und Lesern die Bezugnahme auf Schebestas Brieftexte zu erleichtern, wird zwar dieselbe Terminologie auch hier verwendet. Allerdings erfolgt dies stets unter Anführungszeichen, um die kritische Distanz des Autors und des Verlags gegenüber einer unangebrachten Verwendung dieser Termini zu Beginn des 21. Jahrhunderts zu verdeutlichen.

110 Orang-Utan, a.a.O. p. 146. Im Unterschied zu den Jahai und Menri Semang, sind die Semai benachbarte Pflanze der im Gebiet des Jelei-Fluß sesshaften Semai, die wie alle Waldbewohner „Sakai“ (Abhängige, Leibeigene) genannt werden.

111 Ibid. 194. P. Schebesta bemerkt dazu: „An diese bitteren Klagen der Urwaldmenschen ließen sich lange Erwägungen anknüpfen. Gewiß war mir das Leben unter den Leuten gerade kein Hochgenuß, ertrug ich es doch der großen Sache wegen, für die ich ins Land gekommen war. Andere Weiße mögen andere Ziele verfolgen, wenn sie sich den Gefahren des Dschungels aussetzen ... Die Malaien hatten die Waldmenschen blutig verfolgt und ausgebeutet. Der neue Kolonisator hat sie zwar von der Wut des Islam befreit; hat er ihnen aber die ganze Menschenwürde zurückgegeben, wenn er sie mißachtet und gerade jenen Teil der Bevölkerung der Halbinsel, der für europäischen Einfluß am empfänglichsten wäre, zurückstößt? Die Wildstämme sind zu feinfühlig, als daß sie derartiges Benehmen nicht bitter empfinden würden!“ (194f).

„Der gelehrte Menschheitskundler hat nicht dem primitiven Geiste die Linien und Grenzen zu ziehen, vielmehr soll er *lauschen*, oft andächtig, ehrfürchtig lauschen, wenn so ein primitiver Geist ihm Geheimnisse anvertraut, die er bei ihm nie geahnt hat, und bei manch höherstehenden Stämmen vergebens sucht“.¹¹²

Es wurde bereits angedeutet, daß Schebesta seine bei der Erforschung der Semang entwickelte Methode auch bei der Erforschung der afrikanischen Pygmäen befolgte. Obwohl sowohl das physische als auch kulturelle Umfeld in vieler Hinsicht ein anderes war, mußte er erleben, daß ihn die „Neger“ zwar nicht als verrückt erklärten, daß sie ihn aber gleichwohl mit den in ihren Augen nicht gerade schmeichelhaften Titel *Baba wa Bambuti* (Vater der Bambuti) belegten. Dagegen hätte ihm, wie bereits erwähnt, in den Augen der Bambuti kaum eine bessere Empfehlung zuteil werden können. „Die Kunde, dass ein Weißer seine Hütte mitten unter den Bambuti und nicht im Negerdorf [*sic!*] aufgeschlagen hatte, durcheilte rasch den Urwald“.¹¹³

Wie in Britisch Malaya sah sich P. Schebesta auch in Afrika genötigt, einen Überblick über das Wohngebiet der Pygmäen zu gewinnen, und damit einen Ausgleich zwischen Übersichtsforchung und Intensivforschung zu finden. In der im ersten Band der *Bambuti-Pygmäen vom Ituri* skizzierten Darstellung seiner Methode (36ff), die der Veröffentlichung des „Negrito“-Werkes zeitlich vorausging und deshalb nicht wiederholt werden mußte, unterscheidet er demnach die Flächenforschung von der Tiefenforschung als einander ergänzende Vorgehensweisen. Da es freilich in beiden Fällen um ein angemessenes Erfassen der zu untersuchenden Menschen geht, ändern sich weder die Bedingungen, unter denen dies möglich wird, noch die Grundsätze, die befolgt werden müssen, auch wenn die Übersichtsforchung, „die mit mühevollen Wanderungen verbunden war, nur auf Kosten der Tiefenforschung bewältigt werden [konnte]“ (37). Tatsächlich war letzterer Umstand der Grund für die zweite Reise zu den Bambuti, da sie im Unterschied zur ersten primär der Tiefenforschung diene. Dagegen heißt es von der ersten Reise: „Sie wurde eigentlich unbeabsichtigt zur Flächenforschung. Wie mangelhaft unsere Kenntnisse über die Pygmäen in Belgisch-Kongo zur Zeit meiner Ausreise waren, erhellt daraus, dass es nicht möglich war, brauchbare Angaben weder über Zahl noch auch über die Wohngebiete der eigentlichen Bambuti zu erhalten. Bald riet man mir in die Provinz Équateur zu reisen, bald zum Ituri, dann wieder versicherte man mir, dass die Ruanda-Batwa die rassenreinsten [*sic!*] Vertreter der Pygmäen wären. Mir lag begreiflicherweise daran, die noch unverfälschtesten von ihnen zu erreichen. Auf Grund des Studiums der vorhandenen Literatur entschied ich mich für die Ituri-Bambuti und meine späteren Erfahrungen gaben mir Recht. Sobald die nötige Rückendeckung durch die Mitarbeit des Kolonialministeriums in Brüssel, der Behörden in der Kolonie und der Missionare gewährleistet war, reiste ich auf dem Westwege den Kongo aufwärts zum Ituri. Die Forschung setzte bei den äussersten westlichen Ausläufer der Ituri-Bambuti, am Lindi bei Bafwasende ein, wo es mir mit Hilfe des dortigen Administrateurs Daoût und des Missionars P. H. Kawaters gelang, bei den Bafwaguda-Pygmäen, die man dort allgemein Kango nennt, am Asunguda-Bach, einem Zufluss des Apare, der wieder ein Zufluss des Lindi ist, Fuss zu fassen“ (37). Wie in Malaya nahm P. Schebesta demnach auch am Kongo die Hilfe von Kolonialbehörde und Mission in Anspruch. Letztlich war er aber auf sich selbst angewiesen, da beide keine direkten Beziehungen zu den Pygmäen unterhielten. Gleichwohl war diese Hilfe wichtig, weil er dank derselben „Verbindungen mit Negern [*sic!*] bekam, die [ihm] das Tor zu den Bambuti öffneten. Diese Hilfe war nicht zu unterschätzen, weil es in der Macht der Neger [*sic!*] stand, – denen die Pygmäen weitgehendst ausgeliefert sind – sie dem Europäer zuzuführen oder sie von ihm fern zu halten.“ (38).

112 „Unter den Zwergen von Malakka. Sind die primitiven Völker höherer Vorstellungen fähig? – Poesie und Gottesglauben im malayischen Walde“ Reichspost, 10. Mai 1925, 9.

113 Die Bambuti-Pygmäen vom Ituri, a.a.O. Bd. I, 38.

Nach dem zu schließen, was bis jetzt zu Schebestas Methode der Feldforschung ausgeführt wurde, kann diese als Versuch bewertet werden, durch Teilnahme am Lebensvollzug von Semang und Bambuti nicht nur deren Verhalten aus nächster Nähe zu beobachten, sondern sich auch deren Blick auf Welt und Wirklichkeit nach Möglichkeit anzueignen. Ein solcher Versuch empfiehlt sich gewissermaßen von selbst, da er bereits beim Erlernen der Muttersprache zur Anwendung kommt und sich sowohl in der Entfaltung emotionaler und sozialer Kompetenzen als auch für das Vermögen und die Ausübung des Perspektivenwechsels als unverzichtbar erweist. Er wird aber umso schwieriger, je stärker Gewohnheit und kulturell begründete Selbstverständlichkeit zur Geltung kommen. Weil es Erfahrungen kultureller Andersheit und Vielheit gibt, kann das Studium der Kulturgeschichte nicht darauf verzichten, die unterschiedlichen Darstellungen menschlicher Ausdrucksformen zur Kenntnis zu nehmen, um sie in wechselnden Perspektiven auf ihre Prinzipien hin zu überprüfen und von diesen her in ihrem Zusammenhang zu begreifen. Da der Feldforscher als Ethnograph für die Darstellung der von ihm untersuchten Situationen selbst verantwortlich ist, fällt ihm die Aufgabe zu, nicht nur mit größter Aufmerksamkeit zu beobachten und das Beobachtete festzuhalten, sondern dies so zu tun, daß sich seine Perspektiven mit denen der Menschen treffen, die es zu erforschen gilt. Letzteres mag immer nur annähernd möglich sein. Gleichwohl setzt es voraus, daß ein Neuanfang notwendig wird, in dem bestehende Akkulturationen durch eine neu zu erwerbende ergänzt werden.

Den Bedingungen bereits stattgefundener Akkulturationsprozesse entsprechend, setzt die neu zu erwerbende Kulturaneignung ein Geflecht persönlicher Begegnungen voraus, die zum Grundvollzug des Menschseins gehören und als solche das Medium bilden, in dem und durch das sie zustande kommt. Im Unterschied zu vorhergehenden Prozessen (auf Seiten des Forschers und der von ihm erforschten Menschen), werden jedoch weder diese noch jene bei der neu zuerwerbenden Akkulturation in dieses Geflecht geboren oder wachsen mit ihm auf. Vielmehr sind sie bei dessen Herstellung auf eine Weise beteiligt, daß letztere primär von der Freiheit der in gemeinsamer Gegenwart einander begegnender Personen abhängt, auch wenn diese an die jeweils eigene Vergangenheit gebunden bleibt. In der Spannung zwischen Freiheit und Notwendigkeit aller Beteiligten erweist sich der erforderliche Neuanfang als ein Experiment, dessen Gelingen nicht erzwungen werden kann. Dies gilt zumal dann, wenn man bedenkt, daß je nachdem, wie die Menschen auf den Forscher eingehen, ihre Mitteilungen anders ausfallen, ob sie bereit sind, dem Forscher nach Möglichkeit entgegenzukommen, oder es vorziehen, ihm, was das eigene Innere betrifft, aus dem Wege zu gehen. Zugleich stellt sich aber auch für den Feldforscher, der diesen Neuanfang initiiert und sucht, die Frage, wie frei er eigentlich sein will, sodaß er zumindest seinerseits die Bedingungen erfüllt, welche für das Gelingen des Experiments notwendig sind.

Die Antwort, welche P. Schebesta in Bezug auf seinen Beitrag zum Gelingen des geforderten Neuanfangs gab, besteht an sich in der Art und Weise, wie er seine Feldforschung mit allen Vor- und Nachteilen durchgeführt hat. In ihren Grundzügen und sofern er selbst dazu Stellung bezogen hat, kann diese Antwort wie folgt angedeutet werden:

Erstens war er bereit, mit den Menschen, die er befragte und allseitig zu erforschen versuchte, zu leben und ihnen als Mitmenschen zu begegnen. „Selbstverständlich machte ich mir die gute Behandlung meiner kleinen Freunde zur Lebensregel und nahm sie gelegentlich auch gegen Neger [*sic!*] in Schutz. Mein guter Ruf ging mir auf meinen Wanderungen voraus, was zur Folge hatte, dass mir Bambuti oft unter Gesang im festlichen Zug entgegen kamen, wenn ich durch den Wald zog”.¹¹⁴ Dies bedeutete auch, daß er nicht nur Geschenke verteilte, sondern auch für die Ernährung im Lager sorgte. „Ihre Ernährung verbesserte sich durch meinen Aufenthalt unter ihnen wesentlich, was sie für einige Zeit zu schätzen wussten“ (40).

114 Die Bambuti-Pygmäen vom Ituri, a.a.O. Bd. I, 40.

Zweitens war er darauf bedacht, sich nicht an bestehende Theorien zu binden, sondern die Menschen selbst mit ihrer jeweiligen Kultur ins Zentrum seiner Interessen zu rücken und zu Wort kommen lassen. Wie er des Öfteren bemerkte, vertrat er im Feld einen praktischen Funktionalismus, der darin bestand, bei allen Wahrnehmungen davon auszugehen, daß der kulturelle Zusammenhang den des Wahrgenommenen bestimmte, auch wenn ihm dieser nicht unmittelbar einsichtig war.

Drittens bestand er auf einer flexiblen Forschung, die sich vom Grundsatz der Ganzheitlichkeit leiten ließ. „So wie ich mir die Freiheit wahrte, den Forschungsplan in bezug auf die zu untersuchenden Stämme nach eigenem Ermessen zu entwerfen, so auch in bezug auf die Art der Forschung. An keine Theorie gebunden, legte ich mich nicht auf einseitige Erforschung des einen oder anderen Problems fest, vielmehr wurde es mir an Ort und Stelle bald klar, dass die *allseitige* Erforschung dieser Primitiven vonnöten war. So kam es, dass ich neben meinen fachwissenschaftlich ethnologischen und linguistischen Untersuchungen auch anthropologische unternahm. Nach meinen gemachten Erfahrungen sollte schwer zugänglichen und schwer erreichbaren Stämmen stets diese Ganzheitserforschung zuteil werden, da nur auf dieser Grundlage das richtige Bild von ihnen gegeben werden kann. Teilforschungen laufen nur zu sehr in Gefahr, ein schiefes Bild vom Forschungsobjekt zu liefern“ (VIII).

Viertens ergab sich aus der Begegnung mit Mitmenschen als dem eigentlichen Anfang der Forschung, daß deren Durchführung den Charakter eines Prozesses annahm, für dessen Entwicklung und Gestaltung die Erfahrungen gegenseitigen Verhaltens und die sich ausweitende Wechselwirkung von Beobachtung, Befragung und Kommunikation maßgebend wurden. Das Ineinandergreifen dieser Faktoren ermöglichte es P. Schebesta insofern zum ‚Zeitzeugen‘ ihm fremder Kulturen zu werden als die dadurch erzielte Vertrautheit ein Wahrnehmen zuließ, in dem der kulturbedingte Standpunkt der ‚Anderen‘ sich mit dem des Forschers verband. Dementsprechend erkannte er in Semang und Bambuti nicht nur seinesgleichen, sondern vermochte er auch deren Verhältnis zu Malaien, bzw. zu den Waldbauern am Ituri, in aller Schärfe zu sehen und als Problem zu erfahren. Zwar gelang es ihm auf seinen Expeditionen Hunderte anthropologische Messungen durchzuführen. Zugleich war er aber der Meinung, daß bei all dem „das Auge“ sich als „ein zuverlässigerer Führer als tote Masszahlen“ erweist (X).

Fünftens folgte aus der Art seines Auftretens, daß dieses nicht nur für das Gelingen des Experiments maßgebend war, sondern auch dessen Verlauf und Ergebnisse auf seine Weise mitbestimmte. Die Gegenwart eines Fremden wird das Verhalten der Menschen innerhalb einer Gemeinschaft zwar unvermeidlicherweise beeinflussen – sei es, daß man ihm nach dem Mund redet; daß man verschweigt, was ihn nichts angeht; daß man Fragen nicht versteht; daß relevante Fragen nicht gestellt werden; oder, was ebenfalls möglich ist, daß man sich von manchem, das man kannte ohne es zu wissen, überhaupt erst bewußt wird. Doch geht es nicht nur um die allgemeinen Bedingungen menschlicher Kommunikation und deren Auswirkungen auf das Verständnis unterschiedlicher Situationen, sondern um bestimmte Verhaltensweisen, die den Rahmen der Forschungsarbeit prägen. Noch abgesehen vom Bau einer Hütte im Lager denke ich hier insbesondere an das Errichten von Pygmäenlagern, in denen die drei Forscher während der Expedition von 1934/45 ihre Wohnstätte inmitten mehrerer Bambutigruppen bezogen, um diese allseitig zu erforschen. Auch wenn sich die einzelnen Gruppen freiwillig in der Nähe der Forscher niederließen und nur solange blieben, wie es ihnen paßte, entstand damit gleichwohl eine Ausnahmesituation, die manche Fragen offenließ und andere nur teilweise beantwortete. Ich denke aber auch daran, daß der ausdrückliche Verzicht auf Theorien im Zuge der Feldforschung zwar keine leere Absichtserklärung war, daß damit aber weder die Intentionen des Forschers noch sein Bemühen um verlässliches Wissen sowie die mitgebrachte Disposition und Geisteshaltung ausgeschaltet waren. Obwohl diese Besonderheiten noch keine Theorien sind, so liegen sie nicht nur der Theoriebildung überhaupt zu grunde, sondern gehören auch zum Auftreten des Forschers, in dem sie vielfältig wirksam werden und zum Ausdruck gelangen. So hatte er z.B. zweifelsohne die Absicht, Semang und Bambuti allseitig zu erforschen, und

sie so kennen zu lernen, wie sie sich präsentierten. Zugleich war er aber auch von dem Gedanken durchdrungen, sich nach Möglichkeit auf ‚reine‘ Semang und Bambuti zu konzentrieren und damit die ‚ursprünglichen‘ Vertreter dieser Menschengruppen zu untersuchen. Neben sachlichen Gründen war es nicht zuletzt dieser Gedanke, der ihn zu seinen Wanderforschungen motivierte. Oder, denkt man an seine zahlreichen anthropometrischen Untersuchungen, dann ging es ihm vor allem um den Nachweis, daß Bambuti und „Negrito“ keine degenerierte Erscheinungsformen sind. Zugleich nahm er diese aber auch auf sich, um auf diese Weise eigentliche „Bambutiden“ und „Negritiden“ von „Bambutoiden“ und „Negritoiden“ unterscheiden zu können.

Wenngleich die Auswirkungen der durch die Existenz und das Auftreten des Forschers bedingten Veränderungen weder die Forderung eines Neuanfangs noch das Ideal einer theoriefreien und allseitigen Forschung außer Kraft setzen, so dürfte dennoch deutlich sein, daß die Durchführung einer Feldforschung ohne Kompromisse nicht möglich ist. Dies gilt für Schebesta ebenso wie für alle anderen Feldforscher. Ebenso dürfte deutlich sein, daß die befolgte Methode zwar richtungsweisend und essentiell ist, daß die Qualität der Ergebnisse aber von vielen Faktoren abhängt, unter denen sowohl die Geisteshaltung als auch die Veranlagung und Begabung des Forschers eine entscheidende Rolle spielen. Umgekehrt folgt aus diesen Einschränkungen, daß die Darstellung des ethnographischen Materials ohne weitere Bearbeitung, in welcher Ethnographie und Ethnologie zueinander finden, nicht abgeschlossen werden kann. Erste Schritte in diese Richtung bildeten bei Schebesta die Veröffentlichung der bereits zitierten Reiseberichte sowie die Behandlung vieler Einzelthemen (wie etwa dem Abriß der Jahay Sprache oder der Beschreibung von Pfeilgiften bei Semang und Bambuti) und grundsätzlicher Überlegungen zum „Pygmäenproblem“. Das eigentliche Ziel bestand jedoch in der systematischen Darlegung des Forschungsmaterials und dessen ganzheitlicher Interpretation, wofür die Bände über *Die Bambuti-Pygmäen vom Ituri* (1938–1950) und *Die Negrito Asiens* (1952–1957) beredtes Zeugnis ablegen. In der Ausarbeitung der beiden Projekte spielten sowohl die Auseinandersetzung mit anderen Autoren, deren Forschungsergebnisse er teils als Ergänzung des eigenen Materials, teils als Gegenstand kritischer Würdigung betrachtete, als auch das selbst-kritische Durchdenken des eigenen Tuns und Lassens eine maßgebliche Rolle. Vor allem aber ging es um die Darstellung des Gesamtzusammenhangs der betreffenden Kulturkomplexe. Zum einen ergab sich daraus die Aufgabe, die Einzelercheinungen dem ihnen zukommenden Ort entsprechend zur Geltung kommen zu lassen. Zum anderen zeichnete sich damit aber auch die Möglichkeit ab, diese aus der Sicht des Gesamtzusammenhangs zu begreifen und auf ihre kulturhistorische Relevanz hin zu untersuchen.

5.2 Ethnographie und Ethnologie

Da der Übergang von der Feldforschung zur Ethnographie und Ethnologie kein Automatismus ist, sondern sowohl von den im Feld erworbenen Kenntnissen und Einsichten als auch von den Fragen abhängt, welche diesen Übergang begleiten, empfiehlt es sich auf diese Fragen kurz einzugehen. Dazu beziehe ich mich auf einen Vortrag, den P. Schebesta 1932 in der „Wiener Arbeitsgemeinschaft für Afrikanische Kulturgeschichte“ gehalten hat.¹¹⁵ In diesem Vortrag geht Schebesta zunächst auf das Problem der „Pygmäenrasse“ ein und bemerkt dazu, daß Kleinwuchs allein kein hinreichender Grund ist, um von einer Rasse zu sprechen, und daß es schon gar nicht angeht, Bambuti (oder Semang) „als eine Degenerationsform irgendeiner anderen Rasse anzusprechen“ (16). „Der Begriff Pygmäe muß [jedoch] nach der anthropologischen und ethnologischen Seite hin eingengt werden“

¹¹⁵ Paul SCHEBESTA, „Die zentral-afrikanischen Pygmäen. Ihre Beziehungen zur Umwelt und den anderen Rassen“, Ethnologische Fachsitzung am 19. Mai 1932, Wiener Arbeitsgemeinschaft für Afrikanische Kulturgeschichte. Sitzungsberichte der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Jahrgang 1931/32. Bd. LXII, 1932.

(15). Aus historischen Gründen spricht er sich dafür aus, die „Pygmäenstandardrasse“ in Afrika zu suchen und von dieser her – d.h. von den Ituri-Bambuti her, welche die Bedingungen erfüllen, um als Standard in Betracht zu kommen – das Pygmäenproblem aufzurollen.

Da die Pygmäen ihr Leben als Sammler und Jäger, d.h. als Wildbeuter, erhalten und gestalten,¹¹⁶ ergibt sich für den Ethnologen die Aufgabe, die Faktoren zu erfassen, die dem Bildungsprozeß der Pygmäenkultur zugrunde lagen und für deren „Erhaltung“ und „Gleichförmigkeit innerhalb der Jahrtausende“ verantwortlich waren (17). Er selbst ist zu der Erkenntnis gelangt, daß der entscheidende Faktor für das Verständnis dieser und anderer Wildbeuterkulturen in dem der Umwelt angepaßten Wirtschaftsleben zu suchen sei. „Je mehr ich den Aufbau der Pygmäenkultur überdenke und den Sinn der verschiedenen Einrichtungen zu ergründen suche, umso deutlicher wird es mir, wie sehr sie in der Umwelt verwurzelt ist. Der Urwald hat in hervorragender Weise an ihr mitgeschafft“ (18)

Im Rückblick auf seine Forschungen präzisiert P. Schebesta seine Auffassung von der zentralen Bedeutung von Umwelt und Wirtschaft wie folgt: „Bei dieser Arbeit des kulturhistorisch eingestellten Ethnologen (Anthropologen) wurde auf keine Sparte des kulturellen Lebens besonderes Gewicht gelegt. Es stellte sich jedoch bald heraus, daß die Wirtschaft das tragende Gerüst der Wildbeuterkultur war. Die Umwelt des Urwaldes erzwang die gegebene Wildbeuterwirtschaft. Diese brachte die Gesellung zwar nicht hervor, gab ihr aber ein besonderes Gepräge, nämlich das der Sippenwirtschaft. Die blutsverwandte Großfamilie formte sich zu einer Wirtschaftseinheit, die ein festeres Band ist als die Blutsverwandschaft. Auch das geistig-religiöse Leben erhielt durch die Wirtschaftsform ein Sondergepräge. Um Mißverständnisse zu vermeiden sei betont, daß damit nicht gemeint ist, die Wirtschaft bringe Gesellung oder Religion hervor, sondern daß sie ihnen nur ein bestimmendes Gepräge gibt.“¹¹⁷

Zum einen zwingt der Urwald die Menschen, die Bedingungen zu akzeptieren, unter denen sie als Sammler und Jäger zu überleben vermögen. Zum anderen sichert er aber auch dieses Überleben zumal dann, wenn die Anpassung optimal gelungen ist und die Menschen „die bestmögliche Lebensart erreicht haben, die sie so vollkommen befriedigt, daß sie nach keiner anderen Verlangen haben“ (18).¹¹⁸

116 Zum Begriff Wildbeuter siehe Bambuti a.a.O. II. 1, S. 7: „Die Bambutiwirtschaft möchte ich mit einem zwar noch teilweise umkämpften Namen als ‚Wildbeuterwirtschaft‘ (F. Kern) bezeichnen. Das ist die Wirtschaftsform der sonst als Sammler bezeichneten Völker. Mit ‚Wildbeuterwirtschaft‘ soll keineswegs zum Ausdruck gebracht werden, dass ‚wild‘, d. i. planlos drauflos gewirtschaftet, also Raubwirtschaft getrieben wird, vielmehr soll damit gesagt sein, dass die Wildbeuter ihren täglichen Lebensbedarf durch zwar planmäßige und geordnete Beutezüge decken, die aber in die ‚wilde‘ d. h. durch keine menschliche Kulturtätigkeit beeinflusste Natur, erfolgen. Anbau (Kulturen) und Viehzucht fehlen. Die vegetabilische Nahrung wird durch planmäßiges ‚Erbeuten‘ der wildwachsenden Pflanzen, Früchte und des Honigs, die animalische durch oft listiges oder brutales Erbeuten von Tieren und ‚Wild‘ jeder Art beschafft. Das ist also keineswegs nur ein Sammeln und Einheimsen, sondern oft tatsächlich ein ‚Erbeuten‘, wobei List und Geschicklichkeit eine grosse Rolle spielen. Der für diese Wirtschaftsstufe gemeinhin gebrauchte Terminus Sammler (Sammelstufe) wird ihr nicht immer gerecht, wogegen ‚Wildbeuter‘ diese Wirtschaftstätigkeit besser zum Ausdruck bringt, vorausgesetzt, dass dem Wort ‚wild‘ nur der eine, eben erörterte Sinn unterlegt wird.“ In Bezug auf Fritz Kern (1884–1959) vgl. dessen nachgelassenes Werk: *Der Beginn der Weltgeschichte*, Bern: Francke, 1953. 230–259.

117 Paul SCHEBESTA, „Colin M. Turnbull und die Erforschung der Bambuti-Pygmäen“, *Anthropos*, Bd. 58, 1963, 209–223, 213.

118 Vgl. dazu Bei den Urwaldzwerge, a.a.O. wo es S. 36 heißt: „Das Dunkel des Waldes ist ihnen vertraut, die baumfreie Ebene dagegen beunruhigt sie und macht sie unsicher. ‚Wir müssen Bäume um uns haben, dann ist es gut‘, erklärte mir später einmal ein Semang, indem er auf einen Baumstamm klopfte.“ In Bambuti a.a.O. II. 1 S. 6 bezeichnet Schebesta den Urwald der Ituri-Bambuti als idealen Lebensraum, während er für Ackerbaukulturen ein Rückzugsgebiet darstellt. Im laufenden Text bemerkt er zu diesem Problem: „Ist aber eine Kultur in ihrer Entstehung und Entwicklung umweltbedingt, dann ist auch ihr Fortbestand an diese Umwelt gebunden. Sooft also die Pygmäen aus dem Urwald gedrängt werden, werden sie instinktmäßig nach dem Urwald zurückstreben, und wenn sie daran gehindert sind, dann gehen sie entweder zugrunde, wenn die Umstellung auf eine neue Umwelt zu plötzlich kommt, oder aber sie assimilieren sich einer fremden Kultur an, wenn ihnen die Zeit und die Möglichkeit dazu geboten ist. Ein Fall letzterer Art sind die Bacwa vom Equateur“ (19).

Dies erklärt auch, weshalb sich „alle Wildbeutekulturen, die in der gleichen Umwelt geboren werden, in den Grundzügen einander gleichen müssen“ (18). So gesehen kann der von J. Kollmann und W. Schmidt angenommene Zusammenhang aller Pygmäenvölker im Sinne einer homogenen Einheit, welche die Basis aller weiteren kulturellen und anthropologischen Entwicklungen bildet, nicht länger vorausgesetzt werden, ohne in jedem Einzelfall bewiesen worden zu sein.

In seinem Aufsatz „Das Pygmäenproblem einst und heute“,¹¹⁹ vertritt P. Schebesta die Auffassung, daß der Unterschied zwischen Bambuti (Pygmäen) und „Negrito“ zu groß ist, um sie innerhalb der einen Menschheit als Angehörige (oder gleichgestellte Repräsentanten) derselben Urschicht zu betrachten. „Die Pygmäen sind rassisch und kulturell primitiver als die „Negrito“, sie sind wohl die primitivsten unter den heute lebenden Menschen, aber trotzdem sind sie nicht die Urmenschheit im Schmidtschen und Kollmannschen Sinn. Sogar aus den Sagen und Mythen dieser Pygmäen läßt sich noch eine primitivere Menschheit erschließen. Auch die Pygmäen haben eine Entwicklung hinter sich. Da sie aber anscheinend niemals die Steinzeit erreicht haben, sondern in der Bambus- und Holzzeit stecken geblieben sind, vermögen sie urzeitliche Zustände besser zu repräsentieren als die Steinzeitmenschen selbst“ (100). Die Möglichkeit, mit Hilfe von DNA Analysen das Verwandtschaftsproblem von „Negrito“ und Bambuti zu untersuchen, gab es damals noch nicht.

P. Schebesta läßt es sich nicht nehmen, über die Geschichte der Wildbeutekulturen nachzudenken und verschiedene Möglichkeiten ins Spiel zu bringen. Im Anschluß an seine Erfahrungen entwirft er Gedankenexperimente, die zwar hypothetisch bleiben, an sich aber geeignet sind, die Perspektiven zu gewinnen, die für die ethnologische Behandlung des Pygmäenproblems richtungsweisend sind. „In uralten Zeiten,“ so führt er aus, „in denen erst Rudimente menschlicher Kultur ausgebildet waren – nennen wir sie die Urkultur –, trennten sich verschiedene Menschheitszweige vom Hauptstamm, von denen einer oder mehrere auch in den Urwald verschlagen wurden, wenn nicht etwa der Urmensch selbst im Urwald gelebt hat. Die urmenschliche, rudimentäre Kultur war nach jeder Seite hin bildungsfähig. Diese Bildungsfähigkeit erhielt durch das jeweilige Milieu, in die die Urkultur verschlagen wurde, eine bestimmte Bildungsrichtung. So aufgefaßt, müssen die ätesten Kulturen, zu denen die Wildbeutekulturen gehören, umweltbedingt genannt werden“ (18).

Da keineswegs feststeht, wie sich die Trennung vom hypothetischen Hauptstamm der Menschheitsentwicklung vollzogen hat, kann neben einem monogenetischen auch ein polygenetischer Ursprung der einzelnen Wildbeutekulturen nicht ausgeschlossen werden. In theoretischer Hinsicht bedeutete dies: „Nachdem aber die Möglichkeit der Polygenese von Kulturen der gleichen Umwelt, die sich in den Grundzügen gleichen, geltend gemacht werden muß, wird die Kulturkreisforschung genötigt sein, mit um so größerer Genauigkeit und Strenge das Formkriterium in Anwendung zu bringen, denn der Nachweis der Mono- oder Polygenese solcher Kulturen wird nur auf diesem Wege nachgewiesen werden können“ (20). Doch läßt P. Schebesta die Kulturkreislehre auf sich beruhen.¹²⁰ Ihm kommt es vielmehr darauf an, die von ihm erforschten Wildbeutekulturen möglichst umfassend mit und in den sie prägenden Umwelten des tropischen Urwalds einerseits und der benachbarten Pflanzler andererseits darzustellen. Seiner Meinung nach „haben [wir] allen Grund die Pygmäen

119 Naturwissenschaftliche Rundschau, Heft 3, 3. März 1958 96–100.

120 Das soeben erwähnte Formkriterium diene der Kulturkreislehre zur Feststellung kultureller Zusammenhänge. Als solches bezieht es sich auf Erscheinungen (Objekte, Verhaltensweisen, Auffassungen, usw.), deren Ähnlichkeiten sich nicht aus dem verwendeten Material oder der Funktion von Verhaltensweisen und Einrichtungen ergeben; d.h. keine notwendigen Eigenschaften sind. Demnach ging man davon aus, daß es akzidentelle Qualitäten sind, die über den historischen Zusammenhang bestimmter Erscheinungen entscheiden. Im Prinzip heißt dies, daß mit wachsenden Übereinstimmungen akzidenteller Art die Wahrscheinlichkeit eines gemeinsamen Ursprungs der entsprechenden Phänomene zunimmt. Da freilich der Unterschied zwischen notwendigen und akzidentellen Übereinstimmungen keineswegs so eindeutig ist, wie die Kulturkreislehre annahm, erweist sich das Formkriterium letztendlich als unbrauchbar. M.E. war sich Schebesta dessen sehr wohl bewußt, wenn er hier von „größerer Genauigkeit und Strenge“ spricht.

als ein uraltes Volk zu betrachten, wofür anthropologische, ethnologische und kulturhistorische Merkmale sprechen“ (20). Zwar geht es nicht an, in ihnen „jene Menschheitsschicht“ zu erblicken, „auf der alle anderen Rassen fußen oder sich aus ihr entwickelten“ (21). Aufs Ganze gesehen, sind wir aber berechtigt, sie „als eine Urrasse mit Urkultur im relativen Sinne aufzufassen“ (21). Wie dies zu verstehen ist, erläutert er wie folgt: „in irgendeinem unbestimmten Zeitpunkt in der Urzeit, wo der Mensch erst die Ansätze der Kultur geschaffen hatte, rassenhaft sowohl wie kulturell noch nicht spezialisiert war, trennte sich der Zweig der heutigen Pygmäen und wurde aus unbekannten Gründen in den Urwald verschlagen, wenn man nicht etwa der Annahme beipflichtet, daß der Urmensch im Urwald lebte, worin die Pygmäen verblieben, während sich andere Teile absplitterten und in die Steppe, in das Gebirge usw. zogen. Im Urwald begann dann die somatische und kulturelle Entwicklung der Pygmäen bis sie eine optimale Anpassung an die Umwelt erreichten und dann stationär wurden. In diesem Stadium erhielten sich die Pygmäen bis auf unsere Tage“ (21).

Wie ersichtlich, geht P. Schebesta davon aus, daß der Wechsel der Umwelt zur Schaffung neuartiger Kulturen führte und damit Prozesse vielfältiger Differenzierungen und Umformungen auslöste. Dagegen blieb bei Pygmäen und anderen Gruppen, „die in eine ähnlich geartete Umwelt gerieten,“ die jeweilige Wildbeutekultur ihrer optimalen Form entsprechend erhalten. Zwar kann nicht bestritten werden, daß Kontakte mit Feld- und Ackerbau betreibenden Kulturen eine Anpassung der Wildbeutekulturen zur Folge hatten. Dies ändert aber nichts daran, daß die optimale Form im Wechselspiel von Übernahme und Abweisung kulturfremder Elemente ihrem Kerngehalt nach erhalten blieb und damit zumindest in Grundzügen aufgedeckt werden kann. Aus diesem Grund sieht sich P. Schebesta berechtigt, in den Pygmäen ein relatives Urvolk zu erblicken, „das die Anlagen der Urmenschen noch am unverfälschtesten bewahrt hat, das infolge der Eintönigkeit der Umwelt eine einfache, schlichte, primitive Kultur schaffte, während andere Völker und Kulturen durch den wiederholten Wechsel der Umwelt und öftere gegenseitige Mischungen entwickeltere und kompliziertere Kulturen schufen, wobei sie sich auch physisch umgestalteten“ (21).

P. Schebesta schließt seine Überlegungen mit dem Hinweis, daß insbesondere Wildbeutekulturen sich als ein „organisches Ganzes“ präsentieren, „das aus einer bestimmten Umwelt herauswuchs und darin lebt.“ Auf Grund der ihn prägenden Form wird „ein solcher Organismus vieles, was sonst noch so sehr brauchbar sein mag, als ihm unzutraglich, wesensfremd, ablehnen und nur das ihm Zutragliche und Fördernde sich aneignen und assimilieren. Für diesen Vorgang können viele Tatsachen als Belege beigebracht werden.“ Damit eröffnet sich die Möglichkeit, Kontaktsituationen dem Geist der Wildbeutekulturen entsprechend aufzuschlüsseln, wobei freilich auch diese Gebende sein können. In methodischer Hinsicht setzt dies jedoch voraus, „daß bei der Untersuchung von Kulturverwandtschaften nicht so sehr Einzelelemente herangezogen werden sollten als vielmehr ganze Kultureinheiten. Die Kenntnis der Struktur der zu vergleichenden Kulturen scheint notwendig“ (21).

Der Vortrag vom 19. Mai 1932 ist vor allem deshalb von Bedeutung, weil er die Fragen näher bringt, mit denen sich P. Schebesta nach den beiden ersten Expeditionen beschäftigte. So fällt z.B. auf, daß die Kulturkreislehre von W. Schmidt auf dem Hintergrund gegenwärtig ist. Zugleich wird aber auch deutlich, daß mit der Möglichkeit eines polygenetischen Ursprungs der Wildbeutekulturen der Schematismus einer homogenen und weltumfassenden Urkultur problematisch geworden ist. Wohl spricht Schebesta auch weiterhin von Urmensch, Urvolk, Urrasse und Urkultur. Doch sind die „uralten Zeiten“ in derart weite Ferne gerückt, daß den entsprechenden Vorstellung nur noch *relative* Bedeutung zukommt. Als solche haben sie sich in Metaphern verwandelt, welche zwar die Fragerichtung angeben, ihrem gegenständlichen Sinn nach aber Fiktionen bleiben.¹²¹

121 In einer von Engelbert Stiglmayr besorgten Nachschrift der Vorlesungen von 1948/49 unter dem Titel: „Kurzer Abriss der Rassenkunde, Prähistorie und Völkerkunde“ heißt es dazu: „Wildbeute sind Urvölker im relativen Sinn. Urvölker im absoluten Sinn gibt es nicht“ (19). Wie P. Schebesta in seinen Vorlesungen betonte, sollte man sich bei Hy-

In der Einleitung zum ersten Bambuti-Band (S. VII) verweist Schebesta auf das Motiv seiner ersten Forschungsreise, das sich aus der Auffassung von P. W. Schmidt ergab, der davon überzeugt war, dass „die Erforschung der ‚urzeitlichen‘ Zwergvölker [sic!] ungeahntes Licht in das Dunkel der Anfänge menschlicher Geschichte werfen würde.“ Ob und inwieweit dies der Fall sein mag, läßt Schebesta offen. Indem er sich jedoch mit Leib und Seele auf das Leben mit Semang und Bambuti eingelassen hat und sie unter denkbar primitiven Umständen als Mitmenschen kennen lernte, ist ihm deutlich geworden, daß deren Dasein entscheidende Einblicke in das Wesen des Menschseins vermittelt. Wie auch immer es mit der Urkultur von W. Schmidt bestellt sein mochte, maßgebend waren ihm die Menschen, die als Wildbeuter dasselbe Menschsein zum Ausdruck bringen wie der Forschende, der dies auf seine Weise tut. Letztendlich vollzieht sich dieser Ausdruck im Horizont der Menschheit. Zuvor gilt es jedoch, sich den betreffenden Menschen selbst zuzuwenden und auf das kulturelle Umfeld zu achten, das vielfältig auf sie eingewirkt hat. Hierbei stellt sich mit der Zuwendung zu den Menschen die Aufgabe, die für die jeweilige Wildbeuterkultur maßgebende optimale Form der Anpassung zu erfassen. Dagegen entspricht die Forderung, das kulturelle Umfeld zu beachten sowohl der Notwendigkeit, dessen Beiträge – man denke etwa an die Bedeutung von Eisenwerkzeugen – im Prozeß optimaler Anpassung zu unterscheiden, als auch der Absicht, die hypothetische ‚Urform‘ der jeweiligen Wildbeuterkultur anzuzielen, die durch derartige Beiträge verändert wurde.

Diese und ähnliche Überlegungen betreffen primär die Wirtschaftsform der Wildbeuterkulturen. Bei näherem Hinsehen stellt sich jedoch den konkreten Erfahrungen von P. Schebesta entsprechend zugleich heraus, daß sich das Dasein der Wildbeuter in Wechselwirkung mit ihrer, der Umwelt angepaßten, Lebenssicherung entfaltet. So gehören z.B. Nomadismus (innerhalb eines bestimmten Territoriums) und die Armut an Gerätschaften notwendigerweise zusammen, da Sammeln und Jagen in der Umgebung des Lagers nur zeitlich beschränkt möglich sind und die Veränderung des Standortes unabdingbar ist, während letztere die Menschen geradezu zwingt, sich beim Standortwechsel mit möglichst wenigen Gerätschaften zu beladen. „Die Wirtschaftsform der Wildbeuterbambuti bedingt ihre sogenannte Kulturarmut; diese ist aber eine notwendige Folge des Nomadismus, den die Wildbeuter höher schätzen als das bequeme, sesshafte Leben.“¹²² Zuvor wies P. Schebesta darauf hin, daß „die Neigung zur Freizügigkeit“ ein Wesenszug der Bambuti ist. „[D]as Nomadisieren wurde ihnen zur zweiten Natur. Die Zwerge sehen gerade in der Freizügigkeit die idealste Freiheit und Ungebundenheit, die gegen andere Werte einzutauschen, sie nur sehr schwer, meistens gar nicht, zu bewegen sind; ihr zuliebe bringen sie grosse Opfer. Eines dieser Opfer ist die *Armut an Kulturgütern*, sie ist eine notwendige Folge der Freizügigkeit“ (289f).

Ebenso darf nicht außer Acht gelassen werden, daß ein Zusammenhang besteht zwischen der Wirtschaftsform und der Größe der Wildbeutergruppen. Da der Nahrungsvorrat in der Umgebung eines Lagers naturgemäß beschränkt ist, wirkt sich dies notwendigerweise auf die Anzahl der Individuen in der Gruppe und damit auch auf die soziale Organisation aus. Um zu überleben, können die Gruppen dauerhaft nicht viel mehr als etwa zehn Familien umfassen, die auf Grund verwandtschaftlicher Beziehungen als Sippe in Erscheinung treten. Zugleich bedeutet dies aber auch, daß die Mitglieder der Sippe relativ selbständig bleiben; daß Mann und Frau prinzipiell gleichberechtigt sind; und daß der Älteste, in dem sich die Sippe vergegenwärtigt weiß, als *primus inter pares* seine Autorität ausübt.¹²³

pothesen „immer des Hypothetischen bewußt bleiben“ und nicht vergessen, daß die Theorien über die Entstehung des Menschen Hypothesen sind (4). In derselben Vorlesung stellt er fest, daß die von W. Schmidt in den zwanziger Jahren aufgestellten Kulturschichten „als überholt zu betrachten [sind]“ (17).

¹²² Bambuti, a.a.O. Bd. II. 1 S. 282.

¹²³ Vgl. dazu Johannes FABIAN, „Der Sippenälteste bei den zentralafrikanischen Bambuti nach den Forschungen von P. Schebesta“, A. Vorbichler, W. Dupré, Hrg., Festschrift Paul Schebesta zum 75. Geburtstag, Wien-Mödling: St. Gabriel Verlag, 1963, 35–70.

Da sich im Fokus der Wildbeuterwirtschaft eine Lebensform abzeichnet, in der sich ein Ausgleich zwischen den Zwängen der Umwelt und den Möglichkeiten des Menschen als eines vernünftigen Wesens andeutet, liegt es nahe, das gegenwärtige Erscheinungsbild von Semang und Bambuti auf diese Zwänge und Möglichkeiten hin zu untersuchen. „Ein solches Verständnis ermöglicht es, den urtümlichen Kulturbesitz mit grosser Wahrscheinlichkeit herauszuheben, d.h. ihn allem Fremdartigen gegenüberzustellen; dies umsomehr, wenn nachweisbar ist, dass es sich um eine in einer bestimmten Umwelt gewordene Kultur handelt. Das trifft nun gerade für die Pygmäenkultur zu, die im vollsten Sinn des Wortes eine urwaldgeborene ist“.¹²⁴ Der hermeneutische Zirkel, der in der Verbindung von theoretischen Überlegungen mit den konkreten Erfahrungen des Feldforschers in Erscheinung tritt, bewährt sich in dem Maße als die ihn kennzeichnenden Kontraste es gestatten, „endogene“ von „exogenen“ Entwicklungen herauszuarbeiten und ein differenziertes Bild der in Frage kommenden Wildbeuterkulturen zu erstellen. Insbesondere trifft dies dann zu, wenn es darum geht, das Verhältnis zu den jeweiligen Kontaktkulturen zu erfassen, in welchem diese nicht nur jene, sondern jene auch diese beeinflussen oder beeinflusst haben. Nicht zu Unrecht ist P. Schebesta darum „der Ansicht, dass gerade in der erschreckenden Einfachheit und Armut der Wildbeuterkultur ihre Grösse und das Einmalige liegt. Das ist keine Verarmung, sondern Wille zur Armut. Es ist geradezu bewundernswert, dass es diese ‚armselige‘ Wildbeuterkultur so ausgezeichnet fertig bringt, ihre Träger zufriedenzustellen und glücklich zu machen. Den Herz- und Pulsschlag der Bambutikultur in der Umwelt des Urwaldes fühlen, heisst sie verstehen und würdigen“ (ibid. 279).

Die Wirtschaftsform und deren Bedeutung für das soziale Leben hat P. Schebesta in den entsprechenden Bänden der Reihen *Die Bambuti-Pygmäen von Afrika* und *Die Negrito Asiens* ausführlich im Sinne der skizzierten Fragen und Probleme dargestellt. Darauf möchte ich in diesem Zusammenhang nicht näher eingehen. Wohl aber stellt sich mit der Betonung der Wirtschaft die Frage, wie es mit jenen Aspekten des Menschseins und seiner Kultur bestellt sein mag, die nicht direkt wirtschaftlicher Natur sind, auch wenn sie von dieser vielfach in bestimmte Bahnen gelenkt werden. Insbesondere betrifft dies das Geistesleben der Menschen und all jene Erscheinungen, die nach westlichem Verständnis der Religion zugerechnet werden. Schließlich sollte man nicht vergessen, daß der Grund für die Forschungsreisen von P. Schebesta neben dem allgemeinen Interesse am Menschen ein religiöses Motiv war. Zwar tritt dieses Motiv deutlich zurück, sobald sich P. Schebesta auf Semang und Bambuti konzentriert und wissen möchte, wer diese Menschen sind, wie sie ihr Leben gestalten, und nach welchen Prinzipien dies geschieht. Es tritt aber um so stärker hervor, je näher er ihnen kommt und sie sowohl als Mitmenschen kennen lernt als auch in ihrem Menschsein zur Geltung kommen läßt.

124 Bambuti, a.a.O. Bd. II, 1, S.2

6

Kultur und Religion

6. KULTUR UND RELIGION

Ein ausschlaggebendes Motiv für die Expedition zu den Semang ergab sich aus dem Stellenwert der „Urkultur“ in der von W. Schmidt vertretenen Kulturkreislehre und Theorie des „Urmonotheismus“ einerseits, und dem Bedürfnis nach deren Absicherung auf Grund ethnographischer Daten andererseits. Mit W. Schmidt teilte P. Schebesta das Interesse am „Ursprung der Religion“ und das Bestreben, die „Tatsachen“ sprechen zu lassen, bevor sie aufgrund ideologischer Überlegungen entweder mißverstanden oder für überflüssig erklärt wurden. Doch unterzog er sich der Mühsal von sechs Expeditionen nicht deshalb, weil er den „Monotheismus der Urkultur“ beweisen wollte oder einen eigenen Beitrag zur Kulturkreislehre zu liefern gedachte. Er konnte und wollte diese Aufgabe W. Schmidt überlassen. Ihm kam es vielmehr darauf an, die Menschen, denen er sich zuwandte, allseitig kennenzulernen, um deren Bedeutung für das Verständnis des Menschseins überhaupt zu erfassen und zugänglich zu machen. Wie bereits erwähnt, versuchte er seine Forschungen unter ausdrücklichem Verzicht auf bestehende Theorien durchzuführen, was u.a. auch bedeutete, daß es ihm weder um Verifizierung noch um Widerlegung der einen oder anderen These ging. Daraus folgte jedoch nicht, daß die Frage nach dem Sinn und den Bedingungen zwischenmenschlicher Begegnungen und allseitigen Kennenlernens irrelevant geworden wäre. Im Gegenteil, sie wurde um so wichtiger, je stärker das Anliegen angemessenen Erfassens in den Vordergrund trat. De facto ging es nicht nur darum, auf die Bedingungen zu achten, unter denen eine optimale Begegnung mit den Menschen möglich wurde, sondern auch und vor allem um die Absicht, deren Kultur und damit den Sinn kultureller Wirklichkeit ins Zentrum des Interesses zu rücken.

Daß P. Schebesta in der Darstellung seiner Forschungsergebnisse größten Wert auf die Bedeutung von Umwelt und Wirtschaftsform legte, bestätigt sein Bemühen, den Menschen in und mit ihrer Kultur zu begegnen, sie als kulturelle Wesen kennenzulernen. Letzteres mag trivial erscheinen, da Menschen auf Grund ihres Menschseins immer schon kulturelle Wesen sind und jede Begegnung mit Menschen ihrer Bedeutung nach sich als kulturelles Phänomen erweist. Es hört aber auf trivial zu sein, sobald man das Wie dieser Begegnung beachtet und fragt, ob ein kulturfremder Mensch, so er überhaupt als Mensch anerkannt wird, eher von seiner Kultur getrennt oder, den Anforderungen allseitigen Erfassens entsprechend, in Einheit mit dieser wahrgenommen wird. Im Rahmen konkreter Begegnungen entspricht dem ein Prozeß sich korrigierender Erfahrungen, da ohne ihn eine solche Wahrnehmung nicht zustande zu kommen vermag. Daraus folgt, daß diese Wahrnehmung im Grunde genommen immer nur annähernd erreicht werden kann. Zugleich folgt daraus aber auch, daß man sich Rechenschaft gibt über den kulturellen Charakter des Menschseins einerseits, und den Sinn kultureller Wirklichkeit in und vor ihrer Darstellung in bestimmten Kulturen andererseits.

Da das Verständnis von Menschsein und Kultur, noch abgesehen davon, wie es erworben wurde und wird, eine notwendige Bedingung für die Wahrnehmung menschlicher und kultureller Erscheinungen bildet, stellen Anpassung, Korrektur, und Vertiefung desselben eine bleibende Aufgabe dar, der sich weder der Feldforscher noch der Leser seiner Veröffentlichungen entziehen kann. Dies gilt zumal dann, wenn das Wirklichkeitsbewußtsein der Menschen sowie ihre geistige Kultur und, wie ich hinzufügen möchte, ihre Symbolik und Religion zur Diskussion stehen. Bevor ich darum auf das Religionsverständnis von P. Schebesta näher eingehe, möchte ich einige Überlegungen vorausschicken, die Aufbau und Dimensionen kultureller Wirklichkeit betreffen und sich zur Frage verdichten, ob und inwieweit es sinnvoll ist, im Rahmen der Wildbeutekulturen von Religion zu sprechen. Da diese Überlegungen auf die Rezeption und das Verständnis von Schebesta's Auffassungen gerichtet sind, bleibt er selbst weitgehend auf dem Hintergrund. Aufs Ganze gesehen bin ich aber der Meinung, daß diese Gedankengänge direkt oder indirekt auch bei P. Schebesta von Bedeutung waren. Es geht mir, wie gerade bemerkt, um das Verständnis der Wildbeutekulturen. Da jedoch deren kulturelle Wirklichkeit dem Prinzip nach keine andere als die der anderen Kulturen ist, bildet die Kulturgeschichte den Horizont, in dem und von dem her dieses Verständnis seine Bedeutung erhält.

6.1 Aufbau und Dimensionen kultureller Wirklichkeit

Wenngleich Umwelt und Wirtschaft das Leben der Wildbeuter weitgehend bestimmen, bilden sie weder den Anfang noch den einzigen Inhalt ihrer Kultur. Indem die Umwelt sich in der Wahrnehmung selbstbewußter Wesen als Ort und Basis der Lebenssicherung darstellt, und die Wirtschaft als das Gesamt von Handlungen und Verhaltensweisen erscheint, in denen die Lebenssicherung zustande kommt, erweisen sich beide vielmehr als Elemente, die im Ganzen der Wildbeuterkultur mit anderen Elementen derselben interagieren. Die Komplexität notwendiger Beziehungen und Grenzziehungen, die von ihnen ausgeht, kann beträchtlich sein. Sie setzt aber weder die Bedingungen außer Kraft, die sie ermöglichen, noch erschöpft sie die Möglichkeiten, die das Menschsein kennzeichnen und weiter reichen als tatsächliche Beschränkungen dies nahelegen. Neben der Wirtschaftsform und dem Verständnis der Umwelt, die nicht nur da ist, sondern in der Art und Weise wie sie wahrgenommen wird, im Bewußtsein der Menschen transformiert wird, zeichnen sich verschiedene Kulturbereiche und Dimensionen ab, die als Kulturelemente in Erscheinung treten. Sprache, soziale Ordnung, Sitte und Brauchtum, rituelle und künstlerische Tätigkeiten auf verschiedenen Ebenen, unterschiedliche Weisen persönlichen Verhaltens, sind Beispiele, die darauf hindeuten, daß sich die Entfaltung des Menschseins in diesen vollzieht, auch wenn sie ohne Umwelt und Lebenssicherung nicht möglich ist. Eher könnte man sagen, daß Umwelt und Lebenssicherung in dem Maße als kulturelle Erscheinungen an Bedeutung gewinnen, in dem sie in die Entfaltung des Menschseins hineingezogen werden.

Die Unterscheidung einzelner Bereiche und Dimensionen ist auf eine Weise fließend, daß je nach Perspektive größere oder kleinere Zusammenhänge hervortreten, deren Teile selbst wiederum als Kulturelemente verstanden werden können – etwa wenn in der Kultur die Wirtschaft, in dieser die Jagd und im Rahmen derselben die Jagdinstrumente beachtet werden; oder, um ein anderes Beispiel zu gebrauchen, wenn in der Kultur die Sprache als Verständigungsmittel, in der Sprache Erzählungen, und in deren Rahmen bestimmte Motive erwogen werden. Während sich damit die jeweilige Kultur als ein Zusammenhang einzelner Kulturbereiche darbietet, die ihrerseits verschiedenen Dimensionen angehören, besteht diese letztlich aus einer Vielzahl von Einzelelementen, die in unterschiedlichen Sammlungen zu einem Ganzen zusammengefügt sind. Je nachdem wie sich die Sammlung der Elemente darstellt, die in mit- und gegeneinander agierenden Sinnverbänden ein Ganzes bilden, erweist sich Kultur als Symbol des Menschseins, welches das ganze Spektrum dessen umfaßt, was zu den Möglichkeiten dieses Menschseins gehört. Die in Einzelobjekten sowohl endenden als auch von ihnen ausgehenden Interaktionen der Kulturelemente und ihrer Sinnverbände treffen sich in dem, was man den Geist einer Kultur nennen könnte.¹²⁵

Obwohl es ohne Natur und Leben weder das Menschsein noch die ihm eigene Kultur geben kann, gehört es zur Eigentümlichkeit kultureller Wirklichkeit, daß deren Bildung sich in der Spannung wachsender Trennung von, und wechselnder Bindungen an, Natur und Leben vollzieht. Als selbstbewußtes Wesen steht der Mensch sich selbst und seiner Umwelt in Wissen und Nichtwissen, Können und Nichtkönnen, sowie in anderen Formen gegensätzlicher Beziehung, zutiefst doppelsinnig gegenüber. Auf Grund der damit eingeleiteten Trennung von einer sich selbst steuernden und im Leben erhaltenden Natur vermag er es jedoch eine eigene, d.h. kulturelle, Wirklichkeit zu schaffen, mit deren Hilfe er sein Überleben sicher stellt.

In Gestalten bestimmter Kulturen, die je nach Umständen unterschiedlich ausfallen, bewährt sich kulturelle Wirklichkeit in der Art und Weise wie sie ein menschliches Leben und Überleben ermög-

¹²⁵ Auf die „Bambutiwirtschaft“ bezogen, heißt das: „Wie ein roter Faden zieht sich ein bestimmte lebendige Kraft durch sie, den ich den Geist dieser Wirtschaft nennen möchte.“ Bambuti II. 1 (Die Wirtschaft), a.a.O., S. 282.

licht. Damit gehört es zur Bildung dieser Wirklichkeit, daß sie die in doppelsinnigen Erfahrungen der Trennung sich andeutende Vernunft in den Dingen aufgreift und als Fluchtpunkt kultureller Prozesse zum Gegenstand einsichtigen (und uneinsichtigen) Verhaltens werden läßt. Umgekehrt folgt daraus aber auch, daß die kulturelle Wirklichkeit einen Raum darstellt, in dessen Strukturen und Sinnbezügen sich das Ganze von Welt und Wirklichkeit überhaupt zu erschließen beginnt. Zum einen geht es darum, daß die kulturelle Wirklichkeit in der Art und Weise wie die Vernunft in den Dingen in der ihr eigenen Vernünftigkeit zur Geltung kommt, in die allumfassende Wirklichkeit paßt.¹²⁶ Zum anderen geht es aber auch darum, daß die kulturelle Wirklichkeit ihrem Sinn und Potential entsprechend zur Entfaltung gelangt, indem und sofern die ihr zugrunde liegenden Prinzipien und Maßstäbe vom kulturschaffenden Menschen beachtet werden und im Handeln und Verhalten zur Geltung kommen. Mit anderen Worten: während das gelingende und mißlingende Überleben der Menschen unter wechselnden Bedingungen ihres Daseins die Außenseite kultureller Wirklichkeit bezeichnet, bildet die Entfaltung des kulturellen Potentials die Innenseite dieser Wirklichkeit.

Da das mit Hilfe kultureller Wirklichkeit erzielte Überleben eine Folgeerscheinung dieser Wirklichkeit ist, erschöpft es weder das Potential derselben, noch beantwortet es die Frage nach deren Sinn und Bedeutung. Im Gegenteil, sein Erfolg hängt sowohl von der Gestaltung kultureller Wirklichkeit ab als auch von deren Vermögen, unter wechselnden Bedingungen den Anforderungen des Menschseins zu genügen. Zwar ist die Art des Überlebens insofern von Bedeutung als sie in der Interaktion von Wirtschaft und Umwelt sowohl Grenzen festlegt, in denen sich eine bestimmte Kultur entfaltet, als auch den Umkreis möglicher Aktivitäten erweitert und damit der Gestaltung kultureller Wirklichkeit neue Möglichkeiten bietet. Dies ändert aber nichts daran, daß diese Wirklichkeit, wie rudimentär sie auch sein mag, ein in sich differenziertes Ganzes bildet, das aus unterschiedlichen Teilen und Sinnverbänden besteht, die während sie von Menschen geschaffen, aktualisiert und getragen werden, diese zugleich auch tragen und zur Menschlichkeit aufrufen. Daß Kultur Überleben bedeutet, heißt vor allem, daß nicht nur biologisches, sondern menschliches, d.h. dem Sinn des Menschseins gemäßes, Überleben zustande kommt.

Die Gestaltung kultureller Wirklichkeit vollzieht sich in einer Vielzahl von Prozessen, die teils von leiblichen und seelischen Bedürfnissen eingeleitet werden und in Abhängigkeit von den Möglichkeiten der Umwelt den Anlagen der Menschen entsprechend zur Entfaltung kommen, teils aber auch von deren Gelingen ausgelöst werden. Ist z.B. einmal der Gebrauch des Feuers entdeckt, dann können damit nicht nur verschiedene Bedürfnisse – man denke etwa an Wärme und Schutz, – befriedigt werden, sondern mit dem Erfolg stellt sich der Anreiz ein, den Gebrauch des Feuers weiter zu entwickeln, wie etwa zur Nahrungszubereitung, zum Brennen von Töpfen bis hin zur Herstellungen von Stahlwerken, Verbrennungsmotoren und Raketen. Von entscheidender Bedeutung sind jedoch nicht nur die verschiedenen Anlässe, welche die Bildungsprozesse kultureller Wirklichkeit auslösen, sondern auch und vor allem, daß diese Wirklichkeit eine eigene Dynamik kennt, die als Anfang ihr Ende vorwegnimmt und in der Aktualität einzelner Kulturen zu vorläufiger Ruhe kommt.

Gerade weil kulturelle Wirklichkeit den neugeborenen Menschen in sich aufnimmt und mit diesem aufs Neue beginnt, befinden sich die einzelnen Kulturen in einem Zustand, in dem beide Bewegungen den Umständen entsprechend mehr oder weniger dauerhaft zum Ausgleich kommen. Im Gegensatz zur zeitlosen Möglichkeit kultureller Wirklichkeit vollzieht sich deren Verwirklichung nicht nur in der Zeit, sondern verbindet sich mit dieser auf eine Weise, daß die Reaktualisierung ihrer Aktualität auf Grund und im Modus einer gemeinsamen Gegenwart sich als bleibende Aufgabe erweist. Der Erfüllung dieser Aufgabe entspricht die in dieser Gegenwart sich vollziehende Kommu-

126 Bezeichnend in diesem Zusammenhang ist die Bemerkung von P. Schebesta: "Die Pygmäen führen ja ein von den anderen Völkern und Stämmen grundverschiedenes Leben, und doch ist ihr Waldleben so vernünftig, daß man sich bald daran gewöhnt und sich sagen muß, daß es nicht anders sein könnte." Baba wa Bambuti, a.a.O. S. 44.

nikation zwischen den Menschen, in die sich mit mehr oder weniger weitreichenden Folgen auch Außenstehende einschalten können.¹²⁷ Die Verbindung von Aktualisierung und Reaktualisierung bedeutet aber auch, daß eine bestimmte Kultur nicht nur von außen, sondern auch von innen verändert, oder zerstört, werden kann.

Daß es Kultur gibt, setzt voraus, daß es sie geben kann; d.h. daß sich die notwendigen Bedingungen ihres Auftretens im Lebensprozeß herausgebildet haben. In dem Augenblick aber, da diese gegeben sind und die sie bildenden Prozesse so zueinander finden, daß es zur Synthese von Leben, Bewußtsein und Selbsterfahrung kommt, erweist sich diese Synthese als eine neue Wirklichkeit, die ihren eigenen Möglichkeiten entsprechend Gestalt gewinnt. Wie dieser Vorgang zu verstehen ist, bleibt rätselhaft, da die Kenntnis von Bedingungen und Prozessen vor ihrer Synthese erst in und aufgrund derselben erworben werden kann. Nachdem die Synthese jedoch gelungen ist und als kulturelle Wirklichkeit angefangen hat, eröffnet sich der ihr zukommende Raum als Ort weiterer Differenzierungen und inhaltlicher Bestimmungen. Die Wechselwirkungen mit dem vorkulturellen Umfeld bleiben dahingehend erhalten, daß ihnen Umwandlungen von Seiten der kulturellen Wirklichkeit entsprechen, welche einerseits in der Anpassung an das jeweilige Milieu, und andererseits in der kultureigenen Gestaltung zwischenmenschlicher Beziehungen zum Ausdruck kommen. Entscheidend sind die Prozesse, die sich im Rahmen kultureller Wirklichkeit vollziehen und in heterothetischen Beziehungen sowohl den Erfordernissen der Natur genügen als auch dazu dienen, die jeweilige Kultur mit Hilfe der von ihr erfaßten Natur zu erhalten und auszuweiten.

Mit anderen Worten: Daß es zu der angedeuteten Synthese kultureller Wirklichkeit kommen konnte, setzt die Evolution der Lebensformen voraus. Von dieser unterscheidet sich jedoch die Evolution kultureller Formen insofern als diese in den Grenzen ihrer Wirklichkeit stattfindet und damit einer Ordnung angehört, die mit der des Naturgeschehens zwar mehr oder weniger kompatibel sein kann, an sich jedoch in dieser nicht aufgeht. Zu Recht weist Schebesta demnach darauf hin, daß kulturelle Entwicklungen nicht als Fortsetzung evolutionärer Prozesse, sondern als Folge kultureigener Dynamik zu verstehen sind.

Was auch immer die Gestalt einer bestimmten Kultur sein mag, um ihr gerecht zu werden, gilt es die kulturelle Wirklichkeit voranzustellen und auf das zu achten, was sich in deren Grenzen abspielt, und zwar unabhängig davon, ob es sich um die eigene Kultur oder die von Wildbeutern und Ackerbauern handelt. An erster Stelle betrifft dies die Sprache und die Art und Weise wie in ihr Welt und Wirklichkeit zur Darstellung gelangen und als Gegenstand menschlichen Bewußtseins dieses sowohl prägen als auch von ihm geprägt werden. Danach kommen aber auch alle anderen Bereiche in Betracht, in denen sich die Kultur zu sich selbst verhält und als Ort des Menschseins ausweist, in dem der einzelne Mensch in Zustimmung oder Ablehnung von Sitte, Brauchtum und Tradition auf seine Weise zuhause sein kann. Die Sinngestalten der einzelnen Bereiche mögen in unterschiedlicher Nähe zum Überlebensprozeß stehen, etwa wenn wir an Kunstfertigkeit und Kunst denken oder auf die Wechselwirkung zwischen sozialen Beziehungen und Wirtschaftsformen achten. De facto ist es jedoch die ganze Kultur, die in der Sicherstellung des Überlebens als eines menschwürdigen Daseins zum Zuge kommt, die es zu beachten gilt. Aus diesem Grund ist es, wie bereits angedeutet, denkbar, daß eine Kultur nicht nur zugrunde gehen kann, weil Umwälzungen im Milieu die bis dahin erfolgreiche Lebensweise überfordern, oder weil sie von außen, durch Krieg oder Naturkatastrophen, zerstört wird, sondern auch deshalb, weil die innere Ordnung der kulturellen Wirklichkeit in Umstimmigkeit gerät.

127 Ob ein Feldforscher dies beabsichtigt oder nicht, da facto erweist sich seine Gegenwart als ein kulturverändernder Faktor, dessen Auswirkungen wohl in dem Maße reduziert werden können, als es gelingt, sich zurückzunehmen und eher zu hören als zu sprechen.

6.2 Tragweite der Frage nach der Religion

Ich erwähne die soeben skizzierten Zusammenhänge, weil sie mit der Frage nach den notwendigen Komponenten kultureller Wirklichkeit auch die nach der Religion aufwerfen. Vereinfachend formuliert könnte man, so wie Schebesta es zunächst tat, auch fragen: Gibt es religionslose Kulturen? Obwohl bereits in der Abhandlung zum „Urmenschen“ Überlegungen auftreten, die in eine andere Richtung weisen, verstand er diese Frage bis zu Beginn der ersten Bambuti-Expedition als ein empirisches Problem, dessen Lösung der Feldforschung vorbehalten war. Sollten gründliche Untersuchungen zu dem Ergebnis kommen, daß es es religionslose Kulturen gibt, dann ist dies anzuerkennen, gleichgültig, ob es einem gefällt oder nicht. Dem Sinn dieser Auffassung entsprechend teilte er z.B. nach zwei Monaten im Pygmäenlager der Bafwaguda, mit deren Erforschung die Expedition 1929 begann, mit: „Nun bin auch ich in der Lage, über ein ‚Volk ohne Gott‘ zu berichten“ (Bambuti II. 2, a.a.O., S. 7).

Wenngleich es ohne Ethnographie keine Ethnologie geben kann, so besteht letztere nicht nur in der Ordnung und Interpretation des ethnographischen Materials, oder in der methodologischen Kritik der Feldforschung, sondern richtet sich auch und vornehmlich auf die Wirklichkeit, die darin vermittelt wird. In ethnologischer Hinsicht betrifft demnach die Frage nach der Religion den Aufbau und die Dynamik kultureller Wirklichkeit. Oder anders formuliert: während Aufbau und Dynamik kultureller Wirklichkeit das vorgegebene Ziel des Erkennens sind, stellt sich die Frage, ob der Begriff der Religion einen Bereich oder eine Dimension dieser Wirklichkeit anzeigt, und wenn ja, wie dies zu verstehen ist.

Die Fragestellung scheint hinreichend deutlich zu sein. Tatsächlich ist sie dies jedoch nicht, da nicht ohne weiteres feststeht, was mit Religion gemeint ist. Wie P. Schebesta in seiner Frühschrift bereits feststellte, sind die Begriffsbestimmungen zahlreich. Hinzu kommt, daß mit dem Terminus Religion auf Vorstellungen und Verhaltensweisen Bezug genommen wird, die sich in der Geschichte des Abendlandes herausgebildet haben. Aus ethnologischer Sicht stellt sich demnach die Frage, ob und inwiefern es in anderen Kulturen Verhaltensweisen und Auffassungen gibt, die mit denen des Abendlandes vergleichbar sind und so wie diese mit dem Religionsbegriff in Verbindung gebracht werden können. Oder verhält es sich so, daß dieser Begriff auf andere Kulturen nicht anwendbar ist; daß er – wovon P. Schebesta immer wieder gewarnt hat – Verhaltensweisen und Vorstellungen unterstellt, die ihnen fremd sind? Es ist dies ein Problem interkultureller Hermeneutik, das Daniel Dubuisson zufolge nur dadurch zu lösen ist, daß man den Gebrauch des Religionsbegriffs auf die westliche Kultur einschränkt und ansonsten fallen läßt.¹²⁸ Da eine solche ‚Lösung‘ jedoch weder den Ansprüchen begrifflichen Denkens, noch denen der interkulturellen Hermeneutik gerecht wird, halte ich es für angemessen, den „Westen“ als eine der vielen Menschheitskulturen zu betrachten und die Grundfrage unter Berücksichtigung des hermeneutischen Problems prinzipiell zu begreifen. Die Frage lautet dann: Verweist Religion, was immer man darunter verstehen mag, auf eine Dimension kultureller Wirklichkeit, die notwendigerweise zu deren Aufbau gehört und der Grund dafür ist, daß der Bereich des Religiösen seinem prinzipiellen Gehalt nach in jeder Kultur angetroffen wird? Oder handelt es sich dabei um Verhaltensweisen und Ausdrucksformen die an sich nicht notwendig sind, die je nach Umständen jedoch nützlich und hilfreich, oder schädlich und irreführend sind? Was hatte J. W. Goethe z.B. im Sinn, wenn er feststellte: „Wer Kunst und Wissenschaft besitzt, hat

¹²⁸ Vgl. dazu Daniel DUBUISSON, *The Western Construction of Religion: Myths, Knowledge, and Ideology*, Baltimore: Johns Hopkins University Press, 2003; sowie S. Engler and D. Miller, eds., „Review symposium Daniel Dubuisson, *The Western Construction of Religion*“, *Religion* 36 (2006), 119–178.

auch Religion. Wer diese beiden nicht besitzt, der habe Religion!“¹²⁹ Die Antwort auf diese Fragen ist schwierig und komplex, zumal nicht nur Sprachgebrauch und Verständnis, sondern auch die intendierten Verhaltensweisen und Vorstellungen, wenn sie schon nicht widersprüchlich sind, so doch weitgehend auseinander laufen.

Beachtet man die Ausführungen zur Spiritualität von P. Schebesta, dann ist deutlich, daß er sich selbst als religiös motivierten Menschen verstand, der mit allen Kräften versuchte, dem Ideal wahren Menschseins und authentischer Religiosität zu entsprechen. Als Priester und Missionar sah er in jedem Menschen nicht nur einen potentiellen Mitchristen, sondern es lag ihm auch daran, die Gründe religiösen Verhaltens und dessen Sinn in verschiedenen Ausdrucksformen nach Möglichkeit zu erfassen. So wie er sich selbst verstand, war er der wohlbegründeten Überzeugung, daß seine Aufgabe als Feldforscher nicht darin bestand, vorgegebene Theorien und Auffassungen zu rechtfertigen oder zu widerlegen. Vielmehr lag ihm daran, als Mensch und Mitmensch die zu untersuchenden Menschen und Kulturen in ihrer ganzen Eigenart kennenzulernen. Demnach kam es ihm darauf an, die unvermeidlichen Einflüsse seiner eigenen Vergangenheit, auf die er wie jeder andere Feldforscher aus erkenntnistheoretischen Gründen nicht verzichten konnte, und um der Wahrhaftigkeit willen auch nicht verzichten wollte, im Sinne der neuen Gegenwart zu korrigieren. Da in jedem Wahrnehmen und Beobachten die eigene Kultur mit zur Geltung kommt, stellt das angemessene Erfassen anderer Kulturen eine Herausforderung dar, die darauf zielt, Wahrnehmen und Beobachten dahingehend anzupassen, daß vor der eigenen die jeweils andere Kultur mit zur Geltung kommt. Ob und wie weit dies gelingt, hängt von vielen Faktoren ab. Seinem Sinn nach stellt das Gelingen ein Ideal dar, das die Feldforschung auf besondere Weise herausfordert, auch wenn der Forscher ihm immer nur mehr oder weniger entsprechen kann. Gleichwohl ist es ein Ideal, dessen Verwirklichung bereits mit der Begegnung der Menschen innerhalb derselben Kultur beginnt. Ob und wie weit es gelingt, das Ideal in der Feldforschung zu verwirklichen, hängt darum nicht zuletzt von der Persönlichkeit des Forschers ab, sofern er hinreichend selbstbewußt und frei ist, andere Menschen in ihrer Andersheit anzuerkennen.

Im Zusammenhang der von P. Schebesta intendierten Feldforschung ergab sich, was sein Verständnis der Religion betraf, ein doppeltes Problem. Zum einen hatte der grundsätzliche Theorieverzicht zur Folge, daß er vorerst nicht wissen durfte, ob es überhaupt so etwas wie Religion gab, und wenn ja, wie diese zu verstehen sei. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht Schebestas Mitteilung, daß es Wochen dauerte, bis er bei den Semang religiöses Brauchtum entdeckte, und zu Beginn seiner ersten Bambutiexpedition, wie bereits erwähnt, den Eindruck hatte, einem Volk ohne Gott begegnet zu sein.¹³⁰ Zum anderen folgte aus der Absicht, die von ihm untersuchten Kulturen für sich selbst sprechen zu lassen, sie ihrem Geist entsprechend wahrzunehmen und damit auch die möglicherweise religiös relevanten Phänomene als Erscheinungen kultureller Wirklichkeit zur Kenntnis zu nehmen; d.h. sie so zur Kenntnis zu nehmen, daß nicht der Beobachter, sondern das Beziehungsgefüge der jeweiligen Kultur darüber entscheidet, was deren Sinn und Bedeutung sein mag.¹³¹ Da der Feldforschung die

¹²⁹ Zahme Xenien IX.

¹³⁰ Vgl. dazu Negrito, a.a.O. II, 2, S. 4. Die verschiedentlich vorgebrachte Meinung der Religionslosigkeit der Semang erklärt er wie folgt: „Der gute Glaube der Berichterstatte steht nicht in Frage, es kann nur mangelhafte Beobachtung bzw. der zu kurze Aufenthalt in einer Gruppe schuld daran sein. Das ist psychologisch erklärlich. Solange Primitive noch kein Vertrauen zum Fremden gewonnen haben, verhalten sie sich auf Fragen hin stets ablehnend. Diese Erfahrung habe ich im Laufe meiner sechs Expeditionen zu den Primitiven in Asien und Afrika wiederholt gemacht.“ Was die Bambuti betrifft, bemerkt er dazu (Religion a.a.O. S. 7), daß die Befragung der benachbarten „Neger“ zur Religion der Bambuti Beobachtungen wiedergaben, die eher auf ihre eigenen Vorstellungen zuträfen als auf die der Pygmäen.

¹³¹ In Bezug auf die Bambuti heißt dies: „Die Interpretation der bambutischen religiösen Ideen stellt unserem Denken grosse Schwierigkeiten in den Weg. Mit Worten allein sind die Begriffe lang noch nicht gegeben. Den Schlüssel zum

Aufgabe zukommt, das Beziehungsgefüge der in Frage kommenden Kultur zu erfassen, entsteht insofern ein Dilemma als mit dieser Forderung das theoretische Verständnis desselben vorweggenommen wird, sodaß der Forscher einerseits wissen müßte, was er noch nicht wissen kann, und andererseits noch nicht wissen darf, weil er wissen möchte. Das Dilemma ist jedoch nicht unüberwindbar, da trotz tiefgreifender Unterschiede zwischen einzelnen Kulturen die kulturelle Wirklichkeit dem Prinzip nach nicht verschieden ist und es dem Forscher freisteht, bei den Menschen zu wohnen und mit ihnen zu reden, sobald er ihr Vertrauen gewonnen hat und ihnen als Mitmensch mit offenem Ohr begegnet.

Da das Religionsverständnis der westlichen Welt trotz aller Bedeutungsunterschiede weitgehend von Gottesvorstellungen geprägt ist, scheint es für eine westlich orientierte Religionsforschung und Ethnologie geradezu selbstverständlich zu sein, diese Vorstellungen heranzuziehen, um religiöse Phänomene in allen Kulturen zu unterscheiden. Dagegen ist nichts einzuwenden, solange diese Vorgehensweise heuristisch verstanden wird und weder der problematische Charakter der eigenen Gottesvorstellungen, noch die Ansprüche hermeneutischer Aufarbeitung aus dem Gesichtskreis geraten. Sie erweist sich aber als fraglich, sobald positiv oder negativ verstandene Gottesvorstellungen unversehens als Kriterien zur Unterscheidung religiöser Phänomene herangezogen werden, weil dadurch Religion unversehens auf Theologie reduziert wird und der Bezug zur kulturellen Wirklichkeit ausgeblendet wird. Dies gilt zumal dann, wenn wir an die ethnologische Aufarbeitung des ethnographischen Materials denken. Es trifft aber auch auf die Ethnographie zu, sofern deren Beziehung zur Ethnologie darüber entscheidet, ob sie unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten stattfindet, oder nicht. Der Gewinn an begrifflicher Klarheit und Übersichtlichkeit, der auf der Basis fixierter Begriffe erreicht wird, mag verlockend sein. Er wird aber auf Kosten der Erkenntnismöglichkeiten erzielt, die in und mit der Anerkennung konkreter Verhältnisse geboten werden. Statt die Frage nach einem angemessenen Verständnis von Religion und Kultur zu beantworten, wird diese, so sie nicht als beantwortet vorausgesetzt ist, eher verdrängt oder ignoriert als daß sie zur Kenntnis genommen würde.

6.3 Rituelles Verhalten als Zugang zur Religion

Eine weitere, und wie es scheint, dem Ganzen kultureller Wirklichkeit näher kommende Vorgehensweise, ergibt sich aus der Verbindung von Religion und rituellem Verhalten wie es etwa in verschiedenen Kulthandlungen zum Ausdruck kommt. Da dieser Verbindung im Zusammenhang mit der Unterscheidung religiöser Phänomene eine besondere Bedeutung zukommt, möchte ich darauf näher eingehen. In gewisser Weise bewege ich mich damit weg von Schebesta, da er dieses Problem nicht ausdrücklich thematisiert hat. Zugleich komme ich ihm aber auch näher, da er größten Wert auf die kultische Seite der Religion legte und versuchte, diese möglichst umfassend in Erfahrung zu bringen und darzustellen. Als religiösem Menschen war es ihm eine Selbstverständlichkeit, daß Religion den ganzen Menschen betraf. Auch wenn ihr ein eigener Bereich unterschiedlicher Symbole, Verhaltensweisen und Vorstellungen entspricht, so lag P. Schebesta zufolge die Bedeutung dieses Bereiches in seinen Auswirkungen auf die Lebensgestaltung und der Art und Weise wie er die Menschen an sich bindet. Religiöses Bewußtsein bezieht sich so gesehen nicht nur auf religiös relevante Vorstellungen, sondern auch und vor allem auf die in Riten und Ritualen gesuchte, an sich jedoch für sich selbst sprechende, Qualität der Lebensgestaltung. Da rituelles Verhalten ebenso wie die dazugehörigen Riten und Rituale Phänomene kultureller Wirklichkeit sind, welche die Wirklichkeit überhaupt auf ihre Weise vermitteln, konnte P. Schebesta, wo immer er derartige Erscheinungen

Verständnis bambutischer Religion geben noch am ehesten die Mythen und Sagen, die aber bislang fast ganz unbekannt waren.“ Bambuti, a.a.O., III. S. 8.

bemerkte, davon ausgehen, daß er möglicherweise auf Andeutungen von Religion gestoßen war. Mit der Frage nach den Bedingungen und Umständen, unter denen solche Andeutungen im Sinne kultureller Wirklichkeit angetroffen wurden, stellte sich demnach die Frage nach der angedeuteten Wirklichkeit.

Will man P. Schebestas Bemühen um ein angemessenes Verständnis von Religion und Religiosität einigermaßen gerecht werden, dann kann man jedenfalls nicht umhin, nach der Wirklichkeit zu fragen, die dem religiösen Bewußtsein zugrunde liegt und in ihm erschlossen wird. In erkenntnistheoretischer Hinsicht gilt es dabei die doppelte Bedeutung der Fragestellung zu beachten, die sich zum einen auf die kulturelle Realität des rituellen Verhaltens und seiner Darstellung bezieht, und zum anderen die rituelle Vermittlung von Wirklichkeit überhaupt betrifft. Hierbei wird das erkenntnistheoretische Problem noch dadurch verschärft, daß in beiden Fällen das Verhältnis zwischen dem religiösen Bewußtsein des Forschers und der von ihm erforschten Menschen, sowie zwischen dem von allen, die sich mit dieser Thematik befassen, mit zur Diskussion steht. Doch möchte ich, da es zu weit führen würde, darauf nicht näher eingehen.

Mit dem Hinweis auf rituelles Verhalten verbinden sich Vorstellungen unterschiedlicher Art. Das Bedeutungsfeld reicht von spontanen und formalisierten Einzelhandlungen (wie Anrufungen, Anzünden einer Kerze, Ausführung einer Bewegung, usw.) bis hin zu komplexen Verbindungen dieser Handlungen (in Ritualen, Kulthandlungen, Zeremonien, Aufführungen) im privaten und öffentlichen Bereich. Im Grunde genommen kann aber jedes Handeln und Verhalten ritualisiert werden, indem es auf festgelegte Weise und um des Festgelegtseins willen vollzogen wird. Beachtet man den Gebrauch des Lateinischen ‚ritus‘, dann entspricht ihm ein Handeln und Verhalten auf hergebrachte Weise, wobei die Aufgaben und die Art ihrer Erfüllung von der Tradition des Landes oder des Berufsstandes vorgegeben sind. Wer ‚rite‘ handelt, handelt pflichtgetreu und genau so, wie es die Überlieferung verlangt; bzw. feierlich und gut.¹³² Damit stellt sich nicht nur die Frage nach der Wahrnehmung relevanten Verhaltens, sondern auch und vor allem nach dem Zusammenhang der damit verbundenen Bedeutungen einerseits, und der Eigenart spezifisch religiöser Bedeutungen andererseits.

Da typisch menschliches Verhalten sich auf weite Strecken dadurch auszeichnet, daß es zweckbestimmt ist, liegt es nahe, die Frage nach der Eigenart rituellen Verhaltens nicht nur unter Wertgesichtspunkten, sondern auch und vor allem vor dem Hintergrund zweckrationaler Beziehungen zu beantworten. Ein solcher Versuch wird nicht zuletzt dadurch unterstützt, daß kulturfremde Phänomene gerade dann ein Problem bilden, wenn ihr Zweck rätselhaft bleibt, oder die Verwendung der Mittel nicht den Zielen entspricht, die erreicht werden sollen. Dabei geht es weder um Vorgehensweisen, die unter den Bedingungen von ‚trial and error‘ gewonnen werden, noch um Gelingen oder Mißlingen des Tuns, sondern um eine Verbindung von Mitteln und Zwecken, die gewollt aber nicht notwendig oder erfolgreich sind.

Der direkte Eindruck dieser Verbindung mag irreführend sein, da Handlungen in einer Hinsicht sinnlos, in anderer durchaus sinnvoll sein können. Auch kann nicht ausgeschlossen werden, daß der Eindruck von Widersprüchen entsteht, weil die von den Zielen vorgegebenen Rahmenbedingungen des Handelns mißverstanden werden oder unbekannt bleiben. Doch selbst wenn es sich im Einzelfall so verhält, so gibt es in der eigenen und in anderen Kulturen genügend Beispiele, die darauf hindeuten, daß Zwecklosigkeit oder die Inkompatibilität von Mitteln und Zielen ein allgemeines Merkmal rituellen Verhaltens und Handelns sein dürfte. So kann man z.B. fragen: Welchen Zweck hat es, zu singen und zu beten, wenn man weiß, daß damit noch kein Wild erlegt ist und keine Nüsse

¹³² Vgl. dazu Hans STOKS, *Cultuur en rite – een beschouwing over wezen en samenhang van beide begrippen*, Malden, 1989 (proefschrift, Nijmegen), S.20ff. (http://dare.ubn.kun.nl:8080/bitstream/2066/113698/1/mmubn000001_084350253.pdf).

gefunden sind? Daß man es trotzdem tut, kann auf einer anderen Ebene sinnvoll sein, weil deren Maßstäbe verschieden sind. Im Kontext seines Auftretens jedoch, in dem es darum geht, Nahrung zu beschaffen, lernen wir ein Verhalten kennen, das ‚anders‘ ist und Mittel gebraucht, deren Verwendung im Sinne effizienten Handelns sinnlos zu sein scheint. Ob Letzteres tatsächlich der Fall ist, kann bezweifelt werden, sobald man das jeweilige Wirklichkeitsverständnis in Betracht zieht, oder, wie gerade bemerkt, die Ebenen beachtet, auf denen das Handeln stattfindet. Es ändert aber nichts an der Feststellung, daß im Gegensatz zu den als stimmig erfahrenen Erscheinungen zweckorientierten Handelns innerhalb einer bestimmten Kultur Verhaltensweisen auffallen, bei denen die Mittel-Zweck-Relation zu denken gibt, und die vom kulturfremden Beobachter gerade deshalb bemerkt werden, weil sie dies tun.

Entscheidend bei diesen Überlegungen ist die Beobachtung, daß zweckrationales Handeln in jeder Kultur angetroffen wird, daß sich davon aber Verhaltensweisen und Handlungen unterscheiden, die mehrdeutig oder selbst widersprüchlich erscheinen. In der Wahl und dem Gebrauch von Mitteln werden Wege eingeschlagen, die dem Sinn und Zweck raum-zeitlicher Abläufe widersprechen, oder zumindest in keinem direkten Zusammenhang mit diesem stehen.

Wie die Verbindung von Religion und rituellem Verhalten zu verstehen ist: ob, wie und wann sie religiös relevant ist, bleibt näheren Untersuchungen überlassen, zumal nicht anzunehmen ist, daß jede Form rituellen Verhaltens nur deshalb, weil es einen rituellen Charakter hat, religiös zu sein braucht. Um dennoch Licht in dieses Problem zu bringen, wende ich mich den Wildbeutekulturen zu.

Es muß nicht eigens betont werden, daß rituelles Verhalten auch in den von P. Schebesta erforschten Wildbeutekulturen vielfältig in Erscheinung tritt. Beachtet man etwa die Verhaltensweisen, die dem leiblichen Überleben der Menschen dienen, dann fällt auf, daß diese teils zweckgebunden sind und teils nicht, bzw. daß sie es teilweise nicht zu sein scheinen. Zum einen gibt es die Herstellung von Werkzeugen, die Befolgung von unterschiedlichen Methoden des Sammelns und Jagens, sowie einen umfangreichen Schatz an Wissen und Kenntnissen, die beim Jagen, dem Einsammeln von Nahrungsmitteln, der Zubereitung von Speisen und Herstellung von Pfeilgiften, beim Bau von Windschirmen (wie bei den Semang) und Bienenkorbhütten (wie bei den Bambuti), bei der Behandlung von Krankheiten, aber auch bei der Lösung persönlicher und gemeinschaftlicher Probleme, zielgerecht zur Anwendung kommen. Zum anderen wird die Anwendung dieser Mittel von Handlungen begleitet, welche diese Anwendung zwar rituell ergänzen, aus der Sicht erfolgreichen Handelns aber unnütz zu sein scheinen und nichts mit dem zu tun haben, wofür sie eingesetzt werden. Zudem unterscheiden sich die beiden Handlungsarten nicht nur im Gebrauch der Mittel, sondern können auch je auf ihre Weise in wachsender Nähe zu- oder Trennung voneinander eingesetzt und entwickelt werden. Damit stellt sich mit der Frage nach dem „Warum“ rituellen Handelns die nach dessen Verselbständigung ebenso wie nach dem Sinn und den Folgen derselben.

Könnte es sein, daß mit wachsender Verselbständigung ritueller Handlungen diese sich auf ihr eigenes Ziel hinbewegen und daß mit der Frage nach dem Sinn rituell vermittelter Wirklichkeit „Religion“ in den Blick rückt? Zugleich könnte es aber auch sein, mit der Verselbständigung ritueller Handlungen ein eigenständiger Gebrauch derselben ermöglicht wird, durch den diese im Sinne von „Zauber“ und „Magie“ zum Einsatz kommen könnten? Da beide Möglichkeiten zur Eigenart rituellen Verhaltens gehören, scheint mir die Vermutung, daß es sich so verhält, nicht unbegründet zu sein. Zwar dürfte es, falls die Vermutung zutrifft, schwierig sein eine scharfe Trennungslinie zwischen Religion und Magie zu ziehen. Greift man jedoch auf den begleitenden Charakter rituellen Verhaltens zurück, dann ließen sich Religion und Magie vor allem dadurch unterscheiden, daß dieser im Fall der Religion grundsätzlich erhalten bleibt, während er im zweiten Fall verloren geht, da magische Praktiken gleichwertig neben zweckrationalen Handlungen auftreten.

Was bedeutet es, wenn man sich, wie bei den Semang, zur Abwehr eines Unwetters, die Wade aufritzt, um mit der Gabe von Blutstropfen für seine Vergehen zu büßen und durch Besänftigung des donnergrollenden Kareis sein Ziel zu erreichen? Oder wie ist es zu verstehen, wenn eine Bambuti-Frau ihren Mann mit einer Libationszeremonie für die Elefantenjagd stärkt, oder wenn bei der Honigbeute ein Stück Wabe für Tore in den Wald geworfen wird? Diese und ähnliche Vorgehensweisen lassen sich durchaus den Bedürfnissen und Zielen menschlichen Überlebens zuordnen, etwa in dem Sinn, daß in dem einen Fall Schutz und Wohlergehen, und im andern der Jagderfolg mit glücklichem Ausgang sowie die Sicherstellung weiterer Honigfunde erstrebt werden.¹³³ Aus der Sicht effektiven Handelns betrachtet, erweisen sie sich diese Maßnahmen dennoch insofern als unsinnig, als Mittel und Zwecke auseinanderfallen oder, wie beim Wegwerfen eines Nahrungsmittels, erreichte Ziele aufgehoben werden. Dagegen kann man einwenden, daß diese Beobachtungen einer westlichen Sichtweise entsprechen. Das ist nicht unrichtig. Doch noch abgesehen davon, daß dieselben Beobachtungen auch im Westen zutreffen, geht es um Kontraste zwischen Mittel-Zweck Relationen, die in verschiedenen Kulturen deren Eigenarten entsprechend auftreten.

Mit der Betonung kontextueller Ungereimtheiten ist jedoch noch keineswegs das letzte Wort gesprochen, zumal scheinbare Ungereimtheiten nicht wirkliche zu sein brauchen. Beachtet man nämlich die Bedingungen, unter denen sich Menschen der Wirklichkeit, in und mit der sie leben, bewußt sind, dann erweist sich ihr Handeln insofern als sinnvoll, als es dieser Wirklichkeit entspricht und auf Möglichkeiten eingeht, die sich aus dem Verständnis derselben ergeben. Bei den Semang betrifft dies das Bewußtsein und die Erfahrung, daß die Welt, in der sie leben, von Lichtwesen, den *Cénoi*, bevölkert wird, die in Blumen wohnen, die am Batu Rib'n (einem Felsen) hinauf- und herabsteigen, die sich von Früchten ernähren, deren Samen sie ausspucken, sodaß neue Bäume und Sträucher wachsen, die den Menschen wohlgesinnt sind, und mit TaPed'n und Karei eine allgegenwärtige, unsichtbare, Gemeinschaft bilden. Bei den Bambuti handelt es sich um ein Welt- und Wirklichkeitsverständnis, in dem der Gedanke der Kraft zentral steht, die allen Dingen und allem Geschehen zugrunde liegt, zu der sich die Menschen aktiv, d.h. unter den Bedingungen von Krafterwerb und Kraftverlust, verhalten, und die in unterschiedlichen Wesen gebündelt ist, von denen die Menschen abhängig sind, mit denen sie sich verbunden wissen.

Mit der in die Augen fallenden Eigentümlichkeit rituellen Verhaltens ist freilich noch nicht gesagt, was dieses mit den ihm zugeordneten Handlungen bedeutet, wenn wir das Ganze kultureller Wirklichkeit in Betracht ziehen. In diesem Zusammenhang ist es gewiß nicht unwichtig, daran zu denken, daß sich Ansätze derartigen Verhaltens im Bereich der Tiere finden, etwa wenn wir das Spiel von Jungtieren oder die Balztänze verschiedener Vögel beachten. Dagegen zeichnet sich rituelles Verhalten beim Menschen dadurch aus, daß es bewußtes und selbstbewußtes Handeln betrifft, das einer Wirklichkeit entspricht, die in diesem Verhalten angesprochen und vermittelt wird. Einerseits wird diese Wirklichkeit in rituellem Verhalten und Handeln aufgerufen und vergegenwärtigt, andererseits erweist sie sich als Möglichkeit und Maß dieses Handelns. Auf Bedingungen und Umstände, die Menschen veranlassen, sich rituell zu äußern, möchte ich nicht eingehen. Hier genügt es, daß es rituelles Verhalten und dementsprechende Handlungen gibt, und daß diese, wie sich bei näherem Hinsehen herausstellt, an eine ihnen zugrunde liegende Notwendigkeit gebunden sind, die im Zusammenhang rituell eingeleiteter Beziehungen zur Geltung kommt. Darauf deutet das Festhalten an tradierten Formen und Weisen rituellen Verhaltens, in denen diese als Elemente der jeweiligen Kultur deren Sinn bestätigen, indem sie ihn mit der in ihnen vermittelten Wirklichkeit verbinden. Hierbei legt die das rituelle Handeln kennzeichnende Aufhebung des unmittelbaren Handlungs-

133 In der Annahme, daß es sich hier um religiöse Ausdruckformen handelt, läßt sich P. Schebesta die Bemerkung entfallen: "Man könnte geneigt sein, die in Frage stehende Religion Wirtschaftshilfe außerweltlicher Art zu heißen." „Bei den Ituri-Bambuti (1934/35),“ Mitteilungsblatt der Gesellschaft für Völkerkunde, 1935, 1–7, S. 6.

zwecks den Gedanken nahe, in der rituell vermittelten Wirklichkeit das Ende evolutionärer Prozesse und den Anfang kultureller Prozesse zu vermuten.

Als selbstbewußtes und sprachfähiges Wesen vermag es der Mensch sowohl seine Wahrnehmungen zu unterscheiden und in Wortzeichen festzuhalten, als auch letztere so miteinander zu verbinden, daß je nachdem wie die Verbindung gelingt, Welt und Wirklichkeit mehr oder weniger adäquat zur Darstellung gelangen. Von der Qualität der Darstellung hängt es ab, wie und wozu die damit verbundenen Vorstellungen und Erkenntnisse verwendet werden können. Hinzu kommt, daß die Darstellung von sich aus erweitert und umgestaltet werden kann, sodaß neben, in, oder über der in den Sinnen erschlossenen Wirklichkeit eine neue, d.h. fiktive, Wirklichkeit entsteht, die in dieser Erweiterung geschaffen wird. Es ist aber auch denkbar, daß Sinneswahrnehmungen so aufgefaßt und ausgegrenzt werden, daß sie den Charakter von Wortzeichen annehmen und sich zu diesen fügen – etwa wenn sie personifiziert oder als Werte wahrgenommen werden. Wenn P. Schebesta immer wieder die Bedeutung der Umwelt für das Verständnis der Wildbeutekulturen hervorhebt, dann dürfte der Grund dafür in ihrer an Wortzeichen orientierten Wahrnehmung zu suchen sein.

Darstellung, erweiterte Darstellung, Umpolung von Wahrgenommenem im Sinne von Wortzeichen, bilden drei Momente, die in unterschiedlichen Kombinationen bei der Bildung rituellen Verhaltens zur Geltung kommen und dieses sowohl mit seinem Umfeld verbinden als auch auf den Zusammenhang verselbständigter Wortzeichen verweisen. In der Herstellung und im Ganzen kultureller Sinnbezüge treten Riten und Rituale als begleitende Handlungen auf, welche dieses Ganze teils stören oder selbst brechen, teils aber auch unterstützen, verstärken und ausschmücken. Tatsächlich gibt es nur wenige Situationen, in denen rituelle Handlungen völlig fehlen würden. Dies ist insofern nicht verwunderlich, als Riten und Rituale ebenso wie die kulturelle Wirklichkeit sowohl der sichtbaren Welt angehören, als auch von dieser verschieden sind. Ihrem Erscheinungsbild nach lassen sich rituelle Handlungen vielfach der ästhetischen Dimension kultureller Wirklichkeit zuordnen. Entscheidend jedoch ist der Umstand, daß sie als kulturelle Äußerungen nicht-rituelle Handlungen und Verhaltensweisen insofern ergänzen, als die Symbolhandlungen des Ritus in der Aufhebung unmittelbarer Handlungszwecke die Vollendung des Menschseins zeichenhaft vorwegnehmen und mit jeder Wiederholung neu bestätigen.

Die im rituellen Verhalten eingeleitete Ergänzung kultureller Sinnbezüge kann mehr oder weniger stark in Erscheinung treten. Insbesondere erweist sie sich aber dann von größter Bedeutung, wenn Streben und Tun auf ihre Grenzen stoßen und, wie etwa im Todesfall, keine anderen Möglichkeiten als die des rituellen Handelns übrigbleiben. Damit zeichnen sich Situationen ab, in denen im Grunde genommen nur noch Wortzeichen gelten und die Raum- und Zeitbestimmungen kultureller Effizienz ihre Notwendigkeit verlieren.

Es gibt zahlreiche Situationen, in denen sich Menschen aus welchen Gründen auch immer zu rituellen Handlungen gedrängt fühlen. Auch wenn diese Handlungen zwecklos und unsinnig erscheinen, so steht ihnen die darin angedeutete Wirklichkeit gleichwohl mit eigenen Forderungen und Möglichkeiten gegenüber.¹³⁴ Im Gegensatz zur empirisch feststellbaren Vielfalt ritueller Äußerungen stellt deren Einforderung von Seiten der angedeuteten Wirklichkeit ein Problem dar, das diesen Äußerungen grundsätzlich vorausgeht, und mit der Frage nach dem eigentümlichen Sinn ritueller Beziehungen zusammenfällt. Angesichts vielfältig erscheinender Riten und Rituale stellt sich damit als nächste Frage die nach dem Fluchtpunkt in der ihnen angesprochenen und vermittelten Wirklichkeit, gleichgültig, ob es rituelles Verhalten in Wildbeutekulturen betrifft, oder das von Christen, Buddhisten, bzw. P. Schebesta und anderen Forschern. Wohin tendieren rituelle Handlungen, sobald wir nicht bei deren Vielfalt stehen bleiben, sondern stattdessen auf die in der Verselbststän-

¹³⁴ Mit Georg Wilhelm HEGEL kann man darum auch sagen: "Seine Grenzen wissen heißt, sich aufzuopfern wissen." Phänomenologie des Geistes, Werke Bd. 3, Frankfurt: Suhrkamp Verlag, S. 590.

digung von Riten und Ritualen angedeuteten Bewegungen achten? Gibt es hier so etwas wie eine Bewegung zur Mitte hin, in der, prinzipiell verstanden, sowohl der Anfang als auch das Ende dieser Bewegungen zu finden wäre?

Folgt man den in der Verselbstständigung von Riten und Ritualen angedeuteten Bewegungen, dann kann nicht ausgeschlossen werden, daß Gottessymbole dies eben deshalb sind, weil und sofern sie der Mitte und dem Fluchtpunkt rituell vermittelter Wirklichkeit näher als andere Symbole kommen, oder anders gewendet: sie werden, was sie sind, indem sie aufgrund wachsender Annäherung für Mitte und Fluchtpunkt stehen. Als kulturelle Realitäten schließen sie die Bewegungen zur Mitte und zum Fluchtpunkt rituell vermittelter Wirklichkeit zwar nicht ab, kommen ihnen aber näher in der Art und Weise wie sie den Symbolraum strukturieren und diesem zugrundeliegen. Ob diese Deutung rituellen Verhaltens tatsächlich zutrifft, wie ich annehme, bedarf weiterer Untersuchungen. Es ist aber eine Annahme, die zumindest erklären würde, wieso und weshalb P. Schebesta sich trotz seines vom Gottesbegriff geprägten Verständnisses der Religion genötigt sah, von der Religion der Semang und Bambuti zu sprechen. Das gilt auch für sein Bemühen um das Verständnis des Gottesgedankens bei diesen Menschen – nicht, weil er den Hochgott von W. Schmidt finden wollte, sondern weil er das Gottesproblem im Geiste ritueller Vermittlung verstand.

Versteht man den Sinn der Religion aus der Sicht rituell vermittelter Wirklichkeit und ihrer Eigentümlichkeit, dann tritt diese dort in Erscheinung, wo rituelle Handlungen sich zu sich selbst zu verhalten beginnen; d.h. daß ihr Erscheinen mit Situationen verbunden ist, in denen Menschen tatsächlich auf ihre Grenzen stoßen, und mit den entsprechenden Erfahrungen sinnvollerweise zu leben versuchen. Ort und Intensität derartiger Erfahrungen mögen vielfältig sein. Leiden und Tod, lebensbedrohende Situationen, Erfahrungen äußerster Hilflosigkeit, die Unbegreiflichkeit der Welt, sowie gegenteilige Erfahrungen des Gelingens, der Kraft und des Glücks, bezeichnen Momente, in denen das Menschsein mit Problemen konfrontiert wird, die es nur noch rituell zu lösen vermag.

Versucht man den Sinn der Religion als Sinn des Religiösen im Ganzen kultureller Wirklichkeit zu erfassen, dann bietet sich die Bildung begleitender Riten und Rituale als ein Weg an, um sich diesem Ziel zu nähern. Denn obwohl die Abspaltung bestimmter Handlungen und Verhaltensweisen von ihrem Zweckverband deren Sinnentleerung zur Folge hat, so sind sie deshalb noch nicht bedeutungslos. Im Gegenteil, sie gewinnen einen neuen Sinn, der darin besteht, daß sie sowohl eine neue Dimension kultureller Wirklichkeit andeuten, als auch dem ‚entzweckten‘ Handeln und Verhalten den Charakter von Wortzeichen verleihen. Da jede Dimension kultureller Wirklichkeit auf ihre Weise sinnbestimmt und bestimmend ist, kann der Vorgang der Ritualisierung nicht nur auf jeder Stufe ihrer Entfaltung wiederholt werden, sondern es folgt daraus auch, daß sie im Bereich der Wortzeichen, d.h. der Sprache, zu Ende kommt. Letzteres ist vor allem deshalb wichtig, weil auf diese Weise das Gebet als Sprachritus und die Mythenbildung als Ritualisierung der Sprache im Sinne des Unsagbaren verständlich werden. Insbesondere folgt jedoch aus der Ritualisierung der Sprache, daß sich damit der Mythos mit dem von ihm gestifteten Symbolraum als Bedingung und Medium religiösen Verhaltens erweist.

6.4 Ansatz und Anfang religiösen Verhaltens

Aus der Sicht rituellen Verhaltens stellt sich mit der Frage nach dem Sinn dieses Verhaltens und seinem Verhältnis zur Religion die Aufgabe, die kulturelle Wirklichkeit der jeweiligen Kultur entsprechend als Ganzheit zu untersuchen. Insbesondere bedeutet dies, daß sich Mythenbildung und Konstitution des Symbolraums als das zentrale Problem darstellen, das es zu beachten und zu lösen gilt. Wenngleich damit die gestellte Frage von der vorweggenommen Antwort und die dazugehörige Aufgabe von ihrer Erfüllung her verstanden werden, so folgt daraus nicht, daß man bereits wüß-

te, um welche Mythen und Symbole es sich handelt. Noch ist damit gesagt, wie sich diese auf das Selbstbewußtsein der betroffenen Menschen auswirken und in der Wahrnehmung Außenstehender zur Geltung kommen. Aus diesem Grund genügt es nicht, von kultureller Wirklichkeit überhaupt zu sprechen, ohne zugleich auf die jeweilige Kultur zu achten, in der unterschiedliche Grenzerfahrungen und Verhaltensweisen die Auswahl und den Gehalt von Mythen und Symbolen bestimmen. Dem Verständnis kultureller Wirklichkeit entsprechend ist es wohl möglich, Bedingungen zu unterscheiden, die religiöses Verhalten ermöglichen und von diesem vorausgesetzt sind. Ein allgemein verbindlicher Begriff von Religion kann jedoch nicht erlangt werden, ohne an eine bestimmte Religion zu denken, von der er sowohl abgeleitet als auch losgelöst wird. Eher könnte man sagen, daß es zwar sinnvoll ist, nach diesem Begriff zu fragen, daß dies aber nur dann der Fall ist, wenn es an Hand konkreter Beziehungen geschieht; d.h. wenn der Begriff unter Berücksichtigung seiner Bildungsmöglichkeiten ansatzweise verstanden wird und sich dadurch bewährt, daß er, als Andeutung der Religion in Religionen, ebenfalls ansatzweise in diesen wiedererkannt werden kann.

In der Tat widerspricht es dem Sinn der Religion ebenso wie dem der Kultur, wenn diese nicht als Pluralität gedacht werden und stattdessen auf eine bestimmte Gestalt religiösen und kulturellen Selbstverständnisses reduziert werden. Diese Auffassung schließt jedoch die gegenteilige Feststellung nicht aus, der zufolge die Pluralität sowie der Sinn von Religionen und Kulturen nicht angemessen gedacht werden, wenn die Einheit und Einheiten kultureller Wirklichkeit nicht mit zur Geltung kommen. Wer den Menschen als Menschen anerkennt, kann sich weder auf einen alles einebnenden Uniformismus, noch auf einen alles zersetzenden Relativismus berufen, ohne damit seine Ansichten zum alleinigen Maß aller Dinge zu erklären. Was dabei zu kurz kommt ist vielmehr die Wahrheit des Menschseins, die in den Erfahrungen der Mitmenschlichkeit ihre anfängliche Gestalt erhält und sich in der Entfaltung kultureller Wirklichkeit als Prinzip ihrer Entwicklung und Ordnung erweist. In beiden Fällen kommt es darauf an, bei der Entfaltung und Entwicklung religiöser, bzw. kultureller, Prozesse und Beziehungen die Wahrheit in Acht zu nehmen, die Mitmenschlichkeit sowohl kennzeichnet als auch einfordert. Beim Studium kultureller und religiöser Phänomene dagegen kommt es vor allem darauf an, diese ihrer Bildung entsprechend so zu begreifen, daß weder ihre anfängliche Einheit im Ganzen kultureller Wirklichkeit, noch ihre Eigenheiten in einer Vielzahl möglicher Ausdrucksformen verloren gehen.

In der Darstellung der Religion und geistigen Kultur von Semang und Bambuti folgte P. Schebesta demselben Schema, das er bei der Behandlung der materiellen Kultur und der sozialen Beziehungen gebrauchte. An erster Stelle präsentierte er sowohl seine Wahrnehmungen und Beobachtungen als auch die anderer Forscher im Sinne ethnographischer Beschreibungen, um sie dann, an zweiter Stelle, im Rahmen ethnologischer Überlegungen systematisch aufzuarbeiten und in größeren Zusammenhängen zu behandeln. In der Darstellung des ethnographischen Materials stützte er sich auf die Beobachtung rituellen Verhaltens einerseits, sowie auf das mit diesem und allem anderen Verhalten verbundenen, in Mitteilungen und Erzählungen erschlossene, Verständnis von Mensch und Wirklichkeit andererseits. Dem gegenüber verfolgte die systematische Darstellung des Materials den Zweck, religiöse Erscheinungen im Ganzen der Semang- und Bambutikultur im Sinne der Menschen und unter Berücksichtigung kultureller Zusammenhänge und Kontraste zu erfassen. Im Falle der Semang bedeutete dies, die Darstellung ihrer Religion mit jener der „Negrito“ auf den Philippinen und den Andamanen zu verbinden, die Beziehungen zu den Nachbarvölkern wie Senoi und Jakud'n zu behandeln, wie überhaupt auf mögliche Einflüsse von Indien und Indonesien zu achten. Bei den Bambuti ging es darum, ihre religiösen Auffassungen mit denen der benachbarten Ethnien zu vergleichen und auf dem Hintergrund afrikanischer Geschichte den Zusammenhang mit der Religion der „Buschmänner“ (!Kung, Khoikhoi) anzudeuten.

Auf die Vorstellung einer von Geistwesen (Ćenoi) bewohnten Welt wurde bereits Bezug genommen. P. Schebesta spricht vom Ćenoi-glauben der Semang, wobei jedoch anzumerken ist, daß das Wort

„Glaube“ eher das Verhältnis des Forschers zu den Ċenoi kennzeichnet als das von den Semang. Für die Semang gehören die Ċenoi, wenngleich auf besondere Weise, ebenso zur Welt in der sie leben wie alles andere auch. Daß P. Schebesta im Ċenoi-Glauben, der u.a. wohl von Einflüssen des Hinduismus und des indonesischen Schamanismus mitgeprägt war, einen Grundzug der Semang-Religion erblickte, war darin begründet, daß die Welt der Ċenoi sich in der Vorstellung von göttlichen Wesen verdichtete, die den Hintergrund der Semang-Symbolik bildete. Diese Wesen, an deren Spitze einmal Ta Ped'n (Herr, Großvater Ped'n) und Djamoi (Frau, Großmutter Moi), dann wieder Karei (Donner) und Manoi (Erdmutter, seine Frau) stehen, sind mit Söhnen, Schwestern, Brüdern und anderen Unsterblichen für Geschehnisse in Urzeit und Gegenwart verantwortlich („Negrito“ II. 2, a.a.O., S.10ff). Die einzelnen Gestalten verweisen auf bestimmte Erscheinungen wie Sonne, Mond, Licht, Unwetter, Vögel, Bäume). Zugleich ziehen sie sich davon auf eine Weise zurück, daß die allgemeine Ordnung von Welt und Wirklichkeit bestätigt wird, sie selbst sich jedoch weitgehend als austauschbar erweisen.

Aus der Sicht rationaler Erwartungen mag die Welt göttlicher Wesen verworren und irrational erscheinen. Bedenkt man jedoch, daß mit Gott, ohne den es weder Welt noch Wirklichkeit geben kann, kein Gegenstand in der Welt gemeint ist, dann bedeutet dies, daß Sprache und Bewußtsein im Gottesgedanken ihre Grenze erreichen, bzw. daß der Gottesgedanke in dieser Grenze Gestalt annimmt; daß er ein im Ritus vermittelter und von diesem geprägter Gedanke ist. Wenn es darum überhaupt möglich sein soll, dieser Grenze, und damit dem Gottesgedanken, gerecht zu werden, bleibt im Grunde genommen nur noch der im Medium von Sprache und Bewußtsein sich vollziehende Ritus übrig, um dieses Problem sowohl zu erfassen als auch zu lösen. Das Zusammentreffen von Freiheit, Willkür und Notwendigkeit im rituellen Umgang mit Sinnerfahrungen wirkt sich auch auf die Ritualisierung von Sprache und Bewußtsein aus, indem es der Phantasie freien Lauf gewährt und das sich abzeichnende Beziehungsgefüge seinen eigenen Maßstäben entsprechend zur Entfaltung kommen läßt.¹³⁵

Im Unterschied zu den göttlichen Wesen der Mythologie erblicken die Semang in den Ċenoi die Kinder Ta Ped'ns, in deren Menschenfreundlichkeit sich das Wohlwollen der Gottheit kundtut. Die Bedeutung dieses Bewußtseins zeigt sich insbesondere in der zeitlich nicht festgelegten Pano-Feier, in welcher der Hala' (Schamane, Priester, Mediziner) in einer Hütte außerhalb des Lagers mit Hilfe der Ċenoi Kontakt aufnimmt mit Ta Ped'n, um ihm die Anliegen der Menschen vorzutragen („Negrito“ II. 2, a.a.O., S. 136ff). Mit Blumen geschmückt versammeln sich die Menschen bei dieser Hütte, um zu tanzen und Lieder zu singen, aber auch um dem Hala', der sich mit seinem Diener in die Hütte zurückgezogen hat, ihre Anliegen und Sorgen mitzuteilen. Währenddessen unterhält sich der Hala' mit den Ċenoi, die in einem Stein (Kristall) wohnen, den nur er besitzt, in deren Sprache, und singt auch Lieder in dieser Sprache. Mit Weihrauch und Anhauchen stellt er eine Verbindung zu Ta Ped'n her, dem er zu dessen Freude Spiegel zuschickt und seine Anliegen vorträgt (124). Der Hala', in der Ċenoi-Sprache auch Pudeu genannt, der einen Tiger-Ċenoi zum Schutzgeist hat, ist ein Sohn Ta Ped'ns (123). Nach seinem Tod geht er nicht wie die anderen Menschen ins Totenreich im Westen, das man sich mit dem es kennzeichnenden, ständig blühenden und fruchttragenden, mapi' Baum als „Fruchthimmel“ vorstellt (184), sondern zu seinem „Vater“ (154) Ta Ped'n, dem größten aller Hala's (122), wobei er sich in einen Tiger-Ċenoi verwandelt.

¹³⁵ Obschon der Prozeß der Ritualisierung den Rahmen zweckbestimmten Handelns durchbricht, so ist er zumal dort, wo er Sprache und Bewußtsein erfaßt, weder unvernünftig noch gänzlich willkürlich. Wohl aber folgt aus der Art dieses von der Spontaneität des Menschseins getragenen Prozesses, daß er bereits vollzogen sein muß, bevor er auf seine Vernünftigkeit hin befragt werden kann und damit, je nachdem wie die Antwort ausfällt, nicht nur verständlich wird, sondern auch gesteuert und umgestaltet werden kann.

Im Alltag nimmt der Hala' keine Sonderstellung ein. Dem Fremden gegenüber ist man zwar bereit, den Hala' im Nachbarlager beim Namen zu nennen. In der eigenen Gruppe jedoch bleibt er anonym.¹³⁶ Die Berufung zum Hala', der bei den Semang immer ein Mann ist, findet im Traum statt, bzw. durch Vererbung, oder den Erhalt eines Ćebuĥ Steins (123). Eine Ausbildung bei anderen Hala's, wo er u.a. die Ćenoisprache erlernt, ist jedoch erforderlich. Von der Gründlichkeit der Ausbildung hängt es ab, ob jemand ein kleiner Hala' bleibt oder ein großer Hala' wird. Der Ćebuĥ Stein, den jeder Hala' braucht, und von dem es heißt, daß er im Blatttrichter der „lebag-Pflanze ... (Licuala kunstleri)“ zu finden sei (135), kann dem Hala' aber auch von Ta Ped'n in die Brust gehaucht werden, sodaß ihm sein Ćebuĥ mit den darin wohnenden Ćenoi immer zur Verfügung steht (135). Wenn die Semang feststellen, daß sie nicht beten können und nur der Hala' weiß, wie man dies tut, dann sollte deutlich sein, daß dies ein Beten betrifft, in dem der Hala' durch die Vermittlung der Ćenoi mit Ta Ped'n Kontakt aufnimmt.

Für P. Schebesta bestand kein Zweifel daran, daß er in der Gestalt von Ta Ped'n dem „Höchsten Wesen“ der Semang begegnet war. Die Eigenschaften, die Ta Ped'n zugesprochen werden, lassen P. Schebesta zufolge dessen „Gottheitscharakter unmißverständlich erkennen“ (209). „Nach Ansicht aller habe *Ta Ped'n* alles erschaffen“ (13). Diese Feststellung von Jahay und Lanoh scheint eindeutig zu sein. Tatsächlich kann Ta Ped'n jedoch nicht isoliert betrachtet werden. Als ein göttliches Wesen unter anderen mag er zwar insbesondere dann, wenn wir an die Pano Zeremonie denken, als der erste Repräsentant dieser Wesen gelten. Zugleich kann er aber durch Karei und andere ersetzt werden, oder als Sohn und Bruder eine untergeordnete Stellung einnehmen. Wie berechtigt es darum auch sein mag, ihn als Höchstes Wesen hervorzuheben, genau genommen ist jedoch nicht er, sondern der Komplex aller Unsterblichen dieses Höchste Wesen. Zum einen umfaßt dieser Komplex eine Vielzahl von Phänomenen, die ihn als Wortzeichen darstellen und, sofern sie wie etwa Ya Manojj (Erdmutter, Regenbogen) und Karei (Donner) als Eigennamen gebraucht werden, einen persönlichen Charakter annehmen. Zum anderen kommt ihm die Bedeutung einer unsichtbaren Wirklichkeit und Ordnung zu, der das Bewußtsein von Ta Ped'n und anderen Ćenoi entspricht, ohne die es weder die Welt noch die Menschen gäbe. Die Religion der Semang zeigt sich demnach in der Art und Weise, wie sie, die Menschen, in den Erscheinungen von und zwischen Himmel und Erde deren rituell vermittelte Botschaft wahrnehmen und mit der darin erschlossenen und sich erschließenden Ordnung verbunden wissen. Je nachdem wie diese Verbundenheit erfahren und dargestellt wird, wandelt sich der Sinn des Gottesbewußtseins, das diesen Erfahrungen zugrunde liegt und im Verhalten der Menschen vielfältig zum Ausdruck kommt, jedoch so, daß es nicht angeht, von Monotheismus oder Polytheismus zu sprechen. Eher könnte man sagen: Sie leben mit Gott auf ihre Weise.

In den Bambuti lernte P. Schebesta Menschen kennen, die sich von den Semang ihrem Temperament nach in vieler Hinsicht unterschieden. Während er die Semang als ruhige, nachdenkliche, besinnliche Menschen in Erinnerung hatte, beeindruckte ihn die Urwüchsigkeit der Bambuti, die er als lebhaft, vitale, rhythmisch und dynamisch geprägte Charaktere kennen lernte (Skriptum, a.a.O. 23). Die Bambuti waren nicht nur wesentlich (fast zwanzig Mal) zahlreicher, sondern lebten auch abgeschirmter als die Semang in einem schier endlosen Waldgebiet. Einer eher vegetabilisch orientierten Mentalität stand eine mehr „animalische“, d.h. an der Tierwelt orientierten, „Ergriffenheit“ gegenüber.¹³⁷

136 P. Schebesta bemerkt dazu: „Im ersten Lager in Bersiah lebte ich zwei Monate lang neben dem Windschirm des Hala' Lemo, und obwohl ihn die Bersiah-Malayen stets Hala' nannten, gab man vor, es wäre kein Hala' im Lager“ (126).

137 Vgl. dazu: „Der tierisch ausgerichtete, d.h. an das Tier gebundene Charakter der Bambuti-Gottheit würde es rechtfertigen, mit Frobenius von einer animalischen Ergriffenheit der Bambuti zu sprechen.“ Die Bambuti Pygmäen vom Ituri, Bd. III: Die Religion, a.a.O., S. 11.

In der Darstellung der Bambuti Religion verweist P. Schebesta auf ähnliche Schwierigkeiten wie bei der Erforschung der Semang (7). Als er jedoch die Bambuti näher kennen lernte, konnte er feststellen, daß der Pygmäenalltag zahlreiche Momente kannte, in denen gebetet und geopfert wurde; etwa wenn die Frauen singend und Asobé um Erfolg bittend ihre Arbeit beginnen, oder wenn bei erfolgreicher Jagd ein Stückchen Fleisch für Tore auf einem Blatt in eine Baumgablung gelegt oder einfachhin in den Wald geworfen wird. Da die von der eigenen Praxis her bekannte Beziehung zwischen Ritus und Religion in diesem Verhalten wiederkehrte, lag es nahe, darin Anzeichen und Ausdrucksformen bambutischer Religion und Religiosität zu vermuten. Rückblickend bemerkt P. Schebesta dazu: „Ich hatte von Anfang meiner Bekanntschaft mit den Bambuti an den bestimmten Eindruck, dass die Pygmäen an einen Schöpfergott, den Herrn des Alls und den Vater der Menschen glaubten“ (163). Damit stellte sich freilich mit der Frage nach der Berechtigung dieses Eindrucks die Frage nach dem oder den Adressaten religiösen Verhaltens sowie aller anderen Aspekte desselben. Hierbei wurde diese Fragestellung vor allem dadurch verschärft, daß eine Fülle von Namen auftrat, die als mögliche Adressaten in Betracht kamen, die „mit mehr oder weniger Recht als Gottheit“ anzusprechen waren (120), deren Verhältnis untereinander alles andere als eindeutig war. Es waren Namen, die sowohl bei den Bambuti als auch bei ihren Wirtsherren angetroffen wurden, und zum Teil in weiten Teilen Afrikas vorkamen. Was bedeutet es, wenn z.B. „um nur die geläufigsten zu nennen,“ von „Tore, Murimuri, Mbali, Mbali-Mbati, Arebati, Kalisia, Epilipili, Ba’atsi, Asobé, Mungu, Muanga und Ketu“ die Rede ist (118)? Meinen Bambuti und benachbarte Ethnien dasselbe, wenn sie diese Namen gebrauchen, oder ändert sich ihr Sinn jenachdem von wem und wo die Namen gebraucht werden?

Da die Verwendung der verschiedenen Namen auf Evidenzen beruhte, die keiner weiteren Begründung bedurften, ergaben die Nachfragen zwar Hinweise auf göttliche Eigenschaften wie Allmacht und Allwissenheit, oder Kunde von Ereignissen in der Urzeit, und oft genug nur neue Namen, nicht aber Erklärungen, die befriedigend gewesen wären. Erst als P. Schebesta die verschiedenen Termini unter linguistischen Gesichtspunkten in Augenschein nahm, eröffnete sich ihm der tiefere Zusammenhang und Sinn dieser Namen. Seiner als „Arbeitshypothese“ verstandene Theorie der Sprachbildung am Ituri, wonach Anlaut und Auslautvokal einen wortschöpferischen Charakter haben, und Primärpräfixe nicht zur Wurzel gehören, sondern als Sekundärpräfixe fungieren, die zur Bildung derivativer Verben gebraucht werden (126), kommt in ihrer Allgemeinheit auch nach sechzig Jahren kein anderer Status zu. Dagegen kann die Aufdeckung von verschiedenen Bedeutungsfeldern, welche in der Mythologie der Bambuti (und benachbarter Ethnien) zur Geltung kommen und darauf hinweisen, daß der Mythenbildung das Zusammenwirken von Sprache und Bewußtsein zugrundeliegt, nicht hoch genug eingeschätzt werden. Die Geschichten des Mythos werden zwar erdacht und erzählt, ihrem Kerngehalt nach entstammen sie jedoch der mythischen Dimension sprachbewußten Verhaltens, das sich an den damit verbundenen Evidenzen orientiert.

P. Schebesta unterscheidet vier Bedeutungsfelder. Dem ersten liegt die Wurzel *amba*, *aba* zugrunde, die ihrer transitiven Bedeutung nach auf erleuchten, und intransitiv verstanden, auf brennen verweist. Dem zweiten liegt die Wurzel *ara* zugrunde, die transitiv wohl weiß machen, hell machen, erleuchten und intransitiv weiß sein bedeutet. Das dritte Bedeutungsfeld geht auf die Wurzel *anda*, *ada* zurück, die mit Wissen zusammenhängt und soviel bedeutet wie „unheimlich sein durch Klugheit, magische Kraft und magisches Wissen.“ Das vierte Bedeutungsfeld geht auf die Wurzel *anga*, *aga* zurück, deren Grundbedeutung auf mächtig, kraftvoll, stark sein zu verweisen scheint. Dazu gehört auch die Parallelwurzel *akwe*, *angwe* der wohl dieselbe Bedeutung zukommt (149).

Das Netz der mit diesen Wurzeln gebildeten Namen stellt sich als ein auf den Mond ausgerichteten Sinnzusammenhang dar, in dem der (mythische) Mond nicht nur den (sichtbaren) Mond und alles andere geschaffen hat, sondern auch den Kerngehalt der mythologischen Gestalten bildet. „Am Ituri bestehen mindestens vier Wortstämme, von denen Gottesnamen gebildet werden (*m-ungu*, *mb-ali*,

s-ombo, k-eti u.a.). All diese Namen sind geläufig, hier dieser, dort jener mehr. Jede dieser Wurzeln dient weiters zur Bezeichnung des Mondes, des Regenbogens, des Blitzes, der Buschgottheit, der Tiere, die mit Gott in Verbindung stehen und einer Menge anderer, mythologisch-religiöser, bzw. soziologisch-religiöser Begriffe (Totemismus, Initiation). Die eine Gegend bevorzugt diesen, eine andere einen anderen Wortstamm, dennoch gehen alle vier durcheinander und überschneiden sich“ (151). Ob es sich um das Chamäleon handelt, das Bäume, Tiere und Menschen erschafft und allem einen Namen gibt (188), oder den ersten Menschen, dessen Name von dem des Kulturheros oder Gottes nicht verschieden ist, oder den Erwerb des Feuers, immer wieder ist es der Mond, dem wir in mannigfachen Erscheinungsformen begegnen (150). Der Dynamik der Stammwörter entsprechend, die sich insbesondere an den Erfahrungen von Macht und Ohnmacht sowie des Menschseins überhaupt orientiert, spielt sich die Mondmythologie sowohl am Himmel als auch auf der Erde ab. Hinzu kommt der Wechsel von Hell- und Dunkelmond, der diese Dynamik verstärkt und ihr ein eigenes Gepräge gibt. Obwohl die Gottheit, die in der Urzeit bei ihren Kindern lebte, sich wegen Mißachtung seiner Weisungen zurückgezogen hat, hat sie den Menschen alles gegeben, was diese zum Überleben brauchen.¹³⁸ Auch manifestiert sie sich in den Erscheinungen wie Blitz, Donner und Regenbogen. Die Spannung zwischen Hell- und Dunkelmond setzt sich nicht zuletzt in Auffassungen fort, denen zufolge Gott (wie immer er genannt werden mag) bald gut, bald böse genannt wird.

P. Schebesta spricht von drei Hypostasen der Gottheit, wonach diese einmal als Himmels-gott, dann als Gott auf Erden, und als Gott unter der Erde zur Geltung kommt und dementsprechend verstanden wird. Im Unterschied zu den benachbarten Ethnien, für die der Himmels-gott in weite Ferne gerückt, zum *deus otiosus* geworden ist, orientieren sich die Bambuti primär am Gott des Waldes oder, wie Schebesta sagt, an der Buschgottheit. Zwar teilen sie Vorstellungen vom Himmels-gott weitgehend mit der Bauernbevölkerung, nicht aber ihren Ahnenkult, der sich eher am Gott unter der Erde und dem dazu gehörenden Totenreich orientiert. Ihr Gott (Kalisia, Tore, usw.) ist ein Jagd-gott, der den Jäger begleitet, der alles sieht, der ihm beisteht und das Wild erlegen läßt, der aber auch für den Tod verantwortlich ist und den Wald schließt, wenn die Beziehungen unter den Menschen nicht in Harmonie verlaufen. Gleichwohl verschwimmt der Unterschied zwischen Wald- und Himmels-gottheit, wie etwa in den Anrufungen der auf Nahrungssuche gehenden Frauen, oder wenn es heißt, daß der Verstorbene zu Tore geht und ein Befe, d.h. ein Begleiter Tores wird, bzw. sich in ein Totem verwandelt, während das vom Mond stammende Lebensprinzip (*boru-e'i*) als Stern am Himmel weiterlebt.

Einen Grundzug des im Mythos erschlossenen Wirklichkeitsbewußtseins bildet die Vorstellung von der aus Gott strömenden Lebenskraft: am Ituri *megbe, unguma, bongisu, kelima, elima*, genannt (216). Diese Kraft ist, wie bereits erwähnt, in allem und trägt alles. Wenn und wo sie schwindet, schwindet auch das Leben. Doch ist nicht dies der Punkt, auf den es ankommt, sondern daß es dem Menschen gegeben ist, sich zu dieser Kraft zu verhalten, sie zu vermehren oder zu zerstören. Er vermehrt sie, indem er sich so verhält, wie Sitte und Brauchtum dies verlangen, durch friedfertig und intelligent zu sein, und alles zu vermeiden, was das Gegenteil bewirkt. Bezeichnend in diesem Zusammenhang sind Erzählungen, in denen ein Held namens Mamelife verschiedene Abenteuer zu bestehen hat, bei denen er betrogen und vernichtet werden soll. Nach vorerst mißlungenen Versuchen begegnet er einem alten augenkranken Mann oder einer ebenso kranken alten Frau, die ihn bitten, ihm/ihr auf nicht gerade appetitliche Weise (schlecke meine Augen aus!) zu helfen. Er tut es, ohne viel zu fragen. Zur Belohnung wird er mit so großer Kraft und Schönheit ausgestattet, daß er alle Feinde und Widerwärtigkeiten überwindet und die Frau seines Herzens (Malima) ihn heiratet (210).

¹³⁸ Weniger dramatisch, aber gleich folgenscher, ist die Erzählung, wonach früher die Erde oben war und der Himmel unten. Da die Menschen unachtsam waren und Schmutz in Epilipili's Essen fallen ließen, entschloß sich dieser, den Himmel nach oben zu verlegen.

Der Gedanke der Lebenskraft bildet ein Motiv, das sich zwanglos mit kultischen Handlungen verbindet, das im Tragen von Amuletten zum Ausdruck kommt, das im Männerbund (Tore, Molimo) aufgegriffen wird, das Tanzen und Trommeln zu einem kultischen Ereignis werden läßt. Es ist aber auch ein Gedanke, der magischen Praktiken nach sich zieht und der Hexerei Vorschub leistet, und dies umso stärker tut, je mehr er verselbstständigt wird und seine Bindung mit dem Quell aller Lebenskraft verliert.

Auch wenn die hier gegebenen Hinweise auf die Mythologie und das Wirklichkeitsbewußtsein skizzenhaft sind und unvollständig bleiben, so stellt sich gleichwohl die Frage, wie sie sich zum Gottesgedanken verhalten und in welchem Sinn von Gott gesprochen werden kann. Sofern der Mond, bzw. die Mondperson als anfangsloses und nicht vergehendes ‚Da‘ genannt wird, ist es deutlich, daß die fabulierende Erzählung sich auf ein Höchstes Wesen bezieht. Dieses Wesen erscheint zwar in unterschiedlichen Gestalten, jedoch auf eine Weise, daß es von diesen nicht wirklich verschieden ist. Es ist da, ohne daß Vorstellungen von Einzigkeit und Vielheit dazwischen kommen.

Auf Grund seiner Erfahrungen am Ituri, denen zufolge sich das religiöse Verhalten im Alltag mit seiner praktischen Orientierung deutlich von der Welt der „fabulierenden Phantasie“ unterscheidet, neigt P. Schebesta „zu der Annahme, dass die ursprüngliche Pygmäen-Gottheit amythisch war“ (152). An sich paßt diese Annahme nicht in die Erörterungen zur Bedeutung der Mythologie, so daß es nicht unberechtigt erscheint zu fragen, ob und inwieweit sich P. Schebesta hierbei nicht von seinem eigenen Gottesverständnis leiten ließ. Gleichwohl erweist sich diese Annahme als sinnvoll, wenn man bedenkt, daß der tragende Grund im Sprechen das Ungesagte ist, und daß der Gottesgedanke des Mythos darin seinen Ursprung hat. Hierbei kann sich P. Schebesta durchaus auf seine Bambuti berufen, etwa wenn es auf S.164 heißt: „Wiederholt äusserten sich die Bambuti bei Erörterung des Gottesbegriffes dahin, dass hinter der alltäglichen Gottheit, die hier *tore*, dort *bali* oder *muri-muri* usw. hiess, noch jemand sei, der Höchste und Erste, der alles, auch die vorhin genannten Gottheiten, erschaffen habe. Sein Name war aber unbekannt oder man nannte ihn kurz ‚Vater, Grossvater‘.“ Oder wenn Alingina bemerkt: „dass dieser ‚Uralte‘, der ‚Grossvater‘, der Erste und Einzige sei, der die Welt erschaffen habe, der der Herr des Weltalls sei und der niemals sterben werde (33). Er sei grösser und mächtiger als Tore und dessen Vater Puchopucho, wie ein anderer Pygmäe ergänzte. Er habe die Menschen aus der modi-utu-Staude hervorgehen lassen“ (168). Die Bilder und Vorstellungen der Mythologie sind die eine Seite des Gottesproblems, zu der auch die Symbole von Vater und Mutter, Großvater und Großmutter gehören. Dagegen besteht die andere Seite darin, daß es zwar möglich und auch notwendig ist, sich über das, was gottgefällig ist, Rechenschaft zu geben, daß es aber unmöglich ist, die Stelle Gottes einzunehmen oder den Sinn von Gottessymbolen gänzlich zu erfassen.

In einem Beitrag zu dem von Franz König (1905–2004), dem späteren Erzbischof und Kardinal von Wien, herausgegebenen Handbuch der Religionsgeschichte aus dem Jahre 1951 hat P. Schebesta sein im Laufe von drei Jahrzehnten gereiftes Verständnis der Religion dargestellt.¹³⁹ In diesem Beitrag greift er Themen auf, die er in der bereits besprochenen Broschüre: *Der Urmensch und seine Religion. Entstehung der Religion nach den Ergebnissen der Völkerkunde* behandelt hatte. Position und Blickwinkel haben sich jedoch zumindest teilweise verändert. An erster Stelle betrifft dies die Thematik der Urkultur sowie den Versuch, das Auftreten religiösen Verhaltens in den Blick zu rücken und verständlich zu machen.

Im Unterschied zu der früheren Abhandlung konzentriert sich P. Schebesta nicht auf die kulturhistorische Methode und Kulturkreislehre, sondern auf die Kulturforschung. Damit ändert sich zwar nicht die Bedeutung dieser Methode, es eröffnen sich aber Perspektiven, welche der Entfaltung kul-

¹³⁹ Paul SCHEBESTA, „Die Religion der Primitiven“ in F. König, Hrsg., *Christus und die Religionen der Erde*. Handbuch der Religionsgeschichte, Freiburg: Herder, 1951, Bd. 1, 539–578.

tureller Wirklichkeit ihrer eigenen Dynamik entsprechend den Vorrang geben. Nach wie vor lehnt P. Schebesta den naturwissenschaftlichen Evolutionismus als Deutungsschema kultureller Entwicklungen ab. Zugleich befürwortet er aber den Versuch, das Auftreten und den Werdegang kultureller Erscheinung sowohl vom Aufbau kultureller Wirklichkeit her als auch unter Berücksichtigung der Wechselwirkungen zwischen Kultur und Umwelt zu erfassen. „Undifferenziertheit ist stets das untrügliche Zeichen der Primitivität wie auch des entwicklungsgeschichtlichen Alters einer Kultur. Je älter eine solche, umso undifferenzierter und primitiver ist sie, d.h. um so mehr Entfaltungsmöglichkeiten schlummern in ihr. Welche Entwicklungsrichtung sie mit der Zeit einschlagen wird, das hängt von vielen Faktoren ab, am meisten jedoch von ihrer Umwelt“ (545). Der Gedanke an die Urkultur ist nicht verschwunden. Ihrer Bedeutung nach ist sie jedoch ein, so möchte ich sagen, rein theoretischer Begriff geworden, der dazu dient, die Bedeutung kultureller Undifferenziertheit als Hintergrund für die Frage nach der Religion ins rechte Licht zu rücken. Wurde ehemals das Vorkommen religionsloser Völker noch offen gelassen, so wird es jetzt aus kulturanalytischer Sicht zurückgewiesen. „Die hypothetische Urkultur verkörperte das Stadium der Undifferenziertheit an sich, was aber nicht gleichbedeutend ist mit Kulturlosigkeit. Der Mensch kann niemals absolut kulturlos gewesen sein. Da die Religion ein Wesensstück der Kultur ist, kann demnach der Mensch niemals religionslos gewesen sein“ (546).

P. Schebesta weist darauf hin, daß die Unterscheidung von Kultur- und Naturvölkern „stets nur graduelle Unterschiede zum Ausdruck [bringt].“ Das trifft auch zu, wenn von Primitiven die Rede ist, sofern deren Kultur durch „weitgehende Abhängigkeit von der Umwelt“ gekennzeichnet ist. Diese „leben zwar stark, aber keineswegs absolut im Bann der Umwelt. Die Schwelle der Primitivität überschreitet ein Volk durch Sprengung des Naturzwanges, wie es im Bodenbau und in der Viehzucht am deutlichsten in Erscheinung tritt“ (546). Demnach zählen nur „die sogenannten Wildbeuter zu den Primitiven, worunter solche Populationen zu verstehen sind, die ihr Leben fristen durch allerdings rationale Erbeutung der in der Natur wildwachsenden vegetabilischen und animalischen Nahrungsmittel... In sozialer und geistig-religiöser Hinsicht fallen die Wildbeuterkulturen durch eine engere Verflechtung mit der Wirtschaft auf, als es auf höheren Stufen der Fall ist“ (546). Beachtet man die von den Anfängen wegführende Bewegungsrichtung der Differenzierungsprozesse, dann verbietet es sich von selbst, die Wurzel der Religion in differenzierten Religionsformen suchen zu wollen. Dazu sind „die Religionsformen der Primitiven,“ und zwar allen voran die der (afrikanischen) Pygmäen, die nach der Auffassung von P. Schebesta unter den heutigen Primitiven an erster Stelle stehen, „geeigneter und zuständiger“ (546).

Unter der Voraussetzung, daß „der Ursprung der Religion aus den Tiefen einer undifferenzierten Geistes- und Seelenhaltung am ehesten erklärt werden kann“ (546) skizziert und kritisiert P. Schebesta die bereits bekannten Ursprungstheorien der Religionsgeschichte. Dabei kommt es dem historisch eingestellten Forscher nicht darauf an, ob es sich um weit verbreitete Kulturformen, bzw. um „hohe oder grobe Ideen und Kulte“ handelt. Vielmehr geht es darum, „deren Originalität und Unverfälschtheit zu erweisen“ (547). Auf den Einwand, daß insbesondere das geistig-religiöse Leben im Rahmen der Wildbeuterkulturen im Laufe der Zeit tiefgreifende Veränderungen erfahren hat, geht P. Schebesta nicht ausdrücklich ein. Ich nehme aber an, daß er gerade deshalb die Forderung nach Originalität und Unverfälschtheit, die an sich alle Religionsformen betrifft, hervorhebt, weil die Bedingungen der Wildbeuterkulturen es eher als andere Kulturen gestatten, dieser Forderung nachzukommen.

Da die Skizzierung und Kritik der Ursprungstheorien (347–560) nicht wesentlich von deren früherer Behandlung abweicht, erübrigt es sich, nochmals darauf einzugehen. Wohl aber möchte ich hervorheben, daß er auf „sozialistische“ Theorien nicht mehr eingeht. Das mag mit veränderten Zeitverhältnissen zusammenhängen. Ich vermute aber, daß es vor allem die auf Grund seiner Forschungen gewonnene Einschätzung von Umwelt und Wirtschaft war, die ihn dazu veranlaßten;

bzw. die eine den Rahmen sprengende Behandlung dieses Problems notwendig gemacht hätte. Auch möchte ich darauf hinweisen, daß er die vorgelegten Theorien in zwei Gruppen einteilt. Einerseits unterscheidet er die Vertreter der Progression („am Anfang steht der glaubenslose Tiermensch“) andererseits die der Degeneration, die der „Vorwärtsbewegung“ einen „Abfall vom Monotheismus“ attestieren. „Degenerationstheoretiker und Progressivisten finden also jeweils nur *einen Ansatz und Anfang* für die Religion, übersehen aber dabei die Tatsache der komplexen religiösen Veranlagung der Menschheit, und daß infolge dieser Disposition der Anfang der Religion weder bloßer Dynamismus noch bloßer Animismus oder bloßer Monotheismus gewesen sein kann, sondern daß aus der dreifachen menschlichen Seelenveranlagung, der magischen, animistischen und personalen, die Religion strömt, die sich beim Ansetzen der Differenzierung nach einer der drei Richtungen spezialisiert“ (561).

Mit dieser Schlußfolgerung nimmt P. Schebesta deutlich Abschied von der Degenerationstheorie, wie er sie seinerzeit verteidigte. Statt dessen formuliert er jetzt die These, daß die Religion in der religiösen Veranlagung der Menschheit ihren Anfang nimmt und drei Wurzeln kennt, die auf ihre Weise in unterschiedlichen Religionsformen zur Geltung kommen. Da P. Schebesta in der Mythologie „eine allgemein menschliche Angelegenheit“ erblickt, die bis „in die Urzeiten hinab[reicht]“ (550), bemerkt er dazu: „*Es scheint, daß anfänglich das personale Moment (die Personifikationsveranlagung) die Führung hatte* und so das magische und animistische Element mitgestaltete. *Erst bei späterer Differenzierung hat hier das animistische, dort das magische Element die Oberhand über das personale bekommen, wobei auf diese Weise der Theismus ins Hintertreffen kam.* Er wurde vom Gerank phantastischen, magischen und animistischen Aberglaubens und der üppig fabulierenden Phantasie überwuchert und nahezu erstickt“ (561).

P. Schebesta erläutert seine These am Beispiel von Bambuti und „Negrito“ (563–577), wobei er auf die Schwierigkeiten verweist, die sich ihm beim Erforschen von deren Religion in den Weg stellten. Wie in der früheren Arbeit betont er auch jetzt die Notwendigkeit, sich unterschiedlicher Denkungsarten bewußt zu sein, und damit dem Mentalitätsproblem zentrale Bedeutung zuzumessen. „Wenn man sich der Tatsache bewußt ist, daß religiöse Auffassungen exotischer Völker sich mit unseren abendländischen nicht decken, fürchtet man unwillkürlich, der Gefahr zu unterliegen, ihnen unsere Begriffe unterzuschieben. Das ist mir wiederholt widerfahren und Forschungsergebnisse anderer kränken nur zu sehr daran und geben zu Mißverständnissen Anlaß“ (562f). Ausdrücklich weist er darauf hin, daß die „Ähnlichkeiten in der Wirtschaftskultur“ von Bambuti und „Negrito“ „sich aus der wildbeuterischen Wirtschaftsform und aus der gleichen Umwelt [erklären]“ und fügt hinzu: „Die Differenzierung in der Religion ist grundlegender Natur. Die afrikanischen Pygmiden sind dynamistisch orientiert. Die Negrito-Religion [*sic!*] hingegen fußt auf Animismus. Mit anderen Worten, die Religion der Bambuti ist eine beginnende Differenzierung des dynamistischen Gottesglaubens, jene der Negrito [*sic!*] eine solche des animistischen, beide mit entsprechendem animistischem bzw. magischem Beiwerk verbrämt“ 563).

Behandelt werden Vorstellungen des Höchstem Wesens in seiner Bedeutung als Vater, Großvater, Vater unserer Väter (564); als mythischer Himmels-gott oder Mondgott (565f); als Erd- oder Busch-gott (567f). Anschließend befaßt er sich mit dem Kult der Buschgottheit (569ff) sowie mit der Magie der Bambuti (571f) und deren Seelenauffassungen und Vorstellungen vom Totenreich (572f). In einer Zusammenfassung (573f) verweist er auf Übereinstimmungen und Unterschiede im religiösen Verhalten von „Pygmäen und ‚Negern‘“; auf Erfahrungen von Gottes Gegenwart im pygmäischen Alltag, wobei er von einem Gotteserlebnis spricht; auf die Vorstellung von Gott als Gott des Waldes und der Jäger; auf die Bedeutung der Urstandsmythen. „Die Mythen geben auch Antwort auf die Fragen nach dem Woher von Himmel, Mond, Sonne und Sternen. Den Alltag beherrscht die Sorge um das tägliche Brot, um Vegetabilien, die die Frau sammelt, und das Wild, das der Mann erjagt. Der Kampf ums Leben, um das tägliche Brot ließ den *Gott der Umwelt* Gestalt werden. Diese

Gottheit ist einerseits ein *Produkt rational-kausalen Denkens*, andererseits aber auch ein *Produkt des irrational-mystischen Erlebnisses*.“ Als Helfer und Schicksal der Menschen ist der Buschgott eine „sittlich verpflichtende Macht“ (573). „Unfälle, Erkrankungen werden auf Gott und seine Anordnung zurückgeführt wie auch der Tod“ (574). Von einer religiösen „Formung des Volkscharakters“ zu sprechen, wäre zu viel gesagt, auch wenn Initiation und Männerbund einen wichtigen Einfluß auf die Gesellschaftsordnung der Bambuti ausüben. „Die dabei gehandhabten Zeremonien sind nicht bloß sozial, sondern auch magisch-religiös. Es sind Mysterien, die den Zweck verfolgen, der initiierten Jugend die Quellen des buschgöttlichen Kraftglaubens zu erschließen“ (574).

In Bezug auf die „Negrito“ beschränkt sich P. Schebesta auf eine Opferfeier der Hambal-Aëta auf den Philippinen und einen Hinweis auf die Gestalt von Ta Ped'n bei den Semang (574-577). Besagte Opferfeier, die in mancher Hinsicht an die Pano-Zeremonie der Semang erinnert, fand unter Beteiligung aller, auch der Kinder, auf einem freien Platz außerhalb der Siedlung statt, unterm Sternenhimmel und dem Pinatubo-Gebirge als Hintergrund, und war Apo Katawan (Herr oder Vater Katawan) gewidmet.¹⁴⁰ Im inneren Kreis hockten die alten Männer und Frauen, in deren Mitte sich sechs Häuflein verschiedener Nahrungsmittel befanden. „Heilige Stille“ herrschte als ein Ältester (von auswärts), der Apo Katawan darstellte, vor den Opfergaben Platz nahm, sich beugte und mit dem Gesicht den Boden berührte. Unter anschwellendem Murmeln betete und flehte man, daß Apo Katawan sich aufrichten und die Gaben annehmen möchte. Doch der rührte sich nicht. Als auch alles Rütteln nichts half, brachte man ihn mit Gewalt in den Hockersitz. Apo Katawan sah die Gaben an und lächelte stumm. Jetzt wußte man: Er hatte die Gaben angenommen. Alte Männer und Frauen krochen zu ihm, um ihm ihre Bitten und Anliegen vorzutragen und für alle Wohltaten zu danken. „Nun begann ‚Gott‘ mit ihnen zu reden. Ehrfurchtsvoll stellten sie Fragen an Apo Katawan über ihre Zukunft, und er antwortete ihnen. Die ersten Wachsackeln waren längst verbrannt und die zweiten am Verlöschen, als diese nächtliche, dramatische Opferzeremonie der Aëta ein Ende nahm“ (575).

Da von Ta Ped'n, den Ćenoi, und dem Blutopfer an Karei bereits die Rede war, erübrigt es sich, nochmals darauf einzugehen. P. Schebesta hält noch fest, daß „die Semang-Sitte, sich bei jeder Gelegenheit mit Grün und Blumen zu bekränzen“ aufs innigste mit dem Gedanken an die Ćenoi verbunden ist, in denen er „Wesen animistischer Herkunft“ erblickt (575). „Den Ćenoi zulieb wird bei besonderer Gelegenheit die Panoheier abgehalten, wozu sich Frauen und Kinder mit Blumen und allerlei sonstigem Schmuck behängen und die anmutigen Ćenoiweisen singen, die vom Priestermediziner und seinem Gehilfen (primitive Schamanentypen) angeführt werden. Außerordentlich primitiv ist das ganze Arrangement, aber zu Herzen gehen die Weisen, und hellstes Glück leuchtet dabei aus den großen Augen dieser Urwaldkinder“ (576f).

Dem Thema entsprechend befassen sich die Schlußfolgerungen mit der Religion des Urmenschen. Da es ohne Urmenschen keinen Jetztmenschen geben würde, kann dessen Existenz nicht bezweifelt werden. Doch wer war dieser Mensch und was war seine Religion?

Der Urmensch, der P. Schebesta vor Augen steht, war gewiß nicht der Tiermensch evolutionistischer Theorien, und auch kein „ausgemergelter Rationalist“ mit der „Idee eines personalen Schöpfer und Vatergottes“ zwar, aber ohne „Symbolik und Magie“ als „Beiwerk“, auf das er „vielleicht jahrhundert- oder gar Jahrtausendlang warten mußte.“ Noch war er „ein in seiner ‚Urdummheit‘ einhertorkelelndes Ungeheuer“, noch ein von „Halluzinationen gepeinigter Neurotiker“ (577).¹⁴¹ Auf Grund seiner Erfahrungen mit Wildbeutekulturen stellt er fest: „Dort ist Leben, Rhythmus und Poesie“,

140 Vgl. dazu Negrito II. 2, a.a.O. 255f, 270ff. Ein Erlebnisbericht der genannten Talböng-Feier findet sich in Menschen ohne Geschichte, Mödling: St. Gabriel Verlag, 1947, 69–80.

141 In diesem keineswegs zimperlichen Sprachgebrauch spürt man geradezu die Beleidigungen, welche man den Menschen der Wildbeutekulturen angetan hatte, indem man sie als Wilde und Unmenschen einstufte, und die auch P. Schebesta verletzen.

um daran anschließend die Frage aufzuwerfen: „Wird die urmenschliche Religiosität sehr viel davon verschieden gewesen sein?“ und als Antwort hinzufügen: „Zweifellos war sie etwas anders, weil sie noch undifferenzierter war, als es die der heutigen Pygmäen und Negrito [*sic!*] ist; doch ist es nur ein gradueller Unterschied“ (577).

Bei allem Vielleicht, das die Vorstellungen vom Urmenschen notwendigerweise begleitet, bezeichnet ihn P. Schebesta als „seelenvolle[n] Menschen, den sein Milieu immer wieder zu neuen Kraft- und Intelligenzproblem aneiferte und zum Fabulieren anregte. Was er noch nicht begreifen konnte, faßte er in Bilder und Symbole, und so entstand sein mythologisches Weltbild.“ Wo er die Grenzen seines Könnens erreichte, nahm er, der „mindestens so abergläubig [war] wie der moderne Mensch“ Zuflucht zu „magischen Praktiken.“ „Um jeden Preis,“ so bemerkt P. Schebesta, wollte er „Haupt der Schöpfung bleiben, als welches er sich fühlte.“ Dieser Gedanke ist, wie mir scheint, insbesondere deshalb von Bedeutung, weil dem Menschen in Verbindung mit dem Wissen, ein Teil der Schöpfung zu sein, zum Bewußtsein gekommen sein könnte, „daß jemand über ihm stand, der diese Schöpfung vollbrachte und auch ihn in die Welt gesetzt hatte“ (577f). Lag es nicht nahe, seine „Stimme im Gebrüll des Donners“ und sein „Antlitz im lieblichen Mondenschein“ zu vernehmen? – „Er hatte ja Phantasie, der Urmensch, und vermochte in Symbolen zu denken“ (578).

Im Anschluß an den Bambuti-Mythos von Mugasa, der einst mit seinen Kindern auf Erden lebte, stellt sich P. Schebesta die Frage, ob nicht in dessen Offenbarung der Schlüssel des Gottesbewußtseins liegt. Diese Frage könnte im Sinne von W. Schmidts Annahme einer Uroffenbarung verstanden werden. M.E. kann sie aber auch so verstanden werden, daß sich diese Offenbarung in der Bewußtseinsbildung des Menschengeschlechts vollzog und, wie auch immer diese verlaufen sein mag, mit dieser zusammenfällt. Doch spricht sich P. Schebesta darüber nicht aus. Vielmehr schließt er seine Überlegungen mit der Feststellung: „Die Forschung muß zwar von undifferenzierten, aber doch vollwertigen Menschen ausgehen. Die Religion, die aus der Seele solcher Menschen quillt, nimmt sich doch ganz anders aus, als sie einseitige Theorien wahrhaben möchten. Es war eine gewiß primitive, undifferenzierte, aber doch in sich abgerundete Religionsform, denn sie entströmte einer denkenden, mit Gemüt und Phantasie begabten vollwertigen Menschheit“ (578).

7

Auftrag und Ausführung

7. AUFTRAG UND AUSFÜHRUNG

Zur bleibenden Bedeutung der Pygmäenforschung

Von besonderer Bedeutung für die Persönlichkeit von P. Schebesta und die von ihm vollbrachten Leistungen als Forscher waren wohl seine Beziehungen zur mährischen Heimat. Ich denke dabei an die Tatsache, daß die Erfahrungen, einer kulturellen Minorität anzugehören, ihm schon früh die Augen für unterschiedliche Lebensformen öffneten und sein Interesse für Tradition und Brauchtum weckten. Dazu gehört auch, daß sich aus diesen frühen Eindrücken eine bleibende Sensibilität für kulturelle Konflikte und Menschen in Not entwickelte, wobei die persönliche Begegnung einen zentralen Platz einnahm und die Erfahrungen der Jugendzeit bestimmend wurden. Vor allem denke ich daran, daß in der Art und Weise wie die Tradition das Leben der Menschen prägte, das christliche Bewußtsein von dem der kulturell vermittelten Wirklichkeit nicht wesentlich verschieden war. Zwar gehörte das Glaubensbekenntnis zur sonntäglichen Liturgie. Die Welt des Glaubens war aber ebenso selbstverständlich und rätselhaft wie die Wirklichkeit überhaupt. In dieser Hinsicht war es ihm evident, daß so wie die Leute zu Hause den christlichen Glauben vertraten, Semang und Bambuti ihrem Glauben an Čenoi, bzw. an Wald- und Mondgottheit erlebten.

Das Geflecht von Bezügen, das sich aus den Bindungen an die Heimat entwickelt hat, bildet sowohl den Rahmen, in dem sich das Leben von Paul Schebesta entfaltete, als auch das Zentrum, von dem her es seine Kraft und Richtung erhielt. Seiner allgemeinen Bedeutung nach umfaßt es seinen Werdegang als Priester, Missionar und Seelsorger ebenso wie den des Forschers und Wissenschaftlers. Folgt man dagegen den konkreten Schritten, in denen sich die Forschertätigkeit darstellt, dann ist es vor allem die Gestalt von Wilhelm Schmidt und das Milieu des Anthropos-Instituts, die hier an erster Stelle zu nennen sind.

7.1 Eigenwert von P. Schebestas Forschungen

In seiner letzten Arbeit über den Totemismus bei Pygmäen und „Waldnegern“, die er wenige Wochen vor seinem Tod abschloß, hat P. Schebesta noch einmal darauf hingewiesen, daß Wilhelm Schmidt es war, der ihn im Jahre 1923 mit der Pygmäenforschung betraute und ihm damit eine Aufgabe zuteilte, der er selbst bis heute seine „Zeit, Gesundheit und alle Energie auf sechs Forschungsreisen und durch zahlreiche Publikationen gewidmet (habe)“.¹⁴² Mit dem Hinweis auf W. Schmidt möchte ich nicht behaupten, daß Schebesta ein Vertreter Schmidtscher Theorien gewesen wäre. Im Gegenteil: da er ein sehr selbständig denkender Wissenschaftler war, der sich vor allem an eigenen Erfahrungen und der ihm zuteil gewordenen Menschenkenntnis orientierte, stand er den Vorgehensweisen von W. Schmidt weitgehend distanziert gegenüber. Durchschlagend war vielmehr der Wunsch, den Menschen in all seinen Aspekten und im Rahmen der Kulturgeschichte kennen zu lernen, so wie er sich darbietet, und nicht, wie er vorgefaßten Meinungen zufolge sein sollte. Ihm kam es zumindest nicht an erster Stelle auf den Platz an, der Bambuti und Semang in einer Rekonstruktion der Universalgeschichte möglicherweise zukommt, sondern auf die Beispielfunktion, die sie für die Verwirklichung und Gestaltung menschlichen Daseins unter denkbar einfachsten Umständen und Bedingungen haben.

Will man dem wissenschaftlichen Lebenswerk von P. Schebesta einigermaßen gerecht werden, dann darf nicht vergessen werden, daß dieses im Zeichen der Kulturkreislehre seinen Anfang nahm, mit deren Hilfe W. Schmidt die Geschichte der schriftlosen Menschheit zu erfassen versuchte. Da

142 „P. W. Schmidts Studie über den Totemismus der äquatorialen Waldneger und Pygmäen“, *Anthropica*, a.a.O. 322.

dieser Versuch seit mehr als fünfzig Jahren als mißlungen gilt, mag man geneigt sein, mit der Kulturkreislehre auch deren Anliegen zu verwerfen und damit den Wert der Forschungen in Zweifel zu ziehen, die von W. Schmidt initiiert wurden. Trotzdem sollte und darf man nicht außer Acht lassen, daß auch dieser Lehre in prinzipieller Hinsicht das Ringen um ein angemessenes Verständnis des Menschseins und der Kulturgeschichte überhaupt zugrunde lag. In diesem Ringen wußte sich P. Schebesta den Zielsetzungen der Anthropos Redaktion und des 1931 gegründeten Anthropos Instituts verpflichtet. Nicht weniger fühlte er sich jedoch den Ansprüchen des eigenen Menschseins verpflichtet, und zwar so wie er es von Haus aus kannte, wie er es als Missionar und in der Internierung kennengelernt hatte, und wie er es im Laufe seiner Expeditionen noch kennen lernen sollte.

Um den Eigenwert von P. Schebesta's Forschungen ins rechte Licht zu rücken, empfiehlt es sich, den Anfang seiner Forschungen im Rahmen der Kulturkreislehre nochmals in Erinnerung zu rufen. Daran anschließend möchte ich auf die grundsätzliche Bedeutung der Pygmäenforschung näher eingehen und versuchen, deren Bedeutung für das Verständnis und die Gestaltung menschlichen Daseins zu skizzieren.

Wie bereits bemerkt, hatte W. Schmidt größtes Interesse an einer verlässlichen und gründlichen Kenntnis der „Pygmäenvölker der Erde“, da er in diesen die bis in die Gegenwart hinein noch existierenden Vertreter der „Urkultur“ vermutete. Unter der Voraussetzung, daß diese Vermutung zutraf, war es deutlich, daß jeder Versuch, die Entwicklungsgeschichte der Menschheit zu rekonstruieren, sich an diesen Kulturen orientieren und ausweisen mußte.

Noch abgesehen davon, ob dieser Versuch gelingen kann, und wenn ja, ob er mit der Kulturkreislehre enden würde, diente der Aufruf zur Pygmäenforschung zunächst der Absicht, die Grenzen der lebenden Menschheit zu erkunden. Doch sah W. Schmidt darin keinen Selbstzweck, sondern die Voraussetzung, um auf Grund gesicherter Kenntnisse und Erkenntnisse, die Geistesgeschichte des Menschenwesens zu rekonstruieren; um auf Basis tatsächlich gegebener Antworten (d.h. so wie wir diese in den verschiedenen Formen kulturellen Daseins antreffen), die Grundzüge zu erhellen, die uns allen, dem Schriftbesitzer ebenso wie dem Schriftlosen, sowohl im Werden und Wandel der Kulturen als auch in der Einheit der Kulturgeschichte überhaupt eigen sind. In der Tat sah P. Schebesta, wenn ich dies etwas unvermittelt sagen darf, im Unterschied zu der bereits erwähnten Auffassung von der Ethnologie als Grundlage (christlicher) Apologetik, in „Schmidts Ursprung der Gottesidee keine Apologie des Christentums, sondern des (Ur)menschen“.¹⁴³

Wie Paul Schebesta in einer persönlichen Aufzeichnung vom 30. 8. 1966 festhielt, „[ging] die weitere Pygmäenforschung ab 1924/25 und später auf [s]einen Entschluß hin zurück“.¹⁴⁴ Als ihm in Afrika deutlich geworden war, daß die Annahme eines genetischen Kulturzusammenhangs zwischen „Negrito“ und Bambuti im Sinne von W. Schmidt nicht haltbar war, ließ er die Kulturkreislehre auf sich beruhen. Statt dessen konzentrierte er sich auf die beiden Wildbeutekulturen und den kulturellen Kontext, in, mit und gegen den sie ihre Gestalt gewonnen hatten. Ihm ging es darum, diese Gestalt möglichst so zu erfassen, wie sie unabhängig von allen Kulturkontakten bestanden haben mag. Dies war gewiß nicht völlig unproblematisch, da die Fragestellung es nahe legt, den Einfluß kultureller Kontakte zu unterschätzen und die anvisierte Ursprünglichkeit der entsprechenden Kulturen zu überschätzen. Soweit ihn jedoch der Gedanke an die Urkultur auch weiterhin faszinierte, richtete sich dieser auf die an sich zeitlose Gegenwart und Bedeutung des Menschseins im Ganzen kulturel-

143 Notiz im Zusammenhang mit einem nach dem Tode von W. Schmidt (1868–1954) gehaltenen Vortrag über „Pater W. Schmidt.“

144 Er bemerkt dazu: „Mir schwebte das Ziel vor Augen, die Pygmäenforschung in Afrika und Asien so gut möglich durchzuführen. An diesem Ziele hielt ich zäh fest. Und welches religiöse Prädikat kommt dieser Periode zu? Ehrgeiz? Jedenfalls nicht betont, eher der Wille eine Aufgabe die ich begonnen habe, zu Ende zu führen.“

ler Wirklichkeit und der sie kennzeichnenden Prinzipien, wobei der hypothetischen Zustandsbeschreibung einer fernen Vergangenheit vor allem, oder nur noch, heuristische Bedeutung zukommt.

Ich muß nicht eigens betonen, daß die Forschungen P. Schebesta's in dem hier angedeuteten Kontext vor allem als ein Beitrag zu bewerten sind, Kulturen ohne dokumentierte Geschichte prinzipiell dem Horizont des historischen Bewußtseins einzugliedern und so den ihnen zukommenden Platz in der Geschichte der Menschheit sicher zu stellen. Es ist dies ein Verdienst, das P. Schebesta zweifelsohne mit allen guten Ethnographen und Kulturanthropologen teilt. Wenn ich dennoch eigens darauf hinweise, so deshalb, weil auch er selbst seine Forschungen in diesem Sinn verstand. Ob in den Dschungeln Malayas oder den Urwäldern Afrikas, überall erblickte er es als seine Aufgabe und Pflicht, den Menschen wörtlich und metaphorisch bis in die letzten Bereiche ihres Daseins und ihrer Überzeugungen zu folgen. Er wollte unter allen Umständen „der Wahrheit die Ehre geben“; die kulturellen Tatsachen für sich selbst sprechen lassen. Gerade weil er sich als Zeuge verstand, scheute er sich nicht, nicht nur seine Ergebnisse mitzuteilen, sondern auch die Art und Weise zu beschreiben, wie er dazu gekommen war; selbst fragmentarisch zu bleiben, wenn es die Objektivität erforderte.

Vor allem aber wagte er auch das Experiment, die These von der Menschlichkeit der von ihm erforschten Wesen an seinem Verhältnis zu ihnen zu überprüfen, indem er stets bestrebt war, ihnen auf persönliche Weise zu begegnen; selbst Teil ihres Alltags zu werden, ohne deshalb aufzuhören, er selbst zu sein. Denn, so war er überzeugt, „jeden Menschen, auch den Pygmäen, lernt man im Alltagsleben am ehesten kennen“.¹⁴⁵ So schreibt er z.B. in einem Brief vom 17. 7. 1929: „ich habe derart alle Scheu abgelegt und bin so frei und unverfroren, daß man mich gleich als seinesgleichen aufnimmt“. Auch gehörte dazu, daß er sich immer als Christ verstand, der so wie er da war, in Gerechtigkeit und Menschenliebe für den Nächsten verantwortlich war. In diesem Sinn bemerkt er z.B. in einem Brief vom 13. 5. 1929: „Wenn ich die Neger [*sic!*] so zahlen wollte, wie es der Staat verlangt, dann würde die Expedition sehr billig werden. Das kann ich aber nicht, denn das ist schändlicher als Blutsaugerei“.

Übrigens brachte ihm dieses Verhalten nicht nur den Ehrentitel des ‚Pygmäen-Vaters‘ (*Baba wa Bambuti*) ein, sondern es rettete ihm zumindest einmal (1934) auch das Leben, als die Bambuti-Verwandten (*bayumba*) ihn auf seinen Hilferuf hin in ihre Mitte nahmen und mit dem eigenen Leib gegen einen Negerhäuptling [*sic!*] und dessen Leute schützten.¹⁴⁶

Es entsprach der dokumentarischen Absicht des Feldforschers P. Schebesta, die jeweilige Situation in Gänze auf sich einwirken zu lassen und ihrem eigenen Zusammenhang entsprechend zu erfassen. Im Feld gilt, wie bereits gesagt, die Methode des praktischen Funktionalismus. Was zählt sind die kulturellen Tatsachen und ihr Zusammenhang. Da weder das eine noch das andere von vornherein feststeht, ist für den Feldforscher grundsätzlich alles relevant. Es gibt nichts, das ohne weiteres unwichtig wäre. Wer zur Wahrheit des Menschseins gelangen will, muß dessen Wirklichkeit anerkennen und, soweit sie zugänglich ist, zur Kenntnis nehmen, um sie auf Grund gesicherter Tatsachen dem Erkennen erschließen zu können. Dementsprechend beschränkte sich P. Schebesta in seinen Forschungen auch nicht auf bestimmte Kulturbereiche, sondern versuchte, ein möglichst vollständiges Bild zu gewinnen, das den Gegebenheiten von Umwelt und Wirtschaft ebenso gerecht werden sollte wie denen der physischen Anthropologie, der Physiologie, der sozialen Verhältnisse, der Sprache, des Denkens, der Kunst und der Religion. Die Liste ist nicht vollständig, deutet aber darauf hin, daß P. Schebesta nicht übertrieben hat, wenn er für sich in Anspruch nahm, daß die von ihm erforschten Sammler und Jäger jetzt zu den am besten bekannten Völkern der Erde

145 Paul SCHEBESTA, „Die Bambuti-Pygmäen von Ituri“, Unser Schaffen, Jh. 5 Heft 1, 1960, 26–30, 28; vgl. dazu auch Bambuti II. 3 (Religion), a.a.O., S. 153ff.

146 Vgl. dazu Der Urwald ruft wieder: Meine zweite Forschungsreise zu den Ituri-Zwergen, Salzburg- Leipzig: Pustet, 1936, S. 13; Baba wa Bambuti, Mödling: St.Gabriel-Verlag, 1957, S. 87ff, 93.

gehörten. Zwar war er auch davon überzeugt, daß hier die zukünftige Forschung das letzte Wort haben würde. Gleichzeitig gibt es aber gute Gründe sagen zu dürfen, daß trotz des Fragmentarischen, das auch in seiner Forschung nicht fehlt, redlicherweise niemand, der sich mit dem Studium der Wildbeutekulturen befaßt, an den Ergebnissen seiner Untersuchungen vorbeigehen kann. Dies gilt umso mehr als diese Kulturen seitdem tiefgreifende Umwälzungen und Einbrüche erfahren mußten, sodaß seine Veröffentlichungen historische Dokumente geworden sind.¹⁴⁷

Wenngleich die ethnographische und ethnologische Bedeutung an erster Stelle zu nennen ist, so wäre es dennoch verfehlt, die Forschungen von P. Schebesta nur dieser Bedeutung entsprechend beurteilen zu wollen. Das bisher zur Person und zu den Forschungen Gesagte spricht diesbezüglich eine andere Sprache. Im Rahmen theoretischer Überlegungen zeigen insbesondere die Publikationen über den „Urmenschen und seine Religion“ und über „Die Religion der Primitiven“, daß der Motivationshorizont des Forschers wesentlich komplexer und seine Interessen umfassender waren als soeben angedeutet wurde. Damit stellt sich freilich auch die Frage, wie sich die entsprechenden Motive und Interessen ausgewirkt haben; ob und inwieweit sie die Ergebnisse seiner Wahrnehmungen und Untersuchungen behindert oder gefördert haben; bzw. wie seine Forschungen zu bewerten sind, wenn nicht nur Person und Charakter, sondern auch der Priester und Missionar berücksichtigt werden. Der Hinweis auf die Beziehungen zur Heimat und den Einfluß von W. Schmidt gehört zwar mit zur Antwort, die hier gegeben werden kann. Die Fragestellung selbst reicht jedoch weiter und sollte dementsprechend aufgegriffen werden.

7.2 Colin M. Turnbolls Beurteilung von P. Schebesta

In einem Beitrag zur Festschrift von P. Schebesta, die diesem zum 75. Geburtstag von Mitbrüdern, Freunden und Schülern gewidmet wurde, hat sich Colin M. Turnbull (1924–1994) mit der Kritik am Werk des Jubilars auseinandergesetzt.¹⁴⁸ Er tat dies aus der Perspektive des Feldforschers, der die Bambuti am Epulu (einem Nebenfluß des Ituri) in den fünfziger Jahren intensiv untersucht hatte.¹⁴⁹

Im Unterschied zu Anthropologen, die, wie Turnbull meint, nur sich selbst und ihr Schule kennen, betont er die Bescheidenheit und Wahrhaftigkeit von P. Schebesta, der stets bereit war, „neuen Ideen sein Ohr zu leihen und Tatsachen zu beachten“ und damit „den Wert seiner ursprünglichen Forschungsarbeit ständig zu erhöhen.“ Bei der Beurteilung der Leistungen sollte man „den Menschen selbst betrachten, sowie seine Methoden, seine Ziele, und seine Gefühle. Denn wenn seine Fakten von Bedeutung sind, dann auch die Wege auf denen er dazu gekommen ist“ (1). Turnbull erwähnt vier Einwände, die man, vornehmlich im Gespräch unter Kollegen, P. Schebesta gegenüber vorzubringen pflegt: Erstens sei er mit vorgefaßten Auffassungen ins „Feld“ gegangen. Zweitens habe seine Methode den sozialen Kontext verändert und damit seine Forschungsergebnisse beeinträchtigt. Drittens habe er zu viele Informanten herangezogen. Viertens habe er die Sprache nicht hinreichend

¹⁴⁷ Da die heutige Kulturanthropologie sich weitgehend an englischsprachlichen Quellen orientiert, und bisher nur die Reiseberichte der dreißiger Jahre übersetzt wurden, ist die Rezeption der Bambuti- und „Negrito“-Bände leider ins Hintertreffen geraten. Wie es damit in der Zukunft bestellt sein mag, wage ich nicht einzuschätzen. Man sollte aber die Lücken in der Rezeption berücksichtigen, wenn in der anthropologischen Literatur auf Schebesta Bezug genommen wird.

¹⁴⁸ Colin M. TURNBULL, „Father Schebesta's Work among the Mbuti-Pygmyes“, Festschrift Paul Schebesta zum 75. Geburtstag, Mödling: St. Gabriel Verlag, 1963, 1–5.

¹⁴⁹ Vgl. dazu: Colin M. TURNBULL, *The Forest People*, Garden City: Doubleday, 1962; *Wayward Servants: The Two Worlds of the African Pygmies*, Garden City: The Natural History Press, 1965; *The Mbuti Pygmies: Change and Adaptation*, New York: Holt, Rinehart and Winston, 1983; sowie P. Schebesta, „Colin M. Turnbull und die Erforschung der Bambuti-Pygmäen“, *Anthropos*, Bd. 58, 1963, 209–223.

beherrscht. Da diese Unzulänglichkeiten bei jedem Forscher anzutreffen sind, geht Turnbull nicht näher darauf ein, sondern bemerkt dazu lediglich, daß sie bei der Bewertung von Forschungsergebnissen nützlich seien, daß es aber „unfair“ wäre „sie gegen den Anthropologen zu gebrauchen, es sei denn man kennt und gebraucht *alle* Fakten von Bedeutung“ (1). Was P. Schebesta betrifft, sprechen seine Publikationen für sich selbst, sodaß es genügt, auf diese zu verweisen.¹⁵⁰ Kritik ist „das Schicksal aller akademischen Arbeiten, und eines der Hauptmittel unseres Fortschritts“ (2).

Dagegen gibt es drei Einwände, auf die Turnbull näher eingeht. Der erste betrifft den Umstand, daß P. Schebesta ein Priester war; der zweite bezieht sich auf die Gewohnheit von P. Schebesta, seine Erfahrungen in Reiseberichten festzuhalten; und der dritte auf seine historische Orientierung.

Im Gegensatz zur herrschenden Meinung, derzufolge ein Priester von Natur aus (inherently) kein guter Anthropologe sein kann, ist Turnbull der Auffassung daß im Priestertum von P. Schebesta „die Quelle eines, wenngleich indirekten, Beitrags zur Kenntnis nicht nur der Bambuti, sondern der Anthropologie überhaupt“ vorliegt (2). Er begründet dies mit dem Argument, daß Anthropologie mehr bedeutet, oder bedeuten sollte, als das Studium von Institutionen und deren Beziehungsgefüge. Dem gegenüber „bekennt P. Schebesta sich zu seinen Gefühlen und Glaubensüberzeugungen, und seinem Interesse an menschlichen Wesen“ (2). Gilt nicht auch von Vertretern der „analytischen Schule“, daß sie „entschlossen sind, ein bestimmtes Verwandtschaftssystem zu finden – freilich ohne dies zugeben zu wollen? Doch kritisieren sie Pater Schebesta, weil er nach einer bestimmten Art religiösen Glaubens Ausschau hielt, einfach deshalb, weil er sich dessen bewußt war und dies zugegab. Hätte es seine Kritiker glücklicher gemacht, wenn er, wie sie, nichts über seine persönlichen Glaubensvorstellungen und Überzeugungen gesagt hätte?“ (2). Der Vorwurf, daß P. Schebesta ein Priester war, ist nicht nur kurzsichtig, sondern auch irreführend. Denn „ein Anthropologe, der an nichts glaubt außer an sich selbst, ist unfähig, den Glauben anderer zu erkennen;“ und damit auch von einem „primitiven Volk“ sagen zu können, daß es, wenn es so ist, einen Glauben besitzt (4).

Obwohl manche Anthropologen populärwissenschaftliche Schriften vehement ablehnen, ist Turnbull davon überzeugt, daß sie eine notwendige Ergänzung zu strikt wissenschaftlichen Abhandlungen darstellen und diesen Tiefe und Perspektive verleihen. Seiner Meinung nach gestatten es die entsprechenden Veröffentlichungen von P. Schebesta nicht nur, „dem Feldforscher bei der Arbeit zuzuschauen und die Bedingungen zu erfassen, unter denen er seine Informationen sammelte, sondern wir werden auch in die Lage versetzt, mit seinen Augen bis ins genaue Detail die Gesellschaft zu sehen, die er später analysiert“ (2). Hinzu kommt, daß diese Schriften Raum bieten für Beobachtungen, deren Bedeutung nicht unmittelbar erfaßt wird, die sich aber im Laufe der Forschung und bei weiteren Untersuchungen als wichtig herausstellen. Auch eignen sie sich, da sie weniger zeitaufwendig sind, zur besseren Bewahrung des Kontexts, der im Laufe längerer Zeitperioden, welche die wissenschaftliche Darstellung der Forschungsergebnisse erfordert, zu verblassen droht. Schließlich sollte nicht außer Acht gelassen werden, daß populärwissenschaftliche Schriften das Verständnis für verschiedene Lebenswege und Denkungsarten bei den Laien fördern – etwas, das zweifelsohne „ein deutliches Bedürfnis in der Gegenwart“ darstellt (3).

Wenn gewisse Schulen der Sozialanthropologie historische Untersuchungen abweisen, weil sie zu sehr mit Vermutungen arbeiten, dann sollte man bedenken, daß auch sie dies tun. Die Annahme, daß der auf die Gegenwart fixierte Sozialanthropologe ohne Vermutungen auskommt, „ist nachweislich falsch“ (3). Denn auch hier arbeitet man mit Vermutungen, „dem einzigen Mittel, wodurch unser Wissen fortschreitet.“ Dahinter verbirgt sich vielmehr „die Weigerung, Tatsachen zu überprüfen und Gegenproben zu machen.“ Die Folge davon ist eine „wachsende Zahl von Monographien, welche

150 In „The Mbuti Pygmies: An Ethnographic Survey“, Anthropological Papers of the American Museum of Natural History, Bd. 50/3, 145-282 (New York 1965), hat C. Turnbull diese Vorwürfe weitgehend unkritisch auf Seite 155-157 behandelt. Eigentlich hätte er eine kritische Behandlung an dieser Stelle nachholen müssen.

nicht die ganze Information enthalten, sondern nur Teile davon“ (3). In der Tat geht es Turnbull eher um die Unterschiede zwischen den Pygmäen als um deren Einheit und die für sie typische Lebensart, wobei er zwar betont, daß die Ähnlichkeiten zwischen den einzelnen Kontingenten größer seien als die Unähnlichkeiten, zugleich aber auch die Absicht verfolgt, der Kenntnis der von ihm untersuchten Gruppen (bands) eine paradigmatische Bedeutung zuzuschreiben.¹⁵¹

Nach Turnbull's Überzeugung „stellt P. Schebesta akademische Behandlung der Bambuti Pygmäen bis jetzt die vollständigste und umfassendste Beschreibung dar, die wir von diesem höchst wichtigen Volk haben“ (3). Obwohl er selbst vielfach einen anderen Weg eingeschlagen hat, findet er den von P. Schebesta „ebenso legitim“, wobei er hinzufügt, daß „zwischen beiden noch eine andere Wahrheit liegt – die Situation wie die Menschen selbst sie sehen, die Welt wie sie sie kennen und in ihrer Funktion verstehen“ (4). Seiner Meinung nach sollte man nicht außer Acht lassen, daß auch der Glaube ein Prinzip sozialer Organisation sein kann. Auch sollte man bedenken, daß wie „P. Schebesta durch Leben und Werk bewiesen hat“, der Glaube innerhalb der Kulturanthropologie nicht nur einen Platz hat als soziales Phänomen, „das es zu studieren und zu würdigen gilt“, sondern trotz „aller Gefahren und Fallgruben auch als wichtige und möglicherweise notwendige Kunst (art), die zur persönlichen Ausrüstung eines jeden Feldforschers [gehört]“ (5).

Da Turnbull seine Überlegungen in einer Festschrift zur Ehre von P. Schebesta veröffentlichte, kann eine gewisse Idealisierung des Jubilars und seiner Arbeiten nicht ausgeschlossen werden. Außerdem verteidigte er sich selbst in seiner Zurückweisung der Kritik an Reiseberichten. Doch vermindert weder das eine noch das andere die grundsätzliche Bedeutung seiner Argumente. Dies gilt insbesondere für seine Einschätzung des Glaubens (von Glauben überhaupt) als lebensgestaltender Kraft einerseits, und als mögliches Erkenntnisprinzip andererseits. Daß dem Glauben zumal dann, wenn wir ihn als mythischen Glauben verstehen, eine lebensgestaltende Kraft zukommt, belegt nicht zuletzt dessen Rolle in der Wahrnehmung der Wirklichkeit und als Folge davon, in der wirtschaftlichen und sozialen Gestaltung des Daseins, und zwar, wie mir scheint, nicht nur bei Wildbeutern, sondern in allen Kulturen. Ob damit dem Glauben auch die Bedeutung eines Erkenntnisprinzips zukommt, ist eine andere Frage. Bedenkt man jedoch, daß die Fähigkeit des Glauben-Könnens

151 In seinem Aufsatz „Colin M. Turnbull und die Erforschung der Bambuti-Pygmäen“ *Anthropos*, Bd. 58 (1963), 209–223, geht P. Schebesta ausdrücklich auf das Methodenproblem ein und bemerkt dazu (210): „C. M. Turnbull ist ein methodisch geschulter Sozial-Anthropologe. Man kann es nur begrüßen, wenn sich ein Kulturhistoriker und ein Sozial-Anthropologe auf demselben Forschungsfeld begegnen, wie es in diesem Falle bei den Ituri-Bambuti vorkommt. Gesichtspunkte und Fragestellungen sind zwar verschieden, doch die konkret durchgeführte Forschung beider muß stets ähnliche Wege gehen. Vor allem werden es sich beide Forscher angelegen sein lassen, die von ihnen beobachteten Pygmäen in ihrer Lebensart zu verstehen. Keinem wird es genügen, das Gesehene und Gehörte nur zu registrieren. Es wird ihnen vielmehr daranliegen, das anfänglich geradezu unmenschliche, primitiv anmutende Leben als sinnvoll zu verstehen und auch einigermaßen daran teilzunehmen. Recht bald wird sich dann dem umsichtigen Beobachter auch die fremde Welt erschließen. Je länger er beobachtet, fragt und forscht, um so mehr bewundert er den harmonischen Ablauf des Lebens dieser Primitiven. Es funktioniert alles so selbstverständlich und klaglos, ohne allen äußeren Zwang, ohne alle polizeiliche Aufsicht, wie es in einer zivilisierten Gemeinschaft kaum je der Fall ist. Tatsächlich stehen beide Forscher dem Kulturleben dieser Primitiven sympathisch gegenüber und sagen sich schließlich, daß dieselben ihr Leben in dieser Umwelt durchaus vernünftig und zielbewußt eingerichtet haben. Mag auch dem Zivilisierten dieses primitive Wildbeuterleben noch so unbehaglich erscheinen, er muß es als ein vollwertiges Menschendasein gelten lassen, denn er findet, daß sich diese Menschen in dieser Lebensart (Kultur) wohl fühlen. Zu dieser Schlußfolgerung kommt der Forscher, der die Kultur eines Volkes als ‚Organismus‘ funktionell zu verstehen gelernt hat. Er findet, daß jedes ‚Organ‘ in dieser Kultur seine ‚Funktion‘ hat, daß ein Rädchen ins andere greift. Es ist das erste und vordringlichste Ziel eines jeden Feldforschers, die Kultur eines Volkes zu verstehen, die Funktion der einzelnen Kulturelemente in Wirtschaft, Gesellung und in der Weltanschauung und Religion aufzuspüren, um danach ein Bild dieser Kultur zu entwerfen.“ Im Unterschied zum Sozial-Anthropologen versucht der Kulturhistoriker „eine Kultur nicht aus sich allein zu begreifen, sondern von der Kultur der Menschheit her, die zwar als solche konkret nicht existiert, die aber der Grund dafür ist, daß die einzelnen Menschen und Völker Kultur haben“ (210).

wesentlich ist für die Entfaltung personaler Beziehungen, und daß es ohne diese Fähigkeit keine Traditionsbildung und Traditionserhaltung geben kann, dann kann diese Bedeutung des Glaubens vernünftigerweise nicht außer Acht gelassen werden. Vielmehr ist anzunehmen, daß dieses Prinzip nicht nur im Kontext persönlicher Begegnungen, sondern auch in der Wahrnehmung anderer Traditionen und Kulturen auf die eine oder andere Weise zur Anwendung gelangt. Letztere ist jedoch insofern ein komplexes Problem als der Glaube im Sinne eines Glaubensbekenntnisses, an das man unwillkürlich denkt, wenn von Glaube und Glauben gesprochen wird, nicht mit dem des Alltags und der Traditionsbildung zusammenfällt, auch wenn er ohne Alltagsglauben nicht möglich ist. Die Spannung zwischen beiden Weisen des Glaubens kann demnach sowohl zur Entstellung anderen und des eigenen Glaubens führen als auch mit ein Grund sein, den eigenen und anderen Glauben besser zu begreifen. Ob das eine oder das andere der Fall ist, hängt nicht zuletzt, wie Turnbull deutlich gesehen hat, davon ab, ob und inwieweit es gelingt, sich der eigenen Situation und Motive bewußt zu werden. Es setzt aber auch voraus, daß man, wie P. Schebesta gezeigt hat, sich Klarheit über die mythischen Bedingungen verschafft, denen zufolge sich die Wirklichkeit vielfältig, d.h. jeweils so und nicht anders, erschließt.

Zu Recht weist Turnbull die Auffassung zurück, daß jemand nur deshalb, weil er ein Priester ist, ein schlechter Anthropologe sein muß. Gleichwohl ist es nicht das Priestertum an sich, das hier entscheidet, sondern die Art und Weise, wie sich die Person zum Priestertum verhält. P. Schebesta hat in dieser Hinsicht, wie bereits angedeutet, nicht nur naturalistisch eingestellte Evolutionisten kritisiert, sondern auch Geistliche, die sich ihrer Voreingenommenheit nicht, oder nur unzulänglich, bewußt sind.

Zur Verdeutlichung des hier anstehenden Problems von Forschungsabsicht und Vorgehensweise möchte ich P. Schebesta selbst zu Wort kommen lassen, indem ich zwei Stellen aus dem Band über die Religion der Bambuti herausgreife. So heißt es etwa auf Seite 154: „Weil mir der Terminus *mungu* für den Begriff Gott nicht genügen konnte, suchte ich also krampfhaft nach anderen Termini. Zeitweilig glaubte ich einen solchen in *tore* gefunden zu haben... Dann wieder trat *mbali* (*bali*) in den Vordergrund, um aber ebenso skeptisch betrachtet zu werden. Kurzum, ich fand keinen adäquaten Ausdruck für den Begriff Gott und doch war es handgreiflich, daß ein Gottesbegriff, der Begriff eines Höchsten Wesens den Bambuti geläufig war. Das ging aus ihren Reden unmissverständlich hervor. Des Rätsels Lösung wurde mir erst nach Jahren zuteil, als ich den Sinn der pygmäischen Mythologie zu begreifen begann und gewahr wurde, daß die Gottheit unter mancherlei Erscheinungsformen und darum auch unter verschiedenen Namen auftritt.“ Und weiter auf Seite 163: „Welche sinnfällige Vorstellungen machen sich die Bambuti von der Gottheit? An sich ist diese unsichtbar und darum nicht zu beschreiben, sagen sie. Die Mythe setzt sich darüber hinweg und schildert lustig, Gott bald als Kind oder Greis, bald als Schimpansen oder Chamäleon, dann wieder als ein Wesen, das nur aus einem Kopf besteht, der in einen Dorn ausläuft. Das alles ist weniger wichtig; bedeutsamer ist, daß man sich Gott stets als Person vorstellt, unter welcher Gestalt auch immer er auftauchen mag.“

Es bedarf keiner weiteren Erklärung, daß P. Schebesta auf die Suche nach dem „Höchsten Wesen“ ging, und daß er sich, wie Turnbull bemerkt, von seinem „Gefühl“ leiten ließ. Auf Grund seiner Erfahrungen mit den Bambuti und seines eigenen Verständnisses des „Höchsten Wesens“ fühlte er sich berechtigt, in deren Verhalten das Bewußtsein dieses Wesens zu vermuten. Doch war dies kein hinreichender Grund, um sagen zu können, die Bambuti kennen ein „Höchstes Wesen“. Stattdessen fühlte er sich gedrängt, nicht nur gefühlsmäßig, sondern an Hand von Fragen und Antworten der Sache auf den Grund zu kommen. Tatsächlich gelang ihm dies, wie er annahm, erst bei der Bearbeitung seines Forschungsmaterials, wobei nicht nur der zuvor bedachte Begriff des „Höchsten Wesens“ in den Hintergrund trat, sondern auch der Sinn von Gott Züge annahm, für die nicht sein, sondern das Bewußtsein der Bambuti maßgebend und richtungsweisend wurde.

Zweifelsohne hat P. Schebesta alles versucht, um seiner eigenen Forderung nach einem der Situation der von ihm untersuchten Menschen entsprechenden Verständnis ihres Geisteslebens und damit auch ihrer Religion nachzukommen. Inwieweit ihm dies gelungen ist, bleibt trotz aller Erfolge eine offene Frage. Umso wichtiger ist indes der Weg, den er eingeschlagen hat, der ihn dazu führte, die lebensgemeinschaftlichen Erfahrungen von Bambuti, Semang und benachbarten Völkern zu teilen, um so auf Grund derselben einen Zugang zu deren Mentalität und Welt zu gewinnen. Wie notwendig und berechtigt die Kritik an den Forschungen auch sein mag, de facto kann sie dies nur in dem Maße sein als es gelingt, seinen Ansatz nicht aus dem Auge zu verlieren; d.h. als es gelingt, sich mit seinen Forschungen auf der Grundlage elementarer Beziehungen auseinanderzusetzen. Kritik in diesem Sinn erfordert demnach einen Neuanfang, von dem her sowohl die in Frage kommenden Wildbeuterkulturen als auch die eigene Kultur als Weisen gemeinsamen Menschseins verständlich werden.

7.3 Bedeutung der Pygmäenforschung

Daß Paul Schebestas Forschungen und lebenslange Anstrengungen, die Mentalität und das Weltbild fremder Menschen zu begreifen, und das, was er erfahren und begriffen hatte, möglichst umfassend darzustellen, selbst Kulturleistungen eminenter Art sind, ist evident. Als Ethnograph und Interpret von Wildbeuterkulturen und der sie umgebenden Völkerschaften hat er zweifelsohne einen nicht unbedeutenden Beitrag zur Kenntnis der Menschheit und ihrer Geschichte geliefert. Auch wenn es ihm nicht mehr möglich war, den geplanten Schlußband zur Pygmäenforschung über die Sprache der Bambuti fertig zu stellen, so bin ich doch der Meinung, daß dies der Bedeutung seiner Forschungsergebnisse keinen Abbruch tut. Vor allem aber sollte man in Erwägung ziehen, daß es die Erkenntnis des Menschseins ist, welche die Wildbeuterkulturen bereitstellen, die deren Bedeutung und Stellenwert ausmacht; daß es nicht zuletzt die Einsichten sind, die am Beispiel dieser Kulturen gewonnen werden, welche für die Lösung gegenwärtiger Probleme unverzichtbar sein dürften.

Da sich sowohl die geopolitischen Auffassungen als auch die Verhältnisse, unter denen die noch bestehenden Wildbeuterkulturen existieren, gründlich verändert haben, fällt der direkte ‚Nutzen‘, den das Studium dieser Kulturen für zivilisatorische Aufgaben und Missionsarbeit haben könnte, weg. Ich erwähne dies, weil dieser Aspekt für P. Schebesta selbst nicht unwichtig war, lebte und arbeitete er doch vornehmlich in einer Zeit, in der die koloniale Weltordnung noch weitgehend ungebrochen war. Er selbst versuchte seinerzeit Wege zu finden, die es, wie A. Vorbichler es formuliert hat, seinen „kleinen Freunden möglich machen sollte[n], den Anschluß an die große Menschheitsentwicklung zu finden“.¹⁵² Die politischen Umwälzungen vereitelten diese Pläne.

Doch dachte P. Schebesta nicht nur an Entwicklungshilfe und Mission. Er selbst war vielmehr davon überzeugt, daß das Kennenlernen fremder Menschen eine Bereicherung des persönlichen Lebens bedeutet. Wer ihn kannte, weiß, daß er seine Forschungen nicht nur als Beitrag zur Erkenntnis fremder Völker verstand, sondern auch im Zeichen der Selbsterkenntnis deutete. Ich möchte jedoch noch einen Schritt weitergehen, indem ich behaupte, daß insbesondere die Pygmäenforschung für die kulturell-religiöse Zukunft gegenwärtigen Daseins überhaupt nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Wenn ich dies sage, denke ich erneut, wenngleich unter einem anderen Gesichtspunkt, an den Satz: „Die Ethnologie wird einmal die Grundlage jeder Apologetik werden“ (Der Urmensch, a.a.O.,

¹⁵² Anton VORBICHLER, „Professor Dr. Paul Schebesta SVD“, *Anthropos*, 62 (1967) 5/6, 665–685, 670. Vgl. dazu P. Schebesta, *Der Urwald ruft wieder: Meine zweite Forschungsreise zu den Ituri-Zwergen*, Salzburg-Leipzig: Pustet, 1936, 197ff; *Baba wa Bambuti*, Mödling: St.Gabriel-Verlag, 1957, 61.

S. 72). Gewiß, nachdem die traditionelle Apologetik (die ich hier sowohl ‚theologisch‘ als auch im Sinne kolonisatorischer Legitimationsversuche begreife) sich in selbsterdachten Sackgassen festgefahren hat, sehen wir heute im allgemeinen davon ab, das Wort *Apologetik* überhaupt noch in den Mund zu nehmen. Trotzdem bin ich der Meinung, daß dieses Wort auch in unserer Zeit seinen guten Sinn hat, wenn wir es seinem ganzen Bedeutungsgehalt nach zur Geltung kommen lassen; d.h. wenn wir es nicht nur als Verteidigung von Positionen, sondern auch als Eingeständnis von Fehlern, Schwächen und Unwahrheiten begreifen. Für P. Schebesta war dieser Doppelcharakter der Apologetik selbst Ausdruck seiner Lebenshaltung und Spiritualität. Doch das nur nebenbei. Worum es geht ist vielmehr dies: nämlich, daß wir so wie die Generationen vor uns, gerufen sind, der (erkannten und zu erkennenden) Wahrheit menschlichen Daseins stets aufs neue zu folgen, sich beständig auf sie einzulassen, und in wirklicher Anerkennung dessen, was wahr ist, die Zukunft suchen. Auch wenn der Prozeß der Wahrheitsfindung offen bleibt und nicht abschließbar ist, so wissen wir sehr wohl, daß mit Lügen auf die Dauer kein menschenwürdiges Dasein und auf die Dauer auch kein Überleben möglich sind, und daß ohne die Idee der Wahrheit und die Verpflichtung zur Wahrhaftigkeit Kultur und Wissenschaft nicht wirklich zur Entfaltung kommen.

In diesem Zusammenhang ist es wichtig, sich sowohl an der eigenen Geschichte als auch an der Geschichte der Menschheit zu orientieren. Im Rahmen der Kulturgeschichte erweisen sich nämlich die verschiedenen Kulturen als Spiegel, in denen sich im Modus der Andersheit zumindest dann, wenn wir ehrlich sind, zugleich auch das Eigene in seiner Eigenheit, Besonderheit und Allgemeinheit zeigt. Hierbei möchte ich den Wildbeutern insofern eine Sonderstellung einräumen, als die Veränderungen der gegenwärtigen Welt es notwendig machen, die wirklichen und zugleich bleibenden Prinzipien in den Blick zu bringen, die dem Werden und Wandel von Kulturen und Traditionen tatsächlich zugrunde liegen. Ich meine damit, daß die Wildbeuterkulturen schon deshalb paradigmatisch genannt werden müssen, weil sie uns deutlich machen, daß es in der Kontinuität und Diskontinuität von Kulturen und Epochen, die in ihnen offenbar gewordene lebensgemeinschaftliche Kultur *vor* den Institutionen und Schrifttraditionen ist, die dem Menschen als Person und als religiös-sittlichem Wesen Dasein und Würde verleiht.¹⁵³ Denn nicht der Staat und seine Institutionen machen den Menschen zur Person, sondern Glauben und Vertrauen, die in den Beziehungen lebensgemeinschaftlicher Kultur Wirklichkeit werden und geworden sind. Insbesondere verweise ich jedoch auf die Pygmäenforschung, weil die Bambuti geradezu beispielhaft zeigen, wie Kultur und Mythos, der Gott des Himmels und des Waldes, der Ferne und der Nähe, der Schöpfung und des Menschen, aber auch Menschsein und Sittlichkeit, Religion und alltägliches Dasein wirklich ineinandergreifen und ein in sich bewegtes Ganzes bilden.

Als Repräsentanten einer Kultur, die Spontaneität und Dauer, Herrschaftslosigkeit und Ordnung, symbolische Offenheit und Sinnbestimmtheit dauerhaft zu verbinden mußte, bilden die Bambuti einen konkreten Hinweis auf die Lösung grundsätzlicher Probleme; d.h. wie wir die Institutionalisierung des eigenen Daseins und die Fixierung seiner Symbolik möglicherweise auf ihre Wurzeln zurückbringen und in ihrer elementaren Bedeutung erkennen und erneuern können. Ihr Beispiel zwingt uns geradezu, nach der Kultur in den Kulturen und der Religion in den Religionen vor jeder spezifischen Kultur und Religion zu fragen und, wie Andreas Bsteh es nennt, die „Ur und Kernschichten“ zu suchen, die den Traditionen der Weltreligionen zugrunde liegen.¹⁵⁴ Gerade weil sie sich als lebensgemeinschaftliche Kultur darstellen, in der die Bedingungen und Prinzipien von

153 Vgl. dazu Cor van der LINDEN, „Is er nog plaats voor de godsdienstwetenschap in de geestelijke erfenis van P. W. Schmidt?“, *Anthropica*, a.a.O., 224–248. wo er u.a. der Auffassung von P. Schebesta entgegen kommt, daß Missiologie als angewandte Völkerkunde zu verstehen sei.

154 Andreas BSTEh, „Religion und Kultur: Theologische Überlegungen zu ihrem Verhältnis“, *Lebendiges Zeugnis*, Jhg. 41 (1986), Heft 2, pp. 34–47, 43.

Menschsein und Kultur eher als in komplexeren Kulturen gefunden werden, ermöglichen sie es, diese in der eigenen Kultur zu entdecken und zur Geltung kommen zu lassen. Die Aufgabe selbst ist eine Forderung unserer Zeit. Sie betrifft die Möglichkeit des Dialogs zwischen Kulturen und Religionen ebenso wie die Verwirklichung des eigenen Daseins im Geist von Wahrheit und Freiheit inmitten einer pluralistischen Welt.

Mit dem Hinweis auf das Beispiel der Bambuti möchte ich gewiß nicht vorschlagen, daß wir jetzt alle Bambuti werden sollten. Wohl aber bin ich der Meinung, daß die Forschungen von P. Schebesta helfen können, an Hand der von ihm beschriebenen Tatsachen kultureller Daseinsformen die Perspektiven zu gewinnen, die uns, nicht gegen unsere Einsichten und Überzeugungen, sondern mit ihnen, den richtigen Weg zu finden gestatten. Er selbst hat sich immer wieder gefragt, warum er eigentlich all die Arbeit und Mühe, die ihm die Erforschung der „Negrito“ und Bambuti abverlangte, auf sich genommen hat; warum er es nicht bei der ersten Expedition beließ, sondern weiter ging. Im Grunde genommen beantworten die bisherigen Ausführungen diese Frage. Doch hören wir ihn selbst zu diesem Thema. Ich zitiere aus einem Brief vom 27. April 1929: „Warum ich eigentlich hier bin, weiß ich nicht. Daß ich keine ehrgeizigen Pläne mit dieser Forschung verbinde, darüber habe ich mir gestern wieder Rechenschaft gegeben. Warum ich eigentlich hier bin? Abenteuertrieb? Keineswegs! Das sind keine Abenteuer hier, das ist ein Martyrium, dieses Leben hier. Ich schreibe mit Strümpfen an den Händen! Also, was ist es? Ich weiß es nicht, ich möchte sagen, Beruf!“

Die Worte sprechen für sich. Fromm wie P. Schebesta war, suchte er nicht sich selbst, sondern bemühte sich, die einmal gestellte Aufgabe, in der er Gottes Fügung und Vorsehung erblickte, so wie die Situation es verlangte, zu erfüllen.¹⁵⁵ Seine Arbeit und Arbeiten sind getan. Werk und Forschung fragen darum, die Herausforderung und Möglichkeiten anzunehmen, die mit der Person von Paul Joachim Schebesta vorbildhaft verbunden sind.

155 Vgl. dazu Paul SCHEBESTA, „Die Pygmäen – Ein Menschheitsproblem“, *Zvlátní Otisk, Sborník Československé Společnosti Zemepisne, Rocník 63, Cislo 3, Rok 1958*, 251–260, S. 254f, wo es heißt: „Die Aufgabe einer systematischen Erforschung der Pygmäen fiel mir schicksalhaft zu, zunächst allerdings durch die Aussendung zum Studium der Semang-Negrito [*sic!*] auf Malaya in Hinterindien. Rufer zur Pygmäenforschung und ihr Inaugurator war mein verehrter Lehrer W. Schmidt. Nach fast zweijährigem Aufenthalt in den Dschungeln Malayas, Siams, und Sumatras (1924/25) kam mir die Primitivität dieser Wildbeutervölker so recht zum Bewußtsein und damit auch der Entschluss, die Erforschung aller Pygmänvölker der Erde zu einer wissenschaftlichen Lebensaufgabe zu machen.“

PAUL J. SCHEBESTA: BRIEFE AUS DEM URWALD**Vorbemerkung des Herausgebers**

Bevor Frau Helene Seifert mir die von P. Schebesta während seiner Expeditionen an sie gerichteten Briefe überließ hat sie Passagen, die sie selbst und den Umkreis der Bekannten in Wien betrafen unkenntlich gemacht. Sie ging davon aus, daß die Expeditionserfahrungen von P. Schebesta, und nur sie, es verdienten, veröffentlicht zu werden, zumal auch der Autor selbst, der im Frühjahr 1967 auf die Briefe wieder aufmerksam geworden war und sie durchgelesen hatte, dieser Meinung war. Als Herausgeber schloß ich mir dieser Sichtweise nolens volens an, wobei ich das den Auslassungen zugrundeliegende Prinzip jedoch auch auf Passagen anwendete, die Frau Seifert wohl übersehen und nicht unkenntlich gemacht hatte. Dazu gehörte auch, daß ich die Anrede und Schlußgrüße, die nicht immer durchgestrichen waren, grundsätzlich weggelassen habe. Dasselbe galt auch für die Briefe an Sr. Itisberga und andere Bekannte, die am Ende des Datums mit einem Asterisk (*) gekennzeichnet sind. Die weggelassenen Passagen sind mit drei Punkten in eckigen Klammern ([...]) gekennzeichnet.

P. Schebesta hat die Briefe so geschrieben, wie ihm gerade zu Mute war. Daraus ergeben sich manche Unebenheiten in Syntax und Wortwahl. Doch hielt ich es weder für nötig, noch angebracht, diese zu glätten, da der Grund für die Veröffentlichung dieser Briefe nicht in deren literarischer Qualität besteht, sondern in den Zustandsbeschreibungen des Forschers und den Mitteilungen zu seinen Forschungen. Soweit erklärende Ergänzungen meinerseits vorkommen, stehen diese in eckigen Klammern ([]).



Paul Schebesta, 1930

ITURI-EXPEDITION 1929/30

An Bord der Thysville den 16. 1. 29

In Brüssel und Antwerpen ging alles heil vor sich. Die Regierung hatte mir schon 10000 frcs. per Karte in mein Logis gesandt. Später machte ich meinen Besuch im Ministerium und erhielt auch die Kopie eines Schreibens an den Generalgouverneur vom Congo, in dem er angewiesen wird, Ordres zu erteilen, dass die Beamten meiner Expedition entgegenkommend, helfend sich benehmen. Alles sehr charmant.

Auch machte ich im Museum einen Besuch und machte das Arrangement, dass alle Sammlungen von mir ans Museum gehen, so dass ich für diese Sachen keine Fracht zu zahlen haben werde, sondern dass dann alles auch noch flotter von staten gehen wird, denn es ist von staatswegen.

Eine grosse Sorge (Arbeit) macht mir das Gepäck. Es mögen wohl über 40 Colis [Pakete] sein. Auch der Zoll, den man mir aufgebrummt hat, geht in die tausende von frs. In dieser Angelegenheit wird jedoch noch reklamiert, da das Kolonialministerium interveniert. Wir werden sehen.

Zwei Herren brachten mich von Brüssel nach Antwerpen, sodass ich nicht allein war bei der Abfahrt. Tags zuvor hatten wir ein schönes Wetter, um so hässlicher war es bei der Abfahrt. Es schneite erklecklich.

Wie ich sehe haben wir an die 100 Passagiere in der 1. Klasse, leider alles mir unbekannte Gesichter, Staats- und Privatangestellte. Dieserhalb bin ich vorläufig leidlich einsam. Habe die Bekanntschaft eines schweizer Ingenieurs gemacht, sonst nichts weiter. Die 15 Tage werden ja so vergehen. Prominente Persönlichkeiten befinden sich keine an Bord, wie ich sehe.

Der Anfang der Fahrt war ruhig bis zur Ausfahrt aus der Schelde, dann, es war gerade beim Abendessen fing das Schiff an zu schaukeln und es gab bereits mehrere 'Tote', die leichenblass die Treppe hinaufstürzten. Mir ging es gut, auch ich spürte wohl etwas Unwohlgefühl, doch es kam zu nichts weiter. Da es empfindlich kalt war, legte ich mich schon gegen 8h zu Bett und konnte nach längerer Zeit einschlafen. Der Schlaf tut ja immer recht wohl.

Ich habe eine Cabine für mich, mit nur einem Bett, was sehr angenehm ist, dann auch noch an Oberdeck. So bin ich allein und kann mich bewegen wie ich will. Ausser einem Bett steht noch ein Schrank drin, eine Art Kasten mit drei Fächern, und der Waschtisch.

Der heutige Tag ist bedeutend ruhiger. Wir sind irgendwo an der französischen Küste, vielleicht wird es noch stürmisch, wenn wir in den Golf von Biskaya kommen.

Verschiedene Brüsseler und Französische Zeitungen beschäftigten sich in kurzen Notizen mit meiner Forschungsreise.

Das Schiff ist ähnlich so eingerichtet wie alle anderen von ähnlicher Grösse auch. Zählt etwas über 8000 Tonnen. Es kommt mir vor, dass es ärmlicher zugeht als auf deutschen Dampfern. Die Passagiere sind durchweg recht reserviert, was angenehm berührt, hält man das Protzementum, was man auf deutschen Dampfern findet dagegen! Soviel für heute. Gelegentlich werde ich fortfahren.

[An Bord der Thysville] den 17. 1. 29

Heute ist nicht viel zu berichten. Wir sind im Golf von Biskaya, dort wo Biarritz irgendwo liegt. Die See ist aber ruhig, etwas kühl, nun geht es allmählich der Sonne zu.

Geschlafen habe ich gerade nicht glänzend, kommt wohl daher, dass ich nachmittags zu viel geschlafen habe. Habe weitere Bekanntschaft eines Italieners und seiner [Frau gemacht].

Übrigens bin ich meinem Tischnachbarn näher gekommen. Gestern Abend bei Tisch hatte ich meinen Spass. Man sprach über die Passagiere, natürlich alles im schönsten Französisch. Sagt da

meine Tischnachbarin: kurios, dass diesmal keine Missionare und Priester mit sind, was doch gewöhnlich der Fall ist. (Am Tische neben an sassen nämlich drei englische Fräulein, für [die] protestantische Missionen). Da musste ich lachen, als ich sagte: „Madame, sie irren sich, neben ihnen sitzt einer.“ Die machte grosse Augen, denn in Belgien geht der Priester nicht anders aus als im Talar. – So etwas ist natürlich spassig und amüsiert einen recht sehr.

Von dem Italiener liess ich mir manche Erlebnisse aus seinem Afrika Dasein erzählen, die recht nett waren.

Der belgische Zoll krachte mir eine Summe von 5600 frs also über 1000 Schilling auf. Ist gar nicht schön und war in meinem Budget in dieser Höhe nicht vorgesehen. Egal. Etwas wird ja reklamiert.

Gestern Abend d. 18. war eine Filmaufführung an Bord. Für junge Herzen wohl recht anziehend, für mich dauerte die Geschichte etwas zu lange.

Da die See bewegter ist und die ganze Nacht auch war, so schlief ich leider weniger, weil die Wogen die Schiffswand bombardierten. Obwohl die See durchwegs nicht schlimm ist, sollen einzelne Damen seit Abfahrt noch nicht zum Vorschein gekommen sein. Man erlebt sonst gar nichts. Studiere ein wenig die Negersprache. Habe auch einzelne Briefe geschrieben für die Post von Teneriffa.

[An Bord der Thysville den] 20. 1. 1929

Heute ist Sonntag. Seit gestern haben wir herrliches Wetter, d.h. es ist noch nicht zu heiss, denn es weht eine angenehme Brise. Aber die Kälte haben wir überwunden. Bei der Messe, die sehr gut besucht war, kam ich ans Schwitzen, das erste Tropengeschwitzte. Besser als das Gegenteil. Es ist herrlich, die Sonne über den Wassern glitzern zu sehen. Man schaukelt sich angenehm auf den Wogen und schaut ins Weite [...] Neues ist sonst meines Wissens nicht passiert. Ich wohne den Vorlesungen hier bei, die der Arzt gibt. Banalitäten bislang. Morgen ist Teneriffa. Vielleicht gehe ich ans Land.

An Bord [der Thysville] den 22. 1. 29

Nun beginnt die Hitze. Ich stecke zwar noch in den europäischen Kleidern, doch sieht man schon Passagiere in Weiss. Die See ist noch ruhiger als bislang, die Fahrt ist darum recht angenehm, da einen die Kälte nicht mehr plagt und die Hitze noch nicht zu arg ist.

Gestern früh 6h legten wir in Teneriffa an. Ein wunderschönes Fleckchen Erde. Von der See aus sieht man zackige Felsen und grüne Berge, dazwischen eingebettet die Stadt Santa Cruz. Die bemalten Häuser mit flachen Dächern, welche den Abhang hinauf liegen, machten in der Morgensonne einen wirklich malerischen Eindruck. Das Schiff nahm Kohle – die Passagiere gingen d.h. liessen sich ans Land fahren. Auch ich machte eine kleine Promenade durch die Strassen, die aber keineswegs einen sauberen Eindruck machten. Man wurde lebhaft an Portugal erinnert. Sehenswürdigkeiten der Stadt, wenn überhaupt welche vorhanden sind, interessierten mich nicht, ich schaute mir die Leute an, sind doch die Kanarischen Inseln der Wohnplatz eines jetzt dort ausgestorbenen Volkes, der Guanchen. Tatsächlich begegnete ich auch mehreren Individuen, meistens Frauen, mit hellblondem Haar und blauen Augen, und hohem Wuchs. Der eigewanderte Spanier sieht ja ganz anders aus.

Auch sah man wie in Portugal Männlein und Weiblein hoch zu Esel und die hochgeschürzten Milchfrauen in Schwarz. Sogar zwei Kamelen sind wir begegnet, was mich sehr in Erstaunen setzte. In der sauberen Markthalle kaufte ich mir Früchte, da man an Bord schlecht damit versorgt ist. [...]

Mittags stachen wir in See. Noch sehr lange war Teneriffa sichtbar, zumal der [fast] 4000 m hohe Gipfel, ich meine er heisst Teide – mit ewigem Schnee bedeckt.

Ein herrliches Schauspiel bot die Abendbeleuchtung. So etwas kann man nur auf See und in diesen Gegenden sehen. Die See spiegelglatt, grünlich, dann der Horizont blau, violett rot, rosa in Abstufungen, dazu die gewaltige Stille über dem Ozean. Man atmet unwillkürlich freier, leichter. Solche Szenen erheben wirklich.

Am Spätabend machte ich mich an zwei Engländerinnen heran, Missionarinnen für den Kongo. Die eine entpuppte sich aber als Amerikanerin. Leider war es nicht möglich, die Informationen von ihnen zu erhalten, die ich wünschte. Sie hatten von Tuten und Blasen keine Ahnung, wir haben uns aber leidlich gut unterhalten.

Ich glaube, dass heute der 26. ist, jedenfalls ist heute Sonnabend. Eben – noch sehr früh – hatten wir ein kleines Gewitter und auch Regen, wodurch uns mal Abkühlung wurde. Seit gestern bin ich in Weiss, denn die Hitze ist recht respektabel geworden. Wir sind auch nahezu schon am 10. Breitengrad, kein Wunder also.

Gestern wurde mal photographiert, da ich meinen Apparat ausprobieren wollte und auch die verschiedenen Linsen, die ich mithabe. Ich denke, dass ich Dir einige Ansichten werde beilegen können, damit Du eine Ahnung hast wie ich noch aussehe, sonst hast Du keine rechte Vorstellung mehr von mir.

Das Leben an Bord geht in seiner Eintönigkeit weiter, doch muss ich sagen, dass mir die Tage eher zu kurz als zu lang werden. Stehe etwas vor 6h auf und gehe ins Seebad, lese dann meine Messe in der Kabine, dann Brevier an Bord irgendwo und schon ist ein Plausch. Nachher Frühstück und dann liest, lernt oder spielt man ein wenig. Um 1h Mittagessen, dann Schlaf, Tee – dann Plausch, Studium, oder Spiel, oder wie es kommt. Um 7h ist Diner, dann gewöhnlich ein Spaziergang im Freien. Um 10 oder nach 10 bin ich in der Klappe. So geht es stets voran auch ohne Tageseinteilung.

Habe einen kleineren Bekanntenkreis. An Bord wird auch sehr geflirtet, was zuwider ist. Soweit ich sehe, sind es junge Frauen, die ihre Gemahle in Afrika aufsuchen [...] Gesundheitlich geht es gut seitdem man schwitzt. Ob sich die Kopfsache legen wird, kann ich noch nicht sagen, sie scheint etwas besser zu sein, resp. zu werden.

[An Bord der Thysville] den 29. 1. 29

Gestern war ein wenig Maskenball in der 2. Klasse. Ich war nicht dabei, dafür schaute ich mir einen Film an, der diesmal etwas besser war als die beiden letzten Male. Man konnte wenigstens etwas lachen.

Heute Mittag passieren wir in der Nähe von St. Thomé den Äquator (Guinea Golf). Es ist wirklich respektabel heiss und man schwitzt nicht wenig. Auch haben wir jetzt schon das Vergnügen, Tropengewitter zu beobachten, was sich bei Nacht zumal sehr schön macht. Da ich trotz allem sehr viel für mich allein bin, sei es dass ich studiere oder lese, so habe ich natürlich Muße genug zu träumen. [...]

Ich bin in der Lage, Dir einige Fotos zu senden, welche Dir Freude machen werden. Du siehst, dass ich recht respektabel ausschaue, trotzdem meine ich, dass mir die Hitze bereits zusetzt und ich abnehme, was gut ist. Das merke ich am Gurt, den wir gekauft haben und den ich immer mehr zuschnallen kann. Auch die Mütze sitzt mir gut. Die elektrische Lampe funktioniert nicht. Ob vielleicht die Feuchtigkeit die Batterien verdorben hat, weiss ich nicht. Sonst ist alles recht in Ordnung. Die Verfrachtung meines Gepäcks am Land wird mir wohl manche Schwierigkeiten bereiten. Am 31. 1. sind wir in Boma (Einfahrt in den Kongo) wo ich den Generalgouverneur aufsuchen werde. Am folgenden Tage sind wir in Matadi, wo die Eisenbahn bis Leopoldville [Kinshasa] bestiegen wird. Der Zug soll schon nachts abfahren, falls ich mit dem Gepäck fertig bin, fahre ich mit, sonst muss ich warten. In Leopoldville besteige ich dann einen Flussdampfer und fahre bis Stanleyville [Kisangani]. Von dort wirst Du weitere Nachricht erhalten.

Kinshasa 4. 2. 29

Bin in einer afrikanischen Grossstadt, 2500 Europäer und wohl an die 40000 Schwarze. Draussen spielt eine schwarze Militärkapelle bei einem Fussballmatch, ich sitze im Zimmer bei offener Tür und ich fühle mich sehr einsam, bin ganz unter fremden Menschen, keinen rechten Anschluss, muss leider einige Tage hier verweilen und kann nicht weiter, da augenblicklich keine Schiffsverbindung ins Innere vorhanden ist. Das Einsamsein ist doch eine harte Nuss [...] das weisst Du ja auch, doch muss man sich durchbeissen. – Ich gehe mal spazieren. Schreibe später weiter.

Nun bin ich von einem Spaziergang zurück und fühle mich durchaus müde. Ich besuchte ein modernes Negerdorf. Etwas ganz was Neues. Es lohnte sich, dieses Neugebilde zu studieren. Näheres darüber im Tagebuch, wo Du auch andere Neuigkeiten lesen kannst. Das Tagebuch ist natürlich aufzubewahren, denn ich werde es noch mal verwenden können für kleinere Nachrichten. Heute habe ich mal ziemliches Kopfweh, wovon weiss ich gerade nicht. Auch bin ich schon daran, täglich das bittere Chinin zu schlucken, das macht mir aber weniger.

Die Reise kostet doch immer Geld, zumal das viele Gepäck. Ob die Auslagen nötig waren, weiss ich nicht, doch will mir scheinen, dass wenn ich die Sachen (Proviant usw.) hier gekauft hätte, ich weniger Scherereien gehabt hätte und kaum grössere Auslagen. Doch sowas muss man lernen. Der Kongo ist noch ein ganz fremdes Land für mich. [...]

Damit Du Dir eine Idee machen kannst, wo ich augenblicklich sitze, so schau auf die Karte: Leopoldville resp. Kinshasa, etwa 500 m vom Kongo entfernt. Da ich dieses schreibe schaue ich auf den Fluss vor mir, eine riesige Wassermenge. Nun wird es dunkel und Licht mag ich nicht anzünden, um die Moskitos nicht anzulocken. [...] Morgen den 9. 2. fahre ich wieder nach Kinshasa zurück, um zu schauen, ob ein Dampfer zur Weiterfahrt zu erhaschen sein wird.

Das Tagebuch schicke ich noch nicht heute, da ich manches nachzutragen habe. Vielleicht bringt die nächste Post schon einen Artikel für die Katholischen Missionen mit Bildern; habe viel photographiert.

Kinshasa den 16. II. 29

Da ich morgen in aller Früh von hier abfare, um Stanleyville [Kisangani] zu erreichen, ich aber nicht weiss, ob ich unterwegs einen Brief werde schreiben können, der Dich rechtzeitig erreicht, so schreibe ich heute noch einige Zeilen. [...] Die Sache mit dem Zuversteuern hier hat sich gemacht, man muss die rauhbeinigen Flamen verstehen lernen und ebenso rauhbeinig werden, dann kommt man aus. Ich war aber nicht die 14 Tage lang hier, vielmehr besuchte ich während 7 Tagen zwei Missionen der Jesuiten, kehrte dann nach hierher zurück und machte eine kleine Expedition von drei Tagen, um prähistorische Steinwerkzeuge zu suchen und zu studieren. Ich hatte guten Erfolg und eine Kiste mit Steinwerkzeugen geht nach St. Gabriel ab.

Bin aber doch froh, dass ich nun weiter kann, um meine eigentlichen Studien zu beginnen. Auch habe ich mir einen Diener zugelegt, hauptsächlich, um die Sprache zu üben, doch scheint mir der Neger zu hölzern, sodass ich nicht weiss, ob wir lange gut Freund bleiben werden. Dennoch nehme ich ihn nach Stanleyville mit, woher er stammt.

Die Witterung ist ständig heiss und ich kann Dir sagen, dass ich nicht wenig geschwitzt habe während der zweitägigen Expedition, und auch noch manches ausgestanden habe, da ich nur das allernotwendigste mitnahm. Ich hatte kein Bett und keine Matratze, und schlief kaum auf dem Boden, von Ungeziefer geplagt. [...] Ich hoffe, darüber einen Artikel für irgendeine Zeitung zu schreiben. Es ist schade, dass ich noch nicht dazu kam etwas zu schreiben, ich hätte schon Material und Fotos. Vielleicht komme ich dieser Tage an Bord dazu, wenigstens möchte ich gern; Du wirst ja auch schon darauf warten.

Gesundheitlich geht es bislang ganz gut, wenn auch die Hitze und die Moskitos einem zusetzen. Ich hoffe in Stanleyville die erste Post zu erhalten, die mit dem Dampfer, der heute an der Küste angekommen ist, weiter geht. Die Nachrichten besagen, dass in Europa bittere Kälte herrscht. [...]

Stanleyville [Kisangani], den 3. März 29

Gestern Abend kam ich mit dem Flussdampfer hier an [...] Die Flussfahrt dauerte 13 Tage, von Sonntag früh bis übernächsten Freitag Nachmittag. Sie war eintönig, aber nicht langweilig, da ich mich mit den Passagieren recht gut stand und allerhand Kurzweil hatte. Zu sehen war nicht viel, da die Landschaft recht eintönig war. Natürlich ist der Kongo ein mächtiger Fluss, wie ich einen solchen noch nicht gesehen habe, der Sambesi ist ein Waisenkind dagegen. Ich führte kaum Tagebuch, doch werde ich gelegentlich mal eine kurze Beschreibung zusammenstellen. Der Flussdampfer war zu klein und wir 40 Personen waren derart eng aneinander, dass man nicht recht arbeiten konnte.

Du schickst mir einen Ausschnitt aus der Reichspost [vom 15. Jänner 1929 Nr. 15, S. 4], der stammt nicht von P. Schmidt, sondern von jenen, denen mein zukünftiger Begleiter [Pater Hulstaert] angehört. Ähnliche Notizen fanden sich in verschiedenen belgischen und holländischen Zeitungen. Ich wusste von der Sache nichts, erst in Anvers kam ich mit verschiedenem zusammen. Es handelt sich um die Erforschung der Pygmäen am Tschuapa [einem Nebenfluss des Kongo], die ich erst im zweiten Jahre in Angriff nehmen werde.

Der Empfang hier in Stanleyville war wirklich herzlich und ich bin hier wie zuhause, zumal der alte Bischof, den ich am gleichen Abend besuchte – er wohnt 5km entfernt –, war die Liebenswürdigkeit selber und freute sich kindlich über meine Ankunft. Er ist ein Franzose – die Franzosen sind immer charmant und wirklich herzlich, dagegen sind Deutsche und Flamen richtige Bauern. Der alte Bischof hatte gar die Idee, mich in den Urwald zu begleiten, was natürlich unmöglich ist. Meine Bagage ist vollzählig: 43 Colis. Zoll und Fracht kostet natürlich viel, doch werde ich die belgische Regierung verständigen, dass sie Zuschuss gibt. Immerhin bin ich mit genügend Kapital gedeckt, wie ich meine, um die Arbeiten zu erledigen. Heute machte ich auch verschiedene Aufwartungen bei den Behörden mit gutem Erfolg. Das Nähere erfahre ich wohl noch heute oder Montag.

Und nun das Weitere: schon am Dienstag verlasse ich Stanleyville und es beginnt die Urwaldreise. Ein Missionar hatte schon wochenlang auf meine Ankunft gewartet und ist kurz vor meiner Ankunft abgereist, doch werde ich ihn noch im Urwald irgendwo antreffen. Es ist gar ein Deutscher. Zunächst ein Weg per Auto einen Tag lang, dann mit Karawane 14 Tage lang bis nach Avakubi (cf. Karte). Dort werde ich mich nach den Pygmäen umsehen. Wie es dann wird, kann ich heute nicht sagen. Jedenfalls gebe ich Dir am Schluss die Änderung der Adresse an.

Gesundheit ist nicht schlecht, nur fühle ich einen Druck an der Operationsstelle, ich denke, dass es nur die gewöhnliche Empfindlichkeit ist und nichts weiter. Ich glaube aber schon, dass ich infolge der Hitze einige Kilo abgenommen habe. Ich rauche bereits wie ein Schornsteinfeger, das ist böse, doch kann man nichts machen und ich hoffe, dass ich es mir wieder abgewöhnt habe, bis ich wieder mal in der bekannten Sofaecke sitze.

Ich sende Dir einen Artikel mit Fotos mit und zwar für die Katholische Missionen. Ich lege ein Briefchen bei. Tippe die Sache ab und sende es mit dem Brief ab. Ich habe noch eine kleine Sache über die Steinexpedition geschrieben und werde dies voraussichtlich direkt an Schmidt senden, an den auch die Steine gesandt wurden. [...]

Augenblicklich haben wir hier eine enorme Hitze, die sonst nicht aufzutreten pflegt, sagen die Europäer. Ich schwitze zwar, fühle mich dabei aber ganz wohl. Ich beginne so einen kleinen Einblick in die Kolonisation, d.h. Zivilisationsbestrebungen der Belgier zu bekommen. Da scheint manches sehr faul zu sein, so wenigstens waren die Erklärungen eines Procureurs du Roi hier, den ich heute

besuchte und bei dem ich ein Glas gekühlten Bieres trank. Leider finde ich keine Zeit, mein Tagebuch zu führen, um auch diese Sachen festzunageln.

Heute, Sonntag – habe ich in der Kathedrale eine Messe gesungen. Auch so was kommt in Afrika vor.

Expressbriefe haben hier keinen Sinn. Eines Briefes wegen wird man niemanden 14 Tage lang weit senden, der wiederum 14 Tage zurück muss und das für 80 gr. So was gibt's nicht. In Afrika heisst es Geduld haben.

Eben habe ich ein Briefchen an die Redaktion der Katholischen Missionen geschrieben, den ich mitsamt dem getippten Artikel an die Redaktion zu senden bitte. Den Brief, bitte ich, im Original zu senden. [...] Die Adresse lautet P. Arens, Red. der Katholischen Mission, Bonn ... (Du hast die Adresse, cf. d. Heft).

Die kurze Nachricht aus der Reichspost hat einen guten Erfolg. Ein Naturhistoriker aus Gmünden schreibt mir, dass er aus Interesse für meine Forschungsreise 300 Schillinge für mich einsendet. Du siehst also, dass auch solches gute Erfolge haben kann.

Anbei sende ich ein Foto an Dich. Der Maschinist des Flussdampfers überraschte mich dabei, einen Negerbub zu photographieren, der einen Flussdampfer, den er selbst verfertigt, auf dem Wasser fahren liess. Das Bild ist klein aber doch gut gelungen.

Die Dauer, welche ein Brief braucht, um in meine Hände zu gelangen, wenn alles klappt und ich nicht offenbar weit weg bin, beläuft sich auf: 18 Tage Seedampfer, 14 Tage Flussdampfer, 14 Tage Urwaldweg. Nehmen wir dazu 5 Tage Zwischenpause, macht: 51 Tage. Es hat keinen Sinn, dass du öfter als zweimal monatlich schreibst und zwar deswegen, weil das Schiff nur zweimal im Monat von Antwerpen abgeht und zwar jeweils am 14. und am 28. Wenn Du also am 10. und 14. Deine Briefe absendest, gehen sie gerade rechtzeitig ab, sonst bleiben sie liegen. Das zu Deiner Orientierung. Hier im Innern geht die Post auch nur alle 14 Tage.

Eben komme ich von einem Ausfluge (Auto) zurück. Im Ganzen 46 km. Der Luftzug frischte einen auf. Es ging durch Wald und Busch. War mit einem anderen Missionar eingeladen vom Procureur du Roi und seiner Dame. So geht es in Afrika zu.

Wie ich eben erfahre geht die Post ins Innere doch etwas schneller, weil man Tag und Nacht marschirt.

Und nun Gott befohlen Helči, ich marschiere in den Urwald hinein, bleib gesund [...].

Was ich jetzt abgehetzt bin, keinen Begriff. Endlich die Lasten verteilt. Morgen früh geht es in den Urwald. Heute Nacht Erdbeben ohne Unfall.

Bafwadodi, den [10.] März 1929

Draussen ist alles Feuer – Gewitter und unmässiger Tropenregen, ich kann Dir nicht einmal sagen, wie spät es ist, da das Glas meiner Uhr zerschlagen ist und infolgedessen sie aussetzte. Es mag aber ca. 8h nachts sein. Wie ich ausschaue? Sehr sauber! Habe schon zweimal heute im nahen Bach gebadet. Seitdem sitze und gehe ich im Pyjama herum und habe Deine Hausschuhe an. Da mich aber das Ungeziefer arg zerstoehen hatte, zog ich dicke Strümpfe darüber. So sitze ich nun beim unmässig flackernden Kerzenschein und schreibe Dir, weil es eben Sonntag ist (so gegen 10 März). Gestern bin ich 7 Stunden lang marschiert, die Tropensonne setzte mir derart zu, dass ich am Ende meiner Kraft war und als ich im Feldbett lag, klapperte mein Herz und Puls wie ein alter Ford. Whisky und Cognac setzte alles wieder in gute Ordnung. Heute, Sonntag, 5 Stunden lang marschiert, und zwar zog ich gestern mit einer Karawane von über 50 Mann aus. Gegen 20 haben aber bereits desertiert, was zur Folge hatte, dass ein Teil meiner Bagage unterwegs liegen blieb. Was daraus wird, weiss ich nicht, ist mir auch ganz egal. Ich bin augenblicklich im grossen Urwald darin, circa 200km von Stanleyville weg – gegen Avakubi. [...]

Das war gestern. Heute könnte gut Sonntag sein. Zum ersten Mal hab ich auf dem Marsch durch den Urwald gesungen und natürlich meine Kaffern erbaut. Bin auch im Ganzen sehr gut aufgelegt und mein Quartier und die Herbergsleute des Sultans und seine Mannen sind auch entsprechend manierlicher. Das verschlägt aber nichts, dass die Kaffern früher echte Menschenfresser waren. Man brachte mir einige Eier, zwei Hühner, Tomaten, einen Krautkopf und Erdnüsse und für meine Träger eine Unmenge Bananen. Ein Drittel davon liegt noch auf dem Wege, kein Mensch will sie haben. Zum ersten Mal auf meiner Kongoreise habe ich gut gegessen, habe mir Curry mit Reis gemacht und einen Eierkuchen, danach Kaffee getrunken und Papaya gegessen – natürlich auch Whisky. Zu gleicher Zeit langte ein Eilbote mit einem Briefchen eines Missionars an, der in Bafwasende [am Lindi] sitzt, wo ich Donnerstag anlaufen werde. Da dort das Zwergengebiet anfängt, werde ich sehen, was es gibt.

Das gestrige Gewitter war wirklich arg und hat mich anfänglich am Schlafen gehindert, man wurde durch das immerwährende Aufleuchten etwas nervös. Ich habe mich schon manchmal gefragt, was würdest Du anfangen unter den verschiedenen Verhältnissen. Man trinkt Wasser, das Du nicht mal zum Baden gebrauchen würdest, und schwitzt wie ein Wasserbüffel. Bislang hat mich der Afrikanische Urwald enttäuscht, er ist mit jenem von Malakka nicht zu vergleichen, steht ihm an Üppigkeit weit nach. Dass die Kaffern gerade nicht sehr sauber sind, wirst Du ja wissen. Heute Mittag, setzte ich mich in Sultans Veranda zu den Leuten, die assen, natürlich viel Öl, da hier die Ölpalme zuhause ist. Nach dem Essen wischte sich jeder die Finger an den Füßen und Waden ab. Recht appetitlich. Der Mund wurde ausgespült und im Bogen schoss das Wasser nach allen Seiten. Prost! Man muss sich an die Verhältnisse erst gewöhnen, und ich warne Dich, dass wenn ich mal wieder daheim bin, ich mich in Deinen schönen Gemächern werde kaum benehmen können.

In Stanleyville bin ich sehr gut aufgenommen worden, wie ich schon berichtete. Die Mission stellte mir ein Auto und ein Lastauto zur Verfügung. Den folgenden Tag war ich zu Gast bei einem Wegebauer. Seine Art kannst Du Dir denken, so recht bauernart, urafrikanisch, sonst aber herzensgut. Den Mann werde ich später mal irgendwo näher schildern. Zwei Tage lang war ich bei ihm und konnte dann mit Leuten, die ihre Arbeit beendet hatten ins Innere ziehen. Ich bemerkte schon, dass einzelne von ihnen Reissaus nahmen, wohl gegen zwanzig, obwohl ich den Lohn in der Tasche hatte, den man ihnen nicht auszahlte. Daraus kannst Du entnehmen, wie hart die Arbeit eines Trägers ist, der 25 kg auf dem Buckel circa 25km weit schleppt. Kein Vergnügen in der Sonne.

Nun ist es 9h nachts. Ich sitze noch draussen, um Dir beim Kerzenlicht einige Worte zu schreiben. Eben habe ich eine Stunde lang einem Tanz beigewohnt. Trommeln werden von Männern geschlagen, Weiber mit Federkopfschmuck tanzen [...] Zu einer intensiveren Arbeit bin ich noch nicht gekommen. Kommt wohl daher, dass ich von der Reise übermüdet bin. Nun gehe ich schlafen und in die Hütte hinein, damit mich nicht etwa ein Leopard anfalle. Weiss aber nicht, ob welche in der Nähe sind. Jedenfalls bin ich allein in schwarzer Afrikanischer Nacht, da meine Leute zum Tanz sind.

Habe schlecht geschlafen, weiss nicht warum, wohl haben mir auch die Moskitos zugesetzt. Die Reise ist heute schon zu Ende, dauerte kaum 3 Stunden, man tappte manchmal durch Morast, im Übrigen war aber der Weg gut und ich sang mit und ohne die Neger ihre und meine Weisen. [...] Meiner Träger wegen habe ich in diesem Lager halt gemacht. Eben haben mir zwei schwarze Schönheiten Süsskartoffeln gebracht. Der Koch – welcher kein Koch ist – kocht mit dem Boy Reis, wozu ich den Curry machen werde. Getrunken wird Wasser von irgendwo mit etwas Whisky darin.

Die beiden Stühlchen, welche Du gekauft hast, machen sich gut, der Gurt taugt nichts, d.h. der Nacken ist bereits gebrochen. Die Uhr, deren Glas gebrochen war, hat halt gemacht und so zog ich meine alte hervor.

Ich bin immer noch so faul, dass ich nicht mal photographieren und das Tagebuch schreiben mag. Ich vertröste mich auf spätere Zeiten.

Um Dir alle Gelüste nach Afrika kommen zu wollen, auszutreiben, möchte ich noch nachtragen. Da ich daran war, von jenem Wegebauer weg die Tour zu beginnen, verspürte ich ein Zucken an der d.h. unter, der kleinen Zehe. Es war Nacht. Ich fühlte nach und bemerkte eine erbsengrosse Geschwulst. Ich vermutete Sandflöhe und lies mich gleich am Morgen daraufhin untersuchen. Richtig, eine erbsengrosse Brut wurde herausgebohrt. Die weitere Untersuchung ergab das gleiche am anderen Fluss unter der grossen Zehe. Die Sandflöhe bohren sich in den Fuss ein und legen Eier. Passt man nicht auf, so vermehren sie sich rapid und richten Unheil an, indem sie die Gliedmassen förmlich abfressen.

Eben von einem kleinen Spaziergang heimgekehrt, den ich in Deinen Hausschuhen ohne Strümpfe gemacht habe. Zufällig trifft mich ein Neger im Busch und meint, das Dorf wäre nicht weit. So gingen wir mitsammen. Der ganze Ausflug dauerte aber über eine Stunde, nichts weiteres ist geschehen als dass mich einige grosse Ameisen gebissen haben, denen ich dann mit Feuer zu Leibe rückte.

Einige Worte heute Abend bei Kerzenschein, es ist Mittwoch. Früh morgens begegnete ich auf meiner Tour einem Weissen, Wegebauer, dem die Neger den schönen Namen *apenda kulia* (er isst gern) gegeben haben. Dieser besuchte mich heute Abend in meinem Lager, wo wir zusammen einen guten Wein – meinen süssen – tranken. Morgen nimmt er mich auf seinem Motorrad nach Bafwasende mit, der ersten Etappe meiner Reise.

Heute Mittag fiel es meinem Boy und einem Karawanenführer ein, zusammen zu raufen. Wie Hähne stürzten sie aufeinander. Ich kam mit meinem Knüppel dazwischen und jagte die beiden noch davon. Das alles von wegen der Disziplin.

Nachmittags besuchte ich das Grab eines Weissen am Wege, der 1895 von Wangwana ermordet wurde. Ein Grabhügel, verwachsen, ein winziges Holzkreuz mit einem Stück Blech, darin der Name des Ermordeten eingepägt ist.

Ich bin nun in Bafwasende seit gestern nachmittag resp. vormittag, da ich mit dem Motorrad hinkam. Es ist hier ein Missionsposten und ein deutscher Missionar P. Kawaters, ein Rheinländer. Er ist vorübergehend hier, und zwar bis Ostern. Ein sehr armseliger Posten, vielleicht kann ich Dir später Fotos davon schicken.

Ich werde hier einiges zu tun haben, da Pygmäen in der Nähe gesichtet sind und da ich auch zu filmen haben werde, ich hoffe einige schöne Szenen [festzuhalten]. Der Regierungsbeamte ist zukommend und will mithelfen.

Heute bin ich etwas marode, kommt wohl vom Wetter.

Anbei eine Ansicht von mir für Dich und ein Negativ. Sei so freundlich und lasse 5 Abzüge davon machen, vier schicke mir noch hierher, da ich zwei dem Weissen geben werde, der mit darauf ist. Das Negativ bewahre auf.

Ich schliesse vorläufig, Helči, da ich noch andere Post erledigen muss, morgen geht sie nämlich ab.

[Bafwasende, 24. März 1929]

Heute ist Sonntag und zwar Palmsonntag und ich sitze immer noch in Bafwasende, woher ich den letzten Brief an Dich gesandt habe, wie ich meine. Ich hätte schon lange vorher weg von hier gehen und die Pygmäen aufsuchen können, doch hatte ich hier viel Gelegenheit zu filmen und zu photographieren und Museumssachen aufzukaufen. So hart wie die letzten 10 Tage habe ich schon lange nicht mehr gearbeitet. Das Resultat ist gut, und wenn die 550 m Film leidlich gelungen sind, dann war das Resultat sehr gut. Ich habe 10 Kasten Museumssachen nach Stanleyville gesandt etc.

Morgen früh geht die Reise weiter zu den Pygmäen und zwar ist Hoffnung vorhanden, dass ich sie nach einem Marsch von 4 Stunden schon sehen werde. Ich bin neugierig, ob ich mich bei ihnen werde etablieren können.

Hier wohne ich immer noch in einem armseligen Missionsaussenposten, stehe sehr gut mit dem Missionar – einem Deutschen – der hier vorübergehend weilt, und auch sehr gut mit dem Regierungsbeamten, der mir viel geholfen hat und auch noch weiter hilft. Die Empfehlungsschreiben der Regierung sind doch gut.

Seit dem Tage meiner Ankunft in Bafwasende habe ich keine Silbe ins Tagebuch geschrieben, und ich weiss nicht, wie das gehen wird. Ich kam einfach nicht dazu. Da aber mein Gedächtnis, wie bekannt, sehr enghalsig ist, werde ich mich genötigt sehen, alles bald nachzutragen. Eben habe ich bei einer alten, runzeligen Dame den Lippenpflock gemessen: 7 cm Durchmesser. Stelle Dir das vor, Du hättest so etwas in der durchlochten Oberlippe stecken. Ich meine, dann nützen auch alle schönen Augen nichts, die Schönheit ist dann eben hin.

Die Witterung ist hier heiss und kühl, manchmal empfindlich kühl. Allabendlich sitzen wir ein bis zwei Stunden beim Regierungsbeamten, plauschen und trinken Whisky, oder Cognac, manchmal auch Bier. Das hört aber mit dem heutigen Tage vollständig auf.

Somit habe ich den Brief beendet und gebe Dir bald weitere Kunde von den Pygmäen. Ob aber der Brief mit der nächsten Post wird abgehen können, das weiss ich nun noch nicht. Abwarten. Meine Post ist wohl heute früh an mir vorbei nach Avakubi gegangen. Wann ich sie erhalte, weiss ich nicht.

Heute [27. III. 1929] ist Mittwoch vor Ostern. Ich bin bei den Pygmäen, zwar noch nicht installiert, aber alles ist im besten Gange. Heute habe ich einen Weg hinter mir, der mir die unangenehmsten Erinnerungen aus Malakka wachrief. Wasser, Morast, Dornengestrüpp – fürchterlich. Ein Marsch von 6 Stunden hin und zurück bis zum Lager der Zwerge, die sich *Basúa* nennen. Ich bin jetzt etwa 30km von Bafwasende weg, das Lager liegt dann noch 3 Stunden abseits im dichtesten Urwald. Ich habe die Zwerge bewogen, sich näher am Eingeborenendorf anzusiedeln. So wird es gehen. Während der Ostertage wird das Lager aufgeführt. Ich gehe nach Bafwasende zum Missionar für zwei Tage zurück.

Ich habe einige Fotos von meinen ersten Zwergen (gegen 50) gemacht. Doch habe ich kein gutes Papier, um Abzüge zu machen. Versuche werden eben von meinem Boy gemacht, und ich werde Dir eine Ansicht senden.

Neues kann ich sonst nicht melden, bin auch arg pressiert, um die Post vor Ostern noch nach Bafwasende zu nehmen. Somit musst Du Dich mit diesen Zeilen befriedigen. Meine Zwerge fangen eben an – da ich den Brief beim Kerzenschein schreibe – ihre Tänze aufzuführen. Darin sind sie unermüdlich, sonst aber wirklich arme Schlucker. Ich kann bislang keine Vergleiche mit den Semang ziehen. Die hiesigen sind kleiner und hellhäutiger.

Ich bin natürlich nicht immer in der rosigsten Stimmung [...] Egal, die Sache ist angefangen und wird weitergeführt. Wenn ich die Neger so zahlen wollte, wie es der Staat verlangt, dann würde die Expedition sehr billig werden. Das kann ich aber nicht, denn das ist schändlicher als Blutsaugerei.

Heute ist Gründonnerstag und Du wirst Dich zur Feier für Ostern vorbereiten. Ich mache morgen eine Reise von ca. 30km, um nach Bafwasende zu gelangen. Der Marsch wird nicht so ermüdend sein, da er ständig durch den Wald geht, wo es angenehm kühl ist.

Da in der Umgegend viele Zwergenlager sich vorfinden, werde ich voraussichtlich mehrere Monate hier bleiben, und dann weiter nach Avakubi ziehen. Es wird schon das ganze Jahr dauern, ehe ich hier am Ituri fertig bin. Es ist ein weites Gebiet.

Die grosse Regenzeit hat hier begonnen und es scheint gut zu werden, denn es regnet zwei bis dreimal täglich, natürlich gewöhnlich Gewitterregen. Das Unangenehme an der Sache ist, dass es morgens wie abends regnen kann, so dass man seine Touren nicht zurechtlegen kann. Wie ich merke, frisst das Kongowasser alle meine Strümpfe auf. Eine schöne Aussicht. Sonst bin ich aber gut mit Kleidern versehen.

Zum Artikelschreiben bin ich immer noch nicht gekommen; hatte keine Ruh. Warten wir ab. Auch möchte ich einzelne gute Fotos haben. Originale sind wohl vorhanden, aber keine Abzüge. Vielleicht

kann ich welche in Kinshasa machen lassen, die ich dann zusenden werde. Habe circa 600m Film nach Haus gesandt.

Asungudabach [3. 4. – 7. 4. 1929]

Die Sonne scheint lieblich durch die Urwaldbäume; ich habe eben im nahen Bach gebadet und schreibe Dir in meiner Blockhütte einige Zeilen. Um mich herum etwa 15 Hütten der Zwerge mit über 50 Insassen. Die Arbeit hat begonnen und vielleicht habe ich die ersten Schwierigkeiten hier überwunden. Das Hiersein ist aber nicht glänzend. Nachts ziehe ich Strümpfe an Händen und Füßen an, denn trotz des Moskitonetzes werde ich von einer Art hässlicher Mücken überfallen, die empfindlich beißen, dass man nicht schlafen kann. Gestern ging ich mit einer Zigarette zu Bett, um durch den Rauch die Mücken zu vertreiben. Es nützte aber nichts. Dazu regnet es hier täglich, manchmal auch dreimal. Bislang waren die Zwerge manierlich und ich hoffe, es wird so weiter bleiben. Ich hoffe hier in der Umgegend bis Pfingsten [19. V.] zu bleiben.

Unweit von mir steht der „Schimpanse“, so heisst er nämlich der Zwerg, [Adzapori], den ich meinen Lehrer genannt habe. Einmal hatte ich auch einen richtigen Schimpansen zur Mahlzeit, ein mächtiges Tier. Da mein Koch und Diener keine Schimpansen isst, so hat er mich auch davon verschont mit der Begründung, er sieht aus wie ein Mensch. Um so mehr sprachen ihm aber die Zwerge zu und verspeisten ihn ganz. Affenfleisch gab es aber schon zweimal und es wird allgemein auch von mir bedauert, dass es nicht mehr gibt, denn hier im Urwald ist die Verpflegung doch zu schwierig und man findet wenig. Die Zwerge leiden auch mehr an leerem Magen.

Eben ein längeres Intermezzo wegen der Verpflegung. Ich musste mich umschaun, um für die Zwerge die nötigen Bananen zu erhandeln. Ich hoffe, dass es mir gelungen ist. 50 Lasten Bananen die Woche! Wir leben nämlich hier im Lande der Bananen, d.h. diese bilden die tägliche Nahrung der Menschen hier. Ich selber aber bekomme überhaupt keine, denn die Bananen werden grün gegessen, nachdem man sie gekocht hat.

Dir das Lager zu beschreiben, führte zu weit. Auch das bleibt für einen Artikel, den zu schreiben ich zu faul bin, resp. keine Zeit finde.

Die Zwerge lassen sich leidlich gern messen und haben vor dem Photographieren keine Angst. Heute ist schon Mittwoch Nachmittag. Kann Dir sagen, dass ich keine Zeit finde, um ein Mittagsschläfchen zu halten; bin bald hier, bald dort, mache meine Beobachtungen und Notizen so gut es geht. Kann schon etwas die Pygmäensprache lallen.

Eben war ich in Begleitung eines Zwergenbuben baden. Den habe ich zum Badediener erhoben! Wirst kaum glauben wollen, dass es hier im Wasser wirklich kalt ist und man es nicht lange im Wasser aushält. Dass die Zwerge viel verkühlt sind, ist kein Wunder, denn die Nächte sind kühl, und die Leute haben nichts zum Zudecken.

Bislang kann ich aber nicht sagen, dass die hiesigen Zwerge so sympathisch sind wie die Semang. Ich kenne sie auch noch zu wenig. Jedenfalls sind sie viel lebhafter und vielleicht weniger beschaulich, innerlich, veranlagt.

Da fällt mir ein, Du schreibst, dass in der heiligen Schrift nichts von der Geduld stehe. Oho! Z.B.: „In eurer Geduld werdet ihr eure Seelen besitzen“. Erkläre Dir das selber.

Gestern ist ein grosser Eber geschossen und mit grossem Hallo ins Lager gebracht worden. Heute früh schoss der Jäger einen Affen und nachmittags schoss ein Zwerg mit Pfeil und Bogen eine Gazelle.

Ich bin tüchtig daran, zu photographieren. Habe auch schon im Zwergenlager gefilmt und phonographische Aufnahmen gemacht. Sonst geht natürlich alles langsam vor sich. [...] Wie die Zwergenweiber schreien können! Hässlich. Darin stechen sie arg von den Semangfrauen ab.

Habe hier einen Brief aus Prag, wegen der Staatsunterstützung, den ich vorher beantworten möchte. Warte Du bis auf morgen.

Es mag 7h früh sein. Die Sonne hat sich aber noch nicht blicken lassen, aber die Zwerge zeigen heute grosse Säuberungswut. Das Lager wird von Blättern und Wurzelwerk gesäubert.

Eigentlich müsste ich heute Europapost bekommen, da man mir in Bafwasende versprochen hat, diese mit einem Polizisten nachzusenden. Wenn sie bis Mittag erscheint, kann ich noch ein Wort darauf antworten.

Kannst Du Dir vorstellen, dass ich jetzt mit kahlem Kopf (glatt geschoren) umherlaufe? Das hat einige Vorteile, aber auch den Nachteil, dass mich die Mücken arg stechen. Übrigens hatte ich vor mehr denn einer Woche wieder das verdammte Panacee angewendet und zwar in starker Dosis. Die Wirkung war verzweifelnd – das juckte fürchterlich acht Tage lang.

Sonntag, 21. April 29

Alles im Urwald ringsumher, Morast, Sumpf, Wasser und triefende Bäume. Gestern hatten wir den ersten regenlosen Tag seit einem Monat, meine ich, aber in der Nacht witterte es wieder. Ich wünsche Dir nur einen stundenlangen Marsch durch den morastigen Urwald und Deine Sehnsucht nach dem Kongo ist für immer gestillt. Das ist einfachhin ein fürchterliches Dasein in dieser Wildnis. Heute Vormittag wurde mir die Post zugestellt. Dabei waren zwei Deiner lieben Briefe: 5 und 6. Vier ist bis heute nicht in meine Hände gelangt und ich weiss nicht, wo er geblieben ist. Eine ganze Post ist überhaupt ausständig. Es mag sein, dass sie von Stanleyville mit dem Gepäck nach Avakubi befördert wird, oder sie ist verloren. [...]

Eben war wieder eine kleine Unterbrechung. Nahrungsmittel sind ins Lager gebracht worden und zwar Bananen für die Zwerge und für mich drei Süsskartoffeln, Maniokwurzeln und Blattgrün, das man als Salat verwenden kann. Du siehst also, ich fange an üppig zu werden. Seit gestern habe ich aber fast nichts gegessen. [...]

Ich habe vor, hier in diesem Lager noch 14 Tage zu bleiben, und dann auf Urwaldpfaden nach Avakubi vorzudringen – wo ja eine Mission ist, wo ich mich vielleicht zwei Wochen lang aufhalten werde. Unterwegs werde ich noch kurz einige Zwergenlager besuchen; ich will aber Pfingsten [19. Mai] in Avakubi sein, wo ich einige Artikel zusammenstellen werde. Ich habe sogar schon damit begonnen, bin aber nicht weit gekommen. Darum Geduld!

Für heute mache ich Schluss – Es ist 3/4 3. Ich habe vor, noch einige sprachliche Notizen zu machen. Da ich den Brief erst Freitag absende, habe ich Zeit, noch Mehreres anzufügen. [...]

Heute, Montag Abend, einige Zeilen; hinter mir 15 Schritt weg singen und tanzen die Pygmäen. Das tun sie übrigens jeden Tag. – Sie sind mit den Semang nicht zu vergleichen. Es könnte einem die Geduld hier ausgehen. In der Früh gab es nahezu eine Revolte. Ein Polizist holt sich aus dem Lager einen Mubali, der eine Zwergin zur Frau hat, weil er keine Steuer gezahlt hat. Er wollte nicht. Die Zwerge nahmen dem Polizisten gegenüber eine feindliche Haltung an und wollten ihn angreifen! Ich schlichtete den Fall so gut es ging und der Polizist ging mit seinem Mann ab. Darauf setzte es einen fürchterlichen Streit im Lager ab. Das Lager war gespalten, und man wollte gegeneinander losgehen. Nun wurde ich grob und schlug hinein – das gab Luft und die Zwerge wurden still. [...] Hätten die Zwerge mehr Mut mir gegenüber, dann hätten sie mich mit ihren Pfeilen zu Mus schießen können.

Am Nachmittag schoss ein Knabe einem anderen einen Pfeil ins Auge, das leidlich verletzt ist. Der Bengel hat aber den Verband, den ich ihm anlegte losgerissen; wie ich jetzt sehe, weil ihn die Wunde juckte. Was tun? Laufen lassen. Die Natur heilt alles.

Heute wurde Pfeilgift bereitet. Ich verfolgte alles und photographierte, kostete dabei von dem Gift. Darob grosse Aufregung bei den Zwergen, ich würde sterben – aber soweit lebe ich noch und

es geht mir gut. Die Zwerge aber baten mich, ich sollte ja nicht mehr davon essen, denn – auch „das Wildschwein“ würde davon sterben! Gut, was?

Heute Nachmittag 24. fühle ich mich wohler als schon lange nicht mehr. Habe sogar hübsch im Bach gebadet. Es ist auch wärmer – der Regen ist aber in einer Stunde da. Auch habe ich mir von Deinem Balsam aufs Haupt geschmiert.

Sonst habe ich ständig meine Scherereien. Vielfach kommen sie auch von aussen, von den Negern. Egal, es wird sich durchgefressen. [...]

Asunguda, 27. 4. 29, abends c. 6h

Liebes Geburtstagskind,

So schreibe ich Dir an Deinem Geburtstag einige Zeilen, welche aber erst in vier Wochen wohl abgehen werden. [...]

In den letzten Tagen habe ich gute Forschung gemacht. Schon schrieb ich an Rebello [Wilhelm Schmidt]: Ich bin in der Lage, ein Buch zu schreiben mit dem Titel: Menschen ohne Gott, und sieh, tags darauf mache ich ganz sonderbare Erfahrungen in religiösen Anschauungen der hiesigen Zwerge. Das Nähere gehört in einen Artikel, nicht in einen Brief. Einen ganzen vollen Monat sass ich bei den Zwergen ohne etwas zu sehen und zu hören und siehe da, dann kam es – genauso war es bei den Semang auch.

Ich mache viele Beobachtungen und komme mit dem Schreiben gar nicht nach. Wie mir scheint, habe ich einen guten Anfang in meiner hiesigen Pygmäenforschung gemacht [...]

Warum ich eigentlich hier bin, weiss ich nicht. Dass ich keine ehrgeizigen Pläne mit dieser Forschung verbinde, darüber habe ich mir gestern wieder Rechenschaft gegeben. Warum ich eigentlich hier bin? Abenteuertrieb? Keineswegs! Das sind keine Abenteuer hier, das ist ein Martyrium dieses Leben hier; ich schreibe Dir mit Strümpfen an den Händen!! Also was ist's? Ich weiss es nicht, ich möchte sagen, Beruf.

Genug der Reflexionen, die Dunkelheit senkt sich über den Urwald – Trommelwirbel, eintöniger Weibergesang, Kindergeschrei, irgendwo das Hauen des Buschmessers. Das ist der Urwald hier, Helči! Alles Gute für Dich, Du liebe Seele, bleib gesund und froh, Dein P.

Asunguda am Apare 1. Mai 29

Heute ist 1. Mai. Hier merkt man es nicht. Seit Deinem Geburtstag hat sich das Wetter zusehends gebessert, es regnet nicht mehr soviel, was natürlich sehr angenehm ist. Heute fühle ich mich aber nicht wohl, habe starkes Kopfweh. Warum weiss ich nicht. Habe eben Pyramidon genommen.

Übermorgen ziehe ich aus diesem Lager hinweg. Habe auch genug davon. Ein scheussliches Volk diese Pygmäen, das Gegenteil von den Semang. Diese hier sind fürchterlich streitsüchtig und verstockt. Schon in der Früh vor 6h geht der Streit los. Heute und gestern war es besonders arg, sodass ich dazwischen gefahren bin. Dann gab es Ruhe. Ich habe die Kerle richtig satt. Man müsste stets stark zusprechen. Doch will ich nicht, dass sie Angst vor mir haben, so lass ich vieles gehen.

Mit meinem Personal bin ich auch lebhaft unzufrieden. Den Jäger hab ich schon abgesägt, der Koch geht Pfingsten sowieso und den Diener mache ich gehen. Der Karawanenführer, sonst zuverlässig, überraschte mich gestern mit der Nachricht, er wollte ein Pygmäenweib mit nach Avakubi nehmen, was ich ihm rundweg abschlug. Im Ganzen habe ich bislang nicht viel Freud am Kongo erlebt. – Macht aber nichts. [...]

In Avakubi, wo ich 14 Tage zu bleiben hoffe, gedenke ich auch wirklich einige Artikel zu schreiben. Es wäre nun doch an der Zeit. Ich hoffe, dass ich bis dahin auch einige gute Fotoabzüge haben werde.

Neues kann ich Dir weiter nicht berichten, es sei denn, dass ich Dir von den Pygmäen hier erzählte. [...]

[PS] Die Couverts habe ich mir erst kleben müssen, da ich keine mehr hier habe.

Avakubi, den 22. 5. 29

Ich vermeinte Dir von hier aus mehr schreiben zu können und auch einige Arbeiten einzusenden. Nicht möglich. Ich habe mich mit dem Filmen so recht ins Volle gesetzt und komme zu keiner schriftlichen Arbeit. Hier üben wir mit den Negern eine kleine Sache ein, die ich heute und morgen filmen soll. Die Übungen in der heissen Tropensonne strengen nicht wenig an. Gestern arbeitete ich hier bis Mitternacht, da ich mit dem Laden der Kassetten viel beschäftigt war. Auch deswegen komme ich zu keiner Ausarbeitung, weil ich keine Photokopien hier habe, all die Sachen sind nach Kinshasa gegangen und das scheint hier 4 Monate zu dauern, bis es wiederkommt. So ist das. Ich bin rechtschaffen müde, dazu halb lahm, da mein rechter Fuss mehrere Wunden hat, das Resultat der Sandflöhe, die herausgeholt werden mussten, was Löcher und Wunden gab. Die letzten 4 Tagemärsche waren tatsächlich eine Tortur für mich. Seit einer Woche sitze ich nun in hiesiger Mission unter Deutschen. Wir verstehen uns recht gut. In einer Woche hoffe ich, dann weiterzuziehen.

Meine Elfenbeinsachen sind im grossen Kabinenkoffer in Stanleyville geblieben. An die Sachen kann ich nun mal nicht heran, bevor ich wieder hinkomme, was etwa im Jänner geschehen könnte. Diamanten habe ich noch keine gesehen. Doch komme ich in nächster Zeit in die Goldfelder. Ob dort Gold ist, weiss ich nicht. Ich wate aber mehr in Morast als in Goldsand, das weisst Du auch.

Deinen letzten Brief (9) und die Karte aus Brunn erhielt ich gestern. Auch ein Paket des N. Reiches (März) ist angekommen, sonst keine Zeitungen oder Illustrierten, von denen Du früher gesprochen hast. Was alles schon verloren gegangen ist, weiss ich nicht. Unterwegs sind verschiedene Sachen für mich z.B. Messinstrumente, die nicht ankommen wollen. Wo die hängen geblieben sind, weiss ich nicht. [...] Erhielt auch letzter Tage Nachricht, dass die Pressburger Fakultät für mich ein Stipendium bereit hält, ich weiss zwar bis zur Stunde nicht, wieviel es ist. Wie Du also siehst, fehlt es mir nicht an Geld. Über die ganze Angelegenheit bin ich nicht mehr so recht im Bilde, doch das dürfte sicher sein, dass ich genügend Mammon habe. Von hier aus sende ich einen kleinen Artikel nach Brüssel, und werde um die restliche Unterstützung ansuchen. [...]

Mein Plan für die Weiterreise ist folgender. Bleibe einen Monat etwa in der Umgegend von Avakubi, da es hier viele Zwerge gibt. Reise dann nach Bafwabaka, was etwa 2 Monate in Anspruch nehmen dürfte – also August. Ziehe dann nach Irumu, etwa 3 Monate unterwegs, also November einschliesslich. Mache dann einen Trip nach Ruanda 2 Monate – bis Jänner einschliesslich. Kehre zurück nach Stanleyville, vielleicht März einschliesslich. Gehe zum Tschuapa – was, wie, ich weiss es noch nicht.

Auch sende ich Dir diesmal die Kopie des Tagebuches mit, enthaltend verschiedene Notizen über die Zwerge und meine Reisen. Falls Du es lesen magst, so versuche es, sonst bewahre es auf. [...] Eben habe ich mit dem Missionsesel etwas gespielt, dem ich Salz gab, das er gerade so gern hat wie auch die Neger; vorher hat mir ein Negerbüblein wieder einen fetten Sandfloh aus der grossen Zehe herausgebohrt, gestern waren es zwei. Dann soll man noch Freud am Leben haben.

Im separaten Couvert geht das Tagebuch an Dich ab – recommandiert. – Heute Nachmittag wurde viel gefilmt. [...] Morgen früh geht die Post ab; darum mache ich Schluss. Adressiere den nächsten Brief nach Bafwabaka, via Ägypten, da ich August wohl dort sein werde. Also *Bafwabaka* – Mission

Catholique. Haute Ituri, Congo Belge, Afrique. Ob die Briefe über Ägypten oder Ost Africa gehen, ist schliesslich einerlei. [...]

Kero, Ituri den 1. Juni 29

Wenigstens einige Worte, damit Du mit der abgehenden Post Nachricht erhältst, dass ich noch lebe. Ich bin wieder unterwegs den Ituri hinauf, aber nur für kurze Zeit, um dann wieder nach Avakubi zurückzukehren und abermals einen anderen Weg einzuschlagen. Pygmäen gibt es hier die Menge, man möchte fast meinen zu viel; man ist stets derart von Menschen umlagert, dass man an ein intensiveres Arbeiten nicht denken kann; denn es gibt zuviel Radau.

Gestern habe ich eine Überfahrt der Iturifälle hier gefilmt, es scheint mit gutem Erfolg.

Gesundheitlich stehe ich noch mittelmässig gut. Ich habe mir auch ein Rad zugelegt, denn hin und wieder findet man doch gangbare, d.h. fahrbare Pfade. Augenblicklich sitze ich mit einem holländischen Pater zusammen, der aber heute zurückgeht. Ein lieber unternehmender Mensch, mit dem man sehr gut auskommen kann.

Ich laufe wieder kahl geschoren umher. Schreibe Dir zwischen Schokolade und Porridge. Aus all dem ersiehst Du schon, dass aus diesem Brief nichts werden kann, denn man hat keine Ruh dafür.

Ich glaube, dass Du selbst schon die Überzeugung gewonnen hast, dass die Zeit recht schnell vorüberreilt. Wir haben schon Juni und wenn Du den Brief in Händen hast, ist schon Juli. Ich bin dann noch nicht in Bafwabaka, aber doch auf dem Wege dorthin. [...]

Avakubi den 8. 6. 29

Nun schreib ich Dir wieder mal ein kleines Briefchen. Gestern spätabend von einer zehntägigen Urwaldtour zurück, früh 8h mit dem Boot weggefahren und circa 6 1/2 abends in Avakubi angelangt. Obwohl ich seit 7 h früh nichts gegessen hatte, verspürte ich doch keinen Hunger, hatte aber arge Kopfschmerzen. Heute ist alles wieder gut. Zu später Nachtstunde habe ich noch die Post durchgelesen [...] Das viele Gepäck und das jeweilige Umpacken bringt mich um und dennoch muss ich für jede Reise neu packen. Meine Karawane bekommt allmählich eine Gestalt. Zu meinem dauernden Personal gehören ein Karawanenführer, ein Moslem, ein Jäger, ein Koch mit einem Kochdiener und ein Boy (Dienerbub). Dieses Personal kostet mich den Monat circa 150 Schilling, also wirklich nicht viel, und doch zahle ich die Leute besser als wohl alle anderen Weissen hier. Die Träger müssen jeweils rekrutiert werden. Ich zahle ihnen pro Tag etwa 40 Groschen, bedeutend mehr als alle Weissen. Dabei bezahle ich sie, ob sie an dem Tag ruhen, oder nicht. Die Verhältnisse hier grenzen noch sehr stark an Sklaverei. Das ist ein eigenes Kapitel für sich.

Die letzte Reise konnte ich zum Teil mit dem Rad machen, das ich mir für etwa 220 Schillinge angelegt habe. Leider muss es schon in Reparatur.

Nun zunächst zum Roman. Ich erhielt mit der letzten Post auch einen Brief von Vřetečka, der schreibt, dass er den Roman fertig umgearbeitet hat und auch einen Verleger dafür gefunden. Er nennt den Roman – Rinda. Viel Geld wird aber bei der Sache nicht rausschauen, meinte er; das ist mir auch einerlei. Er hat manches umgearbeitet, wie er mir schreibt, um den Missionar von der idealen Seite her zu zeigen. Ist mir egal, war aber nicht meine Intention. Nebenbei gesagt, scheint es so als ob die Expedition viel weniger Geld fressen wird, als ich veranschlagt habe, was mir nur genehm sein kann.

Ich filme und photographiere viel. Habe auch schon allerlei schöne Fotos zusammen, aber immer noch keine Kopien zur Verfügung; so kann ich auch keine Artikel schreiben. Eilt auch nicht.

Bezüglich meiner Geldangelegenheiten bin ich aber nicht auf dem Laufenden: Ich habe den Großteil meines Wiener Kontos nach Kinshasa schicken lassen, habe aber keine Nachricht, wie es damit steht. – Die Museumssammlung hat bereits ein kleines Gesicht. Vielleicht kommt doch etwas Gutes zusammen.

Ich schicke Dir mit heutiger Post auch zwei Ansichten mit – mich als Riesen unter den Zwergen. Diese sind kleiner als die Malacca Zwerge, aber wirkliche Rangen. Dabei gibt es von ihnen eine ganze Menge in diesen Urwäldern. [...] Ich komme immer mehr in bewohnte Gegenden, um dann wieder für 3 Monate in Urwaldgebiete mit weniger Bevölkerung zu verschwinden.

Aus Amerika erhalte ich über London, Leipzig, St. Gabriel einen Brief, der um Tierartikel bittet; da man aber kein Honorar (vorläufig) zahlt, so gehe ich auf die Sache nicht ein. Ich habe bereits einige sehr schöne Fotos gemacht, die wohl gefallen werden; ich will versuchen, auf diesem Gebiete eine schöne Sammlung zusammen zu bekommen, denn das ist heute daheim doch das Wesentlichste. [...]

Dass die englische Ausgabe meines Zwergenbuches erfolgt ist, ersehe ich aus dem amerikanischen Brief. Das Buch selber habe ich noch nicht gesehen. [...]

Es ist nun gegen 10h nachts, da die Leoparden auf Beute gehen und die Riesenschlangen umher-schleichen. Vorige Woche ist eine solche hier in der Mission geschossen worden, etwa 6 m lang. Das ist die dritte in kurzer Zeit. Schlangen sieht man wohl hin und wieder, aber doch nicht sooft. Träume also nicht von Schlangen, lieber von freundlicheren Dingen.

Tag darauf am Nachmittag. Eben war ich an der Post und erfahre, dass der Briefpostsack unterwegs vom Auto gefallen ist und vorläufig verloren ist. Wenn mir nicht meine Fotos aus Leopoldville darin verloren gegangen sind!

Übermorgen reise ich ab, so mache ich mal wieder Schluss. Habe mich bis jetzt mit dem Verpacken der Filme geplagt, die in zwei Kästchen nach Mödling abgehen, circa 680 m.

Wenn ich darüber berichten soll, wie ich mich eigentlich in diesem Lande unter den Wilden fühle, so kann ich gerade nicht sagen, dass ich sehr zufrieden bin. Es ist ein zu grosser Wirbel, keine Ruhe, keine Sammlung. Ich habe zu vielerlei zu tun; die Neger hier liegen mir auch nicht sehr. Übrigens scheint das Volk hier dem Tode geweiht. Alles nur Syphilis, man sagt mir etwa 75%; das ist erschrecklich, wenn man noch bedenkt, dass dem kein Einhalt geboten wird. Die Zwerge scheinen von der Seuche frei zu sein, wie sie behaupten. Das Morden ist noch fest im Schwung, und Menschenfresserei kommt im Geheimen auch vor. Für ein dauerndes Arbeiten hier unter den Negern könnte ich mich kaum aufraffen; heute nicht mehr. [...] [PS] Adresse wie bereits angegeben. Bafwabaka Mission Catholique, Hte Ituri, Congo Belge.

[20. 6. 29]

Es ist Sonntag, spätabend, so gegen 7h, natürlich stockfinster. Ich sitze in einem verfallenen Rasthaus irgendwo im Urwald, trinke einen Süsswein, der ist wirklich süß, leider sind bereits mehrere Mücken inzwischen darin vergessen, angezogen durch die Kerze. Der Boy serviert eben den Tee. – Du siehst, es geht heute hoch her. Durchwandere den Urwald mit einer Karawane von etwa 20 Mann. Bin aber Ende nächster Woche circa 25. 6. wieder in Avakubi, um dann endgültig nach Bafwabaka aufzubrechen.

In den letzten Tagen hatte ich mir eine Erkältung zugezogen. Habe sogar an einem Abend völlig die Stimme verloren. Natürlich kriegte der Kopf auch was mit ab. Heute ist es schon wieder besser. Übrigens ist mein Personal mehr oder weniger krank an Biss-, Schnitt- und anderen Wunden.

Heute photographierte ich einen allerliebsten Schimpansen, vielleicht 10 Tage alt. Der passte sogar in Deine Behausung. Man hat ihm die Mutter weggeschossen als sie den Kleinen schützen wollte.

Er fror erbärmlich, sah sehr altklug aus und reichte mir wiederholt die Hand. Das Biest kann aber schon beißen. Das steht nicht in meinem Tagebuch – übrigens bin ich sehr lässig in meinen Notizen. So sehr bin ich eben für meine Arbeiten hier nicht eingenommen. [...] Gestern sass ich mit einem Grosshauptide (Neger) zusammen, der 12 Frauen hat und noch ganz nach alter Sitte lebt. Ich konnte Verschiedenes von ihm kaufen und nachdem er abends schon gut angeheitert war bei einem Gläschen Wein – ich meine Cognac mit 3 Sternen – auch manches abfragen.

Da meine Gesundheit nicht mehr jene von früher ist, habe ich mich schon gefragt, ob es nicht vernünftiger wäre, die Forschungen hier vor Zeiten abzubrechen und eher abzugehen. Zu einem Entschluss bin ich nicht gekommen, denn die Gesundheit ist ja von allerlei Umständen abhängig.

Die Ananas, die ich eben essen wollte, war nicht gut. Dafür möchte ich Dir das Urteil des vorhin genannten Grosshauptide über die Frauen mitteilen, das darum weil er sich wohl ein Urteil erlauben kann, hat er doch selber 12 Frauen. Um so mehr möchte ich Dir das mitteilen als Du ja öfter die Frauen herauszustreichen beliebst. Er meinte, dass das selbstverständlich sei, dass die Frauen zu vielen Sachen keinen Zutritt haben, denn das sind halbe Menschen. Was die Männer niemals tun, das machen sie: sie vergiften ihre Männer oder bringen sie durch Zauberei um. So was tut ein Mann niemals. – So mancher Europäische Ehemann mag bei solchem Spruch geruhlich grinsen: jawohl, vergiften tut [man] mir mein Leben oft. – Da hast Du die Lebensweisheit der „Wilden“.

Heute, Donnerstag Nacht, bin ich wieder ganz wo anders. Stramme Märsche durch Urwaldmooste und kein Ende mit den Pygmäen. Besuchte heute einen mächtigen Wasserfall, wohl 80 m hoch brauste das Wasser kopfüber in die Schlucht. Photographierte und filmte, ob mit Erfolg weiss ich nicht, da es sehr viel Sprühregen vom Wasserfall gab.

Beim Schreiben im Freien schau ich mich von Zeit zu Zeit [um], ob nicht ein Leopard auf dem Sprunge ist. Bislang noch nicht. (Das alles ist im Wald geschrieben).

Avakubi den 25/[28]. 6. 29

Das war also das erste Mal, dass die regelmässige Post keine Nachricht von Dir brachte. [...] Ich lege einzelne kleinere Nachrichten bei, die im Walde niedergeschrieben wurden. Jetzt habe ich die Arbeit um Avakubi herum beendet und werde nun nächste Woche weiter aufbrechen.

Eigentlich fühle ich mich gelangweilt und müde. Das mag Dich wundernehmen. Auch die Neuheit der Umgebung wird alltäglich, darum ist es gut, dass ich bald wieder zu anderen und interessanteren Völkerschaften aufbreche. Das muss aber wieder mit neuem Verpacken des Gepäcks beginnen, wor ich ein Grauen habe.

Mit gleicher Post schreibe ich auch meinem früheren Ägyptisch Professor [Hermann Junker], ob er noch die Intention hat, mit nach Ruanda zu reisen, wo ich gegen Dezember einzutreffen gedenke. [...] Vorgestern war ich mit Belgiern, Franzosen und Holländern zusammen, – eingeladen (heute ist der 28. 6). Es wurde gut gegessen und vielerlei getrunken. Am nächsten Tage war ich natürlich unwohl, eine Magenverstimmung den ganzen Tag hindurch. Heute ist es wieder leidlich gut und so kann am 29. eine [Namenstags]bowle getrunken werden, aber ohne Dich. Du wirst ja auch nicht zu kurz kommen, da es ja Samstag ist.

Der Belgier, der mich eingeladen, hat sich bereit erklärt, von einem Neger eine Mutter Gottes aus Elfenbein schnitzen zu [lassen]. Der Neger ist ein Künstler seiner Art. Diese Statue habe ich in Gedanken Dir zugesprochen. Ich habe eine Statue gesehen, die er gemacht hat. Sie ist halt wundervoll – sie gefällt mir sehr. Doch kann ich sie aus gewissen Umständen nicht erstehen, obwohl ich 3000 frs. geboten habe.

Bei dem Belgier fand ich auch 2 Schimpansen vor, einen jungen und einen alten. Possierliche Tiere, der ältere wurde aber zum Schluss von Weiss und Schwarz so unbarmherzig mit Knüppeln

verhauen, dass ich meinte, er würde umkommen. Unmenschlich. Es scheint aber, dass Affen mehr vertragen können als Menschen.

Bezüglich des Begleiters [P. Hulstaert] zum Tschuapa brauchst Du Dir keine Sorgen machen. Das ist ein dort ansässiger Missionar, der mit Land und Leuten gut bekannt ist. Eine Begleitung dieser Art kann mir nur zugute kommen. Ich habe dem Herren bereits geschrieben, aber da alles hierzulande recht langsam geht, noch keine Rückantwort bekommen. Sie kann wohl noch eintreffen. Mehr regt es mich auf, dass ich in Angelegenheit der Fotos, die ich heimgeschickt habe und meines Kontos, noch keine Antwort habe.

Habe ich Dir schon berichtet, dass mir die letzte Post einen Brief aus Prag brachte mit der Mitteilung einer weiteren Unterstützung von 10000 Kronen. Das hat nichts mit der Pressburger oder Pospisil Sache zu tun, auch nicht mit der Regierungsunterstützung. Von der Regierung habe ich noch keine Nachricht. Eigentlich rechne ich mit dieser Sache nicht mehr; d.h. ich benötige es nicht. Warten wir ab.

Meine Museumssammlung ist auf 520 Nummern angewachsen. Das gibt rund gegen 1000 Objekte, da viele Duplikate unter einer Nummer figurieren. Ich denke, dass ich die schönste Sammlung im nächsten Monat zusammenbringen werde.

Was nun die Post angeht, so schreibe jetzt wann und wie oft Du willst, denn für die nächsten Monate geht alles den Ost Weg, nicht den Kongo hinauf. Ich gab Dir vorerst die Adresse Bafwabaka. Schreibe darauf via Mombasa-Irumu. Später werde ich die andere Adresse angeben, ich weiss aber noch nicht wie.

Anbei lege ich Dir einen kleinen Artikel und den Kinderkalender bei. Man sandte mir einen Abzug mit vielen Bitten um Bilder und Artikel. Ich kann vorerst nicht. Das moralisierende Ende stammt aber nicht aus meiner Feder. [...] Ich mache wieder mal Schluss. Heute ist Namenstag – eine Bowle wollte ich machen, es geht jedoch nicht, denn es fehlt mir das Sodawasser – Also bescheiden!

Die Bowle habe ich doch angesetzt, da man mir mitteilte, irgendwo wäre Sodawasser zu haben. Im Notfalle nehmen wir Fruchtsalz, das sonst ein Abfuhrmittel ist. Man muss sich helfen, wenn man feiern will. Nun mal gesunden Schluss. Am Donnerstag geht die Reise los, falls ich Träger habe, was noch lange nicht sicher ist.

[PS] Kann noch mitteilen, dass die Ananasbowle ausgezeichnet war. Zu dreien waren wir recht fidel und sangen hinterher bis ca. 11h.

Bafwabaka den 13. 7. 29

Einige Zeilen aus Bafwabaka, wo ich bereits 2 Tage Aufenthalt genommen habe. Das Fleckchen hier ist eine Art Paradies mit etwas südländischem Klima. Es liegt 800 m hoch, wo bereits Erdbeeren gedeihen. Die Missionare hier sind recht angenehm. Zwei Belgier, zwei Holländer, ein Deutscher. Letzterer ist Dir ja dem Namen nach bekannt. Man ist recht zuvorkommend und nett.

Nächste Woche mache ich eine längere Autotour, um die Stämme ringsherum zu besuchen, natürlich wird das etwas im Fluge gehen, da ich Ende Juli wieder zu den Zwergen aufbrechen möchte, weiter nach Osten hin.

Die letzte Reise von Avakubi nach hier dauerte 7 Tage und hatte, da es ständig regnete und wir ein Gebirge zu passieren hatten, manche Unannehmlichkeiten. Hinterher ist aber alles wieder gut. [...] Falls Du Stanleys Buch „Im dunkelsten Afrika“ irgendwo auftreiben kannst, dann lese den 2. Band. Einige Kapitel (Panja Fälle) und Umgegend ist jenes Gebiet, das ich in [den] letzten Monaten durchwandert habe. Diese Beschreibung gibt Dir ein Bild der Gegenden (des Ituri, Nepoko) etc. Ich hatte Gelegenheit, gestern und heute, einiges aus dem Buche zu lesen und musste die Übertreibungen Stanleys belächeln.

So, nun mache ich Schluss. Vom Tagebuch mag ich augenblicklich nichts senden, da ich nicht weiss, was mit Dir los ist. [...]

Bafwabaka den 17/[18]. 7. 29

[...] Ich sitze in Bafwabaka und friere. Es regnet täglich, man sieht die Sonne nicht und darum friert man. Ich warte auf die Ankunft meiner Träger, um die Autotour zu beginnen.

Im letzten Briefe schreibst Du etwas missbilligend, dass ich nur über Affen, Träger, Mücken etc. schreibe. Nun ja, das interessiert Dich doch am meisten. Ich könnte natürlich auch viel über Leopardenmenschen, Mord und Hexerei schreiben [...] Was ein Wegebauer ist? Ein solcher, der mit 780 Schwarzen eine Autostrasse macht. Solche gibt es mehrere in diesen Gebieten. [...]

Ich hätte jetzt richtig Stoff, um einige gruselige Artikel zu schreiben, vielleicht kommt es noch vor meiner Ankunft dazu. Augenblicklich bin ich unter solchen Stämmen, wo Geheimgesellschaften Menschen auf eigenartige Weise ums Leben bringen und wo die Hexerei ihre Blüten treibt. Kleine Kinder werden dieserhalb von ihren Eltern hinweggejagt, um sich der vermeintlichen Hexen zu entledigen. Gerade das, was ich in den letzten Zeiten an blasphemischen Dingen in Erfahrung brachte, wird meinem späteren Buche eine eigene Würze geben, hoffe ich.

In meinen weiteren Plänen ist weiter nichts geändert. Doch habe ich noch immer nicht die nötigen Informationen, um alles ins Gleis zu bringen, wie ich es vorhabe.

Hier in Bafwabaka bin ich wie zuhause. Sonderbar, dass es meistens so ist, wohin ich auch hinkomme. Ich habe derart alle Scheu abgelegt und bin so frei und unverfroren, dass man mich gleich als seinesgleichen aufnimmt. [...]

Die Fotos sind richtig angelangt. Von den Zeitschriften habe ich seit Monaten nichts mehr gesehen, wo die sich herumtreiben mögen? Die Paketpost ist hier ausserordentlich langsam.

Falls Deine Karte, die ich Dir zurückgelassen habe, was wert ist, so verfolge meine Reise in den Monaten August und September: Über Wamba nach Andudu – Nduye. In Nduye, d.h. in seiner Umgebung werde ich mich voraussichtlich mehrere Wochen aufhalten, dann geht die Reise nach Irumu durch den Urwald der Walese. Dann über Beni nach Ruanda-Urundi.

Heute, den 18. das herrlichste Frühlingswetter, tatsächlich wie im Wiener Wald im Mai – ein frisches Mailüfterl weht und die Sonne scheint lieblich ins üppigste Grün. Das ist alles andere als Afrika.

Ich mache Schluss mit dem Geplauder und fange an, Geld zu zählen, was auch sein muss. Ich möchte sogar ein kleines Artikelchen zusammenschreiben – will sehen.

[PS] Eben habe ich ein kleines Artikelchen zusammengeschrieben. Daran ist aber noch viel zu tun. Ich werde es morgen noch durchschauen. Stilisiere es und sende eine Kopie an: P. Hoffmann, St. Gabriel, Mödling, ohne jede Angabe oder Bemerkung, nur mit meinem Namen versehen. Er wird sich schon bei mir melden. (Drei Bilder). Eine Kopie an: RevFrère Majella, Bruxelles – Ixelles, Rue Eugène Cattoir 18, Belgique (zwei Bilder), ohne jede Bemerkung. Ich schreibe ihm von hier. Bilder sende ich mit, schicke sie an jeden wie an der Rückseite angegeben. Das Artikelchen ist für Kinder.

Bafwabaka den 31. Juli 29

Deinen lieben Brief N. 13 erhielt ich vor drei Tagen unterwegs; hatte eine längere Autotour von circa 600 km gemacht und verschiedene Negerstämme besucht, natürlich auch einzelne Pygmäengruppen. Da ich morgen früh wieder auf Tour gehe – Auto – so schreibe ich Dir heute [...] kann Dir aber sagen, dass mich das Photographieren und Filmen förmlich umbringt, und mir die Zeit für meine

Forschungen stiehlt. Heute filmte ich den ganzen Tag und nach meiner Rückkehr von der Autotour hatte ich 60 Platten zu entwickeln. Das dauerte von 4h bis Mitternacht und hinterher konnte ich bis 3h früh nicht einschlafen. Man sagt hier, dass ich mein gutes Aussehen ziemlich eingebüsst habe, so arg kann es aber nicht sein, glaube ich.

Aus Rom sendet man mir eine Medaille, wohl eine Dekoration – alles nähere steht aber aus, d.h. ich weiss nicht warum.

Deine Karte aus Karlsbad ist bislang noch nicht angekommen. Der letzte Brief benötigte schon zwei Monate, um mich zu erreichen. Ich denke, dass die meinigen Dich schneller erreichen. Aus Ruanda erhalte ich einen Brief, wonach man mich dort erwartet. Vor Ende Oktober werde ich aber kaum dort sein. Adressiere von Mitte September an nach: Nyundo, Mission Catholique, Ruanda – via Kassengi, Mandat Belge, Afrique Orientale. Vorher adressiere wie bislang.

Deine Elfenbeinschnitzereien? liegen in Stanleyville. Hoffe auch von den Mangbetu noch einiges derartiges zu erkaufen. Ich bitte Dich aber, Dich zu gedulden. Augenblicklich habe ich überall etwas von meinen Sachen herumliegen. Der Kongo ist eben schrecklich weit.

Den 9. 8. verlasse ich definitiv Bafwabaka, um zu den Walese zu reisen. Zunächst circa 200 km Auto, dann geht es zu Fuss in den Urwald hinein, wo ich gut 2 Monate zu bleiben gedenke. Das Wie und Wo weiss ich noch nicht. Davon wirst Du später hören.

Bafwabaka ist ein „nasses Paradies“. Es regnet täglich, die Sonne ist spärlich. Gesundheitlich geht es mir immer noch leidlich gut, man hat aber seine kleinen Plagen.

Da ich gute Kopien meiner ersten Fotos habe, so hoffe ich auch bald einen kleinen Artikel schreiben zu können, vorläufig aber bleibt es beim frommen Wunsch. Ich hoffe aber noch von hier aus Dir die Kopie des weiteren Tagebuchs senden zu können. Auch Deine Briefe werde ich wie Du es wünschst, Dir zuschicken, denn es wird schwierig, sie mitzuschleppen und sie irgendwo zurücklassen mag ich nicht. Sie werden später eine gute Lesung sein, bitte sie darum aufzubewahren. [...] Ich hoffe, dass ich dann auch mit Dir mein Malakka Material und zumal die populäre Darstellung meiner Afrikareisen werde mit Muße und Liebe bearbeiten können, ohne mich zu überstürzen. Am liebsten möchte ich dann allen anderen Arbeiten Lebewohl sagen. Doch weiss ich nicht, ob das gehen wird. [...] und so weiss ich nicht, was eingekommen ist. Mit den Anschaffungen in Brüssel, Reise bis Stanleyville ausgenommen, habe ich etwa 15000 frs = 3000 Schilling verbraucht. Das ist sehr wenig. Davon entfällt viel auf Museumssammlungen. Wahrscheinlich werde ich bis Ende dieses Jahres mehr verbrauchen, da ich grössere Sammlungen und Frachten werde bezahlen müssen, etwa 20000 frs = 4000 Schilling, macht Summa: 7000 Schilling in einem Jahre. Wie Du siehst, sind die Auslagen hier im Kongo nicht so enorm. Es will mich dünken, dass die Auslagen für die Kongoreise kaum grösser sein werden als jene für die Malakka Reise, die mich alles in allem gut 13000 Mark = 22000 Schilling kostete. Für die Kongoexpedition habe ich aber, soweit ich die Übersicht habe, mindestens 40000 Schilling parat gehabt.

Von Leipzig habe ich bislang immer noch keine Nachricht, ob das Geld für die Sammlung abgegangen ist. Auch weiss ich nichts von dem Pressburger Stipendium. Liegt mir aber auch nicht mehr viel daran. [...] Mein Neffe schreibt mir aus St. Gabriel. Er ist dort eingetreten. [...] Hoffentlich hast Du die Strümpfe nicht abgeschickt. Die kommen ja erst nach einem Jahre an; nur ja keine Pakete senden. [...]

Bafwakaba 7. 8. 29

[PS] Übermorgen Aufbruch in den Urwald. Anbei die dritte Sendung vom Tagebuch.

Mit gleicher Post sende ich 4 Pakete Film circa 1500 m mit 260 Fotonegativen nach St. Gabriel. Du siehst, ich habe viel gearbeitet. Du glaubst auch gar nicht, wie müde ich bin. Das Filmen und

der andere Kram ermüdet gar sehr. Übrigens bringt mich das Filmen von meinen Studien stark ab. Aus Pressburg (Universität) erhalte ich die Nachricht, dass mir der Čechische Staat 10000 Kronen sendet. Ist etwas, aber nicht zu viel. Wegen weiterer Unterstützung wird Anfang nächsten Jahres verhandelt.

Ein Redakteur der Národní Listy macht eine Studienreise nach Afrika und möchte mich irgendwo treffen, um über mich zu berichten. Er will 2–3 Wochen bei mir bleiben und forscht nach meinem Aufenthaltsort. Ob er wohl ein Buch schreiben will à la Stanley: Wie ich Schebesta fand? Armer Tropf! Schreiben werde ich ihm schon der Politesse wegen. Auch haben die Laaerberger geschrieben. Wegen Wohnung haben sie noch nichts. Es scheint als ob Deine Nachricht sie nicht erreicht hätte. Jedenfalls sind auch von mir Nachrichten nicht angelangt. Vielleicht hat es sich ein Briefträger leichter gemacht.

Du wirst wohl auf Artikel warten. Jawohl, solche könnten wohl in den nächsten Wochen kommen, da ich nun nicht mehr so viel filmen werde.

Gesundheitlich geht es wie immer. – Suche auf der Karte Gombari. Von dort südlich liegen die Walese unter denen die Pygmäen wohnen, die ich nun für gut 2 Monate studieren werde.

Aus Amerika ersucht Freund Hrdlička, ich solle auch Skelette von Anthropoiden Affen sammeln!!! [...]

Ich nehme an, dass der Brief bis zu Dir etwa 5 Wochen benötigt und ebenso lang wird ein Brief bis zu mir nötig haben, somit meine ich, sollst Du die Antwort auf diesen Brief adressieren nach: Mission Catholique, Nyundo, Ruanda via Kissengi, Mandat Belge – Afrique. Ich hoffe bis Ende Dezember in Ruanda zu verbleiben. Rechne somit aus, wie lange Du nach Ruanda adressieren kannst. [...]

[Andudu], den 18. 8. 29

Heute ist Sonntag, ein brennend heisser Tag, obwohl erst 10h vormittag. Sitze seit einigen Tagen in einem sehr sauberen Pygmäenlager in einem sehr sauberen Hüttchen, das ich mir bauen liess. Natürlich alles aus Holz und Blattwerk, aber angenehm, wenn auch klein. Das Lager befindet sich nicht mitten unter Bäumen, sondern in einer Rodung einer Bananenpflanzung, die natürlich voll Gestrüpp ist. Die Pygmäen hier sind aber so saubere Leutchen, dass sie das ganze Lager ratzekahl gesäubert haben, so dass nur einzelne Bananenstauden und einige wenige Bäumchen stehen geblieben sind. Die Zwerge selbst sehen hier recht ansehnlich aus, sind wohlgenährt und fett, haben auch genügend zu futtern. 24 Hütten sauber gebaut, stehen um die meinige gruppiert. Die Zwerge sehen mich auch gern in ihrer Mitte und schon die erste Nacht rief der Häuptling durch das Lager: Ho Männer, schläft nicht wie die Weiber, sondern habt acht, denn unser Weissler ist bei uns. Sie rechnen es mir hoch an, dass ich ihnen in den Wald nachgefolgt bin, was natürlich andere Weisse nicht tun.

Habe auch genügend zu essen; gestern wurden mir 2 kleine Antilopen geschenkt, vordem sind in drei Tagen 2 Wildschweine geschossen worden. Auch zu trinken habe ich: Whisky und Cognac, und etwas Süsswein.

Ich habe vor, eine ganze Woche in diesem Lager zu bleiben, und dann weiter gegen Osten aufzubrechen.

Nun aber wirst Du fragen, wo ich denn eigentlich sitze? – Immer noch am Nepoko, aber unweit seiner Quellen, nahe an Andudu bei den Mamvu Pygmäen.

In diesen Tagen sind mir mehrere Felle und Fellchen gebracht worden, die ich erstanden habe. Ich will schauen, ob ich doch einiges zusammenbekommen kann. Einige Otternfelle waren dabei, von denen ich weiss, dass sie von den Weissen sehr geschätzt werden, dann verschiedene Wildkatzenfelle etc. Das Schwierigste ist natürlich die Aufbewahrung – auf meine Leute ist wenig Verlass in dieser Angelegenheit und ich selber bin mit tausenderlei Sachen beschäftigt.

– Nachts – Bereits das zweite Gewitter niedergegangen, das erste mit Sturm und Hagel. Viele Bananenstauden liegen am Boden, einzelne Zwergenhütten überschüttet. Andere stehen im Wasser. Im dichten Urwald, unter Waldriesen hätte es eine Katastrophe werden können.

Sonderbar, dass ich sonntags immer die meiste Arbeit habe, entweder ein tüchtiger Marsch oder sonst grosse Sache. Heute z.B. war Vollbetrieb. Tänze – Filmen, Photographieren. Sprachaufnahmen, Messungen und Einkäufe gegen Tuch, Perlen, Salz. – Von Deinen Perlensträngen bin ich zwei quitt. Den ersten nahm der Mamvuhäuptling – ich weiss nicht mehr gegen was, heute beehrte ich mit dem zweiten den hiesigen Zwergenhauptmann, der ganz stolz darauf ist. Vielleicht photographiere ich ihn für Dich – er ist aber gar nicht hübsch, sonst aber ein passabler und auch kluger Mann. Ich denke, dass das Dich mit ihm versöhnen wird, denn ich glaube, dass intelligente Frauen nicht soviel auf äussere Schönheit geben als auf Klugheit und Verstand – natürlich krumme Beine darf der Kerl mal nicht haben. [...] Ich denke, dass ich so Anfang November nächsten Jahres in Europa wieder auftauche, falls alles gut geht [...]

Es ist wieder mal Nacht und platschender Regen. Vorerst gab es einige mächtige Blitze in unserer nächsten Nähe, so dass mein Zwerg, den ich ausfragte, ängstlich Reisaus nahm. Das Lager war heute fast leer. Alle sind ausgeflogen, um weisse Ameisen zu fangen. Sie kommen erst morgen früh heim, hoffentlich mit Beute.

Den Häuptling [Tebi] mit seiner Frau habe ich photographiert. Er [hat] eine Deiner Perlenketten um den Hals. Die Frau hatte ihm die kleinen Perlenfransen abgeschnitten, musste sie aber auf mein Geheiss wieder hergeben. Vielleicht geht ein Abzug mit. Übrigens ist der Häuptling ein interessanter und auch intelligenter Kerl, wenngleich er auch nicht bis 2 zählen kann. Heute stellte er mir die drolligsten Fragen über Europa – die Rollen waren vertauscht; fragte, was bei uns wächst, wo meine Mutter ist, was eine Flasche ist etc. (Ich hatte ihm eine leere Flasche geschenkt). Auch gab ich ihm einen Tropfen Cognac. Er meinte, ich sollte die Flasche nicht wegtun, er wollte mehr haben.

Bislang konnte ich viel bei ihm erfahren. Ich bleibe noch vier Tage in diesem angenehmen Lager, um dann weiter gegen Süd-Osten zu ziehen. Falls ich gegen Montag-Dienstag die Post bekomme, schicke ich auch die meinige durch denselben Träger ab.

Sonntag den 25. 8. Heute beschliesse ich meinen Aufenthalt in diesem angenehmen Lager der Pygmäen. Ich habe viel gelernt und bin insofern zufrieden. Die Zwerge zerstreuen sich auch allenthalben auf der Suche nach Weissen Ameisen, Termiten. Ich will schauen, dass ich den Brief bald absenden kann.

Die herzlichsten Grüsse aus diesem Dschungel sendet Dir Dein P. [PS] Photographie folgt nicht, da ich keinen Abzug habe.

den 20. August 29

[...] Bin auf dem Urwaldpfad, erste Raststelle. Ein Teil des Gepäcks, der grössere Teil, ist zurückgeblieben. Ich erwarte die Lasten morgen, ohne aber hier hängen zu bleiben. Etwa 2 Tagesmärsche von hier will ich wieder ein Lager aufschlagen.

Die letzten zwei Tage fühlte ich mich gar nicht wohl. Die Verdauungsstörungen sind bei mir wohl das grössere Übel auf Reisen bei ungewohnter Nahrung. [...] Berliner Museum will auch Sachen haben! [...] Die Sandflöhe – das sind halt sonderbare Tierchen, mit denen muss man hier rechnen. Bitte keine Desinfektionspillen etc. Das ist nichts! Auf so was kann man nicht schauen.

Deine Post geht morgen ab, vielleicht hast Du den Brief in 6 Wochen. Beunruhige Dich nicht, wenn die Post unregelmässig kommt. Das kommt von den Verhältnissen. Ich kann sie nicht regelmässig absenden. Hier gibt es keine Postverbindung. Man schickt sie mir von Bafwabaka zu. 10 Tagereisen weit –

[PS] 29. 8. Nach 4 Stunden Marsch im Regen angelangt. Wohne in einer offenen Veranda. Erwarte verschiedene Felle hier, wollen sehen. Ich war in Verlegenheit, die Briefe zu schliessen, da mein Leim in den zurückgebliebenen Kisten steckt. Nach manchen Versuchen neuen Leim gefunden. Der Saft der grünen Bananenschalen scheint vorzüglich zu sein. Wenn Du das Geheimnis patentieren lassen kannst, dann soll der ganze Erlös Dir gehören. Nun Schluss. Der Brief wird mit dem Leim verschlossen und abgesandt. Dein P.

Balese Urwald den 7. 9. 29

Mein Bubi schläft heute mehr als sonst; obwohl die Sonne schon hoch steht schläft er, wahrscheinlich weil er gebadet wurde. Er ist auch noch sehr klein, aber lieb und herzlich ist er. Hab ihn wirklich gern. – Du machst wohl dumme Augen. Jawohl so ist er. Zwei Monate alt ist er und dabei doch schon so gescheit – ich meine den Bubi – einen jungen Schimpansen. Ich bin gewiss, Du hättest viel Freud an ihm, er ist nicht bössartig, beisst nicht, macht keinen überflüssigen Radau. Vorgestern brachten ihn die Zwerge ins Lager. Ich schickte sie auf Schimpansenjagd aus. Mittags kommt ein Zwerg gelaufen mit der Nachricht, sie hätten eine Schimpansenmutter mit einem Kleinen angeschossen, der Jäger solle kommen, um sie mit der Büchse zu töten. So geschah es. Die Mama plumpste vom hohen Baum, der Junge blieb sitzen, kam dann aber flugs herab und klammerte sich ängstlich an die tote Mama, und musste mit Wucht weggerissen werden. Mit Hallo brachte man die Beute ins Lager. Die Alte wurde geschunden und aufgefressen. Das Skelett, soweit es übrig geblieben ist, geht später mal nach Prag. Die grosse Haut ist für einen Pelzmantel ungeeignet.

Den Kleinen habe ich auf den Namen Bubi getauft, und ihm einen Strick um den Leib gelegt, damit er nicht gleich davonrenne. Er scheint sich zu gewöhnen. Eben sitzt er in einer Kiste und nickt, genau so wie ein Mensch, und ist dankbar wenn man ihm das Köpfchen stützt. Was ich aus ihm machen werde, weiss ich noch nicht, da es nicht so einfach ist mit ihm überallhin zu wandern. Er passte aber sehr gut in irgendeinen zoologischen Garten.

Nun ist es Nacht geworden – Samstag Nacht [...] Mein Bubi schläft im Kasten nebenan; nebenbei bemerkt habe ich ihn schon verhaue, da er mich tatsächlich beissen wollte. Das nahm er mir für Augenblicke krumm, dann aber kam er doch wieder und schmiegte sich an. Das sei zur Vervollständigung gesagt.

Du bist, nach Deinen letzten Briefen zu urteilen, irgendwo in der Herbstfrische. Hoffentlich ist es drüben nicht so frisch wie hier. Mich friert augenblicklich. Auch hat es den ganzen Nachmittag in Strömen geregnet. Wir sind eben in der grossen Regenzeit, die kann aber kaum schlimmer sein als die vergangene. [...] Leipzig sendet eben 1500 Mark für ethnographische Sammlungen. Wollen noch mehr senden. Doch ich werde abwinken, um nicht zu viele Verbindlichkeiten zu haben. [...] Bubi sitzt am Stühlchen neben mir und hat sein sorgenschweres Haupt auf meinen Schoss gelegt, er will schlafen.

Der nächste Beamte, an den ich geschrieben habe, hat mir 4 Polizisten zur Heranholung von Trägern gesandt und einen sehr netten Brief geschrieben. So geht es hier in diesen Gegenden.

Auch aus Kinshasa erhalte ich eben Nachricht über den Stand meines Kontos dort. Sehr gut. Zahlen 9% Zinsen. Das gibt Ende März 11000 frs. Zinsen. So muss man wirtschaften. Mein Geld scheint nicht weniger werden zu wollen.

Mambasa den 7. 10. 29

In aller Eile einige Zeilen. Ich schicke Dir anbei die Folge der Tagebücher, da ich Gelegenheit habe, [sie] nach Irumu zu schicken. [...] Ich habe meinen Plan geändert und gehe nicht durch den Ur-

wald nach Beni, sondern fahre hin. Der lausige Kopf macht mir in dieser nassen Witterung manche Beschwerde. Auch ist meine Filmkiste noch nicht erschienen, so dass ich nicht weiss, ob ich sie mit nach Ruanda bekomme, was natürlich ein grosses Fiasko bedeutete.

Nach Ankunft dieses Briefes schreibe die Antwort nach Avakubi via Ost Africa; da ich hoffe, diese Post dann dort beheben zu können. Übrigens laufen jetzt meine Sachen im ganzen Congo herum. Von Dir habe ich schon seit 4 Wochen wohl oder länger keine Post mehr und ich weiss nicht, ob und wo sie mich erreichen wird.

Von Beni wahrscheinlich nähere Nachricht. Hab malheur gehabt, einer meiner Träger ist unterwegs gestorben.

Nduye den 27/[30]. 9. 29

Nacht ist inzwischen geworden. Ich bin leidlich unwohl, so dass ich seit 7 früh nichts genossen habe als jetzt einige Tassen Thee. Dazu noch überreichlichen Ärger mit meinem Personal. Zwei habe ich davon gejagt, weil sie zu faul und zu dumm sind; die beiden anderen (älteren) finden das Waldleben zu beschwerlich und wollen heim [...] Natürlich habe ich gekeift, aber mehr noch habe ich den Ärger heruntergeschluckt. Andererseits reizt mich die Schwierigkeit doch zu neuer Tat und ich setze den Kopf durch und reise über Beni durch den Wald nach Ruanda. In einem Monat hoffe ich dort zu sein. Beni ist verrufen der Schlafkrankheit wegen und der Kimputilais [zecke], die ein eigenartiges Fieber hervorrufen soll. Andererseits soll Beni ein Paradies sein, über 1000 m hoch, mit vielen Rosen im Angesicht des Ruvenzori.

Heute habe ich das Pygmäenlager in der Nähe verlassen und warte auf Träger, um voraussichtlich Montag nach Mambasa aufzubrechen. Die Arbeitsresultate im genannten Lager waren ausserordentlich gut. Manches Neue ist in meinen [Tage]büchern vermerkt. Die Zwerge hatten mich tatsächlich lieb gewonnen und sahen mich ungern scheiden. Ich bin ja aber auch ein charmanter Kerl, das weisst Du doch zur Genüge, oder nicht?

Nun ist wieder mal Nacht, 7h, den 30. Ich konnte etwas essen seit gestern früh, so dass ich hoffe, morgen doch wieder leidlich beisammen zu sein. Zu diesem Zweck trink ich auch eine Tasse Thee. Die letzte Nacht war schlimm, ich döste so bis 3h in der Früh, während über mir ein Gewitter tobte. Das heutige ist bereits zu Ende. Es war kurz und eingeleitet durch 2 schöne Regenbogen. Das will aber nicht heissen, dass nicht noch eines in der Nacht losbricht. [...]

So nun setzt das Gewitter von neuem ein. Es scheint Retourbillet zu haben. Sehr angenehm!! Dazu flackert meine Kerze im Winde.

Eigentlich freue ich mich doch, dass ich die Hälfte meines afrikanischen Aufenthaltes hinter mir habe und dass ich wieder heim kann. Auf die Dauer ist das Dasein hier doch recht öd, und ich möchte nicht hier weilen, um Geld zu verdienen. Gewiss sind die Weissen, die recht sporadisch in diesen Gebieten wohnen, jedesmal in kleinerer Gesellschaft beisammen und wenn sie es nicht sind, dann nehmen sie sich eine schwarze. [...]

Selber möchte ich daheim mich irgendwo ganz zurückziehen und mal an nichts gebunden sein als nur an die Ausarbeitung meiner Forschungsergebnisse, wo ich vollständig über meine Zeit verfügen könnte. Ich glaube, dass mir diese Afrikareise ein Anrecht auf den Ruhestand geben dürfte; andererseits fürchte ich, dass mich das zurückgezogene Leben doch nicht ganz befriedigen wird. [...] Du wirst verzeihen, wenn ich jetzt für einen Augenblick abbreche, um einige Notizen nachzutragen, sonst vergess ich es.

So, nun noch einige Zeilen; habe nicht nur die Notes nachgetragen, sondern auch gerechnet, d.h. meine Ein- und Auslagen geprüft und dabei das verblüffende Resultat gefunden, dass ich in den Monaten März bis Ende September einschliesslich nur 20000 frs = 4000 Schillinge veraus-

gabt habe. Das ist miserabel wenig, schaut man noch auf die Sammlung, die ich bislang zusammengebracht. Ich veranschlage sie auf 10000 Schilling etwa, d.h. in Europa gelandet. Du musst aber nun nicht glauben, dass ich knauserig bin und die Leute übervorteile. Keineswegs! [...]

Mein Buby hängt an mir wie eine Klette trotz der Schläge, die er täglich bekommt. Bisweilen ist er recht niedlich. Gebe ich ihm eine Belehrung, dann sitzt er auf dem Wiener Stühlchen vor mir mit untergeschlagenen Beinen und verschränkten Armen und schaut mich unablässig mit seinen schönen rötlichen Augen an. Beim letzten Aufenthalt im Walde schlief er durch eine Blätterwand von mir getrennt auf einer Art Hängematte, die ich ihm aus [einem] Tuch bereitet hatte. In der Früh war er stets eher wach als ich, wohl der Kälte wegen. Jeden Morgen nun kam er an mein Bett, schlug das Mosquitonetz auf und bellte mich wach. Dann legte er sein Köpfchen an das Bettgestell. Ich legte ihm gewöhnlich noch die Decke unter den Kopf – so schlief er noch eine Weile auf dem Boden hockend. Er kann aber bisweilen recht ungezogen werden, und wenn ich ihm etwas verwehre, dann schreit er erbarmungslos und haut sich mit den Pranken. Ich lach ihn dann nur aus, dann wird er noch rasender. Er beisst mich aber nie während er bei den anderen diese Rücksicht nicht kennt. Wie Du siehst, bereitet mir der kleine Aff manche Kurzweil und Freude. Der Kerl ist aber auch sehr lieb, leider noch nicht genügend sauber – weil erst 3 Monde alt. [...]

[PS] Sonntag früh. Zwischen 6 – 7 hatten wir ein Morgengewitter. Auch konnte ich etwas essen, fühle ich mich doch bedeutend besser, ich möchte sagen, fast hergestellt. Wenn die nötige Anzahl Träger kommt, dann geht morgen früh die Weiterreise an. [...] Sonntag nach 9h. Eben habe ich einen Bericht über meine letzten Forschungen aufgesetzt für Schm[idt], um ihm eine kleine Freude zu machen. Natürlich ging ich nur auf bestimmte Fragen ein.

Die Post ist heute nicht gekommen; eine Enttäuschung. Auch die Träger sind nicht da, so dass ich morgen wohl nicht aufbrechen kann.

Am Abend hatten wir wieder ein Gewitter und nun rauscht der Nduyefluss vor meinem Lager im wilden Tempo. [...] Ich will nun noch ein kleines Briefelr nach Stanleyville schreiben, um dem Herrn dort meine Briefadresse für Ruanda anzugeben.

[Beni, Anfang Oktober 1929]

Im Angesichts des Ruwenzori einige Zeilen! Bin in Beni und zwar etwa 1200 m hoch. Es ist darum recht kühl, nachts kalt, kein Wunder auch, wenn man die schneebedeckten Berggipfel schaut. Der Urwald liegt hinter mir. Es wäre sonst ganz angenehm, wenn ich gesund wäre. Aber seitdem ich den Balesè Urwald verlassen habe, will es nicht recht gehen. Der Kopf macht besondere Beschwerden. Dazu kam ein Anflug von Grippe und seit 4 Tagen nun noch Diarrhö. Ob sie sich zur Dysenterie entwickeln will? Das fehlte noch! Derart ist man leidlich demoralisiert und man hätte Lust, die Flinte ins Korn zu werfen. – Doch morgen geht es mit dem Auto in die Umgegend, um einige Pygmäen zu sehen und Freitag soll es nach Ruanda gehen, was auch einen abenteuerlichen und kostspieligen Weg bedeutet. Dazu ist mir mein grosser Kinoapparat irgendwo unterwegs hängen geblieben und ich weiss nicht wo. So hat die Ruanda Reise nur halben Zweck.

Die Ruanda Reise wird – ich weiss nicht, was ich schreiben wollte, denn ich hatte eben Besuch und das Mittagessen und ein Schläfchen liegt dazwischen. Wie lange ich mich in Ruanda aufhalten werde, kann ich jetzt – wenn der Apparat inzwischen nicht auftaucht – nicht sagen. Jedenfalls schreibe eine Antwort auf diesen Brief nach Avakubi. Soviel steht fest, dass wenn die Gesundheit sich nicht bessert, ich nach der Ruanda Reise nicht mehr grosse Anstrengungen machen, sondern den Aufenthalt im Congo abkürzen werde. Wozu soll ich mich auch ganz ruinieren, halbe Ruine bin ich ohnehin. Auch wird mir der Tschuapa [die Erforschung der Baćwa im Gebiet des Tschua-

pa, einem Nebenfluss des Kongo, in der Provinz Equateur], insofern schwieriger, als ich drüben eine neue Umgangssprache benutzen müsste, was mir sehr zuwider ist. Somit abwarten!

Der letzte Brief von Dir, der mir zugestellt wurde, war vom 7. Juli datiert. Es ist also schon recht lange her, dass ich von Dir nichts weiss. Ob mich hier in Beni eine Post erreichen wird, hängt davon ab, ob Bafwabaka Post mir nach hierher nachfolgt. – Sie muss dann schon einen Monat lang hinter mir her sein.

Mehrere Tage später. Da morgen eine Post von hier abgeht, sende ich Dir die paar Zeilen. Auch die gestrige Post brachte nichts für mich. So sitze ich vollkommen auf dem Trockenen. Gesundheitlich geht es immer noch nicht gut. Also abwarten.

Von Ruanda aus, wo ich wohl Deine Post erhalten werde, sollen Dir mehrere Nachrichten zuteil werden.

Hier in Beni sind dieser Tage 6 neue Missionare angelangt. So ist die kleine Mission – alles nur Strohhütten – überfüllt, man lebt aber. Ich habe vor, übermorgen abzufahren, falls ein Auto erscheint. 1 Tag Auto, 3 Tage Marsch 1 Tag Auto und ich bin am Kivu See.

Heute habe ich die umliegenden Berge bestiegen und mir den Semliki – (Nil) angeschaut. Wunderbar! Doch sind die Alpen herrlicher, der Ruvenzori ist aber höher, 5600 m [bis 5109 m].

Den 21./[29]. 10. 29 [Eduardsee, Nyundo]

[...] Kurz vor der Abfahrt aus Beni erhielt ich Deine 21. Epistel. 18, 19, 20 sind noch nicht in meinen Händen und ich weiss nicht, wo sie sich augenblicklich herumtreiben.

Ich selber bin in einer weniger angenehmen Lage. Das Kranksein, von denen die letzten Briefe berichteten, habe ich mit viel Chinin etc. überwunden. Nun aber befinde ich mich in einem Lager, wo es viel Dysenterie gibt, wo ich aber auf die Träger warten muss. Ein Lager für Wegearbeiter. Auch befinden sich hier 3 Weisse, von denen ich zwei noch nicht gesehen habe, da sie ein anderes Lager bezogen haben. Der dritte ist ein blutjunger Arzt und liegt seit gestern selber an Dysenterie darnieder. Der Bursche hat wenig Courage und viel Angst, was meinen Zustand noch verschlimmert. Ich gab ihm eine von Deinen Medizinen, die ihm für einige Zeit Erleichterung verschaffte.

Wir wohnen hier in Zelten, ich auch; da alles voll von Krankheitsbazillen ist, so sollen die Zelte noch am gesündesten sein.

Wie lange ich hier auf Träger werde warten müssen, weiss ich nicht. Doch hoffe ich, nicht die Geduld ganz zu verlieren, denn das wäre böse. In drei Etappen kann man das Gebirge überschreiten und dann ist man am 4. Tage schon in Ruanda, wohin ich hinziele.

In der Nacht ist es hier erbärmlich kalt, auch unter 2 Decken; die Lage ist nämlich 1700m. Die Autofahrt von Beni bis hier 230km, war landschaftlich sehr reizend. Das Auto stieg bis 2400 m hoch. Alles ringsherum nur Berge! Bin sehr nahe am Eduard See. Vom nächsten Hügel kann man ihn – die Südspitze – sehen. [...]

25. 10.: Bin bereits den 2. Tag unterwegs unweit Rutshuru, und zwar im Angesicht des Eduardsees und der Vulkane vom Kivu. Das Gebirge habe ich gestern überschritten. 900m steil hinab. Immerhin bin ich noch 1000m hoch. Aber es ist doch wärmer als dort oben, jetzt zwar weniger da ein Sturm, ein Gewitter, heranweht.

Diese Nacht bin ich durch Löwengebrüll aufgeweckt worden. 4 Mal haben sie unser Lager passiert, das der Kimputu-Zecken wegen, die Fieber etc. bringen, im offenen Hangar war. Die Träger (15) unterhielten Lagerfeuer. Am Morgen sah man aus den Spuren, dass nicht nur Löwen, sondern auch Leoparden und Hyänen uns umkreist hatten.

Heute auf dem Marsch – ich war allein voran, da die Träger unterwegs [ein] Bad nahmen – wurde ich durch Löwengebrüll im Busch zum Rückzug gezwungen. Alles ging aber gut.

Die Gegend, ein mächtiger Kessel von vielen Quadratmeilen, ist ein Wildreservat und Wasserreservoir. Unzählige Antilopen konnten wir zu beiden Seiten des Wegs in der Prärie beobachten. Ich photographierte auch. Doch weiss ich nicht, ob mit Erfolg. Die Gegend ist aber sonst menschenleer.

Morgen Mittag erreiche ich das Auto und wenn alles klappt, bin ich nachmittags in einer Missionsstation, wo ich den Sonntag zu verbringen hoffe. Den nächsten Tag (Montag) erreiche ich voraussichtlich Nyundo, wo ich die Post zu erhalten hoffe, natürlich auch die Deine und die bislang noch nicht angelangten. Eigentlich habe ich seit 6 Wochen keine Post mehr.

Wie sich der Plan meiner Weiterreise dann gestalten wird, kann ich noch nicht sagen. Das wird von den Besprechungen abhängen. Voraussichtlich werde ich eine Woche lang der Ruhe pflegen. November und Dezember werde ich mich nicht pressieren.

Gesundheitlich fühle ich mich jetzt wieder besser, hoffentlich hält das an.

29. X.: Sitze seit vorgestern schon in Nyundo. Wohl traf ich hier einige Europa Post vor – sehr wenig, und von Dir nichts. Auch die heutige Post brachte nichts. So muss ich weiter warten, und dennoch wollte ich die freien Tage hier ausnützen, um meine Post zu erledigen. Am schlimmsten ist, dass ich mein Film- und Photomaterial nicht habe. Es ist noch nicht angelangt. So ist meine Reise nach Ruanda – übrigens kostspielig – ziemlich zwecklos. Dennoch werde ich mit P. Schumacher nach dem Süden zum Hofe Msingas aufbrechen. Ich mache mir über all die Sachen keine weiteren Kopfschmerzen.

Hier bin ich gut aufgehoben und da es immer noch Regenzeit ist, hat das Herumvagabundieren keinen Reiz, wohl aber viele Beschwerden; und warum soll ich mich ganz ruinieren. [...] Ich lege einige Fotos bei, P. Schumacher und ich, und das andere: Messungen von Pygmäen.

Mache dieser Tage einen Ausflug zu den hiesigen Pygmäen und dann geht es gegen Süden an den Hof Msingas des Ruanda Königs.

Kivu den 8. 11. 29

[...] Heute bin ich arg runtergekommen. Bin auf dem Marsch ins Innere von Ruanda zum Sultanshof. P. Schumacher konnte nicht mitkommen, da er eine arge Beinwunde hat. Bin heute 6 1/2 Stunden marschiert in einer Höhe von 2000m, immer dem Kivu entlang, bergauf bergab, durch Wust und Morast. Als ich nahe am Ziel der heutigen Reise aussetzte, [setzte] auch der Regen ein, das war weniger schlimm; schlimmer war, dass mein Herz nicht mehr wollte. Ich musste noch einen steilen glitschigen Bergpfad hinauf, da setzte das Herz aus. Mir wurde übel und schwindelig und so stand ich 5 Minuten über meinen Stock gebeugt, während der Regen auf meinen Rücken platschte. Den Kaffee aus meiner Feldflasche konnte ich nicht trinken. Dann ging es doch noch bis zum Ziel, wo ich jetzt sitze bei zwei schwarzen Missionaren. Das ist das erste Mal, dass mein Herz aussetzte und mich im Stiche liess. Augenblicklich, 6h abends, habe ich nur rasende Kopfschmerzen, während ich Dir diese Zeilen schreibe.

In Nyundo war es sehr schön und ich habe mich in der Woche leidlich erholt. Ich kehre nach 14 Tagen wieder dorthin zurück, habe aber noch 8 Tagemärsche vor mir und natürlich wieder in der Regenzeit. Dabei ist es erbärmlich kalt. [...]

Noch einige Zeilen. Heute Nachmittag bin ich allein in der Hauptstation der Weissen Väter angelangt, müde, krank zum Sterben. Vier Tage lang (täglich 6–7 Stunden) Marsch auf glitschigen Pfaden übers Gebirge an manchen Tagen erstieg man bis 3000 m und stapfte ebenso viele herab, habe ich hinter mir und das war zu viel für mich heute. Ich bin halt nicht mehr der Mordskerl von früher. Auch hatte ich eine Wunde am Zeh und eine Art Sehnenzerrung in der Leistengegend, ich befürchtete schon einen neuerlichen Bruch.

Dass die Sandflöhe Deine Strümpfe und Schuhe nicht respektieren siehst Du auch schon aus dem Umstand, dass mir gestern 7 dieser Art aus den Füßen gebohrt wurden. Das ist aber nicht das Ärgs-

te. Ich habe eine Art Fieber, Verdauungsbeschwerden, Kopfweh natürlich etc. Dieses Gejammer soll Dich nicht niederschlagen, sondern ergötzen, indem Du Dir sagst: So was habe ich von ihm nicht erwartet. Kannst mich auch, meinetwegen, in Gegenwart von Resi übel auszanken. Das höre ich nämlich nicht und so brauch ich mich nicht aufzuregen. Resi lass ich schönstens grüssen, sie soll sich im Portiersfrauposten gut einleben; mit meinem Graben im Gärtchen wird es aber nichts. Dazu bin ich zu träge und zu müde. – Ich möchte schlafen, immer schlafen, und alles um mich vergessen. Dabei rieselt mir ein Fieberfrost über den Rücken.

Ruanda, den 19/[28]. 11. 29

Morgen will ich wieder die Rückreise nach Nyundo antreten, um dann weiter gegen Norden ins englische Gebiet einzudringen. Der Aufenthalt in Ruanda ist kürzer ausgefallen als ich anfänglich angenommen habe, und zwar aus dem Grunde, weil ich die Filmsachen nicht hier habe. Auch gut, wirst Du sagen. Mir ist es einerlei. Der Aufenthalt in einem zivilisierten Zentrum wie hier tut natürlich gut. Man wird wieder ein wenig Mensch. Die Herren sind alle gut und zuvorkommend, so dass man sich nicht arg sehr unter Fremden fühlt.

Der Besuch bei seiner Majestät Musinga war auf Samstag und Sonntag beschränkt. Ich kam gerade noch in letzter Stunde. Nicht nur sein Reich, sondern auch sein Hof und die alten Sitten sind im Verfall. Die Majestät erwartete uns an der Spitze der adeligen Schülerjugend der Mission, welche Spalier bildete. Ich hatte gleich nachher eine längere Unterhaltung mit ihm in Kisuaheli. [Yuhi] Musinga [König von 1896–1931; gestorben 1944] spricht einige Brocken Deutsch und er kam immer wieder auf diese Sprache zurück. Er erinnert sich mit Vorliebe der alten guten deutschen Zeit in Ruanda. Heute hat man ihm nämlich alles Wasser abgegraben.

Am Sonntag besuchte ich den Hof, die Königin Mutter (als Hauptperson) und die Hofdamen. Alles schick und fein, wohlerzogen. Die jungen Damen sogar recht hübsch, eine drückte mir gar die Hand mit nicht wenig Wärme. Im Übrigen kommen diese nicht aus dem Hof heraus. Spätere Bilder werden Dir das näher zur Kenntnis bringen als eine umständliche Beschreibung, die ich hasse.

Meine Träger sind wieder mal nicht zur Stelle, so dass ich einen oder vielleicht gar mehr Tage werden warten müssen. Also wiederum die Geduld, wie immer.

Da ich schon seit Wochen keine Post mehr erhalten habe, so kann ich Dir darüber nicht berichten. Diese weiten Wanderungen der letzten Wochen haben meine Post vollständig desorganisiert. Ob ich bei meiner Rückkehr nach Nyundo etwas nennenswertes werde finden, weiss ich nicht, doch ich hoffe es. [...]

Heute, Sonntag den 24. XI. in Nyundo angelangt, mit mehr und weniger grossen Unfällen. Den Hals habe ich mir nicht gebrochen, war aber nahe daran. [...] In dieser Woche habe ich an die 30 Briefe erhalten, die ich in den nächsten Tagen beantworten möchte; alles Post, die mir nachjagte. [...] Gesundheitlich: der Kopf ist nicht in Ordnung, vielleicht tut auch die Höhenlage (2000 m) ihm nicht gut. Täglich Blutandrang zum Kopfe. [...] In den letzten Tagen war ich schrecklich heimgesucht. Ich logierte wahrscheinlich in einer verseuchten Hütte. Die Nacht darauf (unterwegs) juckte es mich erbärmlich an den Füßen, und so sass ich bis 1h an Bettes Kante und suchte die Sandflöhe und Flöhe von meinem Bett. Tags darauf holte mir ein Schwarzer über 20 Sandflöhe aus den Füßen, an der grossen Zehe (zwischen Nagel und Fleisch links) nur 6! Das ist ein schönes Vergnügen. Das Jucken in der Nacht kann einen rasend machen, man kann nicht schlafen. Die übrige Gesundheit – mittelmässig schlecht. – Der Blutandrang zum Kopfe macht mich aber um paar Jahre jünger. [...]

Ich werde mich nur noch wenige Tage hier aufhalten und greife wieder zum Wanderstab. Der Plan musste etwas geändert werden. Ich glaube Dir bereits geschrieben zu haben, dass die nächste Antwort nach Avakubi gerichtet werden sollte. So nun gehe ich schlafen, ich will es versuchen, wenigstens.

Nun kommt noch eine Bitte. Du weisst ja, dass ich den Herrscher von Ruanda besucht habe. Er hat mich um einen Medizinkasten mit Inhalt gebeten, während er mir, resp. P. Schumacher, behülflich sein will, eine Kollektion von Museumssachen für mich zustande zu bringen. Ich meine Du könntest diesen Medizinkasten in Wien anschaffen, etwa so gross, dass er als Postpaket befördert werden kann – nicht zu gross. Der Kasten sei mit allerhand Medizinfläschchen und Schächtelchen gefüllt – keine Absonderlichkeiten, sondern das Notwendigste, was ein „Wilder“ nötig hat, sagen wird: Jodtinktur, Protargol gegen Wunden. Kupfervitriol, Chinin. Abführmittel, und Gegenteil, Wundsalben, Aspirin u.ä. Lege die Summe vorläufig aus und sende den Kasten an P. Schumacher nach Nyundo, der dann das Weitere besorgen wird. [...] Für den Medizinkasten mache keine grosse Auslagen. Etwa 50 Schilling dürften genügen. Aber gut verpacken als Postpaket. [...]

Es wird wohl wieder einige Wochen dauern, ehe mich meine Post wieder erreicht, denn nun folgt sie mir in der entgegengesetzten Richtung. Da kann man halt nichts machen.

Eine Nachricht auf diesen Brief vielleicht nach Stanleyville, wie im Anfang. Ich will mich beeilen, schon Ende Feber dort zu sein, denn es ist nicht ausgeschlossen, dass ich noch am Ende der Pygmäenexpedition nochmals nach Ruanda komme, um zu filmen, dann aber von Süden. [...] Die Regenzeit ist immer noch nicht zu Ende, so wird die Rückreise wiederum manche Unannehmlichkeiten mehr bringen. Am Ärgsten ist schon die Kimputugefahr. Kimputu sind [eine] Art Zecken, die in der Nacht einen beissen können. Die Folge davon ist Wechselfieber, manchmal Erblindung, und auch der Tod, wenn man nicht schnell Vorsorge trifft. Das ganze Durchmarschgebiet bis in den Urwald ist von diesem Ungeziefer verseucht.

Nochmals meine besten Wünsche für das kommende Jahr. Hoffentlich bleibt der Winter leidlich mild und hoffentlich erlebst Du manche Freude. Auf diesen Brief kommt eine Antwort Mitte Feber, dann Mitte Mai und dann vielleicht nochmals und die Sache hier hat ein End. Es kommt doch schneller als man denkt. Herzliche Grüsse Dein P. (den 28, XI. 29.)

Bunia, den 14/[17]. 12. 29

Abends 9 1/2; nach einer Fahrt von 200 km im Auto, d.h. Lastauto. Dennoch war es billig für mich, etwa 70 Schilling. Nun sitze ich in einem sehr komfortablen Zimmer der hiesigen Mission, wohl das komfortabelste, das ich jemals am Kongo gehabt habe. Ich bin nun aus Ruanda zurück und sitze ganz nahe am Albertsee, westlich davon [von Bunia] unweit Kasenji, falls Du Dich auf der Karte orientieren willst. Eigentlich wollte ich hier nur Weihnachten verbringen, doch wird es wohl über Neujahr werden, da man mich zum längeren Aufenthalt drängt. Auch habe ich hier in der Umgegend genug zu tun. Ich hätte hier am Kongo Arbeit für Jahre, wenn – aber ich will nicht.

Dass ich auf der Rückreise von Ruanda manchen Ärger hatte, kannst mir wohl glauben. Dennoch war ich in manchen Stunden recht wohlgenut. Eines heiteren Sonntagabends (8. Dezember) fühlte ich mich so wohl, d.h. geistig froh wie schon lange nicht mehr [...] Das war noch in der Vulkangegend. Ich nahm denn auch ein Photo von mir, am Spätabend; leider sind die Vulkane (3) in der Ferne nicht sichtbar. [...] Übrigens habe ich denn auch forcierte Märsche gemacht, um aus der Löwengegend herauszukommen. Die Strecke, welche man in drei Tagen zurücklegt, legte ich in zwei zurück, und erreichte am 4. richtig ein Lastauto jenseits des Gebirges, das mich 225km weit zunächst bis Beni brachte. Einerseits bin ich auch froh, dass ich Ruanda hinter mir habe, der Ungeziefer Plage und der Kälte wegen. Du weisst ja, dass mir Kälte nicht gerade behagt. Hier in Bunia ist es bedeutend wärmer, so etwa unsere Sommerhitze. Diese meine Reisen haben aber zur Folge, dass ich meiner Correspondenz vorläufig kaum habhaft werde, bis vielleicht Ende Jänner. Doch werde ich mich noch bemühen, dass man meine durchgehende Correspondenz in Irumu aufhält.

Es mag vielleicht sein, dass meine Correspondenz unregelmässig bei Dir anlangt; das ist dann in den Umständen begründet, die ich Dir bereits angegeben habe, die vielen weiten Reisen nämlich.

Gesundheitlich fühle ich mich augenblicklich wohl etwas wohler, als vor der Ruanda Reise und so hoffe ich, dass ich den Rest der Forschung werde gut zu Ende führen können.

16. 12.: Morgen Mittag fahre ich in die Goldminen von Kilo, aber nicht um Diamanten zu suchen, sondern um die Zwerge dort kennen zu lernen und natürlich auch die Negerstämme dort. Diese Gegend ist in dieser Hinsicht recht interessant, so dass ich meinen Aufenthalt hier um eine Woche verlängere. Die Auslagen scheinen auch nicht recht gross zu sein, da man mich mit dem Auto hinführt. Bislang hatte ich in dieser Hinsicht gut Glück. Man nimmt mich überall in den Missionen sehr gut auf und auch mit den anderen Weissen ist auszukommen. Die Regierungsbeamten sind zuvorkommend. Wenn die Gesundheit gut standhält, dann wird alles zur Zufriedenheit ausfallen. Da kannst wohl ahnen, was der Augenschein an Ort und Stelle meinen afrikanischen Studien für Später von Wert ist; so kann ich mir erst ein anschauliches Bild machen und die verwickelten Verhältnisse klären sich immer mehr.

Weihnachten werde ich voraussichtlich in dieser Mission verbringen, natürlich ohne Christbaum und Zubehör. [...] Neujahr werde ich wohl im Busch verbringen, da ich die Zeit ausnutzen möchte; ist auch schliesslich einerlei, wo man sich aufhält, in Afrika sind all die Feste doch nur halb. Es fehlt die Natur und somit auch die Stimmung dazu. [...] Hier im Kongo ist die Regenzeit ausserordentlich gross dieses Jahr und will kein Ende nehmen. Derart bin ich natürlich recht schlimm daran, und dass ich mich nach etwas Sonne sehne, kannst Dir wohl denken. In der Tropenkleidung spürt man die Kühle doch sehr. Immerhin fühle ich mich doch wohler wie vor Monaten und das bereitet grössere Arbeitsfreudigkeit. So geht alles doch leichter. Und dann ist man über die Hälfte der Zeit und der Arbeit doch schon hinaus. 12 Monate hinter mir und kaum 10 Monate vor mir, das ist doch schon ein Unterschied und überdies werden die zwei letzten Monate durch Reisen ausgefüllt, wie ich vorhabe, und zwar durch bequemere Reisen als jene durch Urwald und Morast. [...]

Ich muss nun Schluss machen (17.), da ich mittags weiter fahre und morgen die Post abgeht. Ich nehme an, dass der Brief etwa 20. Jänner bei Dir eintrifft. Eine Antwort darauf umgehend kann mich noch in Stanleyville erreichen. Für weitere Briefe werde ich noch die Adresse angeben; es wird wohl Coquilhatville [seit 1966 Mbandaka] sein, das so in Mitten des Kongo liegt, am Strom selber. Vor dort werde ich wohl ins Innere „stechen“.

Beni, den 6. 1. 30

Bin wieder in Beni, aus Bunia zurück – 200km per Auto, dabei nahezu den Hals gebrochen, bei einer Geschwindigkeit von 70km kam unser Auto in einer Kurve und löcherigen Wegstelle ins Schleudern und rannte an den Abhang eines Wasserlochs zu. Ein Wunder, dass wir nicht hineinkippten. Alles ging also gut. [...] Übermorgen trete ich die Urwaldreise per Karawanne nach dorthin an. Auch zwei Zeitungspakete sind angekommen. [...]

Übermorgen 1 Jahr, dass ich abreiste!!

Urwald 20. 1. 30

Ein Musikabend, den ich mir selbst veranstaltet habe, drängt mich, Dir einige Worte noch heute Nacht zu schreiben. Es wurde mir recht wehmütig ums Herz – so als ob ich hätte weinen mögen. Mitten im Urwald darin, 6 Tage von Beni und 10 Tage von Avakubi, sitze ich unter Negern und Menschenfressern, dazu auch Zwerge, allein. Und doch ertappte ich hier einen Grammophon, den

ein Staatsbeamter einem Negerhauptling für die horrenden Summe von 3500 frs = 700 Schillinge aufschnitt. Ich borgte mir das Ding aus und liess einige Platten ablaufen. [...]

Ich wohne in einer halbverfallenen Hütte mit allerhand Ungeziefer, Ratten und Mäusen, wahrlich nicht ganz angenehm. Ich warte auf Träger, um weiter gegen Avakubi vorzustossen, wo ich die ersten Tage des Feber einzutreffen gedenke. Gesundheitlich geht es leidlich gut, nur äusserten sich seit gestern so eine Art Taubheitssymptome, zumal am rechten Ohr. Was das wieder ist, weiss ich nicht und hoffe, dass es vorüber geht.

In einem Anfall von Übermut hatte ich mir vor etwa 10 Tagen den Bart abgenommen. Ein Photo existiert davon. Nun wächst er wieder und das Stoppelfeld ist gross. Das geniert die Neger und Zwerge wenig, wohl gar nicht.

Da fällt mir ein, dass das Taubwerden vom Chinin herrühren könnte. Ich will es mal prüfen. So nun genug, denn zu schreiben wie es mir sonst geht, hat ja keinen Sinn. Immer gleichen Ärger. Wenn ich es mir recht überlege, so fordert die ganze Sache doch sehr viel Mühe und Anstrengung physisch und seelisch von mir und macht mir viel Sorgen. Davon macht man sich aus der Ferne keine rechte [Vorstellung]. Bedenke nur, dass man hier im Urwald keinen Freund hat. Alles und alle stehen einem feindlich gegenüber, wenn zwar nicht offen so doch geheim. Das äussert sich besonders im passiven Widerstand, den die Leute leisten, sei es um die nötigen Nahrungsmittel zu bekommen, die Träger und auch die Zwerge. Die sucht man mir anfänglich immer fern zu halten. Das alles muss irgendwie erst überwunden werden. Es gelingt mir meistens, auch hier ist es mir gelungen. Es war aber besonders hart diesmal. Die Zwerge kommen heran. Es hat aber keinen Zweck, dass ich mein Lager unter ihnen aufschlage, da mein Aufenthalt hier nur kurz ist. Augenblicklich lebe ich von Reis, Wildfleisch (das die Zwerge besorgen), Süsskartoffeln und Piebles[?].

4. 2. 30: Bin den zweiten Tag in Avakubi. Alles ist leidlich gut gegangen. Nun ist die Ituri Expedition praktisch beendet. [...]

5. 2. 30

Eben erhalte ich auch Nachricht aus Dar es Salaam, dass jetzt der Rohfilm für mich dort eingetroffen ist!! Jetzt, nachdem ich weg bin. Nun bin ich gezwungen, nochmals nach Ruanda zurückzukehren. So werde ich meinen Aufenthalt am Tschuapa etwas kürzen, um Zeit zu gewinnen. Ich denke schon Anfang Juli vom Tschuapa nach Ruanda zu reisen, um dann etwa Mitte September irgendwo aufs Schiff zu gehen. Ich dürfte dann Mitte Oktober in Europa eintreffen. Wo, weiss ich natürlich nicht. Morgen hole ich die Mutter Gottes Statue aus Elfenbein ab, von der ich Dir früher mal schrieb. Sie soll sehr hübsch sein, versichert man mich. Auch sonst hoffe ich, noch einzelne Elfenbeinschnitzereien zu erwerben.

Der Prager Correspondent verfolgt mich weiter mit Briefen; er will mich irgendwo in Afrika treffen. Ein Brief vom September auf den er bis Neujahr Antwort haben wollte, erreicht mich eben in Avakubi. Der Mann soll schauen, dass er sich selber auf die Beine macht. Ich möchte meine Ruhe haben. Antworten muss ich natürlich.

Diamanten musst Du selber suchen kommen. Bubi ist im Besitz einer Dame hier. Ich sah ihn gestern. Das Biest war sehr krank und hatte die Räude, nun ist er bald genesen. Ich sandte den Affen an die Mission, welche wohl der Meinung war, es sei ein Geschenk und die Mission schenkte ihn der Dame. Natürlich kann ich ihn nicht zurückfordern, kann auch schlecht mit ihm herumreisen. [...]

Hier habe ich jetzt viel mit dem Verpacken der Objekte zu tun und zu diesem Zwecke fahre ich auch nach Bafwasende, aber nur für wenige Tage. Ich möchte womöglich noch Ende Feber in Stanleyville sein. [...]

Jetzt ist die Trockenzeit hier, darum natürlich viel heisser, aber doch angenehmer, weniger Ungeziefer. Meine Photokunst wird von Europäern viel in Anspruch genommen. Es gelingt viel. [...]

Avakubi den 12. 2. 30

[...] Hier sitze ich bereits eine gute Woche, habe meine Kollektionen in Kisten geschlagen, wird wohl eine Tonne ausmachen. In Bafwasende habe ich noch mehr liegen. Ich wollte hin, finde aber keine schnelle Gelegenheit, so dass ich die dortigen Patres gebeten habe, diese Sachen zu verschicken. Ich bin nämlich pressiert nach Stanleyville [Kisangani], um sobald möglich nach Coquilhatville [Mbandaka] zu fahren. Montag den 17. geht es den Fluss hinunter 7 Tage lang. Ich glaubte schon, das Auto benützen zu können, doch leider ist der Weg immer noch nicht fertig.

Kannst mir glauben, dass meine Nerven zum Zerspringen sind; so vielerlei stürmt hier auf einen ein, und man ist allein.

Ich glaube Dir schon im letzten Briefe geschrieben zu haben, dass ich nochmals nach Ruanda muss, um zu filmen, da schon mal das Material in Afrika angelangt ist. Das wird mich zwei Monate kosten.

Was ich am Tschuapa erreichen werde, weiss ich nicht. Vier Monate werde ich der Sache dort widmen, und es wird eine anstrengende Arbeit sein. Jedenfalls wird meine Zeit knapp. [...]

Meine Gesundheit ist leidlich. Dass ich 15 kg bereits verloren habe, wird Dir ja bekannt sein.

Diesmal schliesse ich mit den besten Grüssen und trage den Brief zur Post, da diese abgeht. Dieser Brief geht über Stanleyville, der letzte ging über Mambasa. Herzlich D. P.

[PS] Adresse: Coquilhatville, Mission Catholique, Congo Belge. Alle Briefe gehen jetzt wieder über Bruxelles, also keinen Weg angeben. Von März an soll wöchentliche Schiffsverbindung sein.

Stanleyville den 26. 2. 30

[...] Augenblicklich habe ich so eine Art Mandelentzündung, die das Resultat der letzten Reise sein dürfte – Sieben Tage im Boot den Ituri herunter, weniger angenehm! Hier in Stan. warte ich auf den nächsten Dampfer um nach Coquilhatville [Mbandaka] hinunterzufahren, um dort nochmals einige Monate zu arbeiten. Da ich voraussichtlich nicht mehr nach Ruanda zurückkehren werde, da mir die Filme nach Coqu. nachgesandt werden, so kann es werden, dass ich 1/2 – 1 Monat eher in Europa ankomme, also so Ende September. Darüber werde ich später Bescheid schreiben können. P. Schmidt schrieb mir im letzten Briefe, ich sollte zurückkehren, da er um meine Gesundheit bangt. Wenn ich es nicht vergesse, so lege ich den Brief bei, dann kannst Du auch in diese Zusammenhänge hineinschauen.

Ich habe auch wundervolle Elfenbeinarbeiten hier, auch die Mutter Gottes Statue, die ich Dir versprochen habe, und die Du natürlich auch haben sollst. Nur wie soll ich das alles heraus transportieren ohne zu grossen Zoll zu zahlen! Das Kg kostet hier (Zoll) 150 frs = 30 Schillinge. Nun werde ich gegen 15–20 kg haben = 400–500 Schillinge! Ist doch viel Geld! [...]

Meine Finanzen stehen immer noch leidlich gut, hoffe ich. Wohl hatte ich in letzter Zeit ziemlich grosse Auslagen. Auch hatte man in Europa von dem Rest meines Kontos die mir gesandten Filme gezahlt, was natürlich eine Schweinerei ist. Ich filme für andere und soll auch noch die Filme zahlen! Die sollen sich vertun. Dass ich gerade kein zahmer Patron geworden bin, kannst mir glauben [...]

19. 3.: Heute hatte ich ein kleines Malheur. Beinahe wäre mein Boy (Diener) ertrunken. Übrigens ist er ein Lump aber noch folglich genug. Gestern zahlte ich ihn aus und heute früh, obwohl das Schiff abgehen sollte, ging er noch ans Land, um einzukaufen, natürlich für sich, denn er sorgt für sich mehr als für mich und zu diesem Zwecke bestiehlt er mich auch gelegentlich. Im letzten Moment kommt er mit einem anderen herangelaufen, das Schiff war bereits abgestossen. Nun galt es dieses zu erreichen, also ins Wasser. Das stieg den beiden Burschen über den Kopf, da sie nicht schwimmen konnten. Nach bangen Augenblicken tauchten sie doch empor und erreichten unter

vielm Geschrei einer Menge Weiber das Ufer. Das Schiff war aber weg. Der arme Teufel hat nun alles verloren, da er seine Sachen und mich am Schiff hat. Was er nun 1000km oder mehr von seiner Heimat anfängt, weiss ich nicht. Es ist ihm aber eine gute Lehre. Anfänglich ärgerte ich mich, jetzt ist mir die Sache egal. Werde mir andere suchen müssen.

So auf dem Schiff hat man Zeit zum Denken. Es kommen Passagiere und gehen, man ist stets unter Fremden. Kannst mir glauben, dass das recht schwierig ist, stets unter fremden Menschen zu sein und stets ganz allein. Das allein ist schon ein halbes Martyrium. Die anderen haben meistens Bekannte hier, ich keine, ich bin immer unter Fremden und da ist es selbstverständlich, dass man in Gedanken stets bei seinen Lieben ist. [...]

Heute [20. 3.] bin ich im Schweisse meines Angesichtes 43 Jahre alt geworden. Schönes Alter was? Zur Feier des Tages werde ich mir eine Flasche Bier zu Gemüte führen [...] Weiteres habe ich heute nicht zu melden. Es ist grässlich heiss!

21. 3.: Das Bier hab ich nicht getrunken, denn es gab keines. Auch einerlei. Heute wurde viel gerechnet. Gesamtauslagen bis heute 25000 Schillinge (circa). Davon hier am Kongo verbraucht circa 12000, also etwa die Hälfte. Wie Du siehst, ist das viel und ist auch nicht viel. Ich rechne noch mit einer Ausgabe von 10000 Schillinge bis Ankunft in Europa. [...]

Nun mache ich noch die letzte Kraftprobe. Übermorgen geht es ins Innere. Es scheint, dass es hier keine echten Pygmäen mehr gibt und so werde ich mich auch nicht lange aufhalten.

Urwald 5. 4. 30 (Equateur)

Ich bin nun seit einigen Tagen in den Wäldern des Tshuapa und arbeite so gut es gerade geht. An Pygmäen fehlt es hier gar nicht, doch sind sie nicht mehr das, was sie drüben am Ituri waren. Sind auch leichter zu erreichen; aber schwieriger zu handhaben. Die Lust, welche mir seit längerer Zeit an aller Forscherei vergangen ist, kehrt nicht wieder und ich bin ständig am Überlegen, ob ich nicht vorzeitig abbrechen soll. Mich will dünken, dass es noch so weit kommen wird, wenn nicht unvorhergesehen etwas ganz Faszinierendes mir begegnen sollte, also eine besonders interessante Gruppe. Auf diesen Brief dann, schreibe keine Antwort mehr nach hierher, denn es ist unsicher, ob ich mich in zwei Monden noch in dieser Gegend aufhalten werde. Bei Gelegenheit werde ich Dir noch eine Adresse mitteilen, wenn es auch eine Hafenadresse sein sollte. [...]

Boteka – Tshuapa, den 18. 4. 30

[...] Ich bin am Ende meiner Forscherei hier. Vielleicht noch 3 Wochen in diesen Gebieten, dann ziehe ich nach Kinshasa, um von dort weiter nach dem Süden, Katanga und Sambesi zu reisen. Also etwa so: Hier am Kongo bis Ende Mai. Juni aber die Fahrt von Kinshasa über Katanga bis Sambesi, wird vielleicht den ganzen Monat in Anspruch nehmen. July würde ich den Sambesi bereisen, d.h. jene Stationen mir anschauen, wo ich früher mal Jahre gelebt habe. Anfang August Einschiffung in Beira, so dass ich Anfang September in Europa bin, den Hafen, wo ich landen werde, kann ich immer noch nicht angeben; das kommt aber in der nächsten Zeit. Ich hoffe nun, dass nichts meinen Plan mehr umstossen wird und ich will mich auch daran halten.

War jetzt einen Monat lang bei den Bačwa dieses Gebietes. Zählt zu den hässlichsten meiner Afrikawanderungen, da die Neger abscheulich sind. Auch war es recht teuer.

Da mir das Schreibpapier ausgeht, schreibe ich einseitig. Dieser Tage kam mir noch ein Angebot von etwa 1700 Schillinge, um Sammlungen dafür zu kaufen. Leider kann ich mich nicht mehr darauf einlassen. Die Leute kommen halt immer zu spät. [...]

Auf diesen Brief kannst Du versuchen, mir eine Nachricht zu senden nach Tete und zwar per Adresse Paul Schots / Tete c.p. 52, Zambesia Portugueza, East Africa, via Southampton – Capetown.

Wenn Du den Brief Ende Mai etwa absendest, wird er mich im July dort antreffen. Eine etwaige spätere Nachricht sende nach Beira. Poste restante, Portuguese East Africa. Einen solchen könnte ich Anfang August resp. Ende July abheben, also abzusenden so circa 20. Juni.

Kongostrom den 17/[23]. 5. 30

Endlich den Anfang meiner Europareise gemacht, natürlich wie Du weisst, geht es auf Umwegen heim und es wird gute drei Monate dauern, ehe ich in Europa auftauche. [...] Den grossen Filmapparat habe [ich] in einer Station gelassen und einen zum Filmen angeleitet. Er kann dann mit dem noch ausstehenden Material filmen und ich brauche mich mit den Sachen nicht abschleppen.

An Sammlungen habe ich viel zusammen, sicher 5 Mal soviel als in Malakka, doch habe ich auch Verpflichtungen. Dieser Tage sind mir noch 5000 frs zugeflogen, ich weiss noch nicht woher; und aus Rom erhielt ich letzters die Nachricht, dass mir 6000 Lire für Sammlungen zur Verfügung ständen. Ich verzichte natürlich, denn ich mag nicht mehr herumreisen. Meine Situation ist augenblicklich so, dass wenn ich nochmals eine Expedition antreten würde, noch mehr Geld zur Verfügung hätte. Es scheint, dass man in verschiedenen Kreisen Vertrauen zu meinen Arbeiten hat; und doch habe ich von meiner letzten Reise in Afrika fast nichts verlauten lassen, selber noch keine Veröffentlichungen in Szene gesetzt. Es liegt mir absolut nichts daran, was die Menschen schreien; und nach Ruhm hasche ich immer noch nicht, darin finde ich nichts.

Material für zwei gute Bände bringe ich jedenfalls heim mit dem entsprechenden Illustrationsmaterial, mit an die 800 Fotos, also gute Auswahl. Und zum Artikelschreiben wäre auch Material vorhanden [...] Auch drängt es mich, manche kolonialpolitische Dinge zu behandeln, heikel aber wichtig. Werde sehen.

Deine theologisch-philosophischen Betrachtungen sind jedenfalls ein guter Ansatz. – Religion ist sehr wohl von frommen religiösen Übungen zu unterscheiden. Letztere können sehr oft Selbsttäuschungen sein und haben dann mit Religion nichts zu tun. Die Grundlage jeder Religion besteht allein in dem Bewusstsein, dass mir Gott nahe ist, ich in seiner Hand bin, dass er mich führt, kurz mein Vater ist. Die Pflege dieses Bewusstseins ist wahre Religionsübung. Zu diesem Zwecke können sogenannte Andachten beitragen, sie tun es aber nicht, wenn sie eben nur getan werden, um eine lästige Pflicht zu erfüllen. Das Bewusstsein der Gottesnähe muss uns stets innerlich froh stimmen. Natürlich ist man noch weit [davon entfernt], dieses Bewusstsein so ausgebildet zu haben, dass es uns stets gegenwärtig ist. So gefasst ist Religion niemals etwas Lästiges, es ist etwas Erhebendes, Veredelndes. Ein tiefreligiöser Mensch kann dann ähnlich wie der Heiland beten auch in den ärgsten Lebenslagen. „Vater, es geschehe Dein Wille.“

Die Religion der meisten Christen sind eben nur Andächteleien, die sich bald zu diesen, bald zu jenen Heiligen wenden. Das ist natürlich nicht zu verwerfen, ist aber ein Seitenweg. Kurz, Religion ist Gottesliebe, die sich spontan in Nächstenliebe umwandelt. Darum auch soviel Hilfsbedürftige um uns, dass wir ihnen helfen sollen. Wenn man schon vom Gesetzbuch Aufschlagen und von Paragraphen redet, die der Herr Gott einem mal vorhält, dann gerät man schon in Menschlichkeiten. Gottes grosses Gesetz ist Gottesliebe und Nächstenliebe. Was wissen die Durchschnittsmenschen von diesen Dingen? Oberflächlich laufen sie resp. flattern sie wie Schmetterlinge den glänzenden Dingen nach und bleiben innerlich öd und leer – unbefriedigt, unglücklich. Das Leben braucht Dir nicht bitterer Ernst vorzukommen, gewiss es ist keine Spielerei, denn es hat einen Zweck; es ist nicht unlösbar, wenn man über sich den Himmelsvater sieht – auch auf Dich schaut er herab und ich bin gewiss, dass er Dir zulächelt, auch wenn Du am Ende des Monats Deine restlichen Schillinge zählst.

– Mach Du nur täglich eine gute Meinung, indem Du Deinem Himmelsvater Dein ganzes Tagewerk aufopferst und indem Du Dich an ihn über Tag erinnerst, seine Nähe erfühlst, ohne Gebetbuch, alles natürlich; ich bin gewiss, dass sich dann allmählich etwas in Dein Herz herniedersenkt, das man Gottesfrieden nennt. Gewiss wirst Du dann trotzdem noch manchesmal aus der Bahn geschleudert. Man ist eben ein vergesslicher Mensch.

So, nun genügend. Vielleicht finde ich in Kinshasa Gelegenheit, noch Näheres über meine Weiterreise zu berichten. Hier kann ich keine Informationen erhalten. [...]

21. 5. Nacht. Nachmittag in Kinshasa angelangt. [...] Am Montag 26. 5. reise ich weiter den Kasai herunter. Werde einige Tage in Luluaburg [Kananga] und Katanga verweilen, um dann über die Sambesifälle zum portugiesischen Sambesi weiter zu reisen. Die Finanzen sind soweit immer noch gut.

23. 5.: Ich sehe, dass es mir auch hier nicht gelingt, Informationen über Schiff Gelegenheiten etc. zu bekommen, so dass ich lieber Schluss mache. Ich hoffe, Dir von Elisabethville [Lubumbashi] aus Näheres mitteilen zu können. Den 26. 5. besteige ich wieder einen Flussschiff – 10 Tage flussaufwärts, dann mit der Bahn gegen Elisabethville.

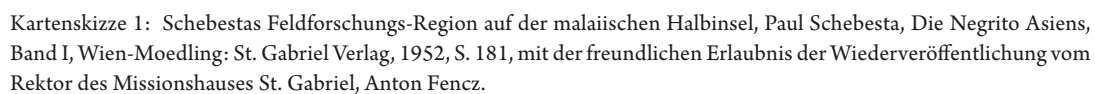
Bruxelles, 8. 10. 30

Bin seit gestern Mittag in Bruxelles. Schon gestern Nachmittag hatte ich die Vorarbeiten im Museum gemacht und heute schuftete ich wie ein Neger bis 5h abends. Wie staunte ich, als ich meine Sammlung ausgepackt zusammen sah. Eine so grosse Sammlung ist bislang noch nicht auf einmal ins Museum gelangt, sagte man mir.

Nachdem sich die Museumsleitung das herausgesucht hatte, was ihr passte, fing ich an, die Sachen wieder zu verpacken. Morgen werde ich noch den ganzen Tag zu tun haben. Immerhin werden von diesen Sachen 12 Kisten nach Wien abgehen. Unter Brüdern dürfte die Sammlung, wenn sie wieder in Stand gebracht ist, circa 15000 Schilling wert sein, wenn nicht mehr. Doch ist noch sehr viel Arbeit daran zu verschwenden. Bin froh, dass ich hier nicht viel habe lassen müssen.

Natürlich kann ich noch nicht sagen, wann ich wieder in Wien bin, denn einmal muss ich noch ins Ministerium und vielleicht fahre ich noch zur Ausstellung nach Antwerpen, zumal da jemand mit mir hinfahren möchte.

Das Wetter ist recht garstig. Herzliche Grüsse, P.



ITURI-EXPEDITION 1934/35

Mombasa, 30. III. 34

Wir [P. Gusinde, P. Kawaters, P. Schebesta] sind heute früh im Hafen von Mombasa angelangt und gleich darauf hatte ich die Masse zu tun, um das Gepäck bis zum Kongo aufzugeben. Die Geschichte fängt an, Geld zu kosten. 367 Schillinge und andere Auslagen. Wir machten dann eine Tour durch Mombasa im Auto und leisteten uns im Hotel Palace, ein gutes wohlverdientes Mittagessen. Der Tag ist sehr heiss, ich bin bis auf die Haut durchgeschwitzt. [...]

Teile Dir mit, dass ich auf der weiteren Reise zum Kongo einen unerfreulichen Aufenthalt von einer Woche habe, da der Dampfer über den Albertsee nur alle vierzehn Tage abgeht. Ich werde darum erst am 12. IV. in Bunia anlangen. Vielleicht nehmen wir für eine Woche in Masindi, unweit des Albertsees, Aufenthalt in einer Mission der Weissen Väter. Kann man nichts machen, man muss Geduld haben.

Heute Nachmittag um 4h fuhren wir bis Nairobi, über 1500m hoch, wo wir Ostersonntag bleiben. Ostermontag geht es weiter. [...]

[Nairobi] – Ostersonntag, 1. IV. 34

[...] Aus beiliegenden Blättern erfährst Du näher wo und unter welchen Menschen ich weile. Der Besuch in Nairobi hat sich tatsächlich gelohnt, auch für meine ethnographischen Kenntnisse.

Wir wurden recht nett aufgenommen und der Aufenthalt gestaltete sich recht anregend. Heute Mittag wurden allerhand Schnurren erzählt – wie sie so üblich sind unter afrikanischem Himmel, wodurch die beste Stimmung geweckt wurde und wir aus dem Lachen nicht heraus kamen. Natürlich waren es saftige, französische Witze.

Hier in Nairobi ist es morgens und abends kühl, mittags jedoch wird es warm. In den Monaten Juni, Juli, August soll man sogar frieren, etwa 3 Grad plus. Das Klima ist geradezu europäisch und es gedeiht hier auch alles Europäische. Doch ist man wegen der Regenperioden und der Unsicherheit des Regens ein wenig beschränkt und auch unsicher. Jetzt z.B. da der Regen lange schon auf sich warten lässt, sitzen viele Farmer auf des Messers Schneide.

Nairobi liegt 1600 m hoch, morgen geht die Fahrt weiter ins Gebirge und wir steigen bis 3000m Höhe. Ich weiss nicht, ob irgendwo in Europa die Bahnen so hoch steigen. Das werden sie wegen der Schneegrenze kaum können. Am Dienstag durchfahren wir den Kiogasee und bleiben dann etwa eine Woche in Masindi, unweit des Albertsees, wo wir auf die Überfahrt über den Albertsee werden warten müssen. Vor dem 14. April werde ich darum nicht in Bunia sein können. Also eine Verzögerung.

Am Ostersonntag las ich die Messe in der Schwesternkapelle der hiesigen Mission. Es sind dort Loretoschwestern, die ich noch nirgendwo angetroffen habe. Sie befassen sich mit der Erziehung europäischer Kinder, deren es hier in Nairobi viele gibt. Gesundheitlich geht es leidlich gut. Der Bauch meldet sich manchmal und manchmal ist es still. Leider ist an eine Fortsetzung der Diät bei diesem Zigeunerleben nicht zu denken. Man ist nicht sein eigener Herr und kann unmöglich Ausnahmen machen. P. Kawaters hat sich auf dem Schiff soweit verkühlt, dass er ganz heisser war, nun kann er schon wieder quaken. Was in Österreich vor sich geht, weiss ich nicht. Die deutschen Depeschen auf dem Schiff vermieden scheinbar geflissentlich alle Nachrichten über Österreich und hier hatte ich noch keine Zeit, eine Zeitung in die Hand zu nehmen. Es wird schon, hoffe ich, alles gut gehen. Auf eine Nachricht vom Museum bin ich gespannt.

[Fataki, Bunia] – 9/[12]. IV. 34

Diesen Brief schreibe ich, um Dir einen lieben Gruss zum Geburtstag zu Übermitteln. Vielleicht kommt er zur Zeit an. Ich bin noch nicht am Ziel, aber nicht mehr sehr weit [weg]. Den Brief schreibe ich aus der Missionsstation Fataki, nahe bei Djugu, unweit des Albertsees im belgischen Congo. Nach dem Essen liess man ein wenig das Grammophon laufen, Tannhäuser, An der blauen Donau usw. Also Erinnerungen aus der Heimat.

Mit diesem Brief schicke ich die Reisebeschreibung noch nicht mit, vielleicht später. Die Reise war teilweise recht abenteuerlich und aufs Geradewohl. Es fehlte nicht viel und sie hätte ein jähes Ende gefunden in den Fluten des Albertsees. Wir weilten am Ostersonntag in Nairobi und fuhren dann sofort weiter zum Albertsee. Es stellte sich heraus, dass wir 19 Tage lang auf eine Verbindung, über den See zu kommen, warten mussten. Das veranlasste uns ein kleines Dampfboot, Livingstone genannt, zu mieten und sofort hinüberzufahren. Die Neger, die das Boot betreuten, verfehlten im Sturm den Hafen, sodass wir in dunkler Nacht lange suchen mussten, bis wir in den sogenannten Hafen von Mahagi gelangten. Dort aber fanden wir keinerlei Verbindung, um über das Gebirge weiter nach belgisch Congo zu gelangen. Ein Neger per Rad machte 50km bergauf, um Weisse aufzustöbern, die in der Nacht anlangten, um uns in zwei Autos abzuholen. Wir waren 10 Weisse zusammen, darunter einer, der mich von Antwerpen aus kannte. In der Nacht brach aber ein fürchterlicher Sturm los, sodass wir erst später aufbrechen konnten. Das war die Nacht, in der wir eigentlich den See überqueren sollten. Das wäre gewiss unser seliges Ende gewesen. – Wir langten 1h nachts in einer Mission an, die uns aufnahm.

Das alles zu beschreiben, lohnt sich nicht, da ich ohnehin die Notas [habe], oder gar einen Artikel für [?] daraus machen werde. Dann hast Du es vor Augen.

Morgen Abend dürften wir von Bunia aus abgeholt werden, um dorthin zu gelangen. Am Samstag (14.) kommt das Gepäck an. Wenn alles gut geht, verfüge ich mich schon Montag in den Wald auf der Suche nach einem geeigneten Platz bei den Pygmäen.

Soweit geht alles gut. Im letzten Augenblick kommt man aus jeder Falle noch heraus. Ich bin hier bekannt wie ein weisser Rabe, nicht nur in den Missionen, sondern auch bei den anderen Weissen. Die Beamten sind von Brüssel aus bereits avisiert, was natürlich auch von grösstem Vorteil ist.

12. IV.: Ich schreibe mit einer fremden Füllfeder, weil die meine keine Tinte hat, in der Nacht in Bunia. Gestern nach langwieriger Autotour in Bunia angelangt. Heute schon in Irumu gewesen bei der Bank, Post, den Behörden und eingekauft. Man kriegt hier nichts Rechtes. Bin müde und zerschlagen. Das hindert aber nicht, dass ich dabei vergnügt rauche.

Die Sache ist soweit, dass ich Samstag am Albertsee das Gepäck abhole – Zollamt –, dann vielleicht Montag oder Dienstag in den Wald auf Suche nach Zwergen gehe. Gusinde schicke ich indessen nach Avakubi und [Nol] de Leest, der mit einem feinen Wagen und einem kleinen Lastauto nach Bunia gekommen ist. Der Mensch – ein pffiger Kerl – hat ein Auto für 3000frs = 600 Schillinge – erstanden. Ich denke, dass ich bald einen vernünftigen Ort unter den Pygmäen finde, um mich dort mit Gusinde für längere Zeit niederzulassen. Bislang habe ich fünf Missionarsposten besucht, überall recht herzlichen Empfang. Bin bekannt und wie es scheint auch sehr gern gesehen. Gesundheitlich geht es gut.

Nun etwas über die Post. Ich habe dort abgemacht, dass meine Post in Irumu auf der Post aufgehalten würde, da Bunia 60km davon entfernt ist. Ich werde sie dort abheben und abholen lassen. Also Adresse: Poste restante – Irumu – Congo Belge, via Ägypten.

Die Post kommt nur alle 14 Tage hier an und zwar ist nächster Posttag am 21. IV. und dann alle 14 Tage, rechne es Dir aus. Von hier aus geht die Post auch alle 14 Tage – also am 22. IV. am Sonntag ab. Dauert etwa 24 her und 28 Tage hin. Die Flugpost geht alle Wochen ab, ich meine etwa 8 Tage (oder 14) hin und etwas länger her.

Ich residiere in meinem alten Zimmer in Bunia, etwas gross, etwas leer und natürlich einfach afrikanisch. [...] Ich wiege immer noch 87kg in Tropenkleidung. Die weissen Sachen, die ich von

früher mit hatte erwiesen sich aber zu eng. Habe heute schon einen Rock [Jacke] einem Neger geschenkt.

Ich freue mich ungemein darüber, dass Du an vernünftiger Religiosität einen guten Halt findest [...]. Der Herr Gott bleibt immer das beste und innigste Band und auch die festeste Stütze. Da nützt keine Belehrung, sondern nur Erfahrung.

[Bunia] – 16. IV. abends

Ehe ich in den Wald verziehe einige kleine Nachrichten. Am Samstag hatte ich in Kassengi das Gepäck abgeholt. Alles ist angekommen bis auf die Phonographenkiste, die als Fracht nachfolgt?! Der Zoll betrug im Ganzen nur 100frs – also eine Bagatelle. Die Anschaffungen hier machen aber Schwierigkeiten, weil nichts vorhanden ist. Muss alles allmählich zusammensuchen.

P. Gusinde ist heute mit Nol de Leest und Kawaters nach Avakubi abgefahren. Ich habe ihn für einige Tage abgeschoben während ich auf die Suche gehe, um einen geeigneten Platz unter den Pygmäen zu finden. Ich hatte heute und gestern viel umzupacken und bin darum rechtschaffen müde. Ich finde das kleine Messband nicht, das wir zusammen am Michaeler Platz gekauft haben, ich weiss nicht, wo es stecken kann. Alles andere ist ganz heil angekommen.

[P. Kawaters] ist nach Bafwababa versetzt. Er scheint beim päpstlichen Delegaten in Ungnade gefallen zu sein bei Gelegenheit eines Besuches, den letzterer in Avakubi machte.

Wie sich die Behörde in Irumu zu mir stellen wird, weiss ich nicht. Der Administrateur liegt im Kampf mit der Mission und das kann natürlich auch auf mich abfärben. Doch sind die Weisungen von Brüssel an alle Instanzen ergangen, so dass ich hoffen kann, dass man sich Mühe geben wird, mir zu helfen, oder wenigstens mir nichts in den Weg zu legen. Als ich meine Aufwartung in Irumu machte, war der Commissär verreist und der Administrateur war nicht zu finden, obwohl er am Ort war.

Ich reise morgen in den Wald, etwa 30km südwestlich von Irumu, um dort einen Platz ausfindig zu machen und die Hütte bauen zu lassen. Ich hoffe in einer Woche etwa wieder zurück zu sein, um das ganze Gepäck mitzunehmen. Dann dürfte auch Gusinde wieder zurück sein. Gusinde entpuppt sich als ein grosser Schwätzer. Er redet über alles mit und ohne Verstand. Fällt unangenehm auf. Das Französische macht ihm grosse Schwierigkeiten, sodass er sich vor Gesellschaften drückt und die Eingeborenen-sprache kennt er gar nicht. Es ist verständlich, dass ihm das die Arbeit recht sauer machen wird. Er hat es ja gewollt. Gesundheitlich geht es ihm soweit gut. [...]

Ich habe heute zwei Boys (Diener) engagiert. Noch junge, heidnische Burschen. Der eine behauptet, kochen zu können. Es wird sich dieser Tage zeigen. Von Muschensi habe ich bislang noch keinerlei Nachricht. Auch ein Jäger fehlt mir noch.

Inzwischen ist das Abendessen gewesen, dann ein längeres Zusammensitzen, hierauf schrieb ich zwei offizielle Briefe, und nun kann ich mit dem Deinigen fortfahren. Zu erzählen gibt es eigentlich nichts oder besser gesagt soviel, dass man gar nicht anfangen mag. [...]

[Irumu] – 24. IV. 34

Du erinnerst Dich, dass ich im Roman [*Der ewige Ruf* S. 39] schrieb: In Afrika benötigt man ein Fass Geduld. Ich kann Dir sagen: In der letzten Woche hatte ich davon mehr nötig.

Augenblicklich sitze ich in einem Hotel in Irumu. Es ist dunkle Nacht. Ich habe gerade gegessen und sitze nun im Zimmer und schreibe Dir. Den ganzen Tag wartete ich auf eine Gelegenheit, um aus dem Wald herauszukommen. Endlich gegen Abend kam der Postwagen, der mich bis Irumu brachte. Weiter ging es nicht. Ich muss hier [bis] morgen warten, um nach Bunia zu fahren, um Gusinde und das Gepäck abzuholen.

Eine ganze Woche hatte ich im Walde verbracht, um ein passendes Lager zu finden. 35 km von Irumu entfernt fand ich einen passenden Platz am Ufer des Logu. Einige Pygmäen sind bereits dort – andere versprochen zu kommen, doch sie blieben aus. Die Balese, ihre Wirtsherren, ekelhafte Kerle, machen ihnen Angst vor mir. Es ist schon das Gerücht im Umlauf, ich sei gekommen, sie zu fressen! Natürlich nahmen alle Reisaus. Ich habe eine mächtige Hütte bauen lassen, die schon gedeckt wird. Das alles soll nicht umsonst sein. Kannst Dir vorstellen, wie es manchmal in mir kochte – dennoch bewahrte ich die Ruhe. Ich glaube nicht, dass ich mal aufbrauste. Ich stehe so ziemlich auf dem Gleichgültigkeitsstandpunkt. Dennoch macht mir die Sache ein wenig Sorge. Ich zweifle sehr, dass ich in der Gegend, wo ich jetzt bin, mehr werde erreichen können. Trotzdem muss ich durchhalten, weil mich diese Pygmäen sehr interessieren. Ich habe schon sehr wichtige Dinge durch die Balese heraus bekommen, die mit den Pygmäen sehr gemischt sind. Eine anthropologische Untersuchung der Balese würde sich auch sehr lohnen.

Die Anstrengungen der letzten acht Tage waren arg. Ich glaube bestimmt, dass ich manches Kilo schon abgestossen habe. Der Magenapparat spielte mir wiederum einen Streich. Ich muss vorsichtig sein. Auch das Feldbett scheint nicht zu taugen. Ich wache jede Nacht wegen grosser Schmerzen in der Nierengegend auf. Ich glaube, es ist die verkehrte Lage. Meine Stimmung war darum keineswegs rosig und ich wünschte jetzt schon die ganze Pygmäerei zum Teufel. Doch ich habe es selbst gewollt, und die Strapazen waren mir wohl bekannt. Also durchhalten, heisst es.

Ich werde voraussichtlich innerhalb dieser Tage wieder im Wald zurück sein, um mit der Arbeit zu beginnen. Wenn sich einige 30 Pygmäenhütten um mich herum ansiedeln, wird alles in Ordnung sein.

Vor mir eine eiserne Bettstelle, die erste seitdem ich in Afrika bin. Ich hoffe, dass ich eine gute Nacht haben werde. Schlaf habe ich auch einigermassen.

Nachrichten aus Europa habe ich noch keine. Die Post wartet diesmal noch in Bunia auf mich. Ich hatte auch keine Gelegenheit gehabt, daran zu denken in den letzten Tagen. Ich kam jeweils am Abend abgehetzt und abgeschwitzt ins Lager, dann hatte ich jeweils stundenlange Besprechungen mit den Balese, sodass es spät wurde, ehe ich ins Bett kam. Ich muss halt ruhigere Tage abwarten. Einmal einlogiert hat man sein Tagewerk, das mehr oder weniger gleichmässig ablaufen wird. Ich denke, dass ich an Deinem Geburtstag mein neues „Waldheim“ beziehen werde.

27. 4. 34

Ich sitze wieder im Rasthaus im Wald. Auf dem Dach sitzt ein Singvöglein und zwitschert viel. Draussen vor der Tür tummeln sich zwei Hündlein herum, die ich heute aus (Irumu) Bunia gebracht habe. Es ist 6h abends. Dein Geburtstag, meine ich.

Zum Abendessen habe ich ein Perlhuhn [gehabt], das mir ein Pater auf dem Weg spendiert hat. Als Trunk werde ich mir einen Whisky genehmigen, auf Dein Wohl.

Du siehst aus allem, dass sich meine Stimmung wesentlich gebessert hat. Es scheint sich mit den Bambuti allmählich zu geben. Die Hütte im Wald ist fertig – ein wundervolles Lusthaus.

Von Gusinde vorläufig keine Spur. Ich weiss nicht, was aus ihm geworden ist. Ob er in Avakubi etwa krank geworden ist, oder ob ein anderes Hindernis ihm in den Weg trat, dass er nicht zur Zeit heimkehren konnte – ich weiss es nicht. Er wird wohl nicht verloren gehen, hoffe ich.

In diesen Tagen habe ich wieder viel Geld ausgegeben, einmal für notwendige Anschaffungen an Hausgegenständen, dann für Nahrungsmittel. Ich habe wundervolle Betten erhalten für verhältnismässig billiges Geld. Hoffentlich schläft es sich darauf gut.

Gesundheitlich habe ich mich wieder etwas erholt. Ich nehme wieder die Medizin. Es scheint sich zu lohnen. [...] Zum ersten Mal wieder wurde ich von Bambuti mit Gesang in den Wald geleitet.

[Rodjo Lager] – 28. 4. 34 abends

Eben habe ich gegessen, Zigarette geraucht und nun trinke ich Thee und rauche etwas. Bin im tiefen Wald darin. Ringsherum tiefe Stille bis auf die Zirpen und ähnliches Ungeziefer, das die Musik macht. Es hat eben geregnet, darum ist alles sehr kühl. Ich sitze im Regenmantel auf der Veranda unseres grossen Lustschlosses und schreibe. Die paar Bambuti sitzen mäuschenstill vor den Feuern in ihren Hütten, meine beiden Boys haben die Kammer nebenan bezogen und unterhalten sich auf ihre Art. Der Vollmond steigt über den Baumriesen des Urwaldes [auf]. Das ist die Stimmung am Samstag abends – hier in der wilden Einsamkeit. [...]

Auch heute gab es noch viel Arbeit, um alles herzurichten. Eine Hütte für die Küche, am Fluss einen passenden Badeort. Dort werde ich übrigens Fischkörbe auslegen und hoffe, dann auch viele Fische zu fangen, was recht angenehm wäre. Wird sich zeigen.

Es scheint, dass morgen tatsächlich mehrere Bambuti herziehen. Dann wird es lebhafter werden. Die Situation scheint sich zu klären. Am Montag möchte ich mit der Arbeit beginnen. Aus Deutschland erhalte ich die Nachricht, dass die Notgemeinschaft wegen Devisenbestimmungen, die Summe in Raten zahlen wird. Auch gut.

Gesundheitlich geht es gut. So hoffe ich denn, dass ich meiner Aufgabe doch noch gerecht werde, obwohl ich mit viel Vorsicht vorgehen muss. Von Gusinde habe ich immer noch keine Nachricht.

So nun mache ich noch einen kleinen Spaziergang durchs Lager und gehe dann ins Bett.

[Rodjo Lager] 30. IV. 34

Die Sache scheint nach langem Bemühen doch gelungen zu sein. Ich habe an die 150 bis 200 Pygmäen um mich. Eine Zählung ist vorläufig deswegen nicht möglich, da die Leuten Kinder wie Flöhe haben. Auch sind sie immer noch am Hüttenbauen. Ich denke, dass ich morgen mit der Arbeit werde beginnen können.

Ich muss die Post schon morgen, am Dienstag senden, weil der Postwagen in der Nähe vorbeigeht nach Irumu. Von Irumu geht der Brief erst am Sonntag über Avakubi [nach] Ägypten ab. Die Post werde ich alle 14 Tage erhalten und zwar ist diesmal der Posttag am Samstag, den 5. Mai und so fort alle 14 Tage. Demnach kannst Du die Post einrichten. Etwa 22–25 Tage von Wien ab.

Es regnet hier jeden Tag, was unangenehm ist. Heute schien bis 4 Uhr die Sonne, da sass alles in der Sonne. Nun rieselt es wieder und es ist kalt. Die Bambuti schreien nach Tuch. Die Mütter mit Säuglingen habe ich schon mit solchem versorgt.

[Rodjo Lager] – den 11. 5. 34

Draussen lärmen die Pygmäen in finsterner Nacht mit Hülfe ihrer Panflöten. Von zwei Seiten wetterleuchtet es. Wir haben vor einer Stunde etwa zu Abend gegessen und nun schreibe ich Dir. Gusinde ist seit Samstag bei mir. Er konnte von Avakubi nicht weg, weil keine Fahrtgelegenheit. So kam er mit ziemlicher Verspätung an.

Wir sind jetzt mitten in der Arbeit drin, die einen wirklich müde machen kann. Gusinde misst und ich studiere die Sprache etc. Heute und gestern habe ich mich auch mit Gipsgiesserei versucht, heute auch die erste Maske zurecht gemacht. Es gelang. Wir sind soweit, dass sich die Pygmäen vor derlei Sachen nicht mehr fürchten, das will jedenfalls viel bedeuten, bedenkt man die Schwierigkeiten, die ich anfangs hatte, um die Leute um mich zu versammeln. Mit Geduld habe ich schliesslich auch deren Scheu, Ängstlichkeit und den daraus resultierenden Widerstand überwunden. Es ist ein Man-

gel, dass das Lager nur circa dritviertel Stunde von der Strasse entfernt liegt, so kommt es, dass uns manchmal vorüberreisende Weisse heimsuchen und den Pygmäen Angst einjagen. Bislang waren drei im Lager und ein vierter hat sich für morgen angesagt.

Mit der Fleischnahrung sieht es bei uns schlecht aus. Vorgestern habe ich einen Eingeborenen als Jäger aufgenommen. Doch bislang hat er nichts geschossen und die Pygmäen scheinen sehr faul zu sein. In den drei Wochen, die ich schon unter ihnen bin, hat es nur etwa fünf oder sechs kleine Antilopen gegeben. So essen wir denn Unseres. Heute gab es sogar Konserven – Sardinen. Am Abend gar mit Süsskartoffeln und Waldpilzen, die die Pygmäen brachten. Gusinde findet an Süsskartoffeln und Reis wenig Geschmack, wie es scheint. Was kann man aber machen, wenn nichts da ist.

Die Zeitungsausschnitte habe ich gelesen. Ich meine, dass Du es sehr gut gemacht hast. Ich habe auch nichts dagegen, wenn Du aus meinen Briefen Ausschnitte für die Presse zurecht machst. Nur bleibe das Persönliche weg, ich meine so Nachrichten über andere.

Zu den Anyoto [Geheimgesellschaft der Leoparden Menschen] sei noch bemerkt, dass am 8. Mai neun weitere Anyotos in Wamba gehängt wurden. Ihr Prozess zog sich ein ganzes Jahr hin. Die Begnadigung wurde abgelehnt, und so mussten die armen Schlucker dran glauben. Auch in dieser Gegend, weiter gegen Beni zu, hat sich die Mordbande der Anyoto bemerkbar gemacht. Wie mir die Schwarzen hier erzählten, wurden letzstens einige in Fesseln abgeführt, um abgeurteilt zu werden.

Die Temperatur ist hier durchweg angenehm. Über Tag wird es bis 29 Grad Celsius, in der Nacht sinkt die Temperatur bis auf 18 Grad. In den letzten 5 Tagen hatten wir keinerlei Regen, darum trocknete der Boden recht angenehm aus. Heute kam der erste Regen wieder und hatte zur Folge, dass es durchs Dach tüchtig in mein Bett hinein regnete. Es war aber über Tag. Die Phrygniumblätter, womit das Dach gedeckt ist, werfen sich, wenn sie trocken werden und so kommt es, dass es immer wieder hineinregnet und man muss stets auf der Hut sein und reparieren. Gesundheitlich geht es mir sehr gut. Mir scheint, dass mir das Klima hier sehr gut bekommt. Vom Bauchleiden fast keine Spur mehr. Ob ich dies auf die Nahrung zurückführen soll, weiss ich nicht. Auch sonst mit meinen Zehen etc. habe ich nichts auszustehen.

Mit der letzten Post kam auch die Nachricht aus dem III. Reich, dass man die 5000 Mark auf einmal hat überweisen lassen. Um so besser. Von der Bank habe ich noch keine Nachricht. Sonderbarerweise ist das Grammophon immer noch nicht eingetroffen. Das verstehe ich nicht. Ich reisse mir aber deswegen kein Bein aus, wie ich überhaupt mit grossem Gleichmut an meine Arbeit herangehe. [...]

Die Bonbons, die Du mir mitgegeben hast, schlecke ich von Zeit zu Zeit selbst und dann auch die kleinen Pygmäenkinder, deren es hier einen Schappel [eine Schar] gibt. Darunter ist ein etwa 2–3 jähriges Mädel, das natürlich nackt herumläuft, aber allerliebste ist. *Oboíte* nennt sie sich. Sie traut sich zwar nicht heranzukommen, um um Süssigkeiten zu bitten, doch wenn ich sie ihr anbiete, dann grinst sie über das ganze Gesicht. Ich bin mit den Leuten durchaus gut Freund und ich glaube, dass ich es meiner Jovialität zu danken habe, dass sich die Leuten beruhigten und ohne jede Scheu sich mir nähern.

Ich werde voraussichtlich bis Mitte Juni in diesem Lager bleiben, vielleicht auch bis Ende, dann ziehe ich etwas südwärts gegen Beni. Da Pfingsten der neue Bischof [Alphonse Joseph] Matthysen [M. Afr.; 1890–1963] in Bunia eintrifft, werde ich mich für einige Tage hinverfügen müssen, um ihn zu begrüßen. Doch wird es erst nach Pfingsten sein.

[Rodjo Lager] – Dreifaltigkeitssonntag 27. V. 34

Eben hat ein Pygmäenweib seinen Mann herzlich verprügelt, weil er anstelle auf die Jagd zu gehen, im Dorf Bananenbier soff. Der Mann ist eben ins Lager gekommen, verschwitzt und zerkratzt. Das Weib, das ihn übrigens schon öfter zwischen den Krallen hatte, ist noch nicht zurück.

Heute gab es übrigens schon viel Krach. Meine Dienerschaft hat zwei Hinterkeulen vom Büffel in drei Tagen verschleudert. Also kein Fleisch mehr. Darin ist auch mein Muschensi verwickelt, den ich stante pede davongejagt habe. Er ist vorgestern aus Stanleyville hier angelangt, zerfetzt und nass. Arbeit habe ich für den Burschen eigentlich keine. Er ist mir zu [ein]gebildet und zu frech. Seine Manieren sind noch dreister wie früher. Durch den vielen Lärm hier bin ich ein wenig durcheinandergekommen und wüte darum manchmal wie ein Büffel. Das ist eine verkommene Bagage hier, Neger wie Pygmäen. Dass mir dabei die Nerven durchgehen, kannst Du Dir vorstellen.

Ich habe vor, noch etwa 10 Tage in diesem Lager zu bleiben und dann gegen Beni ein neues Lager zu beziehen. Ich hab eigentlich hier noch manches zu tun, doch wird es sich auch wo anders machen lassen. Besonders sprachlich hab ich noch viel nachzuholen.

Das Leidige ist, dass wir weder vorige Woche, noch auch diese Woche Post bekommen haben. Das gibt immer ein wenig Abwechslung. Wir sind schon drei Wochen ohne Post. Woran das hängt, weiss ich nicht. Ob die Post von Irumu aus nicht weiter gesandt wurde, ist mir unbekannt.

Anbei lege ich dir das Tagebuch bei von dem Tage an, da ich in den Wald zu den Pygmäen zog. Die früheren Notizen sind nicht in Duplikat, und da ich gegebenenfalls sie noch brauchen werde, behalte ich sie hier. Es ist übrigens nicht viel. Es sind die Reisenotizen. Die Pygmäen hier sind doch ein wenig anders als die früheren, die ich kennen gelernt habe. Faul, versoffen und zänkisch [...] [Gusinde] war bislang fleissig im Messen. Es gelang fast alle Erwachsenen zu messen. Da er die Sprache nicht kennt, muss er sich auf die Äusserlichkeiten beschränken.

Gesundheitlich geht es mir ganz gut. Die Verdauung funktioniert gewiss besser und auch sonst ist das Wetter zu ertragen.

Eben ist das Weib mit einem Knüppel ins Dorf gekommen. Der Mann nahm Reisaus. Das Weib ihm nach in den Wald. Sie sucht ihn und schimpft. Jedenfalls wird sie ihn halb zum Krüppel schlagen.

Ich hätte Dir gern auf Deinen Brief geantwortet, der aber nicht angelangt ist. Ich hoffe, dass es Dir gut geht, und dass Du Dich in Deine Arbeit eingelebt hast. Und dann der schöne Mai! Hier ist es eintönig, man denkt gern zurück, zumal auch an einzelne kleine Spaziergänge in der Umgebung Wiens. Na egal, man muss seine Pflicht erfüllen, der Rest kommt dann von selbst.

6. 6. 34

[...] Ich bin gestern aus dem einen Pygmäenlager ausgezogen und will morgen mit der Karawane losziehen, um ein anderes aufzusuchen. Das gibt halt wieder Scherereien. Der Aufenthalt im Wald macht halt müde und matt. Wir leben aber sonst gut. Heute habe ich sogar 10 lt Wein kommen lassen, um was zur Mahlzeit zu haben. Dass ich mir wieder mal den inneren Menschen verdorben hatte, steht im vorhergehenden Brief. Die Angelegenheit ist wieder geregelt.

Über den Empfang bei den Zwergen kannst Du im Tagebuch füglich nachlesen. Darüber zu schreiben, hiesse sich wiederholen. [...]

[Ebaeba] – Samstag den 9. 6. 34

Dem Versprechen gemäss schreib ich heute eine kurze Nachricht, die mit der regelmässigen Post an Dich abgeht. Ich habe viel Ärger, es scheint mehr wie ehemals. Heute sitze ich 50km von Irumu in einem Rasthaus. Seit heute früh bin ich daran, ein neues Lager aufzuschlagen, etwa eine halbe Stunde von der Strasse weg. Der Platz ist nicht schlecht, aber das Wetter. Bin um 1h heim, um etwas

zu rasten und kehrte bei hellem Sonnenschein wieder in den Wald, da fing es an zu giessen. Bis auf die Haut durchnässt. Damit war die Arbeit natürlich zu Ende. Jetzt scheint wieder die Sonne, d.h. sie geht unter. Gusinde sitzt schön im Häuschen und hält sich trocken, er hielt es für besser, gar nicht in den Wald zu gehen. Na egal! Jedenfalls reibt die Sache mich auf. Dann scheint man mir von Regierungswegen Schwierigkeiten zu machen. Die Sache ist noch nicht ganz klar. Es scheint aber, dass man mir Spione nachgesandt hat, um mich zu beobachten [...] Wenn die Sache sich bestätigt, eröffne ich den Krieg, selbst auf die Gefahr hin, dass damit die Expedition in die Brüche geht. Ich höre, dass die Neger schon hier sein sollen.

Jedenfalls ärgert mich die Geschichte sehr. Der Administrateur, ein Pfaffenfresser, wie ich weiss, liegt mit den Missionaren im Krieg und es mag sein, dass diese Feindschaft auch auf mich übertragen wird. Wenn das die ganze Hülfe ist, die man mir von Regierungsseite zuteil werden lässt, dann danke ich schön dafür.

Es war vor zwei Wochen ein Administrateur in unserem Lager, höflich und nett. Ich glaube kaum, dass der etwas Schlechtes im Schilde führte. Er erkundigte sich auch danach, wie er mir helfen könnte. Und nun diese Geschichte!

Die hiesigen Neger sind bockig und störrisch. Wenn es sich bestätigen sollte, dass die Regierung gegen uns ist, dann können wir kaum etwas Erspriessliches leisten.

Gesundheitlich geht es mir bislang ganz gut. Ich habe sogar 10 lt Rotwein kommen lassen, der uns gut tut. Auf die paar Rappen soll es nicht ankommen.

Die Post funktioniert miserabel, ich weiss noch nicht, woran es liegt. Jedenfalls gefällt es mir nicht. Dass unter solchen Umständen der Bauch verschwunden ist, kann niemanden Wunder nehmen und auch sonst bin ich mager geworden.

Ich hoffe Mittwoch das neue Lager beziehen zu können und bleibe dort einen Monat lang. Photographien kann ich Dir immer noch nicht schicken. Ich photographiere wohl ziemlich viel, aber ich mache keine Abzüge.

Unsere Tagesordnung ist regelmässig so: Um 6h oder etwas eher Aufstand, dann die heilige Messe und Frühstück, dann die Arbeit. Ich habe mich viel mit der Sprache abgegeben. Leider habe ich nicht genügend Muße dafür, um mich zu vertiefen. Das Grammophon funktioniert auch nicht zur Zufriedenheit usw. Also, wirst Du sagen, ein rechter Jammerpepi. So arg ist es wieder nicht. Nach Regen kommt immer Sonnenschein. Seit dem 18. April bin ich ständig im Wald. Erst nach einem Monat habe ich vor, die Mission von Beni zu besuchen, dann nochmals Bunia, und dann geht es gegen Westen nach Avakubi zu. Ich habe schon Schritte unternommen, um einen Wagen für uns zu kaufen. Es geht nicht anders. Mit den Trägern ist nicht auszukommen. Jetzt noch stehen zwei Lasten aus, die ich morgen mit Leuten von hier werde holen müssen, weil sie nicht nachkommen. Meistens Futterabilien [Nahrungsmittel], die wir dringend nötig haben.

Wirst mich fragen, ob ich Weltstürzendes erforscht habe. Nein, das gibt es nicht. Sowas finden nur die am grünen Tisch. Immerhin habe ich einige schöne Ergänzungen zu meinen früheren Forschungen. Gelohnt hat sich die Sache bis jetzt ganz gewiss, und ich hoffe, dass es auch weiter so sein wird, trotz aller Widerstände.

Gusinde ist natürlich hilflos, da er die Sprache nicht kennt. Er misst zwar viel, wenn ich ihm die Wege dazu geebnet habe. An ihm hab ich ein Beispiel, was ein Forscher erreichen kann, wenn er die Sprache nicht kennt. Vielleicht werden dann die Theorien um so dicker. Sonst kommen wir aber ganz gut aus.

Nachrichten aus Europa habe ich bislang wenige, immerhin einige. Deine Briefe sind bislang alle angekommen, mit Ausnahme des letzten, der nach Bunia geschickt wurde. Der steht noch mit der anderen Post aus. Korrekturen habe ich bislang keine erhalten. Hoffentlich geht alles richtig seinen Weg drüben in der Bücherei!

Der Brief vom 6. 6. kam mir mit heutiger Post zurück, weil nicht genügend frankiert. So geht denn alles per Flug. Der Belgier [Dr. J.B. Jadin] hat sich für Anfang August angemeldet. So werden wir zu dreien sein. Heute kam einige Post. Allerlei Bitten natürlich.

[Ebaeba] – den 24. 6. 34

Es ist Sonntag Nachmittag. Eben habe ich ein kleines Mittagsschläfchen gehalten. Irgendwo donnert es. Über dem Lager hängt ein Duster, als ob es gleich regnen müsste. Am Vormittag habe ich den Boy davongejagt, weil ich mich seiner wegen genug geärgert habe und sonst genügend Leute um uns herum sind. [...]

Hier habe ich in den letzten Tagen selten schöne Resultate in Erforschung der Religion erreicht, was mich wirklich sehr freut. Es dauert fast immer zwei Monate, ehe ich auf jemanden stosse, der mir wirklich gute Dienste leistet.

Gesundheitlich geht es recht gut. Das Klima ist hier wirklich angenehm, gewiss kühler als bei Euch daheim. Dein Päckchen ist natürlich noch nicht angelangt. Ich warne vor weiteren Sendungen.

den 29. 6. 34

Seit vorgestern ist P. Schumacher bei uns, der mit seinem Wägelchen hergefahren kam. So feiern wir zusammen unseren Namenstag [Peter und Paul] so gut und so schlecht es geht. Morgen früh fährt er nach Bunia. Gusinde schliesst sich ihm an. Am Montag wollen sie wieder zurück sein, fahren dann aber gemeinsam nach Ruanda. So werde ich für einen Monat allein sein, was mir auch nicht unangenehm ist. Gusinde redet und redet.

Mit gleicher Post geht ein Brief mit Flugpost ab, den ich vor einigen Tagen schon abgesandt habe. Diesem lege ich einen Teil der Tagebücher bei.

Der Streit mit der Regierung scheint mildere Formen anzunehmen. Man schrieb mir einen Brief und klärte alles auf.

Gestern Nacht hatten wir seit langer Zeit das erste Gewitter. Die Fotos vom Besuch Schumachers sind misslungen, so dass ich neue machen muss.

[Ebaeba] – den 8. 7. 34

Es ist Sonntag Vormittag, etwa 9h und es regnet. Am Sonntag habe ich stets Feiertag, da ruhe ich aus, d.h. ich mache keine besonderen Anstrengungen, um zu etwas zu kommen. Ich schreib also. Sitze ganz allein in meiner Sommerwohnung am Ebaeba. Gusinde ist mit Schumacher zuerst nach Bunia und dann nach Ruanda gefahren, wo er etwa fünf Wochen bleiben wird. Ich habe es ihm vorgeschlagen und er ist gern darauf eingegangen. Mir ist es auch lieber, einige Wochen für mich allein zu sein. Augenblicklich habe ich Arbeit genug mit der Gipserei. In den letzten drei Tagen habe ich 14 Masken, ebenso viele Doppelzahnreihen, zwei paar Hände und sogar eine Damenbrust abgegipst. Ich habe also die Bambutidamen soweit, dass sie sich gipsen lassen. Das mit dem Busen hat hier keine Schwierigkeit. Busen oder Nase ist bei diesen Naturmenschen gleich, man redet vom einen wie vom anderen ohne an irgend etwas Besonderes zu denken. Gefährlicher ist schon die Gipserei mit dem Gesicht und mit den Händen. Doch auch das gelang mir und mit recht gutem Erfolg. Ich habe somit schon 25 Masken! Wenn der Transport gelingt, geht alles gut. Ich werde voraussichtlich noch an die 25 andere Masken in den verschiedenen Lagern machen, soviel Gips habe ich noch.

In drei Tagen werde ich von diesem Lager Abschied nehmen. Einzelne Pygmäengruppen sind schon verzogen. Ich habe dann vor, noch etwa eine Woche in Delfas Lager zu bleiben. Das ist der Alte, der im Johnson Film Congorilla [1932] eine Hauptrolle spielt, wenn Du Dich seiner noch erinnerst. Er hat mich schon zweimal hier aufgesucht. Um den 20. 7. etwa werde ich wieder in Bunia sein und mich dann auf den Weg Irumu-Mambasa begeben, um dort ein Lager aufzusuchen. Vielleicht stosse ich dann gegen Norden vor und komme dann mit meinen früheren Pygmäen ([des Balese Häuptlings] Chamunonge [am Nduye]) zusammen. Erst hinterher geht der Weg nach Avakubi.

Schumacher war hier gerade eine Woche, d.h. minus drei Tage, die er für die Fahrt nach Bunia brauchte. Wir haben viel geplaudert und auch ein wenig gezankt. Für ihn war der Besuch wertvoll, da er ein so grosses Pygmäenlager noch nicht gesehen hat.

Eben habe ich mir eine Zigarette angezündet – obwohl ich weniger rauchen sollte, aber die scheusslichen Sandfliegen stechen arg. [...] Schumacher sagte, dass die Christbäume in Nyundo grosse Freude ausgelöst hätten. Man hatte sie ans Kripplein gestellt.

Was die Veröffentlichung von Gusindes Brief angeht, so muss ich gestehen, dass ich mich im ersten Augenblick darüber geärgert habe. Aber nur im Augenblick. Es war sein Privatbrief an Freunde, wie er mir sagte, den er eigenmächtig veröffentlichte. Dass Gusinde natürlich vieles zu seinen Gunsten drehen wird, liegt auf der Hand. Ist sein Charakter. Ich will versuchen, von Nyundo aus einen längeren Bericht aufzusetzen. Ich schicke ihn Dir zu, Du kannst ihn dann weitergeben an die Zeitung – vorerst natürlich etwas zurechtzueilen. Die bisherigen Erfolge meiner Expedition sind sehr sehenswert. Früher, da ich allein war und alles tun musste, besonders die Messereien, konnte ich lange nicht so viele Beobachtungen machen wie ich es heute tun kann. Ich habe schon viele tiefe Einblicke gewonnen. Fotos liegen die Masse vor – mit Film und den Phonographwalzen geht es weniger gut. [...]

Ich hatte wirklich vor, die Sonntagsruhe einzuhalten, doch bedrängte mich eine Schar junger Mädels, sie wollten Perlen haben. Umsonst gehts nicht! Also habe ich Handabdrücke gemacht, bis es mir leid war. Nun schreibe ich den Brief zu Ende, um Dir zu sagen, dass es mir gesundheitlich gut geht. Finanziell mag die Reise mehr kosten wie die letzte. Die Bambuti hier fressen mir zu viel, denn [es] ist auch alles teuer. Ich habe aber noch keinen Überblick über die Auslagen, wahrscheinlich 20000 frs bis heute, die Reise nicht mit eingerechnet.

Bunia, den 18. 7. 34. 1/2 10 abends

Aus dem Datum ersiehst Du, dass ich in Bunia weile. Seit Samstag. Das ist eine ganze Geschichte. Eigentlich wollte ich noch heute heimkommen, doch traf sich eine gute Gelegenheit – und so bin ich nach Beni und dann nach Bunia gefahren. Nun drängt es mich wieder, möglichst bald hinwegzukommen, denn hier fühle ich mich gesundheitlich gar nicht wohl. [...] So will ich denn schon am Montag wieder in den Wald zurück, um ein neues Lager aufzuschlagen. [...]

Eigentlich hatte ich vor, von Bunia aus einen längeren Bericht an Schmidt zu schreiben, um den er mich bat und auch einen Zeitungsartikel über den Gang der Expedition. Ich weiss nicht, ob ich dazu kommen werde, da ich mit Packen und Umpacken so schrecklich beschäftigt bin, dass ich nicht weiss, wo mir der Kopf steht. Ich komme mit dem Gepäckschicken nicht zurecht.

Auch sende ich diesmal die ersten Fotos und Filme nach St. Gabriel ab und ich bin daran, die Kisten zusammenzuholen, um die 40 Masken (Gips) heimzuschicken. Ich will versuchen, einen Zeitungsartikel zusammen zu stellen, den Du dann zurechtmachen kannst. Daraus wirst Du einiges Nähere erfahren.

Heute suchte ich toll nach dem Jodstift, natürlich nicht zu finden. Wie so manche andere Sachen. Ich habe halt zuviel von dem Zeug. – Wenn die Gesundheit sich so hält, wie die drei letzten Monde im Walde, dann halte ich ein Jahr gut durch, sonst haue ich ab.

Übrigens muss ich Dir mitteilen, dass ich von den Laaerbergern einen ausführlichen Brief erhalten habe. Der Herr [Direktor] schreibt, daß am 20. März die Mutter und am 15. Mai die Tochter gestorben ist – also die Frau und die Grossmutter, wie ich immer sagte. Ersteres wusste ich nicht, die Anzeige ist mir nicht in die Hände gekommen. Das ist natürlich für den Herrn Direktor und auch für Pepi und Ritschi ein sehr harter Schlag. Mir tut es sehr leid. Es waren sehr liebe Leute.

Die Auslagen seit Anfang April belaufen sich auf etwa 16000 frs für beide, also 4000 Schillinge. Darin die ganzen Anschaffungen mit einbegriffen – wahrscheinlich weniger. Das geht an, ist nicht hoch für 4 Monate.

den 19. 7. abends!

Was bin ich froh, dass ich die Packerei hinter mir habe. Gegen 40 Gepäcksstücke und eine grosse Kiste mit den 40 Masken stehen bereit, um nach Europa zu gehen. Von den 40 Gepäcksstücken gehen an die 25 in den Wald. Das Packen, Sägen, Nageln macht müde.

Heute fühle ich mich wieder ganz wohl! Die Zigarette schmeckt wieder.

Ich wollte Dir nur dies mitteilen, damit Du siehst, es geht gut. Am Montag reise ich wieder in den Wald und werde voraussichtlich drei Monate bleiben.

Vielleicht geht mit der nächsten Post auch [ein] Stück vom Tagebuch mit und der versprochene Zeitungsartikel.

[Maseda Lager] – Ituri Wald den 3. 8. 34

Eben habe ich eines der Hemden zu denen Du noch die Manschetten gemacht, an einen meiner Boys verschenkt. Was kann man machen!

Gusinde ist vorzeitig aus Ruanda zurückgekehrt. Warum, das weiss ich nicht. Er sagte, Schumacher hätte keine Zeit mehr gehabt, sich ihm zu widmen. So kam er anderthalb Wochen früher heim. Ich war gerade ins neue Lager eingezogen. Am nächsten Tag hatte er auch seine Hütte fertig. So leben wir jetzt getrennt nebeneinander. Wenn der Dr. [Jadin] in den nächsten Tagen kommt, dann wird auch für ihn eine neue Hütte gebaut. So entsteht inzwischen an dieser Stelle ein ganzes Dorf. Ich habe über 100 Pygmäen um mich herum. Also auch hier ist die Sache gelungen und das nächste Lager ist schon ausgesucht. [...]

Nun brachte mir Gusinde bei seiner Rückkehr die Nachricht, dass Dollfuss [am 25. Juli 1934] ermordet sein soll. So berichtet, angeblich ein Telegramm. Das wäre meiner Meinung nach für Österreich ungelegen. Andererseits könnte es aber doch den Leuten die Augen öffnen, wohin die Nazirei führt. Ich hoffe immer noch das Beste für Österreich. Danke Dir auch für die Zeitungen. Ist eine kleine Abwechslung. Hier im Urwald haben wir sonst keine politischen Sorgen.

Die Pygmäen gröhlen 5 Schritte vor meiner Veranda, wo ich eben diesen Brief schreibe, ihre lauten Tanzweisen. Was kümmert die die Politik! Gott, was sind diese Menschlein glücklich. Und dennoch möchte ich kein Pygmäe sein und noch viel weniger ein Pygmäenhund! Was bekommt der Schläge und nichts zu fressen! [...]

Wenn Du meinst, ich könnte bei diesem Gegröhl einen Gedanken fassen, dann vertust Du Dich. Ich werde somit die Fortsetzung auf einen ruhigeren Augenblick verlegen. [...] Ich werde voraussichtlich bald ein Autobesitzer werden. Es wird sich nächste Woche zeigen.

Heute [5. 8.] ist Sonntag Nachmittag. Ich habe ein kleines Mittagsschläfchen gehalten, wurde aber durch ein wüstes Kindergeschrei aus dem Bett getrieben. Du siehst, man braucht kein Familienvater zu sein, um durch Kindergeschrei behelligt zu werden. Übrigens gibt es hier eine Masse Kleinkinder,

die um die Wette schreien. Für Frauen müsste das recht interessant sein, hier zu forschen. Am ersten Tage meines Einzugs ins Lager wurde dieses durch einen neuen Zuwachs vermehrt. Ein Mädel. Tags zuvor hat die Mutter tüchtig Blätter herbeigeschafft zum Decken meiner Hütte, dann kam das Ereignis. Ein mordsmässig strammes Zwerglein und krebsrot. Heute läuft die Mutter schon umher.

Sonderbarerweise halten die Zwerge den Sonntag ein. Woher sie wissen, dass heute Sonntag ist, weiss ich nicht; vielleicht von meinen Boys. Jedenfalls gehen sie am Sonntag nicht auf die Jagd, was mir weniger angenehm ist. Ich vermute übrigens, dass sie irgendwo Bananenbier saufen gegangen sind.

Am vergangenen Sonntag, da ich noch im Rasthaus des Dorfes wohnte, war ich Zeuge einer wüsten Sauferei. Alles war betrunken, Männer und Weiber, Jung und Alt. Hernach die obligate Rauferei, die mit Gefängnis für Einzelne endete. [...]

[Maseda Lager] – Ituri Wald, den 15. 8. 34

[...] Die Meldung von der Ermordung hat mich stark gepackt. Die Resonanz in der ganzen Welt wird eine gewaltige sein und es ist zu hoffen, dass es zur Pazifizierung in Österreich führen wird.

Ich mache meine Arbeit ruhig weiter. Der Erfolg ist gut. Ich kann wirklich zufrieden sein, wenn auch die Scherereien kein Ende nehmen. Der Mediziner (Fifi) hat bereits einen Besuch im Lager gemacht und wird morgen zu uns übersiedeln. Seine Hütte steht bereits fertig. Das Lager sieht jetzt aus wie ein regelrechtes Dorf. Ausser der Pygmäenniederlassung noch sechs Hütten. Ich bin es aber schon müde, die Lager aufzuschlagen und ich habe Gusinde den Vorschlag gemacht, er solle das nächste bauen, was er aber nicht will und zwar aus einleuchtenden Gründen. Ich glaube kaum, dass er es fertig bringen würde, da er die Sprache nicht spricht. Ich mache eine sonderbare Beobachtung. Er stellt sich so als ob er die Sprache verstünde. Ich mache ihn auf dieses, jenes, aufmerksam, rede von diesem, jenem Vorfall, etc. Er meint, ja ich habe etwas davon gehört, aber nicht recht zugehört. Er glaubt manchmal etwas zu verstehen, missversteht es aber. Wie oft kommen die Boys zu mir und sagen, er versteht nicht, und bringen das Anliegen mir zum 2. Mal vor. Ich war [die] letzte[n] Tage arg verkühlt, [hatte] sogar einen Schnupfen. Ich ging darum schon früh 6.30 h zu Bett und las die Zeitung beim Lampenlicht. Da kommt ein Boy vor meine Bude, nachdem er des Längeren mit Gusinde unterhandelt hat und unterbreitet mir eine Sache, die eben statthaben soll, eine Art Zauberber. Ich stürze schnell hinaus und fordere Gusinde auf, mitzugehen und mitzusehen. Am nächsten Morgen sagt er, der Boy erzählte etwas um die Sache herum, sagte aber nicht, was er wollte. Er fragte aber ausdrücklich um die Erlaubnis, dass die Sache stattfinden möge. – Er ist insofern also hilflos. Ich arbeite darauf hin, ihn und den Arzt allein ziehen zu lassen, denn es hat keinen Zweck, dass sie sich solange im Lager aufhalten wie ich. Das Messen und die Blutproben nimmt nicht viel Zeit in Anspruch. Ich weiss nicht, ob es mir gelingen wird. Ich würde doch lieber allein arbeiten, wenigstens für einige Zeit. Abwarten!

Der Muttergottestag [Maria Himmelfahrt] war ein sehr trüber und regnerischer Tag. Es regnete bis in den ersten Morgen hinein. Ich hatte aber einen ausserordentlich guten Erfolg in meiner Forscherei. Hatte gerade auf religiösem Gebiet sehr schöne Mythen und Aufschlüsse erhalten. Gusinde meinte als ich ihm die Hauptmythe erzählte, dass damit eigentlich die ganze Reise bezahlt sei. Schau dann im Tagebuch nach. Die Mythe, die erzählt, wie der Tod in die Welt kam. Fast so wie in der Bibel.

Mit den Masken geht es auch gut voran. Ich habe etwas über 50 Masken und Zugehör. Der Gips ist nahezu zu Ende. Habe per Flugpost neuen in Brüssel bestellt. [...]

Im letzten Brief teilt auch Schmidt und [Georg] Höltker mit, dass der Anthropos tatsächlich aus St. Gabriel ausziehen soll und zwar schon im Herbst. Irgendwo nach Mauer in eine stille Strasse. Was

das wieder für eine Lösung sein mag? So sehr erbaut bin ich davon nicht, denn ich verspreche mir nicht viel Gutes davon in diesen schwierigen Zeiten, wo die Finanzen so knapp sind. Andererseits bin ich froh, dass ich während dieser Zeit weit weg bin. Es hätte gewiss wieder Zusammenstöße gegeben.

Ich muss Dir sagen, dass die Expedition als Ergänzungsexpedition nicht nur nötig war, sondern tatsächlich den vollsten Erfolg verspricht. Ich habe schon sehr tiefe Einblicke in das Leben der Pygmäen machen können, was mir damals wegen des Vielerlei der Arbeiten und der weiten Reisen unmöglich war. Dieser Tage sind es schon vier Monate, dass ich im Walde lebe und über 5 Monate, dass ich von Wien weg bin. [...] Anlage 51 Seiten Tagebuch bis 15 August.

[Maseda] – Ituri Wald, den 27. 8. 34

Deine beiden Briefe habe ich gestern erhalten. [...] Hoffentlich ist Dir bei der Mordtat gegen Dollfuss nicht auch was passiert. Das Nähere wissen wir noch nicht. Die Zeitungen, die wir erhalten [haben], gehen bis zum 23. Juli. Wir wissen also noch nichts Sicheres. [...]

Heute ist der letzte Tag in diesem Lager. Morgen verziehe ich allein in ein neues Lager, um ein solches zu bauen. Meine beiden Begleiter bleiben die ganze Woche noch da. Ich hoffe, dass ich das Lager bis Samstag werde fertig bauen können, vorausgesetzt, dass es nicht zu viel regnet. In den letzten zwei Wochen regnete es fast täglich. Dazu ist es natürlich feucht und kühl – ein unangenehmer Aufenthalt.

Du willst Näheres über die Fortsetzung der Reise und die Rückkehr erfahren. Genauer kann ich Dir wirklich noch nicht mitteilen. Ich habe vor, die Monate September bis Mitte Dezember im Wald zwischen Irumu und Avakubi zu verbringen, vielleicht noch zwei oder drei Lager. Die Feiertage möchte ich in Avakubi verbringen, mich etwas ausruhen. Dann wahrscheinlich einen Monat lang in der Avakubi Gegend. Hinterher habe ich vor, Sprachaufnahmen unter den Negerstämmen längs des Albertsees zu machen, die möglicherweise eine Verwandtschaft mit den Efe aufweisen. Wie lange, kann ich heute nicht sagen. Es wird das eine Reise vom Süden nach Norden sein bis in die Gegend von Aba – Rejaf. Möglicherweise, vielleicht auch wahrscheinlich, könnte ich zu Ostern etwa, das ja 21. April ist, schon daheim sein. Im Allgemeinen halte ich ja meinen Plan ein. Also Geduld meine Liebe, es kommt alles wie es kommen muss. Nur keine Aufregungen.

Eben brüllen Negerkinder wie Wölfe, die der Arzt, der bei uns ist, behandelt. Ich habe vor, im nächsten Lager meine Wohnung etwas abseits zu legen, um mehr Ruhe zu haben. Die Arbeit hatte einen sehr guten Erfolg gehabt, ich kann zufrieden sein. [...] Menschen haben grosse Sorgen und viel Leid. Übrigens bringen mir fast alle Briefe nur Nachrichten von Leid und Tod.

Am Koukoubach, den 4. September 1934

Das Lager ist endlich fertig; diesmal war es besonders anstrengend und auch langwierig, da ich keine genügend grosse Zahl von Arbeitern hatte. Meine Kollegen sind seit vorgestern bei mir und sind daran, das Innere ihrer Hütten auszugestalten. Jedesmal hat das Lager ein anderes Gepräge. Diesmal wohnen wir in einer offenen Fläche, am Abhang eines kleinen Hügels, den ich vollständig abgeholzt habe. Die Pygmäen wohnen etwa 100m oberhalb von uns zum Teil im Schatten der Waldbäume. Es sind diesmal nur 8 Hütten, zwei resp. drei Lager sind in unserer nächsten Nähe, so dass sie fast ständig im Lager sind. Kannst mir aber glauben, dass ich das Lagerbauen übersatt habe. Nicht nur weil es mich jedesmal eine Woche Zeit kostet, sondern weil es eine aussergewöhnliche Anstrengung bedeutet. Ich stehe dann von morgens 7 bis abends 5 oder 6 bei den Arbeitern, schimpfe und wette-

re, gebe die Dispositionen, treibe zur Arbeit an und ärgere mich weidlich, wenn es nicht recht vorangehen will. Diesmal hatte ich das Unglück, das Lager in der Nähe eines mächtigen Ameisennestes zu legen, was zur Folge hatte, dass wir in der ersten Nacht einen argen Überfall dieser bissigen Feinde zu bestehen hatten. Alle Pygmäen arbeiteten stundenlang mit Feuerbränden, um sie abzuwehren. So leidlich gelang es. Einige Provisionen sind ihnen aber doch zum Opfer gefallen und ein Äffchen, das sich der Dr. [Jadin] ins Lager gebracht hatte. In der Nacht hörte ich ein ununterbrochenes Quiet-schen. Ich trat hinaus und fand den Affen an der Leine hängend, mit Ameisen übersät. Er war steif. Es blieb nichts anderes übrig als ihn mit einem Knüttel totzuschlagen. Er war nicht mehr zu retten.

Eben habe ich eine Tasse Mokka getrunken. Seitdem der Dr. bei uns ist, gibt es jeden Nachmittag ein Tässchen. Auch das Essen hat sich dieseshalb etwas gebessert, obwohl es auch früher schon gut war. Meine Verdauung ist dementsprechend auch eine sehr zufriedenstellende. Ich hätte beinahe Lust in diesem Lager längere Zeit zu bleiben, und so etwas wie Urlaub zu nehmen. Hier werde ich wohl mehr Ruhe haben als in irgendeiner Missionsstation.

Hier eine kleine Beschreibung meiner Behausung. Ein etwa 15m lange und 4m breite Hütte. Nach vorn gegen das Pygmäenlager eine kleine Veranda, erhöht mit einem improvisierten Tischchen – ein Brett auf einem rohen Gestell und ein ebensolches Bänkchen. Dann folgt die Wohnung, gerade so lang, dass ein Bett Platz darin hat. Ich musste seitlich einen Verschlag – natürlich aus Blättern – ansetzen, um einige Kisten und Säcke unterzubringen. An die Behausung folgt eine zweite Veranda, der „Speisesalon“ mit besserem Tisch und improvisierten Bänken aus Rutenwerk. Da diese Veranda sich als zu klein herausstellte, um unseren Streckessel aufzustellen, sah ich mich gezwungen, auch diese um drei Meter zu verlängern, nur ist letztere nicht erhöht. Das ist der Salon... was willst Du Herz noch mehr?!

Dass ich nicht vergesse: Ich habe Dich bei den Pygmäen verewigt. Im letzten Lager kam ein kleines Pygmäenfräulein zur Welt. Man hatte mich gebeten, es zu benennen. So nannte ich es nach Dir. Da die Pygmäen Helene aber schlecht aussprechen, heisst sie *Erena*. Du siehst, dass ich auf Dich halte. Diese Auszeichnung ist gewiss keiner Europäerin bislang zuteil geworden.

Den letzten Brief habe ich per Flug geschickt, das besagt, dass dann dieser Brief etwas später eintreffen wird, d.h. dass ein längerer Zwischenraum zwischen beiden liegen wird. Bitte sich darob nicht beklagen zu wollen. Es wird am 10. dieses gerade ein halbes Jahr, dass ich von Wien weg bin. Die Zeit verfliegt doch schnell.

Gusindes Reise nach Ruanda hatte heute ein Nachspiel. Es kam die Rechnung für Rückfahrt, die sich auf 2000frs beläuft, also 500 Schillinge. Das ist natürlich viel und rekompensiert nur schlecht die Erfahrungen, die er dort gesammelt hat. Er hat in den letzten Wochen ein langes, missmutiges Gesicht gemacht, warum, weiss ich nicht genau; vielleicht, weil ich den Vorschlag gemacht hatte, er sollte mit dem Dr. zusammen flott durch den Wald reisen, um möglichst viel Pygmäen zu sehen. Die letzte Woche, da ich allein war, fühlte ich mich wie ehedem auf meinen Reisen. Wenn ich müde gegen 6h ins armselige Lager kam, wo ich mit einem Neger und einem Pygmäen in einer Hütte schlief, fühlte ich mich pudelwohl. So ganz sein eigener Herr sein, ist doch sehr ansprechend – wenigstens für kurze Zeit.

Übrigens muss ich Dir auch Mitteilung davon machen, wieso es kommt, dass ich jetzt überall bei den Pygmäen aufgenommen werde. Die Zwerge nennen mich jetzt „Kind“, d.h. sie sind der Meinung, dass ich mütterlicherseits von ihnen abstamme, also ihr Kind bin. Ich habe vor Monaten wiederholt vor Negern den Gedanken ausgesprochen, dass ich die Pygmäen so sehr ins Herz geschlossen habe (und nicht die Neger), weil sie meine *Bayumba* seien, d.h. meine Verwandten, von denen meine Mutter stammt. Das scheint dann irgendwie ernst genommen worden zu sein. Ich wunderte mich anfänglich darüber, dass man mich immer wieder Kind nannte, bis ich auf den Sachverhalt kam. Wenn dieser auch nicht sehr schmeichelhaft sein mag für meine Mutter selig, so dient er doch sehr meiner Arbeit. So schlägt man sich durch den Wald. [...] Wie es mit der Arbeit hier sein wird, weiss

ich noch nicht und wohin ich mich nach diesem Lager hinwenden werde, weiss ich ebensowenig. Ich komme jetzt in jene Gegenden, die ich auf meiner ersten Reise besuchte, also zu alten Bekannten, nur ist vieles wegen der neu angelegten Strassen verändert.

Daheim beginnen wieder die langen Nächte, damit wahrscheinlich auch das Radiohören. Hier vermisse ich das Radio gar nicht. Man gewöhnt sich alles mögliche ab und anderes wieder an, wie z.B. das Rauchen. Letzteres ist schon arg. Darin werde ich den Pygmäen immer ähnlicher.

Es wird abend. Die Zirpen fangen an – die gewöhnliche Abendmusik, es wird auch kühler, und man ist genötigt, den Rock anzuziehen. [...]

[Koukou] – Den 15. 9. 34

Diesen Brief schreibe ich per Luft, darum dieses Papier und diese kleine Schrift. In den letzten Tagen bin ich ausserordentlich verstimmt, woher das eigentlich kommt, kann ich nicht sagen. Nach dem Bau des letzten Lagers, in dem wir augenblicklich sind, bin ich schrecklich müde und matt. Es hatte mich nämlich viel Arbeit und Ärger gekostet, da keine genügend grosse Zahl Arbeiter aufzutreiben war. Ich vermute, dass mir das einen Knacks gegeben hat. Andererseits sage ich mir: wie komme ich dazu, mich für andere abzurackern. Diese ziehen ins fertige Lager ein und beginnen munter und frisch die Arbeit. Ich glaube, dass das alles dazu beigetragen hat, mich zu verstimmen, dass das Beisammensein nicht mehr angenehm ist. Ich sehne mich wieder nach der Alleinarbeit wie dazumal. [...] Wie ich die Nachricht vom Mord Dollfuss erhalten habe, schrieb ich schon in einem früheren Brief. Die Zeitungen, die mir mit letzter Post zugegangen sind, habe ich natürlich in einem Zug gelesen. Das alles war so niederträchtig, was dort vorgefallen ist, dass ich meine, dass auch dieses meine Stimmung niederdrückte. Hoffentlich ist seitdann mehr Ruhe eingetreten.

Soweit ich die Sache augenblicklich beurteilen kann, werde ich nicht länger als Ostern ausbleiben. Darüber habe ich schon geschrieben. Ich erhalte wohl immer neue Details für meine Forschung, aber im Wesentlichen bleibt sich alles gleich. Möglicherweise ist das das letzte Efelager, das ich besuche, sicher bin ich aber immer noch nicht. Für mich hätte ich ja einen Plan klar, doch muss ich einigermassen auf meine Begleiter Rücksicht nehmen, und dann ist die Bewegungsfreiheit bei so viel Gepäck sehr gehemmt. Man hat Fesseln an den Füßen.

Gesundheitlich geht es mir soweit gut, kann ich nicht klagen, nur war es in den letzten Tagen heisser, heute nach 14 Tagen etwa fiel der erste Regen, aber nur wenige Tropfen, überhaupt war dieses Jahr ein sehr trockenes. [...] Mit letzter Post sandte man mir aus St. Gabriel die letzten Bilder zum Buch [Vollblutneger und Halbzwerge, Salzburg/Leipzig: Pustet, 1934]. Ich denke aber, dass das Buch schon erschienen ist, wenn der Brief in Deine Hände gelangt. [...]

Du fragst noch wie lange ich in der Avakubigegend bleiben werde. Ich bin ja noch gar nicht dort und es wird noch hübsch lange dauern, ehe ich hinkomme. Ich glaube, dass es vor Weihnachten kaum werden wird. In diesem Lager bleibe ich voraussichtlich noch einige Wochen. Leider haben wir hier augenblicklich eine unangenehme Krankheit, Art Pocken, von denen mehrere Pygmäen befallen sind. Es sind das nicht die schlimmen Pocken, aber immerhin eine Geschichte, die peinlich ist. [...]

Wir leben hier, soweit Essen in Frage steht, eigentlich sehr gut. Wir trinken sogar zu jeder Hauptmahlzeit etwas Wein. Mir kommt die Sache etwas zu kostspielig vor und die Beschaffung der Vorräte macht mir auch viel Kopfzerbrechen. Doch muss ich mich nach der Decke strecken. Im Grossen und Ganzen bin ich aber auch für ein besseres Leben und das Hundeleben von Anno dazumal würde ich auch nimmer aushalten. Die Zeiten sind vorbei und wiederholt stelle ich mir die Frage, wie habe ich es nur in Malakka aushalten können. Sowas macht mir wohl keiner nach, ich selber [auch] nicht mehr. Das jetzige Leben ist im Vergleich zu jenem von Malakka eine Sommerfrische, wenn nicht das Aufbauen der neuen Lager wäre, das immer mit viel Scherereien verbunden ist.

[Koukou Lager] – 26. 9. 34

Es herrscht grosse Stille im Lager. Der Arzt liegt mit einem kleinen Fieber zu Bett – die Leute sind fast gänzlich zur Jagd und zudem eine grosse Hitze. Ich leide seit 3 Wochen etwa an einem Hautausschlag, der fürchterlich juckt, dass man nachts nicht schlafen kann; und Gusinde, der noch nicht ganz von seinem Fieber hergestellt ist, fängt seit wenigen Tagen auch daran zu leiden [an]. Nur wissen wir nicht, was die Ursache davon ist. Also Geduld!

Gestern hatten wir ein Pygmäen Begräbnis. Der Alte, der schwer an einer Art Pocken erkrankt war, ist ihnen erlegen – nach schwerem Leiden; ich hatte ihn vorher noch taufen können und gab ihm meinen Namen Paulus. Die Trauer und Klage der Angehörigen des Alten war primitiv aber überaus elementar und überwältigend. So grosse Schmerzensausbrüche hatte ich bislang nirgendwo beobachtet. Eigentlich sollte ich mich nach einem anderen Lager umschauchen. Doch habe ich keine rechte Lust dazu. Übrigens sind weitere 4 Clans in unsere Nähe gezogen, etwa halbe Stunde von hier, die mir auch Arbeit geben. Ich war wiederholt schon bei ihnen. Es sind da Pygmäen, die der Grosszahl nach noch nie einen Weissen gesehen haben und doch haben sie sich an uns gewöhnt. Es geht also weiter, und doch habe ich die Sache satt. Das Urwaldklima mit seinen grässlichen Schwankungen ruiniert den Menschen, auch den Stärksten. Man wird mürbe. Ich habe bislang an keiner schweren Krankheit zu leiden gehabt, aber fast täglich irgend eine Unpässlichkeit, eine Beschwerde. [...] [PS] Gestern, den 28. abends fiel ein Baum über unser Lager – bei einem Sturm, Gusindes Hütte vollständig zermalmt. Er entging um Haaresbreite dem Tod. Eben (29.) ist die Hütte wieder aufgebaut.

[Koukou Lager] – Ituri Wald, den 5. 10. 34

Am Montag, also in drei Tagen wechsele ich das Lager, falls ich Träger habe. Das Lager hatte viel Unangenehmes, viel Krankheit. Ich weiss nicht, ob ich Dir über Gusindes Krankheit geschrieben [habe]. Anfangs hatte er, glaub ich Fieber, dann fiel ein Baum über sein Haus, dass er mit knapper Not mit dem Leben davon kam und schliesslich war sein Körper voller Löcher. Er und der Arzt meinten Furunkeln. Sah aus wie der Job auf dem Misthaufen. Auch ich hatte in dieser Zeit manchen Hautausschlag. Der Arzt und Gusinde, die sich beide als Ärzte fühlen, meinten, es sei eine Urticaria, Folge irgendwelcher Speisen. Die Neger meinten, Fliegen-, Insekten-Stiche. Schliesslich ging ich der Sache auf den Grund – bei mir natürlich – und förderte einige Larven aus meiner Haut. Nun war das Rätsel bei Gusinde auch gelöst. Seine Haut war von Maden durchlöchert – den Negern eine bekannte Sache. So ist die Wissenschaft. Er stöhnte und seufzte und liess sich Morphin einspritzen – es waren aber nur Würmer. Nach meiner Erfahrung ist Petroleum sehr gut dagegen. Natürlich sind das Privatsachen. Jeder macht wie ers versteht. Wenn ich nur wieder ganz frei wäre, auf mich allein gestellt. Arbeit wäre die Hälfte und ich könnte mich einrichten. Vorläufig muss ich bis Ostern durchhalten, ich meine bis Weihnachten. Nachher kennt sich der Arzt [aus] und da ich vorhabe, mich den Negern zu widmen, wird vielleicht auch Gusinde seine Wege gehen. Ich habe vor im März heimzufahren, vielleicht bin ich Ostern schon daheim. Also!!

Du musst schon entschuldigen, wenn ich in den Briefen nicht auch freundlichere Töne anschlage. Dazu gehört eine andere Gemütsverfassung. Bin halt sehr viel verärgert. [...]

Die jetzige Reise geht nach Westen, gegen Mambasa hin. Wohin weiss ich nicht. Die Erkundungsreise, die ich gestern machte, brachte kein gewünschtes Resultat. So muss ich weiter schauen. Ich gehe mit Karawane, die beiden andern folgen im Lastauto paar Tage später.

[Oruendu] – Ituri, den 17. 10. 34

Ein neues Lager bezogen! Zehn Tage damit verloren und natürlich bin ich bis zum Äussersten erschöpft. Das Lager bauen bedeutet immer die grösste Anstrengung. Ich glaube aber, dass das Lager recht nett geworden ist. Gleich hinter meiner Hütte murmelt der *Oruendú* Bach, vor meiner Hütte tanzen die Pygmäen im Waldesdickicht. Das ist das grösste Lager, das ich jemals gehabt habe. Heute zählte ich 57 Hütten, also sehr viel Volk. Ich glaube, dass es das letzte Lager ist, das ich gebaut habe; ein anderes, neues werde ich wohl nicht mehr aufführen. Ich denke, dass wir etwa 5 Wochen hier bleiben werden, es ist die Grenze der Efe und Basúa. Vor Weihnachten werde ich noch einige Pygmäenlager aufsuchen, wenn ich nicht etwa auch zu den Nduye Pygmäen gehe, wo ich vor Jahren war. Wie ich schon schrieb, werde ich Weihnachten – Neujahr in Avakubi Bafwabaka sein und dann den Jänner noch in jener Gegend verbringen. Dann den Feber und März unter den Negern längs des Albertsees, um die Sprachen etwas aufzunehmen, was für meine Forschung von Bedeutung ist, und dann heim – Das ist der Plan. Ich tippte schon bei Gusinde an, wie er sich die Rückfahrt denkt. Er scheint hilflos und ich weiss nicht, ob er allein wird reisen wollen. Er möchte nach Jerusalem. Ich habe vor, über Ägypten heimzureisen. Das Nähere kann ich leider noch nicht angeben. Also etwas Geduld!

Deinen lieben Brief habe ich gerade vor einer Woche erhalten als ich mitten unter Negern und Pygmäen stehend, die ersten Bäume des Lagers fällen liess. [...] Schmidt schreibt etwas verärgert, dass er angeblich von anderen über meine Reise unterrichtet wird und nicht durch mich. Ich glaube, dass er nicht ganz im Recht ist und sein Brief war etwas verfrüht, denn inzwischen wird er auch längere Berichte erhalten haben. Er schreibt, ob wir nicht noch Geld benötigten, um die Reise auszudehnen. Ich werde ihm negativ antworten, denn ich habe wirklich keine Lust, noch länger zu bleiben. Der Arzt denkt in drei bis vier Monaten wieder daheim zu sein, er hat es also recht eilig. Ihm sagt dieses strapaziöse Leben nicht sonderlich zu und doch wird er kaum die Hälfte der Strapazen zu [durchstehen] haben wie ich. Diesmal haben sich beide ihre Hütten selbst bauen müssen, wenigstens zum grössten Teil. [...]

Mir geht es gesundheitlich auch weiterhin gut bis auf die Müdigkeit und einzelne unbedeutende Unpässlichkeiten. [...] Aus St. Gabriel schrieben mir meine Schüler manches auch über das neue Buch, das sehr stattlich aussehen soll. Um so besser, ein Geschäft wird es aber in dieser Zeit doch nicht.

Ich habe sehr viel Socken, aber fast keine bei mir. Alles in Bunia. Die ich bei mir hatte, sind in den letzten Tagen im schlechten Wetter, Wasser und Sumpf verreckt. Muss warten bis ich nach Bunia komme. Sonst gebricht es mir an nichts. Wir leben nicht schlecht. Es ist etwas kostspieliger aber doch besser.

Oruendu Bach, den 24. 10. 34

Die Blutprobennahme des Arztes geht sehr gut voran. Er kam, um 500 zu nehmen, hat aber schon jetzt an die 700 Pygmäen und über 500 Neger. Die Leuten nehmen es mit dem Tropfen Blut nicht tragisch, und die kleinen brüllen wie am Spiess, wenn sie die Eltern heranschleppen, um das Geschenk dafür zu erhalten, kleine Spiegel, Löffelchen etc. Sogar zur Blutabnahme melden sich die Pygmäen gern und lassen sich gern 20 ccm Blut abzapfen, ohne mit der Wimper zu zucken. Dafür bekommen sie ein Stück Tuch und das zieht gewaltig. Der Arzt hat deshalb keine Schwierigkeiten. Das bewirkt aber ein grosses Getriebe im Lager und behindert natürlich meine Studien, die mehr Stille und Sammlung erheischen. Für mich ist es ausgemacht, dass ich ein zweites Mal wieder ganz

allein ausziehen würde, ich zahle drauf, indem ich viel Arbeit für andere tun muss. Als Ganzes betrachtet gewinnt aber die Forschung, da sie allseitiger wird.

Dieser Tage, vielleicht nächste Woche erhalte ich den Besuch des deutschen Filmmenschen aus der Schweiz, der mich vor gut einem Jahr in Salzburg aufsuchte. Er war bereits in Avakubi. Er kommt in Gesellschaft von 6 anderen Personen. Was er von mir haben will, weiss ich nicht. Sehr erbaut bin ich über den Besuch gewiss nicht.

Über Deine Veröffentlichungen in der Reichspost bin ich durchaus voll des Lobes und auch der letzte Artikel war nett. Kannst natürlich auch weiter Stilübungen machen. [...]

Wie ich Dir schrieb ist das wohl das letzte Lager, das ich errichtete. Ich habe die Absicht, Anfang Dezember eine kleine Tour allein zu machen. Die Beiden mögen sich selbstständig machen. Hoffentlich geht es. G. hat das Zeug nicht, mit Leuten wie Pygmäen und Neger zu verkehren. Der Dr. sagte mir letztes, wenn er mit den Leuten allein ist, d.h. ich bereits verzogen, dann ist alles aus. Er würde keine 10 Tage lang die Pygmäen um sich haben. So der Doktor. Ich kann gespannt sein, wie er sich später herausstreichen wird. Diese Aussage steht nicht im Tagebuch, sie sei hier festgenagelt.

Anbei zwei kleine Fotos. Gesundheitlich geht es recht gut. Nur viel Plage von allerhand Ungeziefer. Sandfliegenplage des Nachts unerträglich.

Über weitere Pläne kann ich nichts berichten, als was schon geschrieben wurde. Weihnachten in Avakubi oder Bafwabaka. Das Buch ist noch nicht angelangt.

[Oruendu] – Ituri, den 1. 11. 34

Heute habe ich das Tagebuch sendfertig gemacht, wo auch ein Foto beiliegt, das mit gewöhnlicher Post abgeht, während der Brief fliegt. Heute hab ich die Fortsetzung der Reise im Plenum vorgelegt und meinen Plan bekannt gegeben, wonach ich noch eine kleine Reise zum Nduye machen werde und zwar allein. Die Beiden gehen zwar nur ungern darauf ein, dass ich mich von ihnen trenne, aber ich bestehe soweit darauf. Der Arzt wird dann Anfang Jänner heimreisen. G. hätte Lust zu den Bachwa zu reisen, hat aber allein keinen Mut dazu. So wird er wohl an meiner Seite bleiben bis zum Ende, obwohl ich Feber und März nur Negersprachen untersuchen werde. Wie er sich die Heimreise denkt, weiss ich nicht. Jedenfalls holen wir Erkundigungen bei Cook in Kairo ein, da wir über Kairo zu reisen gedenken. Auch der Arzt reist über Ägypten. Das Nähere werde ich Dir erst später bekannt geben können. In diesem Lager werde ich noch 14 Tage bis 3 Wochen bleiben. Es ist ein angenehmer Ort. Ob durch die angekündigte Ankunft des Filmmenschen Eggert mein Plan irgendwie erschüttert wird, kann ich noch nicht sagen. Jedenfalls geht die Expedition bald dem Ende zu. Die Hauptarbeit ist mit diesem Lager getan, und es ist gut gegangen. Gesundheitlich bin ich immer noch wohlauf und ich muss sagen, dass ich mich wohler fühle als in Europa. Natürlich ist Klima und Umgebung nicht dazu angetan, den Aufenthalt sehr angenehm zu machen. [...] Heute brachten die Pygmäen 5 Antilopen heim, wovon ich 4 Paar Hinterschenkel genommen habe; einen Teil habe ich zwar an den protestantischen Missionar in der Nähe gesandt, wie schon so oft, wofür er uns allerlei Gemüse sendet. Zeitweise haben wir wieder gar kein Fleisch, wenn es z.B. viel regnet, dass die Zwerge keine Lust haben, zur Jagd zu gehen, oder dass der Regen sie schnell wieder heimjagt. [...] Was die Auslagen angeht, so kann ich wohl sagen, dass sie recht mässig sind und wenn es so weiter geht, hoffe ich noch einzelne Schillinge heimzubringen. Von der Druckerei schreibt man mir, dass man die Buchbilder in England wünscht. Ob eine englische Übersetzung in Sicht ist, weiss ich nicht. Lieb wäre es mir schon, doch sterb ich nicht darüber.

Ich hatte noch eine Vereinbarung mit Belgien, um für eine Stelle Film zu drehen. Nun meldet man mir jetzt! die Ankunft des Filmers an. Natürlich habe ich abgesagt, da ich die Sesshaftigkeit unter den Pygmäen aufzugeben gedenke. Hab keine Lust mehr dazu. Die Frische und Spannkraft der ersten Monde ist dahin.

Oruendu Bach, den 8. 11. 34

Hier wird schwer überlegt. Ich habe meinen Plan geäussert, vor Weihnachten noch eine Reise zum Nduye zu machen und zwar allein. Darüber grosse Bestürzung. Meiner Ansicht nach sollten G. und der Arzt zusammen der Strasse entlang weiter messen etc. Aber der Arzt will mit G. nicht allein sein. Ihm ist G. nicht sympathisch. Er bedauert es ausserordentlich, dass ich mich trennen will. Schliesslich äusserte er den Plan, dann allein gegen Wamba zu reisen und dort einen Monat lang noch zu arbeiten und dann heimzufahren. Als nun G. hörte, dass er allein sein sollte, mag er auch nicht mehr und nun spricht er davon, sich dem Arzt anzuschliessen. Die Sache ist also durchaus unklar. G. ist nicht gerade heraus, immer hinterrücks verfolgt er seine Pläne, ist für Forschung unter Primitiven meiner Meinung nach wenig geeignet. Das fühlt er wahrscheinlich ohne es sich eingestehen zu wollen. Ich weiss noch gar nicht, ob der Boy ihm wird folgen wollen. Der Arzt macht mit ihm die gleichen Erfahrungen wie auch ich. Wenn er ihm was aus seinen Forschungen hier erzählt, dann sagt er gewöhnlich, ach das wüsste ich schon, beobachtete ich schon. Der Arzt meinte, das konnte er noch gar nicht gewusst, gesehen haben, denn das sehe ich im Mikroskop u.s.w. G. redet über alles mit viel Weisheit, so auch über Medizin. Der Arzt meint aber, er versteht sehr wenig davon. Das alte Lied: G. glänzt jeweils in den Augen der Laien, die Fachleute erkennen aber bald die Hohlheit dieser Weisheit. Ich unterhielt mich mit dem Arzt letzters länger über G. als ersterer mir seine Abneigung gegen G. kundtat und ich war erstaunt, wie gut er ihn kennengelernt hat. G. ist eigentlich recht still und schweigsam geworden. Das schreibe ich wieder im Brief nieder, weil es nicht ins Tagebuch soll.

Ich habe also vor in 10 Tagen etwa das Lager zu verlassen, im Auto nach Mambasa zu fahren und dann auf dem mir schon bekannten Karawanenpfad (4 Tagesmärsche) zum Nduye zu reisen, um noch einiges über Religion der mir dort bekannten Zwerge nachzuholen. Ob ich dann wieder nach Mambasa zurückgehe oder den Weg nach M[bula] einschlage, ist vorerst nicht auszumachen. Entweder gehe ich dann nach Bafwabaka – Avakubi oder umgekehrt.

Heute hatten wir einen sehr starken Regen, es war reine Freude zuzuschauen, wie der kleine Oruendu Bach zum reissenden Fluss anschwell.

Im hiesigen Lager konnte ich gute Arbeit leisten und ich werde die kommenden 10 Tage noch genügend zu tun haben. Ich habe verschiedene Phonos aufgenommen und auch den letzten Film abrollen lassen. So kann ich mich einiger Bagage entledigen.

Das Lager hält hier noch gut zusammen. Eine Gruppe von 32 Personen ist zwar schon weggezogen, dafür kommen aber andere, sodass die Anzahl fast die gleiche geblieben ist. Ich zählte etwa 340 Personen, also ein sehr grosses Lager. Die Statistik, die ich bislang machen konnte – es gelang mir, so ziemlich alle Clans der Pygmäen auf dem durchreisten Gebiet zu notieren – ergibt, dass die Zahl aller Pygmäen des Urwalds noch höher anzuschlagen ist als ich früher annahm. Man muss mit 25–30 000 Pygmäen rechnen, also eine sehr hübsche Zahl brauchbarer und gesunder Menschen, mit denen aber weder die Regierung noch die Mission etwas anzufangen wissen, weil sie sie nicht kennen.

Im Lager werden wir sehr gut mit Fleisch versorgt. Sozusagen täglich Wild! Gestern brachten die Zwerge 4 Antilopen heim. Ich nehme gewöhnlich alle Hinterhaxeln ab. Ein Teil wandert zum nahen protestantischen Missionar, der uns reichlich mit Gemüse versorgt. Wir sind also hier sehr gut versorgt und es lohnte sich nahezu hier Ferien zu machen, wenn man nicht eine Aufgabe vor Augen hätte. [...] Dem „tugendhaften“ Leben steht nicht ein „lustiges“ sondern ein untugendhaftes gegenüber. Das tugendhafte Leben kann doch auch lustig sein und soll zu gegebener Zeit auch so sein. Bitte also, die Begriffe nicht zu verwirren – bleib stets tugendhaft und lustig dabei. [...]

Der Anthropos scheint noch nicht verzogen zu sein. [...] Eine Umsiedlung nach Wien (des A. nämlich) erachte ich nicht als einen Vorteil. Das würde sehr viel Nachteiliges mit sich bringen und ich weiss nicht, wie man das Unternehmen jetzt, in dieser Zeit, finanzieren wollte.

Paligbo, den 13. 11. 34

Ich stelle mich Dir vor als stattlichen Autobesitzer. Es kam über Nacht. Heute morgen schloss ich mit dem Besitzer den Kontrakt ab. Ein schöner Wagen, d.h. ein Mittelding zwischen Wagen und Frachtwagen, der eine halbe Tonne tragen kann. In sehr gutem Zustand, fast neu und kostet 11000 frs – 2700 Schilling. Gerade jetzt, wo die Reisen beginnen, wird er uns gute Dienste leisten. Vorerst wird ihn der Arzt für zwei Monate fast ausschliesslich gebrauchen, wir beiden die beiden letzten Monate. Der Arzt zahlt 5000.– frs, ich 6000. Am Schluss der Reise irgendwo am Nil schlagen wir ihn wieder los und teilen uns in dem Gewinn nach Massgabe der Ankaufssumme. Unsere Reisen werden uns am Schluss gewiss viel mehr kosten als 6000 frs, so dass wir immer noch einen Gewinn haben werden und weniger Verdruss. Wir sind von niemand abhängig. Am Dienstag, den 20. XI. werde ich ihn als erster gebrauchen für meine Tour nach Mambasa, von wo aus ich ins Innere vorstossen werde. Allein. Die beiden anderen lasse ich zurück. P. G. verliert den Kopf und weiss nicht, wie er sich einrichten soll, mal so, mal anders. Der Dr. ist gar nicht gut auf ihn zu sprechen, und wenn die beiden längere Zeit zusammenbleiben, dann gibt es allenfalls noch Krach.

Unsere Hütten werden vom Gewürm aufgeessen und darum ist es auch schon aus diesem Grunde Zeit auf und davon zu gehen, obwohl ich sagen muss, dass es mir hier ganz gut gefällt am Oruendu. Ich gehe also wieder auf Reisen. [...] Erhielt gestern einen Brief von Sch[ulien] aus Rom, in dem er schreibt, dass Schmidt vor hat nach China zu reisen. Prosit! Auch schreibt er, dass die Umsiedlung nach Mauer fast sicher sein soll. Schöne Aussichten das! [...]

Egal! Weihnachten steht vor der Tür [...] Am schönsten ist es schon, wenn der Mensch glücklich, innerlich zufrieden ist. Das ist man aber nie ganz, merk Dir das. Sonst hätte man keine Hoffnung. Nur hoffnungslos sein, d.h. sich auf ein kommendes Glück nicht freuen dürfen, das muss sehr schlimm sein. [...]

Oruendu, den 19. XI. nachts

Ich nehme nun Abschied vom Lager, um morgen früh die Reise gegen Norden anzutreten. Ich hoffe, dass mein Auto zur rechten Zeit auftaucht, um mich bis Mambasa zu bringen, von wo aus die Reise ins Innere angetreten wird. Wir haben etwa 40 Minuten bis zur Strasse. Ein Teil des Gepäcks wurde schon heute früh mit den Pygmäen zur Strasse befördert, der andere Teil folgt morgen früh.

Wir haben uns dahin geeinigt, dass jeder getrennt marschiert; es hat lange gedauert bis sich die beiden zu irgendetwas entschlossen haben. Der Arzt wollte mit G. nicht mehr zusammen sein, so dass sich auch diese trennen. G. wird allmählich ungeniessbar. Das scheinen ihm die Tropen eingetragen zu haben. Gestern Abend habe ich es ihm auch gesagt, zudem altert er auch schnell. Er scheint für die Tropen weniger geeignet zu sein, ist überreizt, etc. etc.

Mit dem Brief sende ich auch einen Teil des Tagebuchs mit. [...] Morgen früh erwarte ich die Post. Vielleicht finde ich einen Anlass und auch die Zeit, um allenfalls zu antworten.

Nduye, den 25. 11, 34

Nun bin ich mitten in der Wildnis wieder ganz einsam und allein wie früher. Dort, wo ich vor 5 Jahren und zwei Monaten auch war mit meinem Buby zusammen. Jetzt ist ein anderer kleiner Schimpanse mit mir, mit Namen Patuki. Ein feister, dickbäuchiger Herr, der sich vor Lachen krümmt und auf der Erde wälzt, wenn man ihn kitzelt.

Ich habe meine beiden Begleiter abgeschüttelt und bin wirklich froh, für einige Zeit allein zu sein. Mit meinem neuen Auto machte ich den Weg bis Mombasa, wo ich Gast des Administrateurs war und wanderte dann 80 km landeinwärts gegen Norden auf morastigen, schlammigen Pfaden, denn es ist die allerärgerste Regenzeit. War hundsmüde geworden und auch abgespannt, da mein Magen wieder revoltierte. Er ist wieder in Ordnung. Jetzt bewohne ich das schönste Rasthaus, das ich in der Wildnis überhaupt je gesehen habe – 4 Apartements, habe einen Koch und einen Boy mit mir und sehr viel zu essen. Die Pygmäen erinnern sich gern meiner und sind in hellen Scharen mir entgegen gelaufen und schleppten mir 10 Hühner heran und Eier. Soviel hatte ich noch nie. Eben bin ich nach dem Nachtessen und schreibe Dir den Brief mit einer Zigarre in der Hand. Also fürstlich. Habe auch eine Flasche Whisky und einen Cognac mit, die müssen aber einen Monat aushalten. Zu essen gab es: Maggi Suppe mit Nudeln und Paprika, Huhn mit Reis, zwei Eier und Erbsen, dann Thee. Du siehst, ich sterbe nicht Hungers, wenn die Verdauung funktioniert.

Gestern und heute waren schon viele Pygmäen bei mir. Leider sind manche meiner früheren Bekannten bereits gestorben, und von denen wollte ich noch einiges ausforschen. Kann man nichts machen.

Ich bleibe eine gute Woche hier in Nduye und schlage mich dann auf mir noch unbekannten Pfaden bis Wamba und Bafwabaka durch, wo ich Weihnachten zu feiern gedenke. Die Reise bis Wamba beträgt etwa 10 Tage, doch beabsichtige ich einige Tage irgendwo Aufenthalt zu nehmen.

Viel Arbeit werde ich hier nicht leisten, d.h. ich habe nicht vor, besondere Anstrengungen zu machen, einige Nachforschungen und dann besonders Messungen an Kindern, um die Träger zufrieden zu stellen. [...] Ob ich von hier aus noch einen Artikel schreiben werde, weiss ich nicht.

Es ist ein kleines Wunder geschehen. Mit der letzten Post bekam ich einen Brief von meinem Bruder aus Neu Guinea, nach 5 Jahren glaub ich. Der arme Teufel hat sich einen Bruch zugezogen und weiss nicht, wie er ihn los werden soll. [...] Mein Buch habe ich erhalten. Ich muss sagen, dass die Ausstattung sehr gut ist. Hoffentlich hat es soviel Abgang, dass wenigstens die Unkosten gedeckt werden.

den 18. XII. 34

Bin eine Tagereise von Wamba entfernt. Morgen geht es nach Wamba. Weihnachten bin ich in Bafwabaka, Neujahr in Avakubi. [...] Dr. Jadin ist bei mir. Er ist mir einige Tagereisen in den Wald entgegengekommen und kam so selbst in Lebensgefahr. Wir waren nämlich nahe dran, von Negern angegriffen zu werden. Darüber später. Ich hoffe, in den Weihnachtstagen einen Artikel über die letzte Reise aufsetzen zu können, vielleicht für Uprimny [?].

G. ist irgendwo bei Avakubi. Der Mann macht überall einen unvoreilhaften Eindruck, wie ich höre. Er hat auch schon mein letztes Buch vor anderen abfällig beurteilt, hat aber noch keinen der Stämme gesehen, die ich darin beschreibe. Ein wenig sonderbar. Sich darüber jetzt auszulassen, ist keine Zeit [...] Möglicherweise kann ich 18. März schon den Nildampfer besteigen. Näheres noch unbekannt. [...] Ich hoffe schon, G. abschütteln zu können. Ich möchte mich schon jetzt von ihm trennen. Was Gusinde in Zeitungen schreibt, interessiert mich ganz und gar nicht. Bemühe Dich also nicht solches zu beschaffen. Selbst de Leest ist nicht von ihm begeistert, wie er mir schreibt. [...] Da neuer Gips von Brüssel angelangt ist, werde ich im Jänner noch manche Maske giessen.

Schmidt schrieb mir einen längeren Brief aus Rom, ohne aber G. zu grüssen. Weiss nicht, warum. Er reist im März nach China und bleibt dort bis Herbst.

Das Anthroposheim soll in Mauer liegen, die grosse Villa im grossen Park, nahe der Kirche – der Mäzen Prinz von Coburg Gotha. Ob die Sache schon perfekt ist, weiss ich nicht.

Kannst Gott danken, dass ich die letzte Reise hinter mir habe. Die Sache war zweimal recht kritisch. Man richtete Pfeile gegen mich – Neger. Es ging aber gut.

Avakubi, den 31. 12. 34

Wenigstens ein paar Worte, die ich mit dem Tagebuch sende. Heute geht eine Karte mit Flug an Dich ab. In den letzten Tagen hatte ich mit der Reiserei keine Zeit. Morgen fährt der Arzt ab. Wie ich in Stan[leyville] erfahre, geht mein Nil Dampfer am 10. resp. 24. März ab. Einen der beiden Termine werde ich einhalten [...] G. ist auswärts. Ich lasse ihm einen Brief zurück und auch eine Abrechnung, in der ich ihm mitteile, er möge nun seinen Plan durchführen, wie er wolle. Er solle nicht auf mich zählen. Vor paar Tagen hatte ich eine kleine Auseinandersetzung mit ihm. Er sollte die Munition und den Gips, den ich früher vom Brüsseler Geld gezahlt hätte, zur Hälfte zahlen. Das lehnte er ab. Daraufhin erklärte ich ihm, dass ich ihm die Prager Hälfte nicht geben könnte, zumal er den Pragern nichts geben wollte. Er meinte, es genüge, wenn er es erwähnte, dass die Prager Geld gegeben hätten. Daraufhin verzichtete ich auf alles.

Ich bleibe gute 14 Tage im Avakubi Wald, mache Masken etc. und inzwischen ist auch der Wagen da, den ich jetzt mit dem Arzt ganz auf meine Kappe nehme. Ich zahle ihn ohne G., um keine Schereereien zu haben. Wie Du also siehst, habe ich G. vollkommene freie Hand gelassen zu lassen und zu tun und zu publizieren, was und wo er will. Das ist mir angenehmer. [...] Die Publikationen im „Wiener Tag“ stammen gewiss aus Prag.

Bunia, den 5. 2. 35

Du wirst staunen beim Lesen des Briefes. Der Plan ist nämlich geändert. Ich komme eher. Fahre nicht via Nil, sondern die Ostküste entlang. Abfahrt Bunia 2. März. Abfahrt Mombasa 9. März. Port Said etwa 22. März, Genua 29. März. Wenn die Angaben, die man mir durchs Telefon gegeben hat, stimmen. Eine Nachricht auf diesen Brief werde ich durch Luftpost nicht mehr haben können. Adressiere darum an die Woermann Linie nach Mombasa. Ich meine, es ist der Dampfer Ussukuma. Das kannst Du übrigens in der Wiener Agentur erfahren und auch die Daten der Ankunft und Abfahrt. Dem entsprechend kannst Du auch die Nachrichten an mich einrichten, jeweils den Dampfer. Es kommt Aden und Port Said, Genua in Frage. [...]

An G. habe ich heute diese Mitteilung geschrieben. Wie er sich dazu stellt, weiss ich nicht. Ich fahre morgen nordwärts bis Aba und regle dort eine Geldangelegenheit.

Ich glaube, ich sandte an Dich 2 Päckchen mit Fotonegativen. Bitte aufzubewahren. Auch meine Manuskripte sandte ich als Postpaket nach St. Gabriel. Hoffentlich geht es nicht verloren. [...] Alle Masken sind expediert und auch sonst andere Sachen. Das Packen macht einen verrückt. Morgen reise ich weiter.

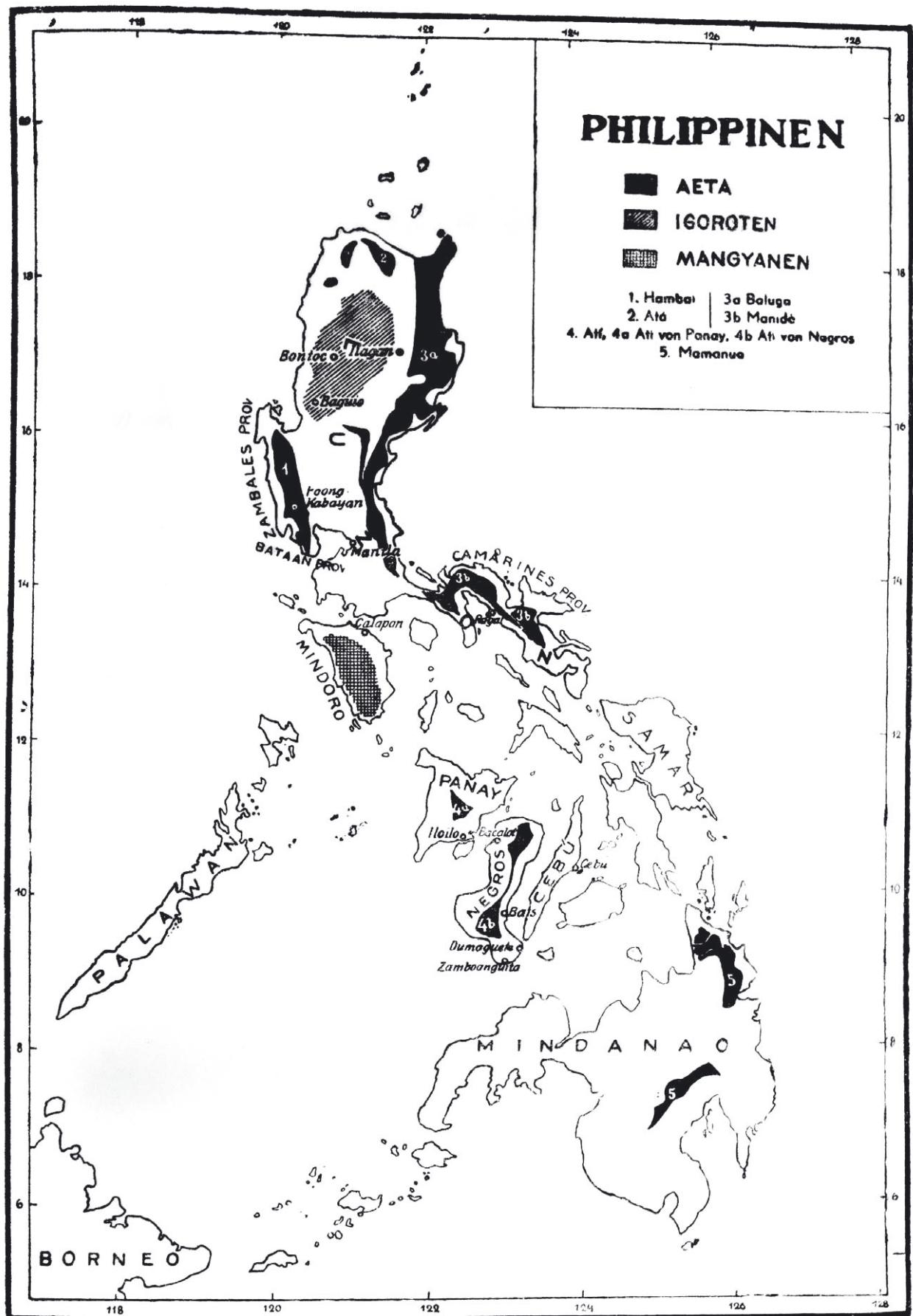
Sonntag, den 17. III. nahe bei Aden! 1935

Wahrscheinlich kommen wir heute spät abends in Aden an. Die Fahrt war bislang sehr ruhig. Heute ist die See etwas bewegter, aber es ist ohne Belang. Weniger angenehm ist es schon, dass das Schiff mit Passagieren überfüllt ist, und dass es eine Unmenge Kinder an Bord gibt, die mit ihrem Geschrei und Tamtam das Leben friedlicher Passagiere weniger angenehm gestalten. Das muss man durchhalten.

Ich tue eigentlich gar nichts, lese ein wenig Hitlers: Mein Kampf, um mich etwas mit den Ideen bekannt zu machen. Leider bin ich mit den Gedankengängen nicht sonderlich einverstanden. Falsche Voraussetzungen und darum falsche Schlüsse. Seine Geschichtskennntnis, besonders jene Österreichs, das er mit Haut und Haar verschluckt, ist null resp. falsch. Er ist halt als Junge einem grossdeutschen Geschichtslehrer in die Hände gefallen, der ihn sehr für Deutschland begeisterte indem er dabei Österreich beieferte. Ich kann das Buch nicht lesen, ohne mich immer wieder zu wundern und zu ärgern. Ich hatte etwas Gründlicheres und Logischeres vorzufinden [erhofft]. Was an Gedanken mangelt, wird durch polternde Wortausbrüche wettgemacht. – Sonst tu' ich nichts aus-

ser Schach spielen. Appetit gut, Durst mässig, Schlaf geht an. Ich ruhe also reichlich aus. Eigentlich sollte ich noch Nachträge zu meiner Expedition machen, komme aber nicht dazu. Vielleicht raffte ich mich noch dazu auf. [...]

20. III. Danke für Deinen lieben Brief und die Geburtstagsgrüsse. Brief kam gerade recht an. Heute ein freundlich heisser Tag, keine Luft. In der Nacht kommen wir in Port Sudan an. Von dort aus dürfte der Brief per Luft abgehen. Der Dampfer hat bereits einen Tag eingeholt. Wir kommen demnach am 29. III. in Genua an. [...] Seefahrt ist ganz schön, nur darf sie nicht zu lange dauern.



Verbreitung der Negrito (Aeta) auf den Philippinen

PHILIPPINEN UND MALAYSIA 1938/39

Steyl, den 30. IX. 38

Nun bin ich den ersten Tag hier. Habe mich in der Früh etwas ausgeschlafen und bin dann den ganzen Tag herumgewandert. Mich hier einleben, würde sehr viel Mühe kosten. So werde ich denn das Buch [Die Bambuti-Pygmäen vom Ituri, Bd. II (Wirtschaft)] zu Ende schreiben und mache mich aus dem Staube. Habe den Dampfer am 3. November von Rotterdam ab ins Auge gefasst, falls ich einen Platz finde. Angeblich sollen die Schiffe sehr stark belegt sein, was natürlich wenig angenehm ist. [...]

Mein Gepäck ist heute hier angekommen, einiges musste über der Grenze bleiben, z.B. der Cognac, dessen Einfuhr nach Holland stark besteuert ist. Ich bekomme ihn erst auf dem Schiff. – Ich werde mich bald in die Arbeit stürzen, um die Ödigkeit zu beseitigen. [...] Ich hoffe, dass [mit dem Münchner Abkommen vom 30. September] die Katastrophe abgewendet ist.

1. X. sehr früh. Ich denke, dass Du den Brief von Kaldenkirchen mit Inhalt richtig empfangen hast. Eben habe ich auch an Schmidt und Schumacher geschrieben.

Fühle mich hier etwas beengt und natürlich ganz fremd. Hier herrscht ein ganz anderer Geist, etwas arg steif, so recht norddeutsch. Liegt mir nicht.

2. X. 38

Ich hätte nicht gedacht, dass mich alten Knochen noch ein solches Heimweh befallen könnte. Der Monat, den ich hier absitzen soll, kommt mir unendlich lang vor. Nichts zu machen! Es ist gut, dass man das alles durchlebt. Ich versuche die Arbeit in Angriff zu nehmen und sehe, dass mir doch einige Unterlagen fehlen. Ich werde einiges nur so ebenhin behandeln können.

Sei so gut, und gib von der Einleitung zu dem in Arbeit befindlichen Band eine Gliederung. Ich muss wissen, worüber ich in der Einleitung gehandelt habe. Die Hauptgedanken werden wohl leicht herauszuholen sein. Ich muss im Schlusswort darauf zurückkommen und auch im Inhaltsverzeichnis müsste die Einteilung aufscheinen. [...]

Am Dienstag werde ich voraussichtlich erfahren, ob ein Platz auf dem von mir in Aussicht genommenen Dampfer zu haben sein wird. Die Schiffe sollen sehr stark belegt sein. Ich würde allenfalls auch eher fahren. Im Übrigen heisst es warten.

Heute habe ich die Bilder für das Buch zurechtgeschnitten und zusammengestellt und beschriftet. Ich schicke Dir den Text zu, den du dreimal abtippen solltest und zwar so, dass ein Exemplar leicht zugeschnitten werden und unter die Bilder gesetzt werden könnte, wenn nötig. Ein Exemplar bleibt für das Inhaltsverzeichnis. Die Beschriftung erfolgt Bildtafel für Bildtafel, die Nummern aber hintereinander ohne jeweils eine neue Zeile zu beginnen. Die Bilder schicke ich Dir vorläufig nicht zu, sondern nehme sie so in die Druckerei mit einem Text mit. Die Druckerei wird wohl alles gleich nach meiner Anordnung setzen und Dir erst die Korrektur senden, so dass keine Kleberei notwendig sein wird, vielleicht die eine oder andere Umstellung. Also tippe zu allererst die Bildtexte und schicke mir ein Exemplar zu. Deine Sachen schicke stets nach Post Kaldenkirchen, weil billiger. Vergess nicht, mir die Inhaltsangabe der „Einführung“ zu senden. Diese muss ja auch der Druckerei vorgelegt werden, wie die Inhaltsangaben der Kapitel.

← Kartenskizze 2: Schebestas Feldforschungs-Region auf den Philippinen, Paul Schebesta, Die Negrito Asiens, Band I, Wien-Moedling: St. Gabriel Verlag, 1952, S. 183, mit der freundlichen Erlaubnis der Wiederveröffentlichung vom Rektor des Missionshauses St. Gabriel, Anton Fencz.

Was soll ich Dir noch alles erzählen? Die Holländer haben jenseits der Maas auch Befestigungen angelegt. Es scheint, dass die ganze Welt unsicher wird. Gestern und Vorgestern hatte mein Darm rebelliert, wohl infolge der Umstellung. Heute ist er gut. Die eine Cognac Pulle musste ich jenseits der Grenze lassen, wegen Zoll, ebenso auch die Medizin. Morgen werde ich mir 1000 Guldenkraut Thee holen und nach einem Bad Ausschau halten. In der Nacht schlafe ich gut.

Steyl, den 5. X.

Eben mittags Deinen Brief erhalten. Da ich mit Onkel Vitus und einem anderen um 2h einen kleinen Spaziergang machen möchte, schreib ich noch schnell einige Zeilen, damit sie rechtzeitig abends abgehen; vielleicht auch morgen früh.

Dein Brief war Devisen suchend geöffnet. Schreibe in Zukunft per Kaldenkirchen. Ist sich gleich.

Jadin hat geschrieben. Seine Frau war wieder krank. Er hat schon monatelang keine Nachricht von uns erhalten. Ich vermutete schon, dass Briefe nicht angekommen sind. Schreibe ihm also. Auch Schumacher hat geschrieben. Er wird vielleicht herkommen. Jedenfalls wollen wir uns in Brüssel treffen. Wann ich hinfahre, weiss ich nicht, da ich kein Geld habe. Das Čechische ist nicht angekommen und das Römische und Amerikanische auch nicht. Was nachkommt, weiss ich nicht. Ohne Geld kann ich nicht nach Brüssel fahren.

Ich habe mich um einen Platz auf dem Schnelldampfer Scharnhorst beworben, der am 3. November von Rotterdam abgeht. Bislang aber noch keine Nachricht, dass ein Platz frei ist. Hier noch länger warten, wird zu öde. Mir wäre ein Frachtdampfer natürlich lieber als die grossen Kästen mit dem Unterhaltungspublikum. [...]

Was ich mache? Grosse Lust zur Arbeit habe ich nicht. Wohl habe ich das Bildmaterial beendet; die Blutproben gemacht, womit ich zufrieden bin, die Korrektur gelesen, die mir Klos geschickt und habe das letzte Kapitel zu schreiben begonnen. Heute habe ich auch ein Bad genommen. Mir kommt die Luft hier reicher vor und bekömmlicher als in Wien. Fühle mich wohler, was den Kopf angeht. Der Appetit ist gut, Schlaf ist auch gut. Nur Mittags schlafe ich kaum. Ferner bin ich noch daran, meine Ausrüstung zu komplettieren. [...]

Auf jeden Fall sichere auch das Manuskript entsprechend, damit nichts verloren geht. Du weisst ja wie viel Arbeit darin steckt. Von St. Gabriel fehlt mir immer noch die Indexangabe. Habe schon darum geschrieben.

Habe mir das Durchschreibpapier beschafft und auch die Tasche machen lassen. Die Kücheneinrichtung habe ich gesehen, ebenso wie die anderen Anschaffungen. All das liegt jenseits der Grenze in Kaldenkirchen, wohin man in 20 Minuten mit dem Auto fährt. Von dort wird auch immer die Post geholt.

Steyl, den 5. X. 38

Meine lieben Freunde!

Da ich an der Kaffeerrunde nicht teilnehmen kann, so begrüsse ich Euch alle wenigstens, und wünsche, dass es eine vergnügte Stunde sein möchte. Mir wäre es lieber bei Euch zu sein als hier, doch es geht nicht mehr. Niemand konnte die Wendung voraussehen. Ich habe vor, am 3. November von Rotterdam abzufahren, sofern ich einen Platz finde. Es ist alles überfüllt; hier aber längere Zeit zu sitzen, hat keinen Sinn. Ich werde bequem mit der Arbeit fertig, die zu tun ich mir vorgenommen habe.

Bleibt gesund und guter Dinge und denkt hin und wieder an den Globetrotter in der weiten Welt. Klos danke ich für das Manuskript; das ich selbst habe durchschauen und schon absenden können.

Bitte, zum Schluss ein Gläschen Schnaps auf mein Wohl zu leeren, welche Gewohnheit man stets haben soll, sooft Ihr zusammenkommt. Ich werde am Sonntag Nachmittag an Euch denken. Herzliche Grüsse allen, der Retski (?) und der Helči, dem Klos und dem Pepi, der Jochi in der Verbannung.

Vorzulesen mit lauter Stimme während des Kaffeetisches.

den 9. X. 38

Ich habe ein kleineres Zimmer, gut genug für die paar Wochen. Schlafe gut. Man lässt mich in Ruh, niemand legt mir einen Stein in den Weg. Ich fühle mich leidlich ebenmässig, nur die Politik bringt mich in Rage, wenn ich daran denke.

Ich kann mich hier nach Gutdünken ausrüsten. [...] Gesundheitlich geht es gut. Nur gestern war die Verdauung derangiert. Heute ist es wieder in Ordnung. Einen Thee habe ich neben mir stehen und dann schlucke ich viel Pan Flavin, was, wie es scheint eine Wirkung hat. Sonst ist alles in bester Ordnung. Wann ich nach Brüssel fahre, weiss ich nicht. Leider habe ich die Unterlagen aus St. Gabriel (Inhaltsverzeichnis) noch immer nicht hier.

Deine getippten Sachen sind in Ordnung gekommen. Ich schicke Dir das eine zu, nachdem ich es gelesen und mit Abschnitten versehen habe. Tippe es Dir ab und hänge es dem früheren Inhaltsverzeichnis daran. Ich habe mir das notwendige herausgeschrieben. Dann findest Du noch ein Blatt bei, das zu berichten ist und die Bilder für den II. Band betrifft.

Ich habe das letzte Kapitel im Groben fertig. Allerdings wird es magerer werden, da mir Unterlagen fehlen. Doch das macht nichts. Ich werde den Vergleich mit den anderen Pygmäen Afrikas fallen lassen und führe ihn erst am Schluss des Bandes, also nach dem III. Teil, durch. Man muss sich zu helfen wissen.

Wenn Du in den Wochenzeitungen etwas Wichtigeres findest bezüglich der abgetrennten Gebiete und was zu geschehen hat für die Zukunft für die Bewohner jener Gebiete (Option) etc., so teile es mir mit. Hier erfährt man wenig. Ich habe wohl an meine Freunde in Br[atislava] geschrieben, aber ob die Post funktioniert, weiss ich nicht. [...] Ich werde mit der Druckerei verhandeln, und Dir mitteilen, wann mit dem Druck begonnen wird. Es soll langsam gedruckt werden; da aber am Schluss ein Register folgt, muss es doch zeitgerecht geschehen.

Donnerstag 1938

Eben erhalte ich die Nachricht, dass ich einen Platz auf dem Dampfer Scharnhorst erhalten habe. Dazu noch eine Einzelkabine Nr. 111. Was kann man sich noch wünschen. Der Dampfer ist gross, über 18000 t. Ist schon am 24 November in Singapore, und falls ich weiterfahre am 28 November in Manila.

Nun geht auch noch die Ordre nach Mödling, dass mir mein dortiges Gepäck nachgeschickt werde. [...] Habe mir 2 Paar Salamander Halbschuhe beigelegt. Man kriegt hier mehr als man gedacht hat.

[Steyl], Sonntag, [den 16. X.] 1938]

Nun ist wieder einmal ein Sonntag. Draussen ist es frisch, aber es scheint die Sonne. [...] Die Zeit ist halt danach, dass anständige Menschen hart mitgenommen werden. Das Leid hat einen Sinn, einen tiefen Sinn – aber nur, wenn wir versuchen, es in der rechten Perspektive zu sehen und aufzunehmen. Dann ist es die höchste Religiosität. Es zielt ja ab auf die eigene Erlösung und die anderer

um uns herum. Morgen gehst Du wieder ins Amt. Gut so! Sei gerade und mutig und lass Dir von niemandem Deine Lebensrichtung verwirren. Alles kann und wird überwunden.

Morgen früh fahre ich nach Brüssel und werde die Buchangelegenheit regeln. Das Inhaltsverzeichnis hatte man mir inzwischen zugesandt. Die Register für die nächsten Tage versprochen; doch glaube ich nicht, dass ich das Buch vor meiner Abfahrt in Händen haben werde. Habe die zweite Korrektur noch gar nicht gelesen. P. Schumacher hoffe ich in Brüssel zu treffen und werde mit ihm die Korrektur des II. Bandes besprechen. Da er ja in der Nähe ist, könnte er das Buch, den 1. Druck lesen, und alle Anordnungen in der Druckerei treffen. Wenn er da bleibt.

Jadin hat mir wieder geschrieben. Ihm ging die politische Lage auch sehr nahe, um so mehr als 2 Brüder von ihm und 2 von seiner Frau schon mobilisiert waren. Er lässt grüssen. Vielleicht kannst ihm schreiben.

Allmählich habe ich die ausstehenden Mittel auch bekommen, so dass ich für die Reise gedeckt bin. Nur aus Prag, wie überhaupt aus der C., meldet sich nichts. Die werden alle noch konsterniert sein. Vielleicht bekomme ich Nachricht, wie ich mich zu stellen habe. Hier geht alles soweit in Ordnung. Das Kapitel habe ich bis auf die Zusammenfassung fertig; man drängt mich aber noch zu gewissen Artikeln. Werde mich recken. Die Ausrüstung ist soweit sehr gut; man kommt mir sehr entgegen. Anbei schicke ich Dir auf einem Separatblatt die Adressen. In Singapore ist auf der Hinreise ein Aufenthalt von etwa 4 Tagen vorgesehen. [...]

[Steyl], den 21. X. 38

Gestern Abend bin ich aus Brüssel zurück, hatte sehr viel zu tun, da ich viel herumgefahren bin, um mir mancherlei anzusehen. War auch in Antwerpen und dann noch weiter zur holländischen Grenze. Schumacher habe ich in Brüssel getroffen. Er und ein anderer hatten mich dort schon erwartet, da ich mit Verspätung ankam. Seit Oktober müssen neuerlich alle Ausländer ein Visum haben, was ich nicht wusste. So musste ich von der Grenze zurück nach Aachen, um das Visum zu holen, was mir Gott Dank noch gelang. In Brüssel konnte ich alle Angelegenheiten wegen des Buches regeln, obzwar ich die Bildtafeln von 44 auf 25 reduzieren muss. Es wird dem Institut zu teuer. Dann habe ich mir die ganze 2. Korrektur geholt. Natürlich eine neue grosse Arbeit. Einen Teil davon habe ich in Brüssel bei einem Kongo Missionar gelassen, der eben vom Kongo kam und einen anderen Teil einem hiesigen überlassen, sodass ich etwas entlastet bin.

Hier laufe ich minder viel herum, um meine Ausrüstung zu komplettieren. Hätte ich gewusst, dass man einen so ausrüstet, hätte ich soviel Sachen nicht von Wien mitnehmen brauchen. [...]

den 22. X. 38

Das Bildmaterial für den II. Band musste reduziert werden. Die Figuren hat de Jonghe dort behalten, die Fotos aber habe ich zurückgebracht und die Tafeln neu geordnet. Es wird 25 Tafeln mit 86 Bildern [geben]. Also muss am Titelblatt die entsprechende Änderung eintreten: Mit 190 Figuren und 25 Bildtafeln. Es mag sein, dass de Jonghe in den Figuren noch eine Änderung eintreten lässt. Anbei sende ich Dir die Liste der Bildtafeln, beim Manuskript aufbewahren. Der Text kommt in Kleindruck unter die Bilder, wie im I. Band. Mit Schumacher habe ich vereinbart, dass er die Korrektur liest, somit geht der Druck direkt an ihn. Dir liegt es ob, das Manuskript zu tippen und... für den Druck vorzubereiten [...] Ich habe die 2. Korrektur des I. Bandes fertig gelesen und sende sie morgen ab. Es fehlen mir noch die Register, die ich dieser Tage aus St. Gabriel erwarte. Gott sei Dank, dass es soweit ist. [...]

Eben schrieb ich an de Jonghe, dass das Manuskript [von Band II) direkt an ihn gesandt wird; nicht an die Druckerei. Er muss ja Einsicht nehmen. Adresse: M. le Prof. Ed. de Jonghe, Ministère des Colonies, Bruxelles, Place Royale, Belgien. [...] Die Einführung im II. Band kann man als Einführungskapitel auffassen. Im I. Band war an dessen Stelle die Einleitung. Das letzte Kapitel des II. Bandes wird auch Schlusskapitel heissen. [...]

Ich habe die Register durchgeschaut und druckfertig gemacht. Die Studenten haben eine tüchtige Arbeit gemacht, leider einen Teil verkehrt, kann ihn nicht gebrauchen, nämlich das Literaturverzeichnis. Habe eines für den Schluss des Werkes angekündigt [Band I, 436], was auch in Ordnung geht. [...]

[Steyl], den 27. X. 38

Deinen Brief habe ich heute erhalten; besten Dank. [...] Dass man mich hier so ausgiebig ausgerüstet hat, habe ich Dir schon mitgeteilt. Dieser Tage steckte man mir noch ein neues Fernglas zu, wonach ich gar keine Sehnsucht hatte. Eben habe ich nach dem Schiffsplan meine Kabine festgestellt. Es ist leider eine Innenkabine. Doch bin ich allein, das wiegt das andere, die Luke, auf. Die Passage kostet etwa 760 RM. Dazu habe ich 100 RM Bordgeld frei. Das ist jetzt so eingerichtet, um etwas zum Verzehren zu haben an Bord. Es wird also gut gehen; ich werde an Bord also Ferien machen, etwas lesen, malayisch studieren usw.

Gestern hat mir Captain Berkeley aus England geschrieben, Cardon's und mein guter Freund aus Malakka, Grik; Er möchte gern mit in den Dschungel, doch ist er schon 75 Jahre! [...]

Scharnhorst 11. XI. 38 (3)

Etwa 4.30 h nachmittags; ganz nahe bei Kreta. Die See ist etwas unruhig geworden, so dass es viele Leichen gibt, die überall an Bord und in den Kabinen herumliegen. Seekrank! Ich selbst fühle mich dabei pumperlwohl. Eben habe ich zwei Schalen Kaffee getrunken und Kuchen dazu gegessen. Mittags hatte ich einen sehr guten Appetit entwickelt. Es ist also alles in bester Ordnung.

Zu beachten habe ich eigentlich gar nichts. Wohl habe ich gestern etwas ins Tagebuch geschrieben, was ich mitsende. Mein Tischnachbar ist ein sehr solider, gebildeter, und bescheidener, älterer Herr. Wir beide bilden sozusagen den ruhenden Pol in dieser Gesellschaft. Gestern Abend war ich lange Zeit bei der Durchfahrt durch die Strasse von Messina mit ihm spazieren gegangen, wobei ich einige ganz neue Dinge, die mich interessierten von ihm erfahren konnte, was Bezug hat auf die altgermanische Religion, so wie sie die Schweden sehen.

Morgen Abend gegen 7h sollen wir in Port Said sein, von wo aus ein Ausflug nach Kairo arrangiert werden soll. Die Passagiere steigen dann wieder in Suez ein. Ich gehe natürlich nicht mit, weil mich ein Trossausflug nicht interessiert. Ich komme eigentlich auch zu keiner ernsteren Beschäftigung; es ist halt zu viel Volk an Bord, überall wo man sich umschaute, sieht man eine Kreatur. [...]

Heute ist morgen früh 7h. Die Uhr wird vorgestellt eine ganze Stunde. Somit sind wir bereits 1 Stunde vor der Wiener Zeit. [...] Gestern Abend wandelte ich sehr lang mit meinem schwedischen Professor, wir kamen auf religiöse Dinge [zu sprechen] – ohne alle Voreingenommenheit. Es ist sonderbar, dass viele Menschen vieler Richtungen sich um Christus bemühen. Es ist eine grosse Gnade, dass man Christus ein wenig hat kennen lernen dürfen. Denk manchmal daran und gehe dieser Erkenntnis etwas nach, besonders durch Lesung der heiligen Schrift. Wenn irgendwo, dann lernen wir in ihm das Harte und das Schöne im Leben richtig einzuschätzen und die notwendige Stellung dazu einzunehmen. [...]

Indischer Ozean, den 16. XI. 38

Ich sitze um 1/2 11 am Bettesrand und beginne diesen Brief. Die Ventilatoren surren, sonst wäre es nicht auszuhalten. Deinen kurzen Brief 3 habe ich in Port Said erhalten. Er lag natürlich schon lange beim Vertreter; den ausführlichen, wohl 4. habe ich nicht, vielleicht hast Du ihn nach Colombo adressiert. Es geht mir gesundheitlich und auch sonst gut, habe mich über nichts zu beklagen. Wohl leide ich manchmal, aber vorübergehend an Stimmungen, da man nicht weiss, was die Zukunft bringt. Wie gesagt, fehlt heute einigermaßen das Hinterland für meine Forschungen. Heute hat man andere Dinge im Kopf – ich meine die Menschen. Ich denke oft zurück an jene Menschen, die ich zurückgelassen habe und die mir lieb waren und frage mich, welche Zukunft haben sie, was haben sie zu erwarten; [...]

18. XI. Von Bord ist nichts weiter zu berichten, da alles täglich den gewohnten Gang nimmt. Die Menschen suchen halt ihre Vergnügen, ein Seelenleben haben sie nicht. So plaudern sie albernes Zeug daher, trinken und flirten.

Ich werde versuchen, diesen Brief von Colombo aus mit der Flugpost zu senden, schicke aber auch mit der gewöhnlichen Post ein Briefel und die wenigen Tagebuchaufzeichnungen. Mein Tageswerk ist immer noch das gleiche. Ich stehe um 6h auf, werde vom Bordsteward geweckt, nehme das Seebad, was der empfindlichen Haut sehr gut tut. Da ist keine wunde Stelle oder aufgeriebene Haut mehr. Nirgendwo, selbst zwischen den Zehen. Nur an den Fersen bildet sich dicke Haut, die abzuschaben aber niemand da ist. Dann rasiere ich mich und mache alles für die Messe bereit, die bis 7 1/2 fertig ist. Danach Frühstück. Sodann bete ich Brevier. Dann lese oder spiele ich etwas. 11 h Bouillon mit Schnittchen, 12 h Essen, dann Kaffee, Schlaf. Brevier, Lesen, 4 h Kaffee, dann Spiel resp. Unterhaltung, 6 1/2 Essen.

Indischer Ozean, den 21. XI. 38

Das fehlende Wort! Jetzt finde ich es nicht. Es muss aus dem Brief gefallen sein. Aus dem Kontext dürfte es aber heissen ‚Bildtext‘. Es ist aber wenig von Belang. Es soll heissen: die Anlage des II. Bandes ist genau so wie die des I.

Mir geht es weiterhin ganz gut. In den weissen Tropenkleidern wiege ich 85 1/2 kg. Also immer noch genügend. Die Luft ist sehr feucht, aber nicht unangenehm heiss. Man kann es aushalten, wenn es auch abends einige Zeit dauert, bis ich einschlafe. – Ob ich nun die paar Tage in Singapore bleibe, wie ich anfänglich vor hatte, oder ob ich gleich weiter reise, wird sich noch ergeben. Das Schiff hat einen ganzen Tag Aufenthalt, sodass ich bequem alles regeln könnte. [...]

23. XI.: Wir sind in der Strasse von Malakka: Morgen Mittag sind wir in Singapore. Habe hintelephoniert, ich meine telegraphiert. 7 Worte 13 englische Schilling! Heute Abend ist offizielles Abschiedessen. Gestern war Kino. Ich schicke Dir wieder einige Drucksachen mit.

Jetzt ist es fürchterlich schwül. In der Nacht ist man nass geschwitzt, bei der Messe schwitze ich wie ein Pudel, und nun beim Schreiben ebenso. – Neues ist nicht zu melden. Man überraschte mich dieser Tage mit der Nachricht, dass eine Kiste von mir in Rotterdam zurückgeblieben ist. Gott Dank ist es eine unwesentliche Sache für die Mission. Bücher!

25. XI. Seit gestern nachmittag sitze ich bei [Père René Edmond] Cardon [1877–1948; Missions Étrangères de Paris] in der Bischöflichen Residenz. Ich bleibe also [ein] paar Tage in Singapore. Wurde mit grossem Hallo empfangen. Dein Brief 5 lag hier vor. Soweit alles in bester Ordnung. Bei der Ankunft wurde ich sofort von einer Zeitung interviewt und photographiert. Wie ich hier höre – Zeitungen schreiben – geht auch [Egon Freiherr] von Eickstedt [1892–1965] zu den Semang. Er ist mit dem Flugzeug nach Hanoi und kommt dann zurück. Meine Pygmäen machen Schule!

Ich bin dann am 7. Dezember in Manila, wenn alles klappt. Heute besuche ich den alten [Père Justin] Pagès, [1865–1944; Missions Étrangères de Paris, Rektor des ‚Collège Général de Penang‘], der in der Nähe kauert.

26. XI. 38

Der Bilder [des II. Bandes] brauchst Du aber nicht zu warten, denn die kommen nicht. Setze nur die Nummern so ein, wie sie jetzt sind, aber zeichne sie irgendwie an, sofern später eine Korrektur notwendig sein sollte. Die definitive Redaktion des Bildmaterials geschieht immer erst nach Fertigstellung des Druckes. [...]

28. XI.: War eben bei der Polizei. Hat mich ausgefragt, habe aber Antwort verweigert; man muss klug und vorsichtig sein. [...] Beantwortung der Buchfragen. [...]

Zwischen Borneo und den Philippinen. 3. XII. 38

Nun nähere ich mich dem Ziel. Eben habe ich mit dem Zahlmeister meine Personalien in Ordnung gebracht, da für die Einreise nach den Philippinen alles Mögliche erforderlich ist. Man ist etwas heikel. Ich habe mich telegraphisch angemeldet. Montag Morgen sind wir dort. [...] Ich habe vor, gleich nach Mindoro zu fahren, eine Insel südlich von Luzon (Manila), um dort einen Monat lang zu verbleiben und auch die Feiertage dort zu verbringen, dann nach Neujahr gleich mit der Arbeit unter den Negritos von Zambales zu beginnen. Das Nähere kann ich natürlich erst in Manila festlegen. Gesundheitlich geht es mir ausgezeichnet. [...]

Manila, den 9. XII. 38. 8h abends

Eigentlich sollte ich heute schon in den Wald gezogen sein. Doch hat sich das wegen des Lastwagens verzögert, der erst am Montag meine Bagage abholt. Ich bin Montag früh [5. XII.] in Manila angekommen und bin auch abgeholt worden und wohne in unserem Kolleg in New Manila, das einige Kilometer ausserhalb Manilas selbst liegt, wo es frischer ist. Ich war diese Tage sehr mit Beschaffung meiner Ausrüstung und des Proviantes beschäftigt. Heute endlich sind alle Kisten regelrecht verpackt, an die 20 Stück. Ich gehe vorerst in die Zambales Berge, nördlich von Manila und nicht nach der Insel Mindoro, wie ich anfänglich plante, weil dort jetzt grosse Regenzeit ist. Ich habe also vor, Weihnachten und Neujahr im Wald unter den Wilden zu verbringen und zwar allein. Der jüngere Konfrater [P. Wilhelm Josef Duschak, 1903–1997] wird mich zwar auf dieser Reise in die Zambales Berge begleiten, während der Feiertage jedoch will er in seiner Pfarre sein.

In Manila habe ich die Bekanntschaft eines Professors [Henry] O[tley] Beyer [1883–1966] gemacht, eines Amerikaners, der mir in vielen Belangen an die Hand geht und recht zuvorkommend ist.

Samstag. Eben habe ich mir von einem Philippino die Haare schneiden lassen und ihm dabei klar gemacht, dass ich schon ein alter Mann bin – 99 Jahre. Der Schädel ist wieder leidlich glatt.

Um Weihnachten 1938

Mit diesen paar Tagebuchblättern sende ich auch einige Worte. Zu berichten ist eigentlich weiter nichts. Ich denke viel zurück, und ich denke auch vorwärts. Das Vergangene war immer schön, man idealisiert

ja immer und trotzdem weiss man sehr wohl, dass so manches schwer und unangenehm war. Das ist eben das Schöne in der Erinnerung, dass sie nur die angenehmen Seiten behält. [...] Die Zeit läuft, und ich habe mit meiner Arbeit noch nicht begonnen. Ich lese jetzt etwas über die Philippinen, um mich zu informieren. Man weiss eigentlich nur sehr wenig über die Negritos jener Inseln. [...]

Ich habe in Singapore einen Teil meiner Wäsche zurückgelassen. Cardon war charmant wie immer, nur ist er etwas nervöser wie ehemals. Die Tropen haben ihn mürbe gemacht. Ich war wie im Tagebuch zu lesen ist, mehrmals mit ihm eingeladen. Wenn ich im Juni nach Malaya komme, machen wir voraussichtlich eine gemeinsame Fahrt nach dem Cameroon Hochplateau zur Erholung.

Die erste philippinische Insel, Palawan, ist in Sicht, liegt zu unserer Rechten. Wir fahren an ihr vorbei; dann an Mondoro. Montag früh 5h sind wir in Manila.

Weihnachtsabend 10h

Ich feiere Weihnacht in der Wildnis im Kreis der Zwerge von denen eine ganze Anzahl um mich versammelt ist. Allerdings sind auch einige Philippinos hier, die sich aber eher störend bemerkbar machen. Übrigens ist das der erste Weihnachtsabend, den ich allein in der Wildnis verbringe. Das passt auch eher zu der Stimmung, in der ich mich immer noch befinde. Das Klima lässt auch eine wirkliche Weihnachtsstimmung nicht aufkommen. So werde ich Weihnachten mehr in der Erinnerung feiern. Zu Essen hätte ich genug, aber der Appetit ist nicht viel wert und der Koch versteht nicht viel. Heute hatte ich Milchreis, Fruchtsalat in Dosen und gebratene Bananen. Mittags Reis mit Kurry und Sardinen. Ich habe etwas spanischen Wein hier etc. Ich verhungere also nicht. [...]

Sonntag. Nun ist der Weihnachtsmorgen angebrochen. Die Sonne brennt tüchtig auf meine Strohveranda. Die Mette ist mehr oder weniger misslungen. Philippinos und Negritos haben mehr Interesse an Böllerschüssen und sonstigem Unfug als am Gottesdienst. Die Leute begannen zu singen, doch ging es daneben. Überdies kam gegen Schluss der Mette ein Negrito mit grossem Jauchzen ins Lager, wodurch er mich ganz aus dem Kontext brachte. Es wurde nämlich ein Hirsch von den Philippinos geschossen, der eben zerteilt wird. Die Negritos machen schon seit erster Frühe grossen Radau, sodass ich in der Früh von der Messe absah. Somit ist Weihnacht vorüber. [...] Das Tagebuch schicke ich dann mit nächster Post, nicht mit Flug, ab. Ich habe die Negritos jetzt soweit, dass ich Blutproben nehmen kann. Masken habe ich noch keine gemacht, weil ich den Gips nicht hier im Lager habe, wird aber die nächsten Tage geschehen. Es ist etwas viel Arbeit. Nach Weihnachten will Duschak hier eintreffen, der mir etwas Arbeit abnehmen kann. Schwierig ist es mit der Sprache, da ich Dolmetsch gebrauchen muss.

Dann die Boyfrage. Ich habe einen, der gut brauchbar ist und auch gut Englisch spricht. Sehr arbeitsam. Bekommt 1 Peso pro Tag und Essen, also über 1 RM. Die beiden anderen sind weniger brauchbar. Mir scheint, dass die Expedition teuer wird. Werde mich einschränken müssen.

Und die Mosquitos, das ist hier die ärgste Plage, besonders wenn in der Nacht selbst im Mosquitonetz welche sind, die man trotz elektrischer Lampe nicht greifen kann. Na, die Freuden sind sehr gemischt. Die Negritos sehr schwierig. Habe aber doch schon einige sehr gute Erfolge zu berichten. Im Notieren bin ich gerade nicht sehr fleissig. Zigarren sind billig und gut. Gestern zur Feier des Tages rauchte ich mir eine 30 cm lange an. Ungelogen 30 cm.

3. I. 39

Ich sitze in einem Negritolager, ein soweit angenehmer Platz mit sehr viel Wind. Es ist hier kühl, besonders in der Nacht. Wenig Mosquitos.

Ich sitze seit 15 Tagen allein, da P. Duschak der Feiertage wegen nicht abkommen kann. Er bleibt auch noch länger aus. Macht nichts. Ich bleibe hier diese Woche und kehre dann in das erste Lager zurück, wo die grosse Gebetsfeier abgehalten werden soll. Da ich die Sprache nicht kenne und meine Dolmetscher minderwertig sind, muss ich mich in meinen Forschungen beschränken. Es geht mir ansonsten gut. Es scheint, dass ich zusehends abnehme. Der Appetit ist naturgemäss nur mittelmässig. Die Wanderungen strengen mich an, besonders das Bergsteigen. Die Untersuchung der Blutgruppen geht gut vor sich. Masken habe ich noch keine gemacht, da ich den Gips nicht hier hatte. Das wäre so im Ganzen das Wichtigste von mir. Eben hatte der Koch gefragt, was ich essen werde. Suppe, Geselchtes und Kartoffeln, resp. Reis, dann noch Pfannkuchen. [...]

Die Steyler scheinen also weder das Geld noch auch die Sachen geschickt zu haben. Ich werde in den nächsten Tagen hinschreiben. Dir sende ich mit gewöhnlicher Post, eingeschrieben, wieder einen Teil der Tagebücher. Mach Dich aber darauf gefasst, dass die Post unregelmässig geht und dass auch die Flugpost lange braucht bis hierher und umgekehrt. [...] Näheres über mein Leben hier erfährst Du aus dem Tagebuch. Ich lese täglich um 6 1/4 die heilige Messe und nach 8h gehe ich an die Arbeit, soweit solche vorhanden ist. Habe schon an die 80 Blutproben und an 100 Messungen. Ein grosser Elan steckt nicht hinter meiner Arbeit. Die Negritos sind hier das, was ich mir vorgestellt habe, aber doch etwas anders. Fotos kann ich keine senden, da ich keine entwickle. Zeitungen habe ich schon seit fast einem Monat nicht mehr gesehen und so weiss ich nicht, was in der Welt vor sich geht.

21. I. 39 Samstag nachmittag

Augenblicklich habe ich den Bronchialkatarrh fast hinter mir, und er war arg und hartnäckig. War eine ganze Woche lang oder gar länger für die Arbeit weniger zu gebrauchen. Eigentlich ist hier auch nicht viel zu machen. Die Negritos wollen auf einmal mit den Blutproben nichts zu schaffen haben, was mir übrigens auch egal ist. Es gibt hier verhältnismässig wenig dieser Leutchen und dann hausen sie zerstreut in ihren Pflanzungen auf den Hügeln. Ich kann den Familien nicht nachklettern. Habe etwa 150 Negrito Blutproben und ebenso viele von Ilokano. Auch 13 Masken habe ich gegossen und Phono sind auch aufgenommen worden. Ich breche heute in Zambales ab, etwa einen Monat früher als geplant, und ziehe ab. Was und wie lange ich im nachbarlichen Bataan zu tun haben werde, weiss ich nicht. Jedenfalls adressiere Post nach Manila. Ich werde wohl schon im Februar nach Mindoro reisen und dann im April zu [P. Maurits] Vanoverbergh [CICM; 1885–1982] nach Nord Luzon. Das Klima setzt mir hier mehr zu – wie es scheint – als früher sonst. Ob es nur vom Alter kommt oder auch von den vielen Winden? Auch wird die Geschichte teuer, schon deswegen weil wir teilweise 2, sogar 3 zusammen waren. Jetzt bin ich allein und habe vor in Zukunft alles allein zu tun. Es kommt bei der anderen Sache doch nicht viel heraus. So also ist die Situation. Ich lebe noch, bin apathisch, sonst aber nicht krank. Und einen fürchterlichen Durst habe ich, aber kein richtiges Getränk. Jetzt trinke ich schwarzen Kaffee. An eine Zigarre ist bei dieser Verkühlung nicht zu denken.

San Marcelino, 28. I. 39

Am letzten Samstag kam ich aus der Wildnis heraus. Drei Stunden lang geritten. Der kleine Gaul tat mir noch mehr leid als ich mir selbst, da er so schwere Sachen zu tragen nicht gewohnt ist. Ich habe den Wald verlassen, weil ich sozusagen nichts mehr erreichen konnte. Die Lumpen von Negritos haben plötzlich Angst vor den Blutproben bekommen. Da meine Dolmetscher nichts taugten, – zwei wurden inzwischen krank, dass ich sie entlassen musste, – so zog ich ab. Mein Begleiter [P. Duschak] war schon eine Woche vor mir weg. Als ich in Marcelino ankam, hörte ich, dass er schwere Malaria

hätte, 41 Grad. So brachte ich ihn im Auto ins Spital nach Manila, 3 1/2 Stunden Autofahrt, wo er jetzt noch liegt. Nur mein Koch ist leidlich gesund geblieben. Ich hatte mir eine Bronchitis beigelegt, an die ich noch lange denken werde. Tagelang habe ich fast nichts gegessen, sondern nur getrunken, was mir in den Weg kam. Aus dem allen kannst Du ermessen, was es hier in Zambales für ein Klima gibt. Viel Wind. Jetzt ist Trockenzeit. Gegend wenig bewaldet, lauter Grasflächen von Gebüsch durchbrochen, ähnlich wie am Sambesi. Nichts vom Kongo und Malaya. Die Wanderungen nahmen mich arg mit, besonders eine im Geröll eines Flusses, bergauf, bergab. Und dann die Mückenplage! So hast Du jetzt genug von Deinen romantischen Träumereien? [...]

Der anthropologische Erfolg ist ein guter, der ethnologische weniger gut. [...] Der weitere Plan. Vielleicht 10 Tage im Gebiet der Zwerge von Bataan, also auf dem Wege nach Manila zu; dann von Manila gegen Süden nach Camarines, wo auch Zwerge sind. Gegen Ende Feber nach der Insel Mindoro. Im April und vielleicht noch Mai im zentralen Luzon und dann vielleicht über Palawan (Insel) nach Singapore. Eben erhalte ich einen Brief von Père Cardon, in dem er mir rät, auf meine Gesundheit zu achten. Das ist ein lieber Mann. [...]

Augenblicklich ist es nicht heiss hier. Zambales ist ein öder, heisser Fleck Erde, würde mir nicht gefallen. Ist wo anders schöner, dann aber sind dort wieder andere Schwierigkeiten; und man hat überall neben den Rosen die Dornen. Also Geduld.

Manila, den 11. II. 39

Deinen lieben Brief 18 habe ich noch in der Provinz bekommen, und zwar vorgestern abends nach Abschluss der Arbeit in Zambales und Bataan Provinz. Zwei Monate Forschung habe ich hinter mir. Der Erfolg ist leidlich gut; auf anthropologischem Gebiet sogar gut. Ich habe etwa 250 Blutproben der Negritos und ebensoviele der Philippinos. An die 230 Negritos gemessen usw. Die kulturelle Ausbeute hingegen konnte unter den gegebenen Umständen keine grosse sein. Die Leutchen tragen schon Goldzähne – Also... Die Infiltration fremden Gutes ist sehr gross.

Wie ich schon früher schrieb, hat einer der Patres, die mich begleiteten, Malaria gehabt, nun ist er auf Erholung. Ein anderer, der vier Tage bei mir war, hatte hinterher auch etwas Malaria, wie ich eben erfahren habe. Mag sein, dass ich das bisschen Tagebuch als gewöhnliche Post mitsende. Viel ist es ja nicht. Mag auch sein, dass einige Fotos beigelegt werden. Die Masken werde ich möglichst bald nach Prag expedieren. [...]

Und nun sitze ich in Manila. Die letzten zehn Tage arbeitete ich in der Nähe einer Benediktiner Station, wo ich einige Male übernachtete. Die Küche war gut und hat mir gut getan. Ich fühle mich jetzt wieder ganz wohl. Vielleicht bin ich auch akklimatisiert. In Manila arbeite ich der Reise nach Mindoro vor, wo unsere Missionare sind. Das Innere ist ganz unerforscht. Mich interessieren die dort genannten Mangyans, von denen man nicht weiss, was sie sind. Vielleicht bleibe ich einen Monat dort, vielleicht auch weniger, je nachdem, was ich dort finde. Der dortige Bischof, ein Klassengenosse, ist gerade hier in Manila. Wir fahren zusammen hinüber. Ich gehe aber allein ins Innere. Die Sache wird zu kostspielig. Ich gab hier für 2 Monate 900 Pesos (900 Mk) aus. Das ist zuviel! So komme ich nicht weiter, also bremsen. Die Philippinen sind ja teuer. Natürlich ist das kein Jammergeschrei, noch viel weniger wollte ich von Dir was haben. Es ist schon gut, dass Du Dir gönnst, was Du brauchst. Doch mag Schumacher im Übrigen Recht haben, dass man manche Krankheiten durch Ignorieren am ehesten überwindet; an anderen allerdings geht man zu Grunde und stirbt. Das letztere spare Dir aber für viel später auf, denn Du weisst, dass ich Dich noch lebend gut gebrauche und Du selbst hast ja eine Freude daran, mit zu helfen. Es ist seltsam, dass aus Brüssel noch nichts gekommen ist. Ich habe diesbezüglich an Schumacher geschrieben, der möchte die nötigen Schritte unternehmen. Auch nach Steyl habe ich bereits geschrieben, hoffentlich erledigen sie das Geschäftliche bald. [...]

Hier in Manila sitzt ein Universitätsprofessor, ein Fachmann, mit dem ich manche Probleme bespreche. Er will eine kleine Expedition nach Camarines mit mir zusammen machen. Ob es dazu kommt, weiss ich nicht. Die hiesigen Negritos sind so fad, dass ich bislang noch keinen Film gedreht habe; es lohnte sich nicht. Manila selbst hat mich auch enttäuscht. Es ist nicht weit her mit der Perle des Orients. Ein unglaublich grosser und lauter Verkehr. Das Zentrum hat weite Anlagen, sonst aber nichts. [...]

Manila, den 15. II. 39

Dieser Brief ist aussertourlich. Ich reise übermorgen in der Früh nach Mindoro ab. Es mag nun sein, dass ich für mehrere Wochen keine Gelegenheit haben werde zu schreiben, das in dem Falle, dass ich die Insel durchquere. Diese ist im Innern noch ganz unbekannt und sehr gebirgig. Ich werde in diesem Falle keine Möglichkeit haben, mit der Küste Verbindung zu unterhalten. Im anderen Falle bleibt natürlich alles beim Alten. Wenn dieser Brief ankommt, dürfte die Mindoro Expedition beendet sein.

Hier habe ich viel mit Umpacken zu tun gehabt, dann auch Notes und Briefe geschrieben. Mein Neffe hat sich jetzt in Ostpreussen selbständig gemacht und heiraten wird er auch. Besondere Neuigkeiten habe ich keine erhalten. Ich werde morgen noch an de Jonghe schreiben, was es mit dem Buch auf sich hat, dass es nicht herauskommt.

Sonst wäre nichts von Bedeutung zu melden. Ich arbeitete mehrere Nachmittage bei Professor Beyer, bei dem sich manche Manuskripte über die Eingeborenen dieser Inseln finden. Der Mann ist recht zuvorkommend. Vielleicht macht er die Expedition zu den Pygmäen nach Camarines mit. Mitte März bis Anfang April.

Calapan, Mindoro, den 17. II. 39

Vorerst die Fragen für das Tippen. Ich meine wir sollten immer wenn es heisst Kerenu-Blätter, also wenn es Verbindungswörter sind, das erste Wort auch gross schreiben. Kema-Affe. Vielleicht auch sonst immer lieber gross schreiben, aber kursiv, d.h. (Wellenlinie). Das macht sich im Deutschen besser, meine ich, wie wir ja auch die Eigennamen gross schreiben. [...]

Habe gestern und heute eine Recognoscierungsbootsfahrt gemacht. Montag gehe ich ins Innere unter Führung eines Filipino. Also wieder umpacken. Dazu heute und morgen einige Buchrechnungen! Ich muss mich nach Zeit und Leuten richten.

Philippinen kommt von Philipp dem II. von Spanien, dem zu Ehren diese Inseln so genannt wurden. [...] Ich wohne in der bischöflichen Residenz in Calapa. Das ist ein fürchterliches Nest, diese Hauptstadt von Mindoro. Die Residenz ist noch das schönste Haus – aber noch nicht fertig gebaut. Der Bischof ist mein Klassengenosse. Hier herrscht Trockenzeit, aber es regnet gerade. Was es im Innern geben wird, weiss ich nicht, bin auf den Tripp etwas neugierig. Schliesslich löst sich alles in eine Lappalie auf.

[Calapan, Mindoro], 3. III. Nacht

Eben habe ich einen kleinen Affen bei mir einquartiert, der sich aber gar nicht heimisch fühlt. Er lief fort.

Es ist sehr kalt. Habe Hemd, Weste, und Rock an.

Die Leute von hier haben [mich] enttäuscht. Keiner will mehr zum Messen kommen. Angeblich werden sie vom Blutabzapfen dumm. Sie sind ohnehin mager wie Hopfenstangen. Kann man nichts machen. So werden wir halt weiterziehen. Das sind die Geschicke des Forschers.

Calapan, Mindoro, den 4. III. 39

Es liegt diesmal keine Nachricht von Dir vor ausser der eingeschriebenen Einführung zu Band II. Da ich aber morgen, Sonntag früh, plötzlich ins Innere reise, schreibe ich Dir einige Zeilen, da voraussichtlich 14 Tage verstreichen werden, ehe ich herauskomme.

Zunächst: Der Titel des Buches wird natürlich anders aufgeteilt als Du es getan. [...]

Ich mache noch eine Tour von 12 Tagen in den Süden von Mindoro. Im Norden war ich schon gewesen, was ich gefunden, was ich gesucht habe, die scheuen Sakai von Malaya. Allerdings auch das gleiche Wetter und den gleichen Schlamm und Blutegel. Eine Woche lang hatte ich strenges Fasten, weil unheilbarer Durchfall. Dann wieder Verkühlung mit Stockheiserkeit. Ich war gezwungen abzubrechen, weil ich kein Wort hervorbringen konnte. Dennoch war der Trip erfolgreich. Nun hoffe ich, im Süden noch etwas zu finden. Das Innere Mindoros ist unerforscht. Am 20. März hoffe ich in Manila zu sein.

Schmidt schrieb mir dieser Tage, dass mir ein Subsidium von 12000 Lire bewilligt wurde. Hoffentlich ist es abgesandt. Das bedeutet eine Erleichterung. Der Anthropos hat, wie er schreibt, ein Heim in der Schweiz. [...]

Manila, 16. III. 39

Mindoro habe ich hinter mir, mit leidlich gutem Erfolg. Habe auch manche Bilder entwickelt und schicke einzelne mit. Eigentlich wollte ich schon vorgestern schreiben, aber nicht möglich. Was die Nerven aushalten müssen! Ich meine die Geschichte, die sich in Čechien zuträgt. Unglaublich! Habe einen Brief für Prag hier liegen, muss ich ändern. [...]

Am Dienstag den 21. III. reise ich nach Camarines Provinz. Der Professor für Anthropologie begleitet mich für einige Tage. Doch bleibe ich bei den dortigen Negritos bis Ostern. Die Arbeit hier auf den Philippinen dauert bis Ende Mai.

20. III. 39

Heute ist mein Geburtstag. Packerei, Lauferei. Bin zum Umfallen müde. Mein Boy hat schweres Fieber, muss ihn zurücklassen und einen neuen aufnehmen. Alles nur Scherereien. Und dann die Zeitungsberichte. Man kommt zu keiner Freude. Morgen früh fahre ich mit dem Zug gegen den Süden – eine ganz unbekannte Gegend. Was ich dort erreichen werde, weiss ich nicht.

Manila 4. IV. 39

Gestern nachts bin ich aus dem Süden wieder zurück. Erste Nachricht am Eingang: Eben der Bruder ihres Begleiters (mein Diener) gestorben. Gut. Ich selbst habe wieder eine Verkühlung. Ich glaube, es ist das schon die vierte seitdem ich da bin. Prosit. – Ich danke für die lieben Grüsse und Glückwünsche zu meinem Geburtstag, der hier nicht gefeiert wurde. Am folgenden Tag in aller Früh bin

ich ja weggefahren. Der Erfolg der letzten Reise war gut. In Camarines gibt es viele Negritos. Ich blieb dort solange, bis alles verschossen war. [...]

Mein Reiseplan. Bleibe die Karwoche hier in Manila und reise gleich nach Ostern nach Norden, wo ich mit Vanoverbergh zusammentreffe. Anfang Mai kommt [P. Dr. Georg] Höltker [1895–1976] hier durch Manila durch, werde ihn dann treffen, und reise dann voraussichtlich nach dem Süden, nach der Insel Negros. Ende Mai resp. Anfang Juni will ich nach Singapore. Bleibe dann in Malaya und Andamanen voraussichtlich bis Ende Oktober und reise dann ab, vorausgesetzt, dass nichts passiert. Die Situation ist ja sehr gespannt. Die letzten politischen Umwälzungen haben mir stark zugesetzt. Man hat keine rechte Freud an der Arbeit. Die letzten 14 Tage sah ich keine Zeitung, obwohl es hierzulande massig Zeitungen gibt. Über das, was in Wien vor sich geht, sind wir gut informiert und wissen wohl mehr als die Öffentlichkeit daselbst. Es sieht trostlos aus. [...]

Ostersonntag [9. IV. 1939]

Ich hatte vor, die wenigen Blätter des Tagebuchs als Geschäftspapier zu schicken. Da aber Ostersonntag ist, schreibe ich einige Grüsse bei. Ich sitze allein – im grossen Haus, d.h. ich könnte Unterhaltung genug haben, da viel Volk im Haus ist, aber keine rechte Stimmung. Der Schwung zur Arbeit fehlt.

Ich warte auf meinen Boy, der immer noch nicht kommt und ich brauche ihn dringend zum Packen, da ich Dienstag früh mit dem Zug nach dem Norden will.

Bislang verbrauchte ich 1400 RM für die vier Monate, die ich hier arbeite. Darunter fallen aber manche Anschaffungen, wie die Küche usw. Noch 500 RM setze ich für die restlichen zwei Reisen aus, da ich noch manche Museumsobjekte erwerben muss. Eigentlich Pesos nicht Reichsmark. 1 Peso soll etwa 80 Pfennige sein.

Die beiliegenden Blätter handeln von der Camarines Negritoexpedition, die leidlich gut war. Auch da habe ich mehr anthropologisch gearbeitet. Die anthropologische Ausbeute der Philippinen Reise wird gut sein. Viele Notes finden sich natürlich nicht im Tagebuch. Das eine Negativ, das ich doppelt habe, kannst Du kopieren lassen, falls Du diese Camarines Negritos näher sehen willst.

Meine Verkühlung ist so ziemlich wieder überwunden. Es ist schwül dumpf und man transpiriert stets [...]

Sabangan 19. IV. 39

Befinde mich seit einigen Tagen bei P. Vanoverbergh, dem Erforscher der Negritos von Nord Luzon. Ein schöner Posten. Hier die philippinischen Alpen. Etwa 1000 m hoch. Die Strasse geht aber bis 2700 hoch. Ich schreibe Dir, um Dir ein Lebenszeichen zu geben. Am 5. Mai hoffe ich wieder in Manila zu sein, da dort P. Höltker vorbei kommt. Dann mehr.

Eben habe ich das Manuskript des I. Kapitels durchgelesen. Grandiose Arbeit. Verstehe, dass es viel Mühe gekostet hat. Danke bestens für saubere Ausführung. Bitte folgende Stellen nachzuschauen. [...] Ansonsten ist alles in bester Ordnung bis auf kleine Tippfehler, die ja sowieso ausgebessert werden. Bitte die Fremdwörter [wellenlinie] zu unterstreichen. Ich werde nächstens schreiben, ob es angebracht ist, das Getippte bald an de Jonghe zu schicken, allerdings erst wenn die Anmerkungen fertig sind zu dem jeweiligen Kapitel.

Ich bin im Begriff von Sabangan nach Bontok zu reisen und von dort nach Norden, dann nach Süden, um die Wildstämme hier etwas zu sehen. Auch wollte ich die Negritos im Osten etwas kennen lernen. Doch werde ich nur vier Tage Zeit dazu haben.

Die Wanderungen sind im Gebirge, soweit ich sie zu Fuss mache, sehr ermüdend. Unglaubliche Steigereien. Bergauf hält man sich am Schweif eines Pferdes fest.

Zum Filmen komme ich nicht recht. Es ist nicht viel los. Ansonsten sind diese Wildstämme recht interessant und schmutzig. In Singapore erwartet man mich bereits. Es wird zunächst eine kleine Erholung sein in den Cameroon Bergen.

Mit der Gesundheit geht es soweit gut, allerdings eine grosse Ermüdung, wie halt überall in den Tropen.

[Manila Mai 1939]

P. Cardon schrieb mir in einem seiner letzten Briefe, dass Evans, der mich ja so arg angegriffen hat, bei ihm anfragte, wo meine Antwort auf seine Anwürfe erschienen sei; er hätte davon gehört. Ich habe diese Sache auch nicht hier; sie scheint demnach aber doch schon erschienen zu sein.

Heute geht jemand zur Agentur, um mein Billet nach Malaya und nach Europa zu lösen. Mehrmonatige Unterbrechung in Malaya. Somit geht die Arbeit hier zu Ende; nur noch ein kurzer Tripp nach dem Süden und dann Schluss. Was eigentlich hier geschafft wurde, dessen bin ich mir selber noch nicht so recht bewusst, da es ein ständiges Hin und Her war. Um eine Tiefenforschung kann es sich natürlich nicht handeln, da ich sehr viel wechseln musste. Soviel ist aber sicher, dass es mir nicht leicht wurde. Jetzt haben wir die heisseste [Jahreszeit] hier mit Gewittern. Was ich da für Schweiss vergossen habe ist unsagbar. So einen ganzen Tag lang im Kahn sitzen oder liegen ist kein Pappenstiel. Soweit bin ich aber mit heiler Haut davon gekommen. Deine Ermahnungen sind ja gut und werden schon Dir zu Lieb soweit möglich befolgt. Was willst Du aber tun? Da heisst es (mein Begleiter, ein Missionar), wir müssen diesen Pfad bergab. Wir gehen, rutschen, steil bergab 1000 m. Unten angekommen spüre ich kein Beine mehr, alles tot. Übernächsten Tag jedoch muss ich wieder hinauf, über 1000 m hoch klettern. Man tut es so, dass man sich am Pferdeschweif festhält und so halb hinaufgezerrt wird, es geht ja steil bergauf!! Dann geht eine Autostrasse bis 2300 Höhe – 2 1/2 m breit – an tiefen Abgründen vorbei – saust der Bus. Da hab ich mir oft gedacht, da solltest Du sein, an diesen Abgründen! Du wärest längst schon im Jenseits vor lauter Schreck und alle Mitreisenden auch wegen Deiner Furcht. Hierher gehören andere Nerven. Ansonsten eine sehr romantische Alpenlandschaft. Ich habe diesmal zumeist in Missionsstationen gegessen, so wie man dort lebt. Nicht schlecht, aber sehr einfach.

Manila, den 5. V. 39

Gestern habe ich das II. und III. Kapitel durchgeschaut und sende Dir anbei meine Bemerkungen zu. Es sind nur wenige. Die Tippfehler habe ich ignoriert. Kein Zweifel, dass du es sehr gut und akkurat gemacht hast und ich glaube gern, dass es eine unendliche Mühe und Geduld gekostet hat, das Manuskript zu tippen. Gott Dank, dass es fertig ist.

Nun folgendes: Warte nicht mehr bis ich auch die letzten Kapitel durchgesehen habe, denn das kann nahezu einen Monat lang dauern, da ich dieser Tage nach dem Süden reise und die Sache ist noch nicht da. Wenn du alles hergerichtet hast, sende das Manuscript am besten an P. Schumacher, damit er es persönlich an de Jonge weitergebe und bezüglich des Sofortdruckes verhandle. Das scheint mir wirksamer zu sein, als wenn man das Manuscript per Post an de Jonghe sandte. Ich denke, dass Du damit einverstanden bist. Ich habe an Schumacher bereits in diesem Sinn geschrieben. [...]

War heute beim englischen Konsulat. Stellt sich heraus, dass ich an den Gouverneur von Singapo-
re um Einreise einreichen muss. Das hat man davon. Überall nur Hemmungen. Wie sehr die Deut-
schen verhasst sind, ist nicht zu beschreiben. Doch was habe ich damit zu tun.

[Mai 1938]

Ich fahre auf hoher See... Wohin ich fahre? Nach Cebu und von dort aus nach Negros. Das sind
Inseln im Süden der Philippinen, wo Negritos sein sollen. Wollen sehen. [...] Du hast Sorge um mei-
nen Verbleib. Allerdings hat Anthropos seinen Sitz jetzt in der Schweiz; ich rechne aber damit, falls
ein Bleiben in Wien überhaupt möglich, in St. Gabriel zu bleiben und meine frühere Tätigkeit dort
fortzusetzen. Die Schweiz bietet mir nichts. Dort sollen Jüngere hin. Ich habe in diesem Sinne auch
an P. Schmidt geschrieben. Das ist alles, was ich mitteilen kann. Da meine Sammlungen in Wien
sind, bin ich noch mehr davon abhängig. Darum lass ich auch meine Sachen dort. Im Übrigen die
Zeit abwarten, die rollt sehr schnell. [...]

Muss Dir ein neues Leid klagen. Das rechte Auge will nicht – Nun bitte nicht zusammen zu bre-
chen. Vor einigen Wochen entstand eine solche Differenz in der Sehkraft beider Augen, dass ich zum
Augenarzt musste. Neue Brille. Rechtes Auge sehr stark kurzsichtig, linkes weitsichtig oder so was.
Trage vier verschiedene Gläser, was geniert. Es scheint, dass er noch nicht [die richtigen] gefunden
hat. [...] Weitere Leiden! das feuchte Klima wirkt natürlich auf Nase und Stirnhöhlen, hab aber kein
Kopfweg. Mittags kann ich leider nicht schlafen. Nachts schlaf ich aber gut. [...]

Auch fuhr auf gleichem Dampfer ein Pfarrer aus Wien hier durch. Pensioniert. Wohnt bei den
Minoriten, Alserstrasse. Er bringt Dir etwas. Tagebuch und Fotos. Soll es in der Skodagasse [Con-
fraternität] abgeben. Dürfte erst in vier Wochen in Wien sein. Machte eine Vergnügungsreise, wie sie
heute viele Deutsche machen. Hin und zurück.

Auch schrieb mir gestern mein früherer Boy, ist noch immer nicht hergestellt und hat nichts mehr.
Werde ihm unter die Arme greifen müssen. Es begleitet mich der letzte Boy. Er sagte mir heute früh,
sein Kopf ist „dizzy“, d.h. dumpf. Anfang der Seekrankheit. Eben schlug die Schiffsglocke 3/4 3. Wir
fahren an lauter Inseln vorbei. Schweinefleisch – hiesiges – mag ich gar nicht mehr. Die Eingebore-
nen Schweine ernähren sich natürlich von Menschen Kot. Bei manchen Stämmen ist das geradezu
so eingerichtet. Scheusslich! Man braucht sich nur aus dem Dorf ins Freie wagen und schon ist das
Schwein hinter einem her! Schöne Sachen das. Das wussten die Juden!

Ich las in der Zeitung, dass drüben kein Kaffee mehr sein soll. Hier wächst er wild – Eigentliche
Kaffeepflanzungen sind hier aber kaum. Dafür um so mehr Tabak. Plenty Zigarren und auch gute.
Mir schmeckt es aber nicht. Nicht mehr, ein schlechtes Zeichen.

Pfingsten [28. V.] will ich wieder in Manila sein. Dort packe ich meine Siebensachen zusammen
und arbeite noch etwas in der Bibliothek. Dann ade, Philippinen. Später werde ich sie doch schön
finden, soweit kenne ich mich schon. P. Cardon hat mich zu einem Aufenthalt in den Bergen ein-
geladen, was ich annahm. So werden wir 14 Tage Ferien machen. Dort werde ich ihm Vorlesungen
halten über Bündnistreue, und parole d'honneur. Matiegka schrieb mir, ich solle mit dem Abschi-
cken der Masken noch warten. Leider habe ich einen Teil schon abgesandt. Hoffentlich kommen
sie an. Auch eine kleine Sammlung für Rom habe ich zusammengestellt, darunter schöne Malereien
der Igoroten, die sehr gut auf den Tisch passten. [...] Manila hat sehr schöne Kirchen, die ich erst
dieser Tage gesehen habe. Davon hat Wien nichts ausser dem Steffl [Stephansdom] [...] Der Plan
der Rückreise wurde schon mitgeteilt. Das ist ein vernünftiger Plan. Ich bin mit meinem Philippinen
Aufenthalt letzten Endes auch zufrieden. Ich kann das noch nicht recht überschauen, da es vielerlei
war. Im Übrigen ist die Welt überall gleich: die Wilden sind gemeinhin sehr zahme Menschen, die

Zivilisierten hingegen das Gegenteil. Darum... In der Cabine unter mir halten sich 5 philippinische religiöse Schwestern auf – Heringsversand. Ich habe eine Cabine für mich.

Manila, 22. 5. 39

Die Philippinen Expedition ist somit beendet. Vor zwei Tagen bin ich aus dem Süden wieder zurück. Alles soweit in Ordnung. Augenblicklich herrscht hier eine enorme Hitze. Sitze nur im Bademantel vor dem Schreibtisch – 9h abends – und schwitze wie ein Bär. Es ist also nicht angenehm. Meine Notizen habe ich noch nicht überprüfen können, da ich noch die Bibliotheken hier nachschaue und natürlich auch das Buchmanuskript gelesen habe. Anbei eine Anzahl Korrekturen. Vom 4. Kapitel finde ich die Medizinen stilistisch schwerfällig. Alles andere ist gut! Wenn das Manuscript schon nach Belgien abgegangen ist, so sind die Korrekturen erst später von mir anzubringen.

So, nun habe ich gebadet. Wie es mir geht? Gut. Am meisten Scherereien machen mir die Augen, besonders das Rechte. Rechts scheine ich ausserordentlich kurzsichtig, links weitsichtig. So sehe ich vielfach doppelt. Schwierigkeiten beim Lesen und Schreiben, natürlich auch beim Marschieren. Auch die Mattscheibe kann ich kaum genau einstellen. Meine Brille hat nicht ganz geholfen, also Geduld.

Das Buch [Die Bambuti-Pygmäen vom Ituri, Band I] ist also draussen; man schreibt mir von Steyl, dass alle 65 Exemplare verschickt wurden, auch an mich eines. [...] Die Zukunft sieht düster aus nach den hiesigen Nachrichten; Krieg immer noch nicht ausgeschlossen. Ich warte jetzt auf die Einreiseerlaubnis nach Malaya. Hoffentlich kommt sie zurecht. Ich werde zuerst mit P. Cardon einen kleinen Urlaub im Gebirge machen in der Gegend der Senoi, dann eines nach dem anderen. Der Plan wird aber durchgeführt, sodass ich erst im November zurück sein kann. Es ist selbstverständlich, dass ich die Zeit ausnütze. Es ist ohnehin das letzte Mal. Der Kerl wird alt und schäbig.

Vorabend Pfingsten [27. V. 1939]

Ich studiere hier, d.h. ich lese und notiere einiges aus der hier vorhandenen, noch nicht edierten Negritoliteratur, die ziemlich umfangreich und manchmal auch wertvoll ist. Die Monographie über die Negrito müsste man hier schreiben, wo man an der Quelle sitzt. Leider macht das Wetter zu schlapp. April und Mai sind die schlechtesten, d.h. die heissesten Monate. Und da nennt man den Mai noch Wonnemonat. Alles ist relativ. Dabei wird hier der Maimonat noch mit viel Drum Herum gefeiert. [...]

Ich will am 3. Juni nach Singapore übersiedeln. Doch habe ich immer noch kein Visum, das man seit dem letzten Zugriff in Zentral Europa von Singapore selbst holen muss. Immer noch nicht da. Ich bin aber schon am Packen. Am liebsten würde ich den Kinoapparat abstossen. Es findet sich aber keine Gelegenheit. Cardon schrieb einen langen Brief zur Bewillkommnung, doch danach, kein Wort über die Politik. Er weiss, dass ich Franzosen und Engländer scharf hernehme wegen der letzten Vorfälle – und dass sie das Gesicht verloren haben.

Das Buch ist noch nicht da und so glaube ich, dass ich es nicht mehr sehen werde bis ich in Europa lande. Eine komische Sache das. Gesundheitlich wie immer, gut, nur wird man leicht schlapp. Finanzen stehen soweit gut, wie ich gesehen habe.

18 Stunden vor Singapore. 5. VI. 39

Alles geht gut. Die Fahrt war bislang ruhig und kühl. Eben fängt es an, etwas wärmer zu werden. Mein Gesicht wird wieder voller. [...] Nun fange ich an mich in das malayische Material einzuleben.

Singapore, 7. VI. 39

Cardon hat sich unbändig über Deinen Brief gefreut, er gab ihn mir zu lesen, doch unter der Bedingung, dass ich ihn zurückgebe. Natürlich habe ich Dich als schöne Dame gepriesen usw. Aus dem Urlaub mit Cardon wird jetzt nichts. Er hat einen Bruch und wird unters Messer müssen. So änderte ich den Plan. Am Montag schon, am 12. VI. also, werde ich gegen Norden fahren, wahrscheinlich in Ipoh mein Absteigequartier machen und bald gegen Grik fahren, um von dort aus meine Semang von Bersiah und Teladn zu erreichen. Werde mich möglicherweise bis Mitte August in den Wäldern aufhalten – kann aber noch nicht sagen – und erst dann etwas mit Cardon ausgehen, sofern er und ich noch am Leben sind. Man muß sich umzustellen wissen!

Ich habe mein Buch [Bambuti Bd. I] noch wenige Stunden vor der Abfahrt in Manila gesehen und hier bei Cardon hab ich auch ein Exemplar. Beide Arten wie Du sie auch hast. Bin zufrieden mit der Ausführung. Werde an de Jonghe schreiben und ihn wegen der Drucklegung des 2. Bandes bitten.

Wegen der Andamanenfahrt werde ich noch sehen. Dieseshalb muss ich noch korrespondieren. Will einen Monat dort bleiben, rechne aber damit, am 25. Oktober von Singapore nach Europa abzufahren. Du weißt, daß ich im Allgemeinen meinen Plan ausführe. Wenn aus der Andamanenfahrt nichts werden sollte, fahre ich dann etwas eher ab. [...] Dann habe ich vor, bis Genua zu fahren. Mehr weiß ich jetzt noch nicht.

Wie ich sehe stehen die Finanzen der Expedition so gut, daß ich nichts werde zulegen müssen. Ich schrieb Dir ja, daß man mir aus Rom ein Subsidium zukommen liess, das mir gut geholfen hat. Die 200 RM sollen eine Zubeuße zur Rekonvalenz sein. [...]

Cardon ist immer der Alte, rot wie ein Puter und vergnügt wie ein Halloedri. Hat in diesen Monaten mehr für mich abgetippt. Ich glaube, er bleibt einmal plötzlich auf der Strecke, da sein Herz schwach ist. – Die Adresse bleibt vorläufig die alte. [...] Ich gehe zum Okkulisten, um meine Brillen neu zu machen. Wieder eine Neuauslage. Was kann man machen. Gehen muß man, sonst fällt man in die Grube. Eben rede ich mit einem Chinesen – malayisch – der mein Zimmer zurechtmacht. Das Malayische kommt mir allmählich wieder. Die Atmosphäre macht es.

Ich glaube, daß ich auf alle Deine Fragen geantwortet habe. Nun, nachdem das Manuskript abgeschickt ist, wirst Du ja etwas mehr Ruhe haben. Ich möchte nun sehen, daß man mit dem Satz des neuen Werkes bald beginnt, damit es dieses Jahr noch erscheine. Ich werde in dem Sinne an de Jonghe schreiben. Vielleicht kann ich die zweite Korrektur dann in Ruhe lesen. – Ich kann nicht warten, bis Cardon schreibt. Ich werde ihn heute kaum sehen, wohne nicht bei ihm, da dort alles überfüllt ist, sondern in der Prokur, was übrigens sehr angenehm ist. Wenn Cardon schreibt, werde ich noch einige Worte beifügen.

Ipoh, 18. 6. 39

Gestern war ich schon im Auto in Grik, um mich zu erkundigen. 320km. Ich traf unterwegs zwei Gruppen von Semang [Lanoh] und machte sofort Versuche mit dem Blasrohr. Meine Freunde sind aber jenseits Grik; von denen sah ich noch niemanden. Vor allem erkundigte ich mich nach meinem Boy Lebai und den andern Begleitern. Lebai ist schon lange tot; er scheint schon im Jahre 1925 oder 26 gestorben zu sein. Sein Bruder, den ich auch gut kannte, starb voriges Jahr. Einen anderen Begleiter, Raja, traf ich an und ebenso die Frau des Bruders [von] Lebai. Man erkannte mich schnell; sofort wieder. Die Freude war unverholfen und herzlich. Meine Recherchierungen mit dem malayischen Distriktoffizier waren sehr befriedigend, sodaß ich hoffe, daß alles gut gehen wird. Allerdings sagt man mir, daß viele meiner Negritos gestorben seien, andere zerstreut.

Ich werde sehen. So also stehen die Aussichten. Ich habe vor, etwa zwei Monate lang im Innern von Grik zu bleiben und den dritten Monat zu reisen, hier und dort.

Meine Schriften haben mich in Malaya einigermaßen bekannt gemacht, was auch von Nutzen ist. Die Pariser [Missionare] nehmen mich überall recht herzlich auf und helfen allseits. Leider habe ich wieder viel Gepäck in den Wald zu schaffen. Ein Teil ist schon in Grik, den anderen nehme ich morgen mit mir.

Hast Du die Nachrichten durch den Geistlichen erhalten, den ich hier in Manila traf? Ich sagte ihm, der solle alles in der Skodagasse abgeben. Ich meine, es war ein Teil der Tagebücher. Mein Tagebuch war bislang recht mager. Ob ich mich zu etwas mehr aufraffen werde, weiß ich nicht. Ich habe manche anthropologische Untersuchungen vor, die recht ermüdend sind. Wir wollen sehen. Es ist hier sehr feucht, die Stirnhöhlen arbeiten mit Hochdruck, aber ohne Kopfschmerzen.

Ich schrieb an de Jonghe, desgleich vor längerer Zeit auch an [P. Dr. Michael] Schulien [SVD; 1888–1968], wegen des neuen Manuskripts. Ich denke, daß sich dort alles in bester Ordnung befindet; mehr kann ich in dieser Sache nicht unternehmen. Du kannst eine Antwort direkt nach Grik schicken; alles andere aber nach Singapore, da ich über meine Reisen noch keine definitive Antwort geben kann. Grik, poste restante. Upper Perak. F. M. S. Malaya, Asia.

[Bersia] 28. 6. 39. 5h abends

Ich schreibe Dir mitten aus dem Malayan Wald einige Zeilen, die morgen ein Mann, resp. drei, nach Grik bringen, wo sie Sachen kaufen und allenfalls die Post holen. Ich sitze bereits zehn Tage unter meinen lieben Semang. Leider fast alles, was in besseren Jahren, vor 15 Jahren, war, schon tot. Mein Keladi, den ich besonders vermisse, sitzt acht Tagereisen weit in Tadoh. Natürlich habe ich noch viele Bekannte getroffen. Der alte Ramogn lebt. Semambu, Ćenbis, Kraćap, Kraćapi, usw. Die Leute haben mich gern und sind alle Weil um mich herum. Anfänglich trauten sie sich nicht, weil die Malayen ihnen früher erzählten, ich sei schon tot. Ich habe Blutproben genommen, soweit mir möglich auch viel gemessen. Es ist wichtig für mich, daß ich gerade die anthropologische Seite vervollständige. Das übrige war prima Arbeit wie ich sehe.

Hier regnet es täglich und in Strömen. Erst jetzt ermesse ich, welches Glück ich vor 15 Jahren hatte, da die beiden Jahre verhältnismäßig trocken waren. Ich bin auch vollständig aufgelebt, ganz anders wie auf den Philippinen. Kommt wohl auch daher, daß ich mich mit den Leuten direkt verständigen kann. Allerdings hapert es noch etwas mit dem Malayischen – habe einen malayischen Koch und einen malayischen Boy. Ersterer gräbt im Perak Sand (Insel) ein Wasserloch, letzterer ist hinaus in den Kampong, um Hühner zu kaufen. Mein Lebai ist tot, schon neun Jahre. Einen anderen Begleiter von früher traf ich noch an, Raja mit Namen, der mich nach Bersia begleitete, wo ich jetzt hause. Es sind drei Gruppen Negritos um mich herum; ich wohne im Rast Bungalow. Habe wieder eine Verköhlung hinter mir. In so einer Blechhütte zu hausen ist nicht sehr angenehm, wenn die Mittagssonne darauf brennt und der Tropenregen darauf prasselt. Es ist aber trockener und sauberer.

Von Morgen ab werde ich ziemlich viel filmen, all die Kunstfertigkeiten der Leute, was ja ziemlich interessant ist. Es ist doch ein ganz anderes Leben als auf den Philippinen. Hier ist tropischer Urwald, jetzt noch wilder als ehemals, da der Pfad längs des Flusses verwildert ist.

Der Donner grollt in der Ferne, ein Zeichen, daß... Wohin ich mich von hier wende, weiß ich nicht. Adressiere die Post also nach Singapore.

Neues soweit nichts, andererseits sehr viel. Soweit geht es mir ganz gut und die Arbeit gedeiht. Übermorgen werde ich einige Masken gießen. Auch das soll sein.

Bersia, den 5. 7. 39

Hier höre und lese ich nichts von Politik. Bin schon die dritte Woche unter meinen lieben Jahay. Leider sind wohl an die 2/3 gestorben. An Stelle von etwa 250 Menschen treffe ich knapp 80–90. Es sieht so aus, als ob es mit ihnen sehr schnell zu Ende gehen sollte. Ich habe 70 Blutproben nehmen können, fast ebenso viele Messungen und 5 Masken. Ich bin also hier fertig. Trage noch einige Forschungen nach, und werde am Montag schon weiter ziehen; nach welcher Richtung weiss ich noch nicht, da sich die Verhältnisse hier geändert haben. Briefe sind darum nach Singapore zu richten. [...] Es geht mir hier leidlich gut – allerdings schwitze ich mittags sehr viel; die Nächte dagegen sind angenehm. Es lässt sich hier viel besser arbeiten als auf den Philippinen.

Grik, 12. VII. 39

Drei Wochen lang saß ich unter meinen lieben Jahay in Bersia, habe mit ihnen gelärmt und gesungen, Masken gemacht, Blutproben usw. Alles ist sehr gut gegangen und ich bin heute mit sehr guten Resultaten nach Grik zurück, um von da aus mich nach anderen Richtungen zu wenden. Ich schreibe in Eile, da ich morgen früh weiter muß.

- 1) Wahrscheinlich wird man Dir von Bertam einige entwickelte Farbfilme von mir senden. Bewahre diese auf.
- 2) Sende ich Dir heute das Tagebuch zu, das wertvoll ist, wertvoller als das Philippinen Material. Hoffentlich kommt es an.

Ich habe auch sehr viel filmen können, was eine gute Rekompensation ist für den Mißerfolg dessenhalb auf den Philippinen. Auch sonst sind die Resultate ganz ausgezeichnet und ich kann froh sein, diesen Film gemacht zu haben. Die Leuten haben mich und einen Besuch, der einen Tag bei mir war, nach Grik zurückgebracht, wo ich sie entsprechend verproviantiert habe. Darunter war auch der kleine Sohn Semambu's, den ich fein ausstoffiert habe. Ein liebes Kerlchen.

P. Cardon geht am 16. unters Messer, wie er mir schreibt. Es kann dann sein, daß ich überhaupt nicht mit ihm in die Erholung gehe, weil sich alles verspätet. [...]

Grik, 24. VII. 39

Du wirst wohl schon längst einen Brief erwartet haben, der aber länger ausblieb. Kommt daher, daß ich mehr im Innern war. Dein Schreiben 42 behob ich heute in Kroh, 10km von Siam und beantwortete es in Grik. Morgen reise ich nach Lenggong, um noch allenfalls einige Semang zu treffen, und fahre dann sofort nach Ipoh. Nun studiere ich den Reiseplan nach den Andamanen. [...] Es wird sich also bald entscheiden, ob ich die Reise mache oder lieber hier etwas länger bleibe. Jedenfalls naht schon die Abfahrt. Einen größeren Windschirm mag ich nicht bauen, obwohl es in den Wäldern angenehm kühl ist und ich mich sehr wohl befinde. Der Erfolg der fünfundeneinhalb Wochen unter den Semang war sehr ausgezeichnet. [...]

Ich könnte Dir ja tausenderlei aus meinen Erfahrungen hier mitteilen. Doch geht das jetzt nicht an. Auch Fotos kann ich noch keine schicken. Wahrscheinlich, wenn ich in Ipoh bin, wird das möglich sein, da alle Fotos dort entwickelt werden. Ich habe auch viel filmen können. Gott Dank kostet mich die Entwicklung nichts. Der fünfeinhalb wöchige Aufenthalt im Walde kostet mich 400 hiesige Dollars, also etwa 460 Mark. Das mag viel sein. Gewiß war ich nicht sparsam und gab den Semang mit vollen Händen, denn das sind arme Teufel. Doch ist der Erfolg einige tausend Dollars wert. Ich habe

250 Blutproben, dazu Messungen und hauptsächlich der völkerkundliche Erfolg ist beachtenswert. Man hat mir neue Lichter angesteckt, sodaß ich besonders die Religion der Zwerge jetzt ganz anders sehe.

Ich habe einen Brief von Cardon heute bekommen, der aber kurz vor seinem Eintritt ins Spital geschrieben ist. Näheres weiß ich nicht. Es ist heute eine Woche her, daß er operiert wurde. Ich werde ihm heute schreiben. Er ist ein guter, lieber Kerl, nur hat er jetzt kein Geld. Doch ist er als Redakteur jetzt patent auf seinem Posten. Er hat mich bildlich und schriftlich in sein Blatt gebracht – eine ganze Seite.

[Ipoh, den] 3. August 1939

Ich werde hier in Ipoh über Gebühr lang aufgehalten. Das kommt daher, daß mich die Malaria erwischt hat. Habe schon drei Anfälle hinter mir, und zwar bis 42 Grad. So ein Anfall dauert bei mir etwa 10 Stunden, für mich deswegen sehr schmerzlich, weil das Blut in die wunde Stirnhöhle treibt und dort scheussliches Kopfweh verursacht. Anfänglich – nachts kam der erste Anfall – wußte ich nicht, was los sei und nahm Chinin. Der zweite Anfall am nächstfolgenden Tag. Ich hatte den Entschluß gefasst, wenn noch ein Anfall kommt, gehe ich ins Spital. Er kam in dem genannten Abstand. Ich ließ den Arzt rufen, der durch Blutprobe Malaria konstatierte, das Spital aber nicht für notwendig hielt. So sitze ich hier in der Station und ernähre mich von Milch und ein klein wenig Biskuit. Kein Appetit. Heute Abend erwarte ich einen neuen Anfall oder vollkommene Heilung. Da ich genügend Chininmedizin geschluckt habe, dürfte das Letztere möglich sein. Natürlich bin ich kraft- und saftlos geworden. – P. Cardon, schreibt man mir, liegt schon 14 Tage im Bett und darf immer noch nicht aufstehen. Der Arme! Ich sandte ihm einige Fotos. Dir werde ich dieser Tage auch einige mit dem Tagebuch und zwar nach Wien senden.

Die Andamanenreise – ich schreibe diesen Absatz am Nachmittag halb fünf Uhr. Das Fieber hat sich noch nicht eingestellt – habe ich fallen gelassen, und zwar aus dem Grunde, weil die große Auslage nicht im Vergleich steht zur Ausbeute, da ich ja über Indien fahren müsste. Singapore – Madras – Andamanen – Kalkutta – Colombo. Das lohnt sich wirklich nicht. Allerdings möchte ich nach Birma reisen und dort noch einen Monat bleiben. Wie auch immer der weitere Plan ausfallen wird – ich werde doch am 4. Oktober (ab Singapore) an Bord gehen, und bin dann etwa 20. Oktober in Genua, falls ich dort landen werde. [...]

Mit den Semang bin ich fertig. Ich mag nicht mehr anfangen. Vielleicht werde ich mir die Sakais so im Vorbeigehen anschauen, damit aber genug. Die bei den Semang erzielten Resultate sind so günstig, daß ich abschließen kann. Jedenfalls kann ich der gegen mich gerichteten Kritik gut begegnen.

P. Schumacher antwortete ich dieser Tage auf einen Brief, der zwei Monate unterwegs war. Er scheint das Manuskript von Dir noch nicht gehabt zu haben. Ich denke, dass inzwischen alles in die Wege geleitet ist. Das Manuskript wird ja vorerst doch einem Consuleur unterbreitet, der es genehmigen muss. Die Drucklegung wird sich also etwas hinausziehen.

In Deinem Urlaub mach Dir deswegen und auch um mich keine Sorgen. Es ist schon sechs Uhr und das Fieber nicht da. Damit dürfte es schon gebannt sein. Natürlich bin ich sehr geschlaucht, sechs Tage lang nichts als Milch und zweimal eine Bouillon Suppe. Mehr darf nicht sein, ist auch kein Appetit da. Ich werde mich bald zurückziehen und etwa 14 Tage lang ganz ausruhen. Cardon wird aber nicht können, wie man mir schreibt. Ich bin fast taub von dem Chininzeug. Dreimal täglich!

5. 8. Die Nacht gut verbracht, ohne Fieber. Also geht es jetzt aufwärts. Darum keine Besorgnis.

Singapore 11. IX. 39

Ich will hoffen, dass Dich diese meine Nachricht vor meiner Rückreise nach Europa erreichen wird. Ich fahre mit dem japanischen Dampfer Hakozi-Maru am 14. von hier ab, sodass ich Ende September voraussichtlich oder etwas später in Neapel eintreffe. Ich werde von Italien aus vorerst nach der Schweiz reisen, voraussichtlich. Wann ich dann in Wien eintreffe, kann ich heute nicht sagen.

Bitte teile auch Urbanek, Klos und auch der Skodagasse mit, dass ich auf der Heimreise bin. Kannst es auch dem Pater mitteilen, der es in Mödling bestellt. Ich denke, dass alles gut gehen wird. Meine Gesundheit ist soweit gut. Das rechte Auge scheint den Star zu haben.

Also keine Aufregung, alles geht ganz gut. Herzliche Grüße auch an alle Bekannten.

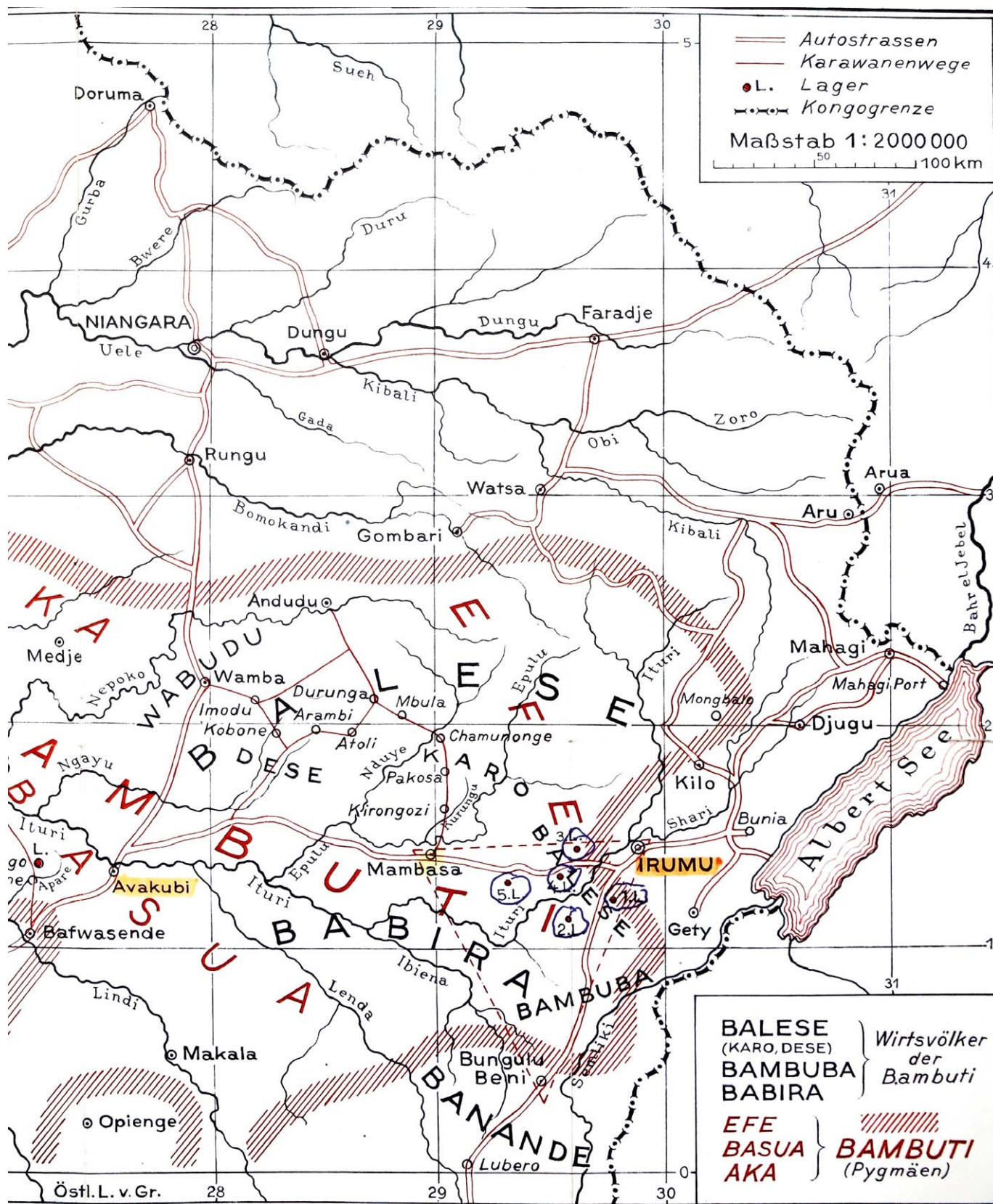
Wie ich sehe kommt der Dampfer Hakozi-Maru am 6. Oktober in Neapel an.

7. X. 39

Nur einige Worte. Heute kommen wir nach Neapel, etwa um 3 h. Ich will hoffen, dass ich keine Passschwierigkeiten beim Landen haben werde. Ich habe Schülern nach Neapel gebeten, des Gepäcks wegen; ob er kommt, weiss ich nicht.

Falls ich lande, werde ich mich nicht lange in Italien aufhalten, sondern sofort nach der Schweiz reisen, wofür ich ein Visum habe. Ich weiss nicht, inwieweit die deutsch-österreichische Grenze offen oder gesperrt ist.

Von den gesammelten Sachen habe ich einige gekauft, wo aber diese landen werden, weiss der Herr Gott. Anbei einige anthropologische Berechnungen zum Aufbewahren.



ITURI-EXPEDITION 1949/50

Ausreise Wien 29. September 14.00 h West Bahnhof

In St. Gabriel keinerlei Interesse. Man nahm keine Notiz. Die Einzelnen sind mit ihren eigenen Sorgen beschäftigt. Schließlich bot der Nachbar P. V. seine Begleitung an. Vor der Kirche fand sich zufällig [ein] Auto, das mich bis Perchtoldsdorf mitnahm. Das war am 27. IX. In Wien nahm die Confraternity regen Anteil. Die Kapelle war voll. Der Abschied ernst und innig. Am Bahnhof – vorher gab es hier und dort Tränen.

Mir war es weder warm noch kalt ums Herz. Die Reise lässt mich soweit gleichgültig. Ich erfülle meine Pflicht! Eine Aufgabe. Ich reise ohne besondere Sorgen, noch auch besondere Erwartungen.

Die Fahrt hatte Verspätungen, ansonsten nichts Besonderes. Im Zug mehrere Waggons mit ausgemergelten Kindern von Flüchtlingen, die nach der Schweiz fahren.

In Fribourg erwartete mich P. Schmidt, war lieb von ihm. Hatte auch eine längere Aussprache über Forschungsprobleme

3. Oktober: In Brig vor Domodossola den Mt. Blanc zu Gesicht bekommen, inmitten anderer Riesen, er selbst mit Schnee bedeckt. Simplon Tunnel! Die italienische Zollrevision war durchweg sehr mild. Zahlte noch die Differenz von Simplon – Domodossola nach.

Das Reisepublikum italienisch im Aussehen und Temperament. Zwei Mädchen, hübsch, reichlich mit Geschmeide behangen, sangen laut Liebeslieder. Selbstverständlich! Ich musste lächeln. Erinnerte sehr an portugiesische Gesänge. – Die Wein-Terrassenlandschaft um Brig und davor an Igoroten Reisfelder. Vielleicht wird ein Kulturhistoriker den Zusammenhang entdecken.

Milano abends! Ein frugales Nacht Mahl 7500 Lire! Der Zug war überfüllt, die Fahrt durch Ein- und Aussteigen der Passagiere erschwert. Kam aber gesund in Rom an. Br. Arbogast holte mich ab.

In Rom eine gewisse Unzufriedenheit! Man wartet ungeduldig auf den General! Erledigte in Begleitung des Br. Gratian meine Passage, besuchte nachmittags St. Peter. Enorme Bautätigkeit! Das Gesicht um St. Peter hat sich verändert. In Rom pulsiert starkes Leben. Die Lage des Kollegs und sein Äusseres gefällt.

5. X. 49. Über die Adria nach Griechenland. 2600 m hoch, 275 km Geschwindigkeit 20 Grad C. Eine sehr ruhige Fahrt, nur das monotone Brausen der Motoren zeigt an, dass man fliegt. Wir sind 21 Passagiere, lauter stille Menschen. Prof. Bursens traf ich gestern im Hotel Angloamericano, via delle Quattro Fontane. Abends als ich mich im Hotel einquartierte, unterhielt ich mich mit ihm. Heute früh traf ich mit Père de Maire zusammen, der mich 1929 von Kabgayi nach Nyanza, brachte. Die Welt ist zu klein. Der 58 jährige Herr leitete das Studienhaus der Weissen Väter Marienthal in Luxemburg, nun aber reist er in die Mission zurück. Ein lebhafter Herr, der eine Zigarette nach der anderen pafft.

In Rom war mir Gratiano ein guter Begleiter. Die Küchenbrüder freuten sich über mein Zusammensein mit ihnen. [...] In Rom besichtigte ich St. Peter, zelebrierte in St. Paul an der Confessio, im Lateran war ich in Schulien's Räumlichkeiten und im Museum. Rom macht als Stadt einen gewaltigen Eindruck. Enorme Bautätigkeiten.

← Kartenskizze 3: Schebestas Feldforschungs-Region im Kongo, Der Urwald ruft wieder, Salzburg: Anton Pustet, 1936, Beilage, mit der freundlichen Erlaubnis der Wiederveröffentlichung vom Rektor des Missionshauses St. Gabriel, Anton Fencz.

Badiya 7. X. 49

Glücklich am Ituri gelandet. Anbei einige Reisenotizen, die Leo [Dr. Josef Leo Seifert, 1890–1950] mit einigem Schwung zu einem oder mehreren Artikeln gestalten kann und dort veröffentlichen mag, wo es ihm am besten scheint.

Ich sitze in einer armen Mission; weil im Anfang begriffen, aber immerhin gut. Montag reise ich in den Wald zu den Babira-Bambuti. Jadin telegraphiert, schreibt und sendet allerhand Sachen. Ich telegraphiere ihm zurück.

Falls ein Artikel aus meinen Berichten erscheint, bitte einen Beleg an mich senden. Ich kann unmöglich an alle Welt lange Berichte schicken. Adresse: Irumu, poste restante, Congo Belge, Prov. Orientale.

5./7. X. 1949: Reisebericht

In Gefahren auf Reisen schreibt St. Paul und meint damit die furchtbaren Entbehrungen und Gefahren, die er auf seinen Reisen im Mittelmeer und den gebirgigen Landschaften um dieses auf seinen apostolischen Fahrten durchmachen musste. In jenen Gebieten, die heute Luftfahrzeuge durchqueren. Auch ich fliege gerade über diese paulinischen Strecken im bequemen Polstersessel hingelehnt, während die Motoren der Sobelaire ihre dumpfen Töne surren. Drei Tage in den Tiefen des Meeres, er St. Paulus, drei Tage hoch oben über dem Meer, ich auf der Fahrt nach dem dunklen und doch so sonnigen Kontinent! Welch gigantische Umwälzungen sind in dieser Zeit erfolgt.

Am ersten Tage meiner Ankunft in Rom galt mein erster Besuch naturgemäss der St. Peters Basilika, dem Zentrum des Christentums, von wo immer noch christlicher Glaube in die Welt ausstrahlt. Am folgenden Morgen zelebrierte ich an der Confessio in San Paolo fuori le mura, wo mich mein Herz hinzog, ins Heiligtum des Völkerapostels. Dort empfahl ich mein Unternehmen dem Schutz des Völkerapostels, soll doch auch dieses dem einen Ziel dienen, auf dass Christus erkannt werde. Ich dachte nicht daran, dass meine Fahrt z.T. die Route des hl. Paulus berühren würde, allerdings 2000–3000 Meter hoch in der Luft und in rasender Fahrt von 290 km. Das kam mir erst zum Bewusstsein als wir Süditalien und dann die südliche Adria überflogen. Der Golf von Taranto in Sicht, unter uns helle Wolkenschwaden wie mächtige Wollbäuschchen, über uns klarer, blauer Himmel. Temperatur von 20 Grad Celsius, am Boden eine solche von 36 Grad Celsius. Die Sobelaire surrt in östlicher Richtung gegen Südgriechenland. Unter uns schlängelt sich die Strasse von Korinth: ein blaues Band. Wir überfliegen Korinth, die Stadt worin die Christengemeinde einst St. Paul soviel Sorge bereitet hat. Dann lenken wir der Küste entlang nordwärts gegen Athen. Das Flugzeug rüstet zur Landung. Man merkt es am Rücken und Abstieg. Die Stewardess schminkt ihr Gesicht, manipuliert den Rotstift, das sicherste Anzeichen, dass die Landung bevorsteht. Das Luftfahrzeug ist schon so tief, dass man Häuser und Gärten deutlich ausmachen kann. Aus der Höhe nehmen sich die Gebirgslandschaft Italiens und Griechenlands wie ein massiges Relief aus. Zerklüftete kahle Gebirge, ein Rücken wechselt mit dem anderen ab. Das Flugzeug schleicht – anscheinend – über die Landschaft. Man merkt die Riesengeschwindigkeit nicht.

Die Motoren verlangsamen den Gang, wir gleiten knapp über die See, erreichen das Ufer, den Landungsplatz. Man gab uns einen Sesselriemen in die Hand – doch der Schock bleibt aus. Wir landen bequem auf dem Athener Flughafen. Links hinauf liegt – Athenai – hoch oben thront die Akropolis, wo St. Paul seine grosse Rede gehalten hat: Man hatte ihn ausgelacht – „den Schwätzer“, der zum Völkerlehrer geworden ist, während seiner Lacher niemand gedenkt. Das Wort Gottes läuft seine Bahn, schneller als die Sobelaire, vom Hauch des hl. Paulus getragen, der nicht dröhnt wie der Motor unserer Maschine, sondern sanft säuselt.

Eine Stunde Aufenthalt, gerade genug, um in einem improvisierten Restaurant unser Mittagmahl einzunehmen. Griechischer, öliger Wein, griechische, süsse Trauben, wie sie nur die Sonne des Südens hervorzaubert.

Wieder steigt die Maschine hoch, diesmal nicht so glatt wie in Rom, beschreibt eine grosse Kurve und steigt dann höher und höher. Eben 2 h passierten wir die Cykladen, nähern uns Kreta, die Insel, die St. Pauls Unmut erregt hatte, nannte er doch die Kretenser „faule Bäuche“, eine Erfahrung, die nach ihm viele Missionare in aller Welt gemacht haben. Das Himmelreich erfordert eben Gewalt.

Um 4 h sollen wir Kairo erreichen. Das ist 5 h mitteleuropäischer Zeit, denn um 10.15 hatten wir unsere Uhren um eine Stunde vorstellen müssen: Sommerszeit! Im Passagierraum hl. Stille; es scheint, dass das Dröhnen der Motoren die Menschen verstummen macht. Dagegen kommt die menschliche Stimme nicht auf!

Vor der Abfahrt zum Flugzeug in Rom machte ich eine sonderbare Bekanntschaft. Ein Weissler Vater unter den Passagieren. Ich sprach ihn an, nannte meinen Namen. „Ich kenne Sie“, war die Antwort des Angeredeten. „Ich führte sie in Ruanda von Kabgayi nach Nyanza, zum Hof Msingas. Vor 20 Jahren!“ „Ja, die Welt ist klein“, meinte der Missionar.

Eine grosse Täuschung: Bei Annäherung der afrikanischen Küste fiel mir das Meer auf. Wir waren ja über dem Mittelmeer. Wieso fliegt die Maschine auf einmal so tief? fragte ich mich und beobachtete die schäumigen Wellenkämme, die allerdings seitlich im Fenster vor uns immer häufiger wurden. Unter uns schaute ich das blaue Meer! und dann Land in Sicht.

Dann auf einmal mehrten sich die schaumgekrönten Wellen. Ganze Bänke, weiss zerzaust, buschig. Das waren Wolken unter uns. Der Himmel unter uns, die bauschigen, pflaumigen Wolkenbänke so tief unter uns, als man sie sonst über uns zu sehen gewohnt ist. Die Wolken verkündeten die Nähe des Landes, wie es die Möwen den Schiffern tun. Afrika unter uns, Ägypten!

6. X. 11. 20 h. Kurz vor 11 h von Kairo abgeflogen. Der gestrige Flug durch das Nil-Delta Gebiet war richtig prächtig, wie durch den grünen Garten Eden aus der Vogelschau! Das ganze Land in Flächen geteilt, Quadrate, Rechtecke usw., die sich wie die Felder eines Schachbrettes ausnahmen und in allen Farben schimmerten. Dorfschaften, Flecken, Städte liegen wie Nester in dieser Landschaft, kompakte Siedlungen an Wasserkanälen. Ein fruchtbarer, gesegneter Landstrich. Dann versteht man, dass in Ägypten, das zum grössten Teil Wüste ist, doch 25.000.000 Einwohner sind. [In] Kairo an [die] zwei Millionen.

Gegen 6 h abends langten wir vom Flugplatz im Heliopolis Palace Hotel an. Der Horizont war in dämmeriger Glut der Wüstenbeleuchtung getaucht. Ein Bad im heissen Afrika tat wohl. Das Mammothotel war in besseren Zeiten erstanden, da Touristen aus Europa und Amerika in Scharen ins Land strömten. Jetzt gähnen die einst prunkhaften Räume in die Leere. Passagiere der verschiedenen Flugzeuge scheinen dort Unterkunft zu finden.

Am Morgen den 6. X. gab es eine Reise im Autobus durch die Stadt, rechts das Shepheard Hotel, linker Hand des botanischen Gartens. In Ornat des Königspalasts predigte in schlechtem Französisch der behäbige, einheimische Dolmetscher. Wir überqueren den Vater Nil. Dann einen anderen Arm von ihm. Unser Bus hält auf die Pyramiden von Gizeh. Knapp vor der Sphinx ragen sie aus der Sandwüste hervor, in ihrem Hintergrund die drei grossen Pyramiden. Wie anders ist das Bild heute als damals vor 25 Jahren, da ich die Sphinx zum ersten Mal sah, deren Kopf kaum aus dem Sand herausragte. Jetzt ist eine Tempelanlage vor ihr aus der Sandwüste herausgegraben. Sie selbst prangt in ihrer ganzen Grösse und Länge. Die Sphinx ist enthüllt, sie macht nicht mehr den Eindruck des Rätselhaften, eines Fabelhaften.

Zu den Pyramiden schauten wir von unten hinauf, da unsere Zeit kurz bemessen war. Vor einem Menschenalter konnte man bequem mit seinem Dragoman alles besehen und betasten. Jetzt stehen bewaffnete Polizisten an allen Ecken und Kanten, die den Besucher immer nur den einen Weg wei-

sen. Die Romantik ist gewichen seitdem die Sphinx erwacht ist. Photographen und Kameltreiber verfolgen uns zur Linken und zur Rechten. Ein Bild hoch zu Kamel scheint drei Dominikanerinnen, Missionarinnen, zu faszinieren. Der Apparat knipste sie – die Kamele schauten diesmal besonders stolz darein ob dieser Last!

Ein Besuch im Museum weckte bei allen Besuchern nur den einen Wunsch, nochmals und länger. Die Kunst und der Reichtum Altägyptens schaute uns aus hunderten Vitrinen entgegen.

Eben ist es 12 h. Wir fliegen durch die Wüste in mässiger Höhe. Die gerollte Sandfläche breitet sich in ihrer Unendlichkeit unter uns aus. Die Thebais? Ich schaue nach einer Oase aus, nach einem Dattelpalmenbaum, in denen die Einsiedler Paulus und Antonius ihre karge Wüstenkost assen, die ihnen die Dattelpalme und eine Krähe spendete. Jedoch die Wüste ist weit und breit ohne Quelle und ohne Grün, kein Vogel durchfliegt die Luft als nur unser Metallvogel, Sobelaire.

7. X. 9.15h. Wir fliegen irgendwo durch die Nillandschaft südlich Khartums. Das Flugzeug wurde gestern nachmittags sattam hin und hergeschubst, dass es Luftkranke gab. Mir machte es wenig. Es wurde allmählich so kühl, dass ich meinen Rock anzog. Mittags wurde eine kalte Platte an Bord gereicht, reichlich! Mein Befinden war gut. Das Starren auf die Wüstenlandschaft ermüdete auf die Dauer. Monotonie, Sandwüste in allen Schattierungen, bisweilen Felsenlandschaft – wie es schien vom Sand verweht. Dann wurde ein Wasserlauf sichtbar, offenbar der Nil, der dort gerade einen grossen Bogen schlug – oder einer seiner Nebenarme. Nach einem Schläfchen, als ich wieder hinunter auf die Landschaft schaute – wurde eine Stadt sichtbar, dann wieder eine, zwischen durch die Strasse. Khartum! Ein herrlicher Anblick diese in die Wüste gesetzten Lehmhäuser, ohne Baum und Strauch. Seitwärts jedoch wurde die Stadt im Grün von Bäumen sichtbar, offenbar die Europäerstadt. Das Flugzeug glitt langsam abwärts, damit wurde auch die Hitze grösser und grösser. Als wir den Flugplatz betraten, umgab uns die Hitze einer subtropischen Wüstengegend: der Schweiss rann den Körper herunter. Wieder ging es nach Erledigung der Formalitäten ins Hotel C. am Ufer des Vater Nil gelegen. Dort lag ein Nildampfer vor Anker. Ich konnte mir eine Fahrt auf dem Nil – nach meinen Erfahrungen am Sambesi aus früheren Zeiten ausmalen; brr!

Das Bad im Hotel wurde keine Erfrischung, war doch das „kalte“ Wasser lauwarm. Der Schweiss rann in Strömen. Alte Erinnerungen an die Tropen wurden wach.

Der Abflug von Khartum ging in aller Frühe vonstatten. Um halb sieben waren wir schon in der Luft, Gott sei Dank. Bald hinter Khartum ändert sich das Landschaftsbild. Der Nil teilt sich in verschiedene Arme bzw. hat viele Zuflüsse.

Die Landschaft ist grüne Savanne, von dunklem Baumwuchs durchzogen. So weit man es aus der Höhe ausmachen kann, herrscht dort Leben. Der Nil windet sich in vielen Windungen durch diese Landschaft. Einen Zufluss verfolgte ich weit hinab bis zum Horizont; kenntlich an einem dunklen Streifen (Galeriewald), der sich wie ein mächtiger Python durch die Landschaft wand. Dann wieder tauchte der Nil auf, diesmal rosaschimmernd. Wieder änderte sich das Landschaftsbild. Der Horizont zur Linken glich einer dunklen Wolkenwand. Ein Gewitter am Morgen? Kaum glaublich. Beim Näherkommen entpuppte sich die Landschaft als dunkler Wald. So geht es weiter und weiter; jetzt hüllt eine Dunstschicht die Landschaft in einen Schleier, dass man nur wenig am Boden ausmachen kann. Über uns brütet die Tropensonne.

Was sich die am Ufer des Nil hausenden Schilluk und Nuer über den Metallvogel am Himmel über ihnen für Gedanken machen mögen, weiss der Himmel. Eben wurde ich von der Stewardess gefragt, welche Adresse man für mich im Kongo festhalten sollte. Ich weiss keine richtige. Ich gab somit die Mission von Bunia an; möglicherweise wende ich mich zuerst nach dorthin, vielleicht auch anderswohin.

Um 11 h Landung in Juba. Die ersten Passagiere ab. Drei Schwestern. In zwei Stunden sind wir in Irumu. Dann beginnen die „matata“ Schwierigkeiten: pour se débrouiller!

Es geht alles in nomine Domini. Nachmittags 1.15h Landung in Irumu. Welche Überraschung! Père Maeyens, Mission Badiya, wartete auf mich. Auch mein früherer Boy Muschensi war aus Beni zur Stelle. Sonderbar! Nsiku Mbiri ist leider tot. Taucht dafür Pirubafu auf!

Ich sitze in Badiya, 25 km von Irumu weg. Montag geht es in den Wald. Soweit ist alles klar. Deo gratias!

Badiya Mission, 8. X. 49

Gestern hier angekommen. P. [Leopold] Maeyens [1903–1961] hatte mich in Irumu abgeholt. Eine noch junge, im Bau begriffene Mission. Die Missionare stecken alles, persönliche Kraft und alle Mittel in den Ausbau der Mission. Für eigenen Comfort haben sie keinen Sinn. Sie leben persönlich ärmlich, mehr wie bescheiden, und geben auch auf das Äussere ihrer Leute – ich meine der Leute, Neger, in ihrem Dienste, wenig Gewicht. Das mindert in meinen Augen die Mission in ihrer Wirksamkeit. Mir scheint, dass auf die Pflege des Menschlichen mehr Gewicht gelegt werden müsste. [Der] Christ muss auch ganzer Mensch sein.

Abends war Kreuzwegandacht. Vorne rechts die grösseren Buben, links die kleineren Wichte, Knirpse von 6 bis 8 Jahren, an 120 Stück, wie Heringe neben einander. Sie sangen und beteten mit einer Wucht als müssten sie die Kirche stürmen. Rechts hinten waren die Männer, links die Mädchen und Frauen. Letztere recht still. Hörte abends vor der Andacht Lateinische Litanei, Parce Domine [Verschone Herr], etc. Es scheint, dass die Gemeinde in allen Sprachen gewandt ist.

Kokonyange, km 576, den 11 X. 49

Infolge des Umstandes, dass mich Père Maeyens vom Flugplatz in Irumu abholte und mich in seine Mission Badiya brachte, erfuhr mein Arbeitsplan eine Änderung. Ich fuhr weder nach Bunia um mein Geld zu holen, noch nach Avakubi-Stanleyville, sondern ging auf den Plan ein, in einem neuen Posten der Mission, Mbénzu genannt, meine Arbeit zu beginnen. Diese wurde bald dahin geändert, dass ich im Negerdorf Kokonyange (rotes Huhn) 20 km weiter ab von Mbenzu mich niederliess. Gestern den 10. X. hier angekommen. Gestern und heute waren Bambuti in Haufen um mich und führten ihre tollen Tänze auf. Dazu kamen auch noch Babira, mit denen ich ihre Sprache und ihre Sitten zu studieren beginnen konnte. Die Sache ist gar nicht leicht. Nun der Reihe nach.

Gegen 1h nachmittags am 7. X. landete unser Flugzeug in Irumu. Sofort galt es eine Menge Papiere auszufüllen, dann Zoll. Ich sollte 500 frs Zoll für meine Photoapparate zahlen. Man befreite mich davon als man aus den Papieren erkannte, ich reiste halb offiziell.

Die Überraschungen waren: 1. die Gegenwart P. Maeyens, Weisser Vater. Der kam, um mich abzuholen, was mich sehr angenehm berührte, da ich sofort ein Heim hatte; und 2. die Gegenwart meines ehemaligen Boy Victor Muschensi, der sich jetzt Pakanjira nannte, etwa Wandersmann oder Vagabund. Er überbrachte zwei Schreiben, eines des Apostolischen Vikars von Beni, und ein anderes des Administrateurs von Beni, die mir beide Muschensi zuschickten, da mein anderer Boy Nsiku Mbiri vor zwei Jahren gestorben ist. Ich musste Muschensi für einige Tage stehen lassen, da ich mit dem Missionar nach seiner Station Badiya reiste. Vorher erledigten wir allerlei Sachen auf der Post, beim Kommissariat, etc. Jadin telegraphierte: campement en route – leider war er noch nicht da.

Badiya, 25 km östlich von Irumu, hat eine schöne Lage, 800 m hoch unter den Babira, im Angesicht des Stanley Berges, wo Stanley zweimal auf der Suche nach Emin Pascha campierte. In der Nähe der Mission hatte er einen Neger gehenkt, wegen Meuterei, um der übrigen Mannschaft eine

Lektion zu geben. Ansonsten hat Stanley unter den hiesigen Negeren einen guten Namen, da er ihnen angeblich nur Gutes tat.

In der Mission war man sehr zuvorkommend, auch Msgr. [Alphonse Joseph] Matthysen [M. Afr., 1890–1963] hat Auftrag gegeben, mir in jeder Weise behilflich zu sein.

Eine Überraschung war die Begrüssung mit dem Katechisten Camillo, der 1934 bei Motoni Lehrer war und mir damals gut half. Mit ihm und anderen Katechisten konnte ich allerlei nützliche Dinge erfragen.

Weiterhin die Eindrücke in der Kirche, die auf mich die Negerchristen machten, besonders die Kinder. Das Beten, der Gesang. z.T. lateinisch.

Maeyens hält auch zu Tempels und seiner These. Er ist in der Sprache sehr gut zuhause und kennt sich im Babira Leben aus. [...]

Die Ernährung hier lässt insofern zu wünschen [übrig] als es keinen Reis gibt, kaum welche Eier und Hühner. Der schwarze Markt herrscht hier vor. Man kann es den Negeren nicht verübeln. Manches kommt mir zu teuer vor, was jedoch bei näherer Prüfung in Ordnung ist. So hat man mir heute eine Matte für 30 frs angeboten, die ich ablehnte. Eigentlich sind es nur 3 frs!!

Beschäftigt bin ich genug. Vor allem Sprachstudien, die sich aber sehr schwierig gestalten, weil einmal die Babira sehr undeutlich sprechen, dazu kommen fremde Laute und schliesslich Töne! Auch mein Interpret entpuppt sich als wenig tauglich. Gott Dank, dass es mit dem Kingwana von Tag zu Tag besser geht. Leider habe ich unter den Alten immer noch keinen gefunden, der Sagen und Mythen zu erzählen im Stande wäre.

Die Bambuti kommen täglich in Scharen zu mir und wollen mir was vortanzen. Den ersten Tag habe ich es mir gefallen lassen, den 3. Tag heute schickte ich sie ins Dorf. Jedenfalls bekommen sie ihren Tabak und ihr Salz.

Immerhin habe ich schon Neuigkeiten über das Leben der Neger wie der Bambuti erfahren. Ich glaube, dass man niemals auslernen wird. Ich finde unter den Babira von Kokonyange viele schwarze Typen.

Übermorgen beginnt die Initiation. Soweit möglich will ich der Sache nachgehen und Zeuge des Ganzen sein. Auch viele Bambutiknaben, die schon in der Tracht der Initiationsknaben herumlaufen, nehmen daran teil.

- 1) Zum Thema: Leichenbestattung Gras-Babira und Bahema, Männer und Frauen Rückenlage, Kopf nach Osten, Füsse nach Westen, Leiche schaut nach oben.
- 2) Balese bei Motoni. Männer und Frauen: Leiche hockt in einem kreisrunden Loch (wie es zur Bierbereitung gegraben wird). Die Leiche ragt z.T. aus dem Loch hervor – wird oberflächliche mit Erde zugedeckt. Der Hockende schaut nach Süden.
- 3) Wald-Babira. Männer und Frauen: Leiche ausgestreckt, rechte Seitenlage. Hände vorn ausgestreckt. Kopf gegen Norden, Füsse nach Süden. Leiche schaut also nach Westen.
- 4) Bambuti der Wald Babira. Früher als hockend ausgesetzt und verbrannt. Richtung ? – Heute begraben sie; die Lage der Leiche ist aber anders als bei Babira. Kopf nach Norden, Füsse Süden. Linke Seitenlage. Schaut also gegen Osten.

Kokonyange, 11. X. 49*

Es ist 3/4 8. Hier also schwarze Nacht. Aus diesem Grunde schreib ich Dir einige liebe Grüße. Kokonyange ist ein großes Negerdorf, nach dem Häuptling benannt: rotes Huhn! Ich wohne in einer Rasthütte, gar nicht schlecht. Ich esse besser als ich es auf der Missionsstation Badiya bei den Patres getan habe. Ich habe mich leidlich eingerichtet und bereits auch schon mit der Arbeit begonnen. Heute tanzten die Bambuti wie wild vor meiner Hütte, sodaß sie mich aus meinem Mittagsschlaf

geweckt haben. Es ist den ganzen Tag großer Betrieb, Neger, Pygmäen durcheinander, dazwischen die Boys mit ihrer Arbeit, besonders der Küche, die noch nicht recht funktioniert. Die zwei Tage kosteten mich rund 7000 frs. Das ist natürlich sehr viel. Es waren aber Anschaffungen nötig. Das interessanteste Stück meines Inventars ist mein Boy Victor Muschensi, den Du im Roman [Der ewige Ruf, 189ff] beschrieben findest. Ein drolliger Kerl, der froh ist, daß er mich wieder gefunden hat. Er ist jetzt Vater von vier Kindern, das fünfte ist unterwegs. Über Muschensi, der sich heute Paka Ndjira nennt, wird noch eine Geschichte geschrieben werden. Er hat seinen Namen gewechselt, er heißt jetzt: Wandersmann oder Vagabund, weil er stets unterwegs ist.

Natürlich hatte ich bis heute keinerlei Langeweile, habe Arbeit und Sorgen genug, um meiner Aufgabe gerecht zu werden. Ich celebriere hier in der Rasthütte, durchaus würdig. Ich glaube, daß es Dir gefallen würde. Leider habe ich noch keine rechte Lampe. Gesundheitlich geht es soweit gut. Das Rheuma im Knie hat einigermaßen nachgelassen. Was ich heute gegessen habe? Morgens Kaffee, Butterbrot, Käse. Mittags: Suppe, Huhn, Kartoffeln, Erbsen, Gläschen Wein, Kaffee. Damit Du Dir und Anna ein Bild machen könnt.

Übrigens hatte ich nach Ankunft in der Missionsstation Badiya auf der Harmonika das „Großer Gott“ gespielt. Nun werde ich wieder etwas spielen. Ich bin ganz allein in der Bude. Mein Boy Muschensi schläft in der Küche, einige 15 m abseits. [...]

Heute früh 12. X. nach der Messe eine Überraschung. Ich hatte vom Gebälk der Hütte einen Schinken hängen. Daran saßen mächtige Trauben roter Ameisen. Prosit!

Kokonyange, 14. X. 1949 1/29 h nachts

Es ist gerade keine Freud bei einer Funtzen zu schreiben, die ein trübes Licht gibt. Wohl habe ich gestern eine Pressluftlampe erhalten, aber es fehlt der Alkohol, um den Motor in Gang zu bringen. Immerhin habe ich die freundliche Aussicht, bald eine Lampe zu haben, bei deren hellen Schein ich die langen Abende zubringen kann, ohne dass ich stundenlang in die finstere Nacht hinein starre oder mich mit meinem Boy Pakanjira, ehemals Muschensi, unterhalten. Sonst ist ja in der Nacht niemand bei mir oder in meiner Nähe.

Mit der Dämmerung um 1/2 6 h beginnt für mich der Tag. Bislang bin ich stets froh gewesen, dass ich dem Feldbett Lebewohl sagen konnte. Es bekommt mir gar nicht. Elende Schmerzen in der Nierengegend wecken mich schon sehr früh. Um 6 zelebriere ich an einem Feldaltar. Einige Christen aus dem Dorf finden sich regelmässig ein und rezitieren dabei ihre Gebete in der Verkehrssprache.

Nach der Messe habe ich meine Last, mich für einige Minuten zurückzuziehen. Das Leben beginnt. Neger und Pygmäen treten auf, die Boys räumen auf, das Durcheinander beginnt. Das Frühstück wird vom Boy aufgetragen. Muschensi fungiert als Koch.

In der Früh hat er Hafergrütze gekocht, dazu gibt es schwarzen Kaffee – und solange Brot da ist, auch Brot. Letzteres muss ich mir aus einem der Posten kommen lassen, was keine Angelegenheit ist, da viele Lastkraftwagen die Strasse passieren, an der das Dorf liegt.

Dann treten drei alte Babira auf, die ich als Lehrmeister in ihrer Sprache und in ihrer Lebensart gewonnen habe. Sie kommen regelmässig und sind ausdauernd. Das Hin und Her in fremden Sprachen, die mir noch keineswegs geläufig sind, ist natürlich ermüdend.

Zwischendurch kommen vielerlei Dinge an einen heran, nicht zuletzt Muschensi der neugierig ist, was gekauft werden soll. Augenblicklich keine Schwierigkeit, da dieser Tage eine Antilope gebracht wurde. Also Fleisch, Reis oder Kartoffeln und eine Suppe. Einmal hat er sich auch schon in Pfannkuchen versucht, man könnte sie nahezu Palatschinken nennen. Sie sind ihm geglückt. Er grinste vor Freude über das ganze Gesicht als ich ihn dafür lobte. Ich aß zwei Tage daran. Leider haben er und

der Boy in 4 Tagen 1/2 kg Zucker verbraucht, natürlich für sich. Das kann ich mir in der Wildnis natürlich nicht leisten. Seit gestern ist der Zucker hinter Schloss und Riegel.

Draussen ist grosses Geschrei. Der Nzamu, das ist der Hüter der Rasthütte, der für die Ordnung zu sorgen hat, liegt im Kampf mit den Ameisen. Das geht schon seit dem ersten Tag so, dass er mit Feuer diese unangenehmen Gäste bekämpft. Die erste Überraschung erlebte ich schon am 2. Morgen. Man hängt gefährdete Lebensmittel in der Hütte auf, um sie vor allerlei Gewürm zu schützen. Vom Balken hing nun ein in Papier gewickelter Schinken herab, den ich als Zubusse aus Irumu mitführte. Nach der Messe, stiess mich mein Muschensi, der auch den Messner schlecht und recht macht, an und zeigte mit seinem Schnauzengesicht gegen den Schinken an der Decke. Dabei lachten seine Augen den mir bekannten Schelmenglanz. Ich sah schwarz-braune Trauben an dem Schinken hängen. Muschensi grinst: Siafu! Also rote Ameisen, die sich die Wand hoch am Querbalken entlang und den Strick hinab zum Schinken vorgearbeitet hatten. Er war nur angenagt. Ich glaube nicht, dass er eine zweite Nacht überstanden hätte. Dann begann der Ameisenkrieg und dauert bis zum heutigen Tag fort. Tritt man in der Nacht ins Freie, dann kann man sicher sein, dass man von den bissigen Ameisen angefallen wird. Mein guter Freund Dr. Jadin hat mir ein Mittel zur Vertilgung allen Ungeziefers gesandt, eine Verstäubungspumpe und zwei Säckchen mit dem Ungeziefer Pulver. Er schrieb begeistert dazu: „Nun sind sie vor allem Ungeziefer sicher, vor Mosquitos, Wanzen, Ameisen!“

Jawohl, prosit. Die Ameisen ziehen ruhig ihre Bahn weiter, und mein Nzamu und die Boys haben Last genug, ihr Eindringen in die Hütte zu wehren.

Wieder sitze ich mit meinen Babira Gelehrten beisammen als uns lautes Geschrei hinaus treibt. Zwei Bambuti sind gerade dabei, eine Schlange zu erschlagen, die den Weg zur Veranda meiner Hütte gefunden hat. Nun höre ich, dass Kokonyange nicht nur mit roten Ameisen, sondern auch mit Schlangen gesegnet ist.

Dann kommen Leute heran, um Medizin für ihre Krankheiten zu erhalten. Es hat sich bereits rund gesprochen, dass der Postlastwagen in letzter Nacht vier grosse Säcke mit Medizin bei mir abgeladen hatte. Ich stand anfänglich ratlos vor den Sachen und prüfte im Schein der Laterne, woher sie wohl kommen mögen, und welches ihr Inhalt sein könnte. Mein getreuer Muschensi stand neben mir. Es juckte ihn, zu erfahren, was das alles sein könnte? Ich traute mich anfänglich nicht ans Auspacken. Schliesslich ging Muschensi doch daran. Erstes Paket zwanzig Wattepakete und 5000 Stück Chinintabletten. Medizin aus Leopoldville [Kinshasa] in Salben, Pulvern und Flüssigkeiten für meine Pygmäen. Das Flugzeug brachte die Lasten nach Stanleyville [Kisangani] und der Postwagen [kam] über Mambasa bis zu mir, von Stanleyville bis Kokonyange 575 kam.

Muschensi grinste, als ich ihn noch am gleichen Abend zu meinem Heilgehilfen – er nannte es infirmier – ernannte. Ich wusste bereits, dass er in den letzten Jahren bei Ärzten und in Spitälern ausgeholfen hatte. Er kannte sich einigermaßen aus. Nun wusste ich, warum mir die Vorsehung Muschensi zugeführt hat.

Im Bewusstsein seiner neuen Stellung verkündete er, dass er von 2 Uhr ab nachmittags die Kranken behandeln würde, früher nicht, denn dann hätte er andere Arbeit in der Küche.

Ich begab mich bald am Nachmittag in den Wald, um den Beginn der Initiationsschule mitzuerleben, den Bau des Lagers für die Initiation. Währenddessen hantierte Muschensi als infirmier. Als ich gegen 4 h heimkam, war er noch von Kranken umlagert. Er meldete, dass er bereits 14 Kranke behandelt hätte, worüber er Buch zu führen vorgab. Ich war stolz auf meinen Muschensi und er fühlte sich in seiner Würde.

Ich war mit der Aufzeichnung meiner Erfahrungen im Initiationslager beschäftigt, als im Nebenraum Lärm geschlagen wurde. Ich hörte Hiebe herunterprasseln; ich eile hinüber und sehe wie die Boys einer zweiten Schlange den Garaus machten, die sich unter mein Bett geschlichen hatte. Eine Giftschlange, Genossin der ersten. Der Boy trug sie auf die Strasse, dass sie von einem vorbei fahrenden Laster zermalmt würde. Nun, angenehm war mir dieses Erlebnis nicht. Schlangen im Bett!?

Dann kam das Abendessen: Reste des Mittagessens. Der Appetit ist ja nicht gross. Ein Spaziergang durchs Dorf beschliesst den Abend. Die finstere Nacht senkt sich schnell herab. Im Liegesessel ausgestreckt, schaute ich dem Wetterleuchten zu. Feuergarben leuchten in allen Richtungen auf, in der Ferne dumpfes Donnerrollen. Im Gebüsch links und rechts und vor mir tanzen unzählige Glühwürmchen. Der Himmel bleibt diese Nacht von Wolken verhüllt, kein freundlicher Stern blickt auf mich herab, abseits rechter Hand in der Niederung, wo der Bahahafluss fliesst, hört man das gruselige Geplärr des Klippschliefers. Ich ziehe die Mundharmonika hervor und zaubere die Heimat hervor.

Samstag, den 15. X. 49, Kokonyange

Nkumbi: Heute überkam mich das Gruseln, und ich bekam einen Einblick in das dunkelste Afrika, als ich den Zeremonien der Beschneidung von Anfang bis Ende habe beiwohnen können. Mit den Vorbereitungen hatte man bereits seit zwei Tagen begonnen. Gestern wurde das Lager, unweit des Dorfes des Capitas Mahouhou im Wald gebaut. Männer, meistens jüngeren Alters, waren mit dem Bau einer Hütte in einer frischen Rodung beschäftigt. Bambuti waren auch dabei. Im Hintergrund des Platzes war auf Gabelpfosten ein Gerüst aus halbierten Stämmen des Kombi Holzes erbaut, welches Gerüst schräg nach vorn zulief. Die Balken waren von der Länge, dass Knaben der Länge nach darauf liegen konnten. Sechsmal waren zwischen den Balken breitere Schlitzöffnungen gemacht, die einen bestimmten Zweck hatten, wie wir noch sehen werden. Vor dem Gerüst standen wieder Gabelstützpfosten in einer 1 m Entfernung mit einem Firstbalken darüber in gleicher Höhe wie das Gerüst.

Man baute die Hütte so weiter, dass man an der Rückwand kräftige Ruten in den Boden rammte und diese mit Querlatten von Bambusstangen befestigte. Der Bau stieg immer höher empor indem immer wieder neue Ruten eingefügt und angebunden wurden. In einer Höhe von mehr als drei Metern kippte man die Rutenwand mitsamt den Bauleisten so nach vornüber, dass sie ein Gewölbe bildete. Man versteifte dieses Gewölbe von der anderen Seite mit weiteren kräftigen Ruten. Wie ein Tonnengewölbe lag nun das Dach über dem Lagergerüst; es wurde an der vorn angebrachten Firststange festgebunden. Die beiden Firstseiten wurden mit Ruten abgedichtet und dann das Dach und die Stirnseiten mit den üblichen Mangongi Blätterziegeln dachartig bedeckt. Das Innere der Hütte wurde ganz dunkel gehalten, nur durch eine niedrige Tür fiel etwas Licht ein. Vor dem schrägen Lagergerüst aus Balken war ein etwa ein Meter breiter Gang frei geblieben.

Rechter Hand neben der Hütte war in einem abgetrennten Raum ein Gatter aufgerichtet, das aus drei Querstangen bestand, die an schräggestellten Pfosten befestigt waren. Hand gegen das Gatter gelehnt, standen dann die Beschneidungsknaben, als an ihnen die Operation vorgenommen wurde.

Am Morgen des 15. X. waren meine Babira Gewährsmänner zur Stelle. Angeblich sollte um 8 Uhr früh die Feier beginnen. Man hatte jedoch keine Eile. Man musste die Sonne abwarten. Man erzählte mir also inzwischen den Ursprung der Initiation.

Am Anfange waren Tukúlu und Amáima. Letztere, also eine Frau, hatte die Beschneidung aufgebracht. Sie hatte nämlich Kema Affen im Wald beobachtet, wie sie die Initiation durchführten. Sie ging nun daran, sie auch unter den Menschen einzuführen. Sie nahm zwei Mädchen und beschnitt sie im Walde. Beide Mädchen aber starben. Sie probierte es an zwei weiteren, doch auch diese starben. In ihrer Not ging sie zu ihrem Mann Tukúlu und erzählte ihm alles. Der wiegte bedächtig den Kopf und meinte, dass er dieses erst an Männern probieren wolle. Er versuchte es und es gelang. So kam die Beschneidung unter den Menschen auf.

Als ich mit meinen Gewährsmännern um 10 Uhr etwa zum Initiationsplatz kam, waren zwar schon einige Männer und Burschen zur Stelle. Aber es hatte noch keine Eile. Inmitten des Platzes, der als

Tanzplatz ausersehen war, hingen an Baumpfosten 4 Trommeln, am Boden 7 Klanghölzer. Am meisten wunderte mich, dass ein Stück des Platzes durch eine Liane abgetrennt war, an der Bananenblätter hingen. Das war sozusagen der Vorplatz, der für die Frauen bestimmt war. Sie konnten also doch Zeuginnen der Vorkommnisse sein, allerdings nur aus der Ferne. Es ist Tabu für die Frauen, den Platz über die gespannte Liane hinaus zu betreten. Von der Beschneidung sahen sie deswegen nichts, weil die Männer jeweils den Operationsplatz, das ist das vorhin genannte Gehöft mit dem Gatter umstellten. In diesem Gehöft standen zwei irdene, mächtige Töpfe, die später mit Wasser gefüllt wurden, um die Wunden zu waschen. Ein junger Mann war am Dengeln eines krummen Messers, es war ein Beschneidungsmesser, das für die Operation zugerichtet wurde. Das Messer ist für die Frau tabu und wird von ihr ferngehalten. Übrigens wird dieses Messer so in grüne Blätter gehüllt, dass man es nicht vermutet. Zwei Messer wurden in Tätigkeit durch zwei Operateure gesetzt. Neben den Operateurs ist ein Gehilfe, der das Glied für die Operation zurechtet und es hält.

Männer und Burschen in wilder Tracht begannen ihre Tänze aufzuführen. Die Trommler wirbelten. Die Tänzer mit den Faserschürzen, mit Schwänzen aus Gras an den Armen, mit Fell-, Federmützen oder Faseraufputz, mit allerlei Farben Gesicht und Körper bemalt, machten einen gruseligen Eindruck. Dazu die mimischen Tänze mit Grimassen aller Art, die Affentänze nachahmten, dazu das Rasseln von Bein- und Handrasseln, macht tatsächlich einen gruseligen Eindruck. Die Gestalten hüpfen bald einzeln umher, bald bewegten sie sich in rhythmischem Tanz um die Trommeln. Immer mehr Menschen strömten herbei, vor allem Frauen, die den Vorplatz füllten. Sonderbarerweise alle schon in Tücher gehüllt, während die Männer, vor allem die Tänzer die althergebrachte Tracht anhatten. Es wurde spät und später. Die Ganza, das sind die Beschneidungsknaben, hatte man immer noch nicht zugerichtet. Das war Aufgabe der Frauen. Solange die Knaben noch nicht beschnitten sind, befinden sie sich in der Obhut der Frauen und Mutter. Nach der Beschneidung und der Initiation haben sie nichts mehr mit der Frauenwelt zu tun. Sie sind in die Gemeinschaft der Männer aufgenommen.

Hin und wieder stürmten Burschen durch die Frauen hindurch und stürmten ins Lager, wobei sie Matunguru-stengel wie Speere schwingen, dann wieder kehrt machten. Immer wildere Gestalten betraten das Lager. Dann trat eine Gruppe schwarz getünchter Knaben, die sonderbare Flechtsessel trugen, auf. Sie fielen durch ihre Tracht und Schweigsamkeit auf. Sie hielten sich bescheiden abseits und setzten sich auf die mitgebrachten Sessel nieder. Das waren die Baganza, die vor etwa 2 Monaten beschnitten worden waren. Sie hatten ihr Noviziat nicht zu Ende, waren darum zum Schweigen verpflichtet und durften sich nur auf ihre Sessel hinsetzen, die sie überallhin mit sich führten, und die Tracht der Baganza anhatten.

Endlich hiess es: sie kommen. Lautes K_el_el_e der Frauen, wüster Trommelwirbel. Schrecklich bemalte Männergestalten schlangen Maturustengel wie Lanzen und führten in ihrer Mitte die Beschneidungsknaben heran. Im Eilschritt durchstürmten sie mit den Knaben das Lager, und führten sie wieder zu den Frauen zurück, wo sich die Knaben niederliessen. Es waren ihrer diesmal nur 5. Den sechsten hat seine Mutter im letzten Augenblick nicht zugelassen. Es waren drei Negerknaben und zwei Pygmäen im Alter von 6–10 Jahren. Die Baganza waren kahl geschoren und hatten Schürzen aus grünen Bananenblattstreifen um, die mit Schärpen an den Schultern hingen. Sie waren ebenso wie die Tänzer mit allerhand Farben bemalt. Man sah ihnen die Angst aus den Augen an. Die Frauen sangen, die Trommeln wirbelten, die furchtbar aufgeputzten Tänzer führten ihre schrecken-erregenden Tänze auf, die zeitweise zu Jagdtänzen ausarteten, [bis] die Männer mit den mimischen Speeren ins Lager stürmten und die (Affen) Tänzer angriffen. Dann wieder stürmten andere ins Lager, ergriffen die unter den Frauen hockenden Knaben und jagten mit ihnen im Lager umher. Es war ein Hexensabbath, ein Höllenlärm. Wieder sassen die Knaben unter den Weibern, wieder tanzten die 20 Masken umher, – da ein Schlag auf das Klangholz. Der jüngste Knabe, ein Pygmäe, wurde aus der Schar hervorgeholt, lautes k_el_el_e der Weiber, als der Knabe in wilder Hast von den Männern

ergriffen zum Beschneidungsort gejagt wurde. Einer ergriff ihn, hob ihn hoch und schon stand das Opfer gegen das Gatter gelehnt, von einem Mann hinter ihm fest umschlungen. Er redete auf die wilden Männergestalten um ihn herum ein. – Wie ich hinterher erfahre, redete er auf die Männer ein, sie sollten ihn nicht festhalten, er wolle mutig alles ertragen. Und richtig hält er durch – als man ihm den Bananenschurz mit einem Pfeil vom Leibe trennte. Wildes Geheul ringsherum, die Männer umstellten den Platz und johlten, die Trommeln wirbelten. Ich versuchte irgendwie Zutritt zu gewinnen um einen Schnappschuss zu machen. Ich zitterte vor Erregung und Grauen und war erschöpft. Ein Blatt wurde dem Knaben vors Gesicht gehalten als der Operateur das grosse Messer führte, um den ersten Schnitt zu machen. Ich hörte keinen Schrei. Einen Schnitt, dann wieder einen, dann noch einen. Das Blut strömte zu Boden. Mit Wasser wurde die Wunde wiederholt abgespült, dann das Futral aus dem weichen Kerenubblatt dem wunden Glied aufgestülpt. Die Operation ist zu Ende. Man wirft dem Knaben ein Tuch um, er wird von Männern aus dem Gehöft heraus und ums Lager herumgeführt. Lauter Jubel der Frauen, Trommelwirbel, Geheul.

Schon ist der Knabe in der Hütte verschwunden, auf das Gerüst gehoben und so hingelegt, dass das wunde Glied in den offenen Schlitz zwischen zwei Balken zu liegen kommt. Ein Bündel aus Bananenblättern wird dem Patienten unter das Kinn gelegt. Er hat es überstanden. Neben ihm hockt der Pygmäenvater in Sorge um sein Kind. Die Mutter hat keinen Zutritt. Sieben Tage lang muss er so liegen bis die Wunde geheilt ist. Stirbt er aber, dann wird der Mutter vor die Hütte ein Erdkegel, den Aasfliegen zu machen pflegen, vor die Hütte gelegt. Sie weiss, was das zu bedeuten hat und beginnt die Totenklage. Im Lager jedoch macht man kein Aufhebens davon, dort darf niemand weinen und klagen.

Im Lager geht der Höllenlärm weiter, es warten noch vier auf die schreckliche Prozedur, die jeweils an zweien zugleich von zwei Operateurs vorgenommen werden soll. Ich aber bin schon ganz krank und erschöpft. So etwas hatte ich noch nirgendwo auf meinen Reisen erlebt. Ich wollte Ruhe haben und zog mich für eine Stunde zurück.

Als ich wiederkam, war der Lärm womöglich noch toller. An zwei Knaben sollte noch die Operation vorgenommen werden. Wieder jagte man die beiden in wildem Lauf durchs Lager, einen Pygmäenknaben und einen kräftigen Negerburschen. Wieder der ominöse Schlag mit dem Klangholz und im wilden Lauf führte man die Opfer zur Schlachtbank. Standhaft sein und keinen Laut von sich geben ist die Parole für die Baganza. Der Negerbub schaut, das Gesicht von Schmerz verzerrt zum Himmel, als das Messer Schnitt für Schnitt macht. Grässliche Operation, ohne Narkose, ohne septische Vorsichtsmassregeln inmitten heulender, grässlich bemalter Gestalten, die kein Mitleid zeigen. Dass nun die Operation auch richtig durchgeführt werde, darum noch hier ein Schnitt, dort ein Schnitt. Das Blut rinnt zu Boden. Nun wird das Futral aufgestülpt, das Tuch umgeworfen. Lautes, freudiges Johlen der Frauen grüsst die Baganza, die bald neben ihren Genossen in der Hütte erscheinen werden und ihr Lager einnehmen.

Es ist vorbei – Da, unter den Frauen ein wüster Lärm, eine Schlägerei. Eine Frau hat der anderen weisse Tonerde auf den Leib geschmiert, das war zuviel. Man wurde handgreiflich. Männer eilten herbei, um den Frieden wieder herzustellen. Das Zetern und der Lärm wurden nur noch ärger. Stöcke sausten durch die Luft, es setzt Hiebe ab. Schliesslich zog die Weiblichkeit ab. Der Trommelwirbel ebte ab.

In der düsteren Hütte sangen die Beschnittenen Baganza ihren Song.

16. X.: Heute, d.h. morgen, habe ich Gelegenheit, wieder einen Bericht über die Initiation der Babira und Bambuti zu senden. Es ist alles schnell in der Nacht hingeworfen. Daraus muss der Bericht erst rekonstruiert werden mit ein wenig Phantasie. Ich glaube nicht, dass er die Wirklichkeit übertrifft. Es war tatsächlich gruselig – keineswegs erhebend. Ob Ihr meine Zeilen werdet lesen können, weiss ich nicht! Bitte aber alles aufzubewahren, denn ich habe keine Durchschrift.

All mein Photomaterial habe ich verschossen. Das wäre ein wundervoller Film geworden!

Soweit geht es mir gut. Keine Moskitos, aber viele Ameisen und Schlangen hier.

Die Nächte werden sehr lang, da es um 6 1/2 schon stockfinster ist und meine Lampe nicht auf der Höhe. Aus Leopoldville offenbar durch Jadin vier Riesenpacks Medizin erhalten.

19. X. 49, Bahaha

Die letzten Nächte fast nichts geschlafen! Heute Nacht überhaupt nicht. Es ist nicht angenehm in dunkler Nacht die Sturmlaterne zu nehmen und hinaus ins Clo, das seine 60m abseits liegt. Das ist Afrika. Die Vereinsamung überkommt einen besonders dann, wenn man krank in seinem Liegestuhl liegt und denkt und denkt. Ich erinnere mich an einen Strassenaufseher auf dem Weg nach Ruanda, der hatte einige paar hundert Menschen unter sich, Arbeiter, und doch war er unendlich vereinsamt. Er war allein in der Wildnis und verwünschte sein Schicksal. Solche Stimmungen können einen überkommen, wenn man seine Gedanken nicht ablenken kann durch geistige Arbeit. Das war bei mir heute der Fall. Ich habe also einen Fasttag eingeschaltet, der wird mir gut tun, hoffe ich, dass ich wieder meine ganze Arbeit aufnehmen kann.

Mein Muschensi ist ein treuer Boy; er ist mir wirklich zugetan und ich kann froh sein, ihn zu haben. Wir sitzen halt allabendlich bei Einbruch der Finsternis zusammen und trinken Thee. Man wird in Afrika bescheiden.

Es ist hier die kleine Regenzeit. In der Nacht wird es kühl. Natürlich hatte ich gestern Nacht Kälteschauer, was die Sache noch verschlimmerte.

Neues ist sonst in diesen Tagen nicht passiert. Die Neger sind sehr ruhig und faul, so dass man keine Lebensmittel von ihnen haben kann. Das erschwert auch die Lage. Das Sprachstudium hat seine Macken. Von [Dr. Gaston (Vaast)] Van Bulck [S. J.; 1903–1966] höre ich nichts.

20. X.: Heute geht die Post, so sende ich den Brief mit. Habe gut geschlafen, ich fühle mich auch wohler.

Der Dorfcchef, von dem ich ein Huhn forderte, liess dieses durch seinen Polizisten einem anderen stehlen und mir verkaufen. Prosit! Alles Gute allen. Jochi

Kokanyange den 20. X. 49

Heute früh kam Dein Brief vom 10. X. Ich hatte mit gleicher Post Aufzeichnungen mit paar Worten dazu gesandt. Da möglicher Weise heute Nacht noch ein Lastwagen nach Irumu vorbeikommt, kann ich diesen Brief noch mitschicken!

Also höre: Als ich die Post, die heute ankam las, kam mein Muschensi grinsend und fragte, ob Helene geschrieben hätte. Ich war verdutzt und fragte, was er meinte. Er meinte Dich. Er hatte es behalten, dass ich Dir, und Du mir, vor 20 Jahren oft geschrieben hatte. Ich musste lachen und bestätigen, es sei ein Brief von Dir dabei. Als ich fragte, wer denn Helene wäre, meinte er treuherzig: museka wako, dein Mädchen. Also noch mehr Gelächter. Du seiest schon eine alte Dame von 50 und verheiratet. Er meinte, es sei aber doch schön, dass meine Verwandten soviel an mich dächten. Ist er nicht ein Staatskerl, der Muschensi! Natürlich möchte er, dass Du ihm allerhand schickst, worauf ich antworte: Unmöglich!

Eben gab ich ihm den Speisezettel für morgen: Schokolade, Quaker [Oats] und geröstete Bananen. Mittags: Manniok und Rest vom Huhn! Ich bin heute wieder wohlauf und konnte gut arbeiten. Auch habe ich heute eine ausgezeichnete Lampe mit Pressluft. Das Licht ist besser als Eure Elektrizität heute. Auch kamen die Kisten für meinen Haushalt, darunter drei Eisenkoffer, leider ohne Schlüssel. Diese muss ich also vorerst abwarten. Immerhin war eine Bettmatratze dabei, die mir am

allermeisten abging. Von Jadin habe ich heute zwei Briefe erhalten. Er ist doch ein charmanter Kerl und bemüht sich nach allen Seiten. Die Behörden sind mir wohlwollend und die Missionare, die ich bisher traf auch hilfsbereit. Immerhin muss ich mit Vorsicht und Umsicht ans Werk gehen. [...] Ich kann mich auf Schilderungen nicht einlassen. Die Initiationsfeier war eine Sensation.

All mein Photomaterial ist verschossen. Ich muss schauen, dass ich aus Stan [Kisangani] oder anderswoher weitere Filme erhalte. Es gibt doch immer noch gute Snaps. Schicke mir bitte: „Der Urwald ruft wieder“. Die Wilden wollen sich im Bilde sehen. Von St. Gabriel fordere für mich an: „Der ewige Ruf“. Die sollen ihn von dort an mich senden nach Irumu. [...]

Sage Herrn Loos, dass ich ihm in Bälde einen Brief für die Männer schicken werde, damit die wissen, dass ich an sie denke. Natürlich auch einen Gruss an Deinen Bruder, an Hansl und Resi. Ich feiere jeden Tag um 6 h die hl. Messe, was mir ein Bedürfnis ist. Dabei kann ich meine Mementos machen. Ich bin jetzt 11 Tage in Kokonyange und bleibe noch an die 20 hier, um dann weiter zu reisen. Heute war Matalatala bei mir, ein Neger, der uns im letzten Lager 1934 viel geholfen [hat]. Die Leute hingen an mir.

Muschensi hat aufgetragen, Dich bestens zu grüssen. Das will doch schon was heissen, eine solche Freundschaft. Mein altes Reisehemd hatte nach der 1. Woche ein Loch. Ich sagte Muschensi, er solle es vor dem Waschen nähen. Was geschah? Er trägt es heute! Auch eine Lösung. Ich konnte ihm wegen dieser Keckheit nicht böse sein. Er spielt den Heilkenner von 2–4 h und ist dann der grosse Herr. Meine Apotheke ist ja riesengross. Damit Schluss für heute Nacht. Der Boy muss wachen, um dem Wagen die Post zu übergeben.

Kokonyange 29. X. 49. Vorabend von Christ König

Muschensi ist geweckt. Da er sich auf meine Unterboys nicht verlassen kann, geht er selbst ans Werk. Am Nachmittag war er verschwunden, kam nach zwei Stunden mit zwei Buben und schleppte grüne Palmwedel und einen Riesenblumenstrauss herbei – für das morgige Fest, für Christ König. Ich war innerlich vergnügt darüber. Wohl hatte ich ihm heute eine Zigarre gegeben für das morgige Fest und den anderen je 5 Zigaretten. Man wusste von den Missionaren her um das Fest. Es war Muschensis eigene Initiative, dass er den Grün- und Blumenschmuck für den Altar gebracht hatte. Er ging auch an die Zurichtung des Altars heran, wobei ich ihm entgegen kam und einen besonderen Platz für die morgige Feier bestimmte. Seine Mitboys gingen ihm an die Hand; ich gab einige Bildchen dazu, er auch eines, sodass der Altarsschmuck um das Crucifix ein afrikanisch würdiger ist. Morgen werden die Blumen angebracht – und der Clou der Überraschung soll sein: Gesang während der Messe. Muschensi behauptet, er habe mit [den] Buben den Gesang eingeübt. Darauf bin ich mit etwas Besorgnis neugierig, denn für Negergesang hab ich nichts übrig, am wenigsten für jenen Muschensi's.

Der Tag war heute sonnig, kein Regen. Nach dem Abendessen sass ich einsam auf der Veranda und spielte Heimatlieder auf der Mundharmonika. Im Westen und Osten Wetterleuchten. Über mir vorläufig noch Mondschein. Elye pise, die Mondfrau (Abendstern), ist aber inzwischen von Wolken verschluckt und dem Mond, ihrem Gemahl, droht das gleiche Geschick, denn vom Osten naht ein Unwetter. Einer meiner Boys kommt gerade aus dem Dorf. Ich rufe ihm im Scherz zu: Verscheuche das Gewitter! Schon hält er still, knipst gegen das Unwetter und ruft: ekito – gehe dort vorbei, und weist in weiter Armbewegung gegen Süden. Umsonst! Der Donner kracht, die Blitze zucken, der Regen prasselt hernieder. Schade! Wir hätten einen regenlosen Tag gut vertragen, denn der Regen kühlt immer stark ab. Es wird empfindlich kühl in dieser Höhenlage, 900 m hoch. Lungenentzündung grassiert. Am Raphaelstag [24. X.] brachte man mir einen todkranken Buben in der Tragbahre. Ich konnte dem Wicht einige Medizin verabreichen. Der Fall schien jedoch hoffnungslos und so empfing er die Nottaufe, sein Name wurde Raphael genannt und damit auch der Hoffnung Ausdruck

gegeben, dass ihm der Mediziner Erzengel doch noch dem Leben erhält. Er schwebt immer noch zwischen Tod und Leben. Muschensi versorgt ihn zweimal mit Medizin und Essen, ich schaue hin und wieder nach ihm.

Der Tod hat sich dafür ein anderes Opfer gesucht, in der gleichen Hütte starb der Onkel des kranken Knaben. Muschensi meint, letzte Ursache: Hexerei. Jedenfalls war der Mann in einem Tag tot und am folgenden Abend schon in die kühle Erde gesenkt. Als ich nach der Zurichtung für das Begräbnis schauen ging, machte man mich auf einen dritten Todeskandidaten aufmerksam. In der gleichen Hütte lag am Feuer ein Mann in mittleren Jahren und stöhnte. Füsse angelaufen, der Atem röchelte. Also wieder Pneumonie. Mein Muschensi, der in Medizin etwas Bescheid weiss, denn er hat schon in manchen Spitälern ausgeholfen, meinte: ein hoffnungsloser Fall. Der Mann habe Tuberkulose, er liege schon Monate darnieder und nicht daheim. Das wusste ich allerdings nicht.

Am folgenden Morgen kommt Tedo, ein alter schwarzer Mubira, eiligen Schritts zu mir mit der Meldung, dass Mahouhou, einer meiner Gewährsleute in meinen Forschungen, in aller Frühe aufgebrochen sei, um dem Begräbnis seines Pygmäen Kares beizuwohnen. (Kare nennt man den Genossen der Beschneidungsschule). Der Kare hat die Pflicht, dem Begräbnis seines Kare beizuwohnen. Mahouhou, der nun mit drei seiner Weiber dorthin aufgebrochen [ist], um den Klagezeremonien beizuwohnen. Er kam zurecht, um ein Blutvergiessen unter den Pygmäen abzuwehren, die im Überschwang ihres Schmerzes einander töten. In der Nacht war Mahouhou zurückgekehrt und am heutigen Morgen hat er mir von allem Bericht erstattet. Es geht ein Sterben durch das Land!

Am Abend hörte ich folgende Trauerbotschaft. Im Nachbarort Kalumenda sei eben ein Mädchen verstorben. Gestern sei sie noch mit ihren Eltern von Mbenzu an uns vorbei nach Haus gegangen. Ihre Eltern hatten Fieber, sie selbst jedoch war gesund, und gerade sie sei am Abend gestorben.

Gestern kam ein Pygmäe zu mir. Er brachte zwei Eier, plauderte, rauchte meinen Tabak und stand Rede und Antwort auf vielerlei Fragen über das Bambutleben. Dann aber meinte er, dass er presiert sei, er müsse zum Begräbnis eines seiner Verwandten, der eben gestorben sei. Er ging.

Als ich heute Abend mit meinem zweiten Gewährsmann diese Situation besprach, schüttelte er den Kopf. Er könne sich keinen Vers darauf machen. Was mag das sein, Verhexung oder was? Kaweyweya trägt die weisse Kappe des Mohamedaners; er bekennt sich also zum Islam, von dem er aber nichts weiss. Er ist Stockheide und glaubt darum fest an Hexen. Allerdings kann er diesem Hexenglauben heute keine durchschlagende Äusserung geben, seitdem die Weissen das Land regieren. Früher hätte man in diesen Fällen mancherlei Hexen den Garaus gemacht. Das geschah noch gegen Ende des Jahrhunderts und später immer so, dass ein kundiger, der die Macht hat in der Nacht die Hexen zu entdecken, eine beliebige Person als Hexe ausgab. Man machte kurzen Prozess. Leugnete die angebliche Hexe, dann wurde der Kopf in ein gespaltenes Gabelholz eingeklemmt und immer enger und enger gepresst, dass die Gefoltete in ihrem Schmerz irgendjemanden als die wirkliche Hexe ausgab. Beiden wurde das kelapo Gift verabreicht. Tat das Gift seine Wirkung, dann wurde die Hexe mit Knüppeln zu Tode geprügelt; erwies das kelapo ihre Unschuld, dann hatte sie ein Anrecht auf Schadenersatz und erhielt fünf Hühner vom Angeber. Diese Zeit ist nun hin!

Kaweyweya wiegte in Gedanken seinen angegrauten Kopf. Dann sagte er: Seitdem die Weissen den Sultani eingesperrt haben, geht das Land zugrunde. Der Hunger geht um. Die Felder stehen leer. Alles ist mutorigo (verlassene Pflanzung) und nun sterben die Menschen wie Fliegen. Er gab damit einem Glauben der Neger Ausdruck, der zutiefst in ihrer Seele wurzelt. Alle Lebenskraft kommt vom Oberhaupt, sei es dem Ältesten oder seinem Stellvertreter. Es heisse das Land vernichten, das Oberhaupt eines Stammes oder eines Clans gefangen zu setzen und zu entführen. Das sei hier in Kokonyange wirklich der Fall. Der weisse Administrateur hat sich diese Negermentalität nicht angeeignet. Er denkt abendländisch. Der grosse Sultani habe die Steuerkasse um einige Tausend geprellt, dafür müsse er büssen.

Die Menschen verstehen einander nicht, wie überall in der Welt, so auch nicht in Afrika.

Der Regen hat aufgehört; somit lege ich Feder und Papier beiseite und ziehe auf die Veranda hinaus, um Ozon einzuatmen. Draussen wimmelt es von Leuchtkäferchen und die Zirpen halten ihr Nachtkonzert. Weit weg im Westen leuchten noch vereinzelt die Blitze, knurrt verhalten der Donner. Zwischendurch das gruselige Geplärr des Klippschließers längs des Bahahaflusses!

Ehe meine Lampe verlöscht und [bevor] ich unters Moskitonetz krieche möchte ich eine Erwägung an das Vorhergehende anknüpfen. Vor zwanzig Jahren und abermals vor 14 Jahren habe ich diese Urwaldgegenden nach allen Richtungen zu Fuss durchstreift. Damals war der Wald entweder noch gar nicht oder nur zum Teil durch Autostrassen erschlossen. Damals gab es keinerlei Hungersnot in diesen Waldgegenden. Es gab Bananen in Überfluss. Das bestätigen die Neger auch. Was ist geschehen? Schwer zu sagen. Ist es wahr, dass das Anhalten der Neger, sogenannte Staatspflanzungen anzulegen, sie davon abhält, für die eigenen [Bedürfnisse] genügend zu sorgen? Die Eingeborenen verkaufen an die Behörden die Erträge ihrer Pflanzungen, die damit die Minen versorgen. Die Preise sind festgelegt und reizen darum wenig zur Arbeit an. Man hilft [verstärkt den Druck] also noch auf indirektem Wege durch die Eingeborenen Chefs. Mag sein, dass dieses mit daran Schuld ist, dass zu wenig produziert wird, dass also der Hunger herrscht. Ich habe früher nie gehört, dass die Neger Kondju und Endseka essen würden, das sind Waldknollen – Nahrung der Bambuti – die vorerst entgiftet werden müssen.

Oder trägt die Verlagerung der Leute aus dem Wald längs der Strassen dazu bei, dass die Felder nicht mehr so ertragsfähig sind? Neger behaupten es. Wie dem auch sein mag; es geht im Ituri Wald ein grosser Wandel vor sich. Man trägt Tuchkleidung, was vor 20 Jahren nur sehr wenig der Fall war. Die Dorfanlagen jedoch verraten einen Verfallszustand. Es macht den Eindruck als bereite sich sehr schnell eine neue Zeit vor. Weisse haben sich längs der Strassen auch im Urwald angesiedelt; man beginnt den Holzreichtum abzuschöpfen. Längs der Strassen trifft man immer wieder auf Nester von Eingeborenen Sägern. Die Weissen haben mit dem Bau von Spitälern begonnen. Nach dem Maßstab zu urteilen, wie meine Apotheke arbeitet, muss ich annehmen, die Spitäler haben alle Hände voll zu tun. Mein Muschensi behandelt täglich an zwanzig Kranke, davon die meisten Lungen und Malaria- kranke und Wundbehandlung. Ich habe den Eindruck, als hielten die Waldneger dem Einbruch der Zivilisation nicht stand. Und die Pygmäen? Sie sind noch ein wenig mehr durch das Walddickicht geschützt! Aber? Dieser Tage kam ein Pygmäe und bat um Medizin gegen Geschlechtskrankheit! Vor 20 Jahren in diesen Waldgegenden unter Pygmäen noch unbekannt.

Den 30. X. 49 11h. Ein trüber Tag; die Nacht hat es wiederholt geregnet. Die Festtagsmesse war also eine Choralmesse mit dem Mwalimu, das ist der Katechet, an der Spitze. Natürlich Latein. Ich musste mich fest an das Missale halten, um nicht aus dem Kontext zu kommen. Immerhin war es eine feierliche Messe.

Jetzt ist alles Grün und [der] Blumenschmuck hinausgeworfen. Der Feiertag ist zu Ende. Muschensi bereitet ein Mittagessen vor: Wildfleisch – Kartoffeln und des Feiertags wegen eine Dose Erbsen.

Muschensi habe ich gerade einen Reisepermis geschrieben nach Avakubi, wo er die verschiedenen Postcolis abholen soll, denn ich habe meine Notizen nötig. Die Mission versagt und schickt mir die Sachen nicht zu, leider.

Nachträglich noch eine Hiobspost: Eine Mombutifrau ist gestorben. Man hat hier weder Telegraf noch Trommeltelefon, und doch weiss man im Handumdrehen alles, was in der Umgegend geschieht.

Damit breche ich diesen Bericht ab. [...] Ich fühle mich soweit ganz wohl – bis zum nächsten Mal natürlich, denn im Handumdrehen ist eine Magenverstimmung da.

Ich wünsche Euch im neuen Heim viel Freud und Licht. Neues ist weiter nicht zu melden. Eine gute Woche bleibe ich noch hier, dann geht es ostwärts näher an Irumu heran.

[Schreibmaschinentext: Der Tod geht um im Kongo-Urwald. Kokanyange, am 1. November 1949].

Bahaha, den 31. X. bis 2. XI. 49*Eine Betrachtung*

Wieder eine Afrikanacht! Der Mond wirft nur ein verhaltenes Licht auf die Urwaldlandschaft; er vermochte noch nicht, sich durch den Wolkenschleier durchzuarbeiten. Ich sitze wie üblich auf der Veranda und träume in die Nacht hinein, wie es vereinsamte Menschen tun.

Das grosse Dorf vor mir ist totenstill, schon drei Wochen lang mache ich diese Totenstille mit. Nie ein Trommelwirbel, nie ein Tanzen, ungewöhnlich für Afrika. Augenscheinlich ist da etwas nicht in Ordnung. Am Abend sprach ich mit Lelia, einem der intelligentesten Neger hier, der eine führende Stellung inne hat. Er zuckte die Achseln, ein verbitterter Zug um den Mundwinkel. ‚Ja-wohl, das Dorf ist tot‘, meinte er bitter. ‚Früher gab es keinen Hunger bei uns, Essen in Überfluss. Heute die Strasse entlang nur Hunger. Wenn die Menschen hungrig sind, werden sie krank und sterben. Darum auch sterben jetzt so viele bei uns‘.

‚Warum der Hunger?‘ frage ich. ‚Wie soll ich es wissen?‘ meinte er erregt. ‚Vielleicht Verhexung. Früher hätten wir so gesagt.‘ Er lächelte bitter. Dann aber kam es heraus. ‚Immer nur herumgestossen, immer nur zur Arbeit angetrieben, immer nur fimbo (die Peitsche)!‘ ‚Früher war es anders, da hatten wir unsere Pflanzungen, jeder für sich und wir hatten zu essen. Wir hatten Bananen hier und es herrschte Freude und alle Welt tanzte und sang. Heute ist alles tot.‘

Ich hörte zwar wiederholt aus Negermund, dass die Verhältnisse ehemals alles andere als sicher waren. Darüber sprachen mir auch wiederholt die Pygmäen. Überall war Unsicherheit und Krieg. Ein Dorf bekriegte das andere. Das sei furchtbar gewesen. Die Weissen haben dem Lande den Frieden gegeben. Man anerkannte also die grosse Wohltat, die die Weissen diesen Urwaldmenschen gebracht hatten, aber das Ganze hatte doch auch eine Kehrseite. Das sprach Lelia mit Verbitterung aus. Die Kolonisation hatte also doch irgendwie einen Haken. Was geht da vor sich?

Vor gerade 15 Jahren wohnte ich in einem Dorf weiter ostwärts einem Negerpalaver bei. Es drehte sich um den Tod einer Negerfrau. Schuld und Unschuld sollte erwiesen werden. Es ging aber auch um etwas anderes. Unter einer Veranda hockten die Ältesten, einige sehr verwitterte Gestalten aus der ältesten Zeit. Rundherum jüngere Semester. Die Weiber hielten abseits ihre Totenklage. Auf einem Felsen am Platz hockte in Ziegenfelle gehüllt, mit einer Fellmütze auf dem Kopf und dem altüblichen Bastschurz um die Lenden eine markante Gestalt mittleren Alters. In seiner Rechten ruhte der Speer. Der Mann hiess Ndege und war der eigentliche Häuptling des Dorfes, wenn auch durch einen anderen verdrängt, den die Weissen eingesetzt hatten. Ndege, der heute tot ist, machte auf mich Eindruck. Ich wollte ihn photographieren, was er unwirsch ablehnte. Er wolle überhaupt nichts von den Weissen wissen. Früher hätte er sich an sie angelehnt, sei aber schmachlich reingefallen. Was er meinte, weiss ich eigentlich nicht. Jedenfalls stand Ndege bald auf und stieg hinunter auf den Platz und begann eine geharnischte Rede an die Versammlung. Wogegen er wettete, war die neue Zeit. Die passte ihm gar nicht. Er sah den Untergang voraus. In die Weiber sei der Hoffartsteufel hineingefahren, sie trachteten nur danach, sich zu zieren und zu kleiden, sie wüssten nicht, wie sehr sie ihre Hüften verrenken sollten, wenn sie an Männern und Burschen vorbeigingen. An Kinder und Arbeit denken [sie] kaum. Was ihnen die Weissen gebracht hätten wäre nur Vernichtung ihrer Bräuche und Sitten, alles gehe der Auflösung entgegen. An dieses Palaver musste ich heute denken, als ich die Lage der Eingeborenen erwog. Ich glaube, dass Ndege richtig gesehen hat, dass die anbrechende neue Zeit eine Gefahr bedeute.

Zerfall, das ist das Zeichen, die Signatur – Zerfall nach allen Seiten hin. Ich habe den Eindruck, dass die Kinderzahl abgenommen hat bzw. abnimmt. Es nimmt die Lebensfreude ab. Die Jugend kehrt der Heimat den Rücken und wendet sich dem Industrie bzw. Minenzentrum zu. Ndege hat richtig gesehen, dass die Weiblichkeit vom Hoffartsteufel erfasst werden war. Man sieht es heute allüberall.

Bedeutet dieser Zustand den Ruin der Bevölkerung? Ich möchte es nicht ohne Weiteres bejahen, denn man befindet sich in der Umbruchszeit. Werden die kolonisatorischen Kräfte, Verwaltung, Mission, Heilkunde stark genug sein, um den drohenden Gefahren zu begegnen? Es muss anerkannt werden, dass in der Kolonie viel geschieht, doch ist die Frage die, ob nicht der Lauf der Zivilisation ein viel zu rascher sei, dass die Eingeborenen nicht mitkönnen? Das letztere, befürchte ich, ist der Fall. Der Eingeborene stellt nicht nur die Arbeitskräfte für die Mission, Industrie und alle sonstigen Unternehmungen, sondern er muss auch zu einem Teil für die Verpflegung der Arbeitskräfte in den Zivilisationszentren sorgen. Ob man in dieser Hinsicht die Kräfte der Eingeborenen nicht überschätzt? Es macht so den Eindruck. Die Leute, ihr Ernährungs- und Gesundheitszustand, machen keinen befriedigenden Eindruck. Hygiene, Ernährungsfürsorge, hält mit den der Bevölkerung aufgebürdeten Verpflichtungen nicht gleichen Schritt.

2. November: Nacht. Allerseelen. Jenseits des Ituri ging ein mächtiges Gewitter nieder, an uns vorbei; immer noch wetterleuchtet es im Westen, gegen Avakubi zu. Meinen Muschensi hatte ich Samstag nachts nach Avakubi gesandt, um meine Postcolis zu holen. Er ist immer noch nicht zurück.

In der Rasthütte habe ich drei Seelenmessen zelebriert. Am Abend zuvor ging ich in Gedanken – beim Spiel der Mundharmonika – die vielen Bekannten durch, die bereits im Jenseits sind, denen ich heute in den heiligen Messen gedenken wollte, eine hübsche Schar in Europa, Afrika und Asien. Dabei sind mir sonderbarerweise einige Brüder entschlüpft, die mit mir am Sambesi gearbeitet haben, derer will ich morgen gedenken. Jedenfalls hatte ich eine sehr lange, feierliche, Armenseelenandacht am Vorabend gehalten, stimmungsvoll und erhebend. Die Babira hier schicken ihre ‚Armen Seelen‘ nach dem Kindu, das ist eine Schlucht am Ituri. Sonderbares Jenseits, am Wasser, neben dem Wasser. Man geht nicht gern hin. Der Nzamu – das ist der Hausbesorger hier – meinte, er bleibe lieber am Leben, dorthin, nach dem Kindu mag er nicht. Die Menschen leben doch alle zu gern, mag das Leben noch so armselig und dürftig sein!

Heute kam der 2. Administrateur hier vorbei und plauderte mit mir über eine Stunde lang. Über Land und Leute. Die übliche Klage über die Wald Babira: Faulpelze, Saboteure! Da waren andere Stämme doch besser, z.B. die Banande, zu denen mein Muschenzi gehört. Man plant eine Umsiedlung der Banande in den Wald. Babira und Balese sterben doch über kurz oder lang aus. Den Eindruck habe ich selbst. Und die Bambuti? Denen schenkt man immer noch nicht die nötige Beachtung, und doch sind gerade sie die lebensstüchtige Waldbevölkerung; allerdings Sonderlinge in ihrer Lebensart, mit denen die Zivilisation vorerst nicht viel wird anfangen können. Sie sind wie zerbrechliches Glas in ihrer Hand.

Ich hatte wieder einmal einen Wutanfall als mir die Bambuti, mit denen ich Sprachstudien mache, klagten, dass die Babira sie bedrohten, weil sie zu mir kommen. Das alte Lied! Man will sie vom Weissen nach Möglichkeit fern halten. Dann die üblichen Klagen, dass die Neger sie wie Sklaven behandelten, sie Wild des Waldes beschimpften. Es ist schon so. Die Negerpolitik geht dahin: durch die Einverleibung der Bambuti in ihre Initiation und alle sonstigen Machenschaften, sie unter Zwang zu halten und sie auszubeuten. Hier hätte die Behörde einzugreifen und einen Weg zu finden, um die Bambuti selbständig zu machen und sie wirtschaftlich zu heben.

Ich plane nächste Woche mich an den östlichen Waldrand zu versetzen, zu den Bangali und ihren Bambuti; ich überspringe eine Etappe, um Zeit und Geld zu sparen. So muss ich auf den Besuch früherer Bekannter verzichten. Die Alten sind ohnehin schon alle tot – und ihre Schatten in der ‚Kindu Schlucht‘, oder im zerklüfteten Lulua Berg.

3. XI. [49]*

Drei Monate lang habe ich keine Nachricht über die Vorkommnisse in Europa erhalten. Keine Zeitung, kein Nichts. Es lebt sich deswegen auch leicht, wenn nicht sonstige Schwierigkeiten und Ereig-

nisse wären. Von dem Ausgang der Wahlen erfuhr ich kurz in einem Brief.

Entweder habe ich schon vergessen, daß ich mich früher über die Neger so viel ärgern mußte, wie ich es heute tue, oder aber es haben sich die Zeiten und die Neger geändert. Meine vier Boys geben mir manches aufzulösen! Die fressen mich kahl. In der Gegend sind Lebensmittel schwer aufzutreiben. Ich konnte etwas Reis kaufen und [sagte] dazu dem Koch: für vier Tage, und zu jeder Mahlzeit eine Tasse voll. Heute, nach zwei Tagen, ist der Reis zu Ende. Und so geht es mit allem, alles muß man verschließen und bei allem dabei sein. Letzteres ist nicht meine Art und so kommt es, daß vieles durch die Lappen geht. Mein Muschensi, auf den noch am meisten Verlaß ist, sandte ich Samstag nach Avakubi, um meine Postpakete zu holen. Das Luder ist heute, am Freitag Abend, noch nicht zurück. Oder es ist sonst etwas passiert. Da soll man still sein und ich brauche die Sachen. Wenn es mit den Negern so weiter geht, dann dürfte mein Herz doch streiken. Jetzt geht es aber gut. Ich fühle mich sehr wohl. Ich habe bestimmt schon abgenommen, nach dem Gürtel zu schließen. Auch ein Afrika Erfolg.

In den letzten Tagen ist das Essen viel magerer geworden. [...] Allerseelen habe ich mit drei Messen gefeiert, schlicht und einfach. Über Christkönig habe ich schon berichtet, meine ich.

Gestern hatte ich hohen Besuch. Der Provinz Gouverneur, der hier durchkam, ist bei mir abgestiegen, mit zwei anderen Herren. Wir unterhielten uns über Land und Leute. Ich habe in meinem Roman doch zu sehr idealisiert. Ich glaube, ich werde es nach meiner Rückkehr wieder so tun. Vielleicht bin ich ein zu großer Optimist. Die Welt, d.h. die Menschen sind doch schlechter. Mir schräg gegenüber [ist] das Dorfgefängnis. Heute habe ich darüber einen Artikel verfaßt. [...]

Gott Dank habe ich jetzt eine gute Matratze und meine Rückenschmerzen sind zu Ende. Das Studium der Sprachen fordert aber viel Geduld! Sich mit den primitiven Pygmäen in der Sache zu verständigen ist schon eine große Tugend.

Ich kann nicht über Heimweh klagen. Ich spiele in der Nacht auf der Veranda lange Zeit auf der Harmonika und denke viel an Euch. Über Tag aber ist der Arbeit und des Ärgers genug. Es ist jetzt 10 h. Ich gehe in die Haya [ins Bett], ohne besonderen Schlaf zu haben. Doch hoffe ich bald einzuschlafen, was regelmäßig der Fall ist. Ich träume aber viel und sonderbar viel von Europa. Die Abende finde ich sehr öd und manchmal wünsche ich etwas zu Essen, habe aber nichts außer eine Bierwurst. Nun, in einer Woche wird es anders. Da nehme ich was mit. [...]

Möglicherweise werde ich erst am 15. XI. von hier wegziehen können. Dann gibt es viel Arbeit. Heute früh kam mein Muschensi mit den vielen Postpackerln. Es gibt also etwas Studienmaterial. Zu tun habe ich genug. Fertig werde ich mit meinem Forschen in sechs Monaten doch nicht. Ich nehme also nur das Wichtigste, das andere überlasse ich jüngeren Kräften.

3. XI. 49

Auch eine Justiz

Meiner Rasthütte schräg gegenüber 100 Schritt davon ist die Dorfpolizeistation und das ‚Spritzenhaus‘ alias Gefängnis. Jeden Morgen gegen 6 h und abends gegen 9 h bläst der Clairon den Reveille bzw. die Nachtstunde. Es ist abends schon viel früher im Dorf und im Polizeiviertel Totenstille. Nur ein Feuer brennt vor dem Gefängnis unter einem Vordach, wo der Nachtwächter (ein Dorfpolizist) Wache hält.

Das Gefängnis ist eine niedrige, langgestreckte Lehmhütte mit Blätterdach, links und rechts davon die Wohnungen der Polizisten.

In der Morgenfrühe wandern gleich nach dem Aperçu (Appell) die Gefangenen in langer Reihe still zum Bahahafluss hinunter, um sich zu waschen. Dann geht es an die Arbeit. In dem stillen Zug, der seit gestern 17 Personen zählt, bemerkte ich auch 4 jüngere Frauengestalten, die von der Polizei

ebenso wie die Männer zu allerlei Arbeiten herangezogen werden. Das geht natürlich unter lautem Geschrei der Polizei vor sich, dem aber die Gefangenen wenig Gehör schenken. Es geht trotz allem alles nur sehr gemütlich und langsam.

Ich bin schon wiederholt am Abend an das Lagerfeuer der Gefangenen herangetreten und habe mit ihnen geplaudert. Man erfährt so allerlei. Heute Abend (3. XI.) widmete ich der Schar einen langen Besuch. Es hatte zu regnen angefangen, so hatte man neben dem Feuer unter dem Vordach noch ein anderes im Freien angefacht, um das einige Männer hingestreckt ihr karges Nachtmahl, gekochte Bananen und ein Blattgemüse, verschlangen. Dieses Nachtmahl hatten zwei Kinder ihrem festgenommenen Vater gebracht, der alles mit seinen Sippengeossen teilte. Ihr Vergehen? Sie waren in der Herstellung der ‚Staatspflanzung‘ (shamba la état wie man es nennt) saumselig gewesen. Darum hat sie der noch sehr jugendliche ‚Sultani‘, der jenem Dorf einen Besuch abgestattet hatte, einfachhin einsperren lassen, an ihrer Spitze den Capita, das ist der Dorfschulze. Sie müssen ihre Haft im Dorf des Sultani abbüssen durch allerlei Arbeiten.

Ich trete unter das Vordach. Ein Polizist sitzt auf einem Sessel, ein anderer am Boden. Ebenso einige gefangene Männer und die Frauen. Inmitten kocht in einem grossen irdenen Topf auf sternförmig untergelegten Holzscheiten das Nachtmahl: Bananen und ein Blattgemüse. Also recht mager. Die Vergehen der Leute? Der älteste meint, er habe eine Schuld von 400 frs abzutragen. Er wird dieser Tage entlassen. Ein anderer, noch junger Mensch, wurde eingesperrt, weil er sich mit der Frau eines anderen eingelassen hat. Sein Fall ist noch nicht entschieden und geht an die höhere Instanz, an den weissen Administrateur im Staatsposten. Auch noch andere sind des gleichen Vergehens [wegen] zur Haft und zur Sühnezahlung verdammt worden, darunter auch zwei Frauen. Einer der Männer zu 300 frs Strafe und einigen Wochen Haft. Die jüngste der Frauen, eine stattliche Gestalt, sei ihrem Eheherrn, einem Azande weggelaufen. Der habe den Prozess angestrengt, um das Heiratsgut von 1000 frs, das er seinem Schwiegervater gezahlt [hat], wieder zu erhalten. Das Mädchen, das nichts von seinem Gemahl wissen will, sitzt augenblicklich fest. Dem Vater, einem Strassenaufseher wird der Prozess in Bälde gemacht.

Der eine oder andere der Gefangenen hat bei Erledigung seines Rechtsfalles zuerst eine Bastonade bekommen, die der Polizist coram populo an seinem Gesäss durchführt und dann kann er seine Haft antreten. So ist darunter ein junger Mann, der drei Frauen des Diebstahls in seiner Bananenpflanzung beschuldigt hatte. Er wurde als Verleumder zu 8 fimbo (Auspeitschung mit der Nilpferdpeitsche) verdammt, die sofort an ihm absolviert wurden, und zu 110 frs Strafe, die dem Fiskus verfallen.

Bei der gleichen Gelegenheit wurde auch mein Küchengehilfe vor das Dorftribunal geladen. Ich glaubte, es handele sich um einen Scherz, doch wurde der 15 jährige Bursch zu 35 frs verurteilt bzw. Haft. Ich habe Barmherzigkeit an ihm geübt und den Kopf über die Dorfjustiz geschüttelt. Der Bursche hatte nämlich, ehemals noch im Lande war, die Schuhe eines anderen in Verwahr. In seiner Eitelkeit wollte der Bursche auch einmal Schuhe an den Füßen haben und erdreiste sich, in Schuhen spazieren zu gehen. Das hatte man ihm als ‚Vergeudung fremden Gutes‘ ausgelegt und übte strenges Gericht.

Zwei Bambuti stehen an einem frühen Morgen vor meiner Hütte und klappern vor Kälte mit den Zähnen. Man habe sie gefangen gesetzt. Der Polizist war auch schon hinter ihnen her und trieb sie zur Arbeit an. Es sei nicht richtig, dass sie unschuldig festgesetzt worden seien, sie hätten in der Pflanzung eines Negers gestohlen! Es wird schon so gewesen sein, aber die Bambuti glauben einen Rechtstitel auf die Pflanzungen der Neger zu haben, denn nach ihren Sagen hätten sie die Bananen zuerst gehabt und diese den Negern weitergegeben, da sie sich als Pflanzler nicht eigneten. Sie wollten lieber Jägerei betreiben und von den Pflanzungen der Neger mitessen. Das führte früher schon zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen Pygmäen und Negern.

Kurzum die Pygmäen zogen mit den Polizisten ab, doch schon wenige Minuten hinterher sind die beiden Pygmäen wieder vor der Hütte, der ältere, ein ohnehin verwittertes Mannchen, ist am

Zusammenbrechen. Der Puls kaum fühlbar; er zittert am ganzen Leib. Ich gebe ihm Baldrian und schreie den Polizisten an, er solle die Jammergestalt sofort freilassen. Das geschah auch. Der Zwerg verschwand im Walde, es war keine Komödie, die er spielte, er war wirklich krank und somit für die Arbeit untauglich.

Heute, nachmittags gegen 1/2 5 h zog ein Gewitter vom Osten auf. Ich entliess die Pygmäen mit denen ich gerade Sprachstudien machte und trat auf die Veranda. Am Geländer hingestreckt hockt der ‚Hausbesorger‘ mit sehr langem Gesicht. Ich frage, was denn los sei. Man habe ihn heute gefangen gesetzt, doch für die Zeit meines Hierseins ihm eine Gnadenfrist gegeben. Dann müsse er ‚brummen‘. Was er verbrochen habe, frage ich. ‚Nichts‘! war die Antwort. Er habe nur eine Schuld von 50 frs bei dem arabisierten Gemischtwarenhändler. Das sei heute zur Verhandlung gekommen und weil er nichts habe, um zu zahlen, müsse er ‚brummen‘. Ob ihm denn niemand Vorschuss geben würde? Er zuckte mit den Achseln ‚wapi‘. ach wo! So liess ich ihm denn Barmherzigkeit widerfahren und zahlte ihm 50 frs Vorschuss, denn 60 frs wird er von mir als Entgelt für das Funktionieren des Haushalts bekommen. Die habe ich ihm in meiner Grossmut zugedacht.

Spät am Abend, nachdem ich den Besuch bei den Gefangenen gemacht hatte, liess es mir keine Ruhe. ‚Du musst jetzt nochmals hin‘ sagte ich mir, um das Innere des ‚Spritzenhauses‘ anzuschauen. Die Polizisten hatten nämlich nach dem aperçu die Delinquenten in die Hütte gejagt.

Ich kam mit meiner elektrischen Lampe. Vor der geschlossen Tür um den Kochtopf sassen noch einige Gestalten. Der Polizist meinte, er wolle zuerst die Frauen heraufrufen. Vordem sagte man mir, die Frauen wären in einer Kammer nebenan und wie ein Polizist witzelnd bemerkte, das sei selbstverständlich, denn es sei nicht gut, wenn Ziegen unter Leoparden sässen. Unter den Ziegen meinte er die Weiber und unter den Leoparden die Männer. Ich liess dem Polizisten keine Zeit und erleuchtete das Innere des Gefängnisses. Links und rechts an der Seitenwand hockten oder lagen die ‚Leoparden‘ auf dem nackten Boden. Da und dort war ein Bananenblatt ausgebreitet. Kein Lager, keine Ruhebänk, kein Polster. Wie das liebe Vieh zusammengepfercht auf dem nackten Boden. Und zwischen den ‚Leoparden‘ die ‚Ziegen‘. Die Nebenkammer war da, aber sie war leer...

Ich schüttelte den Kopf! Ich fragte den Polizisten, ob denn ein Weissler schon in dieses ‚Spritzenhaus‘ hineingeschaut hätte? Er meinte, nein! Das glaubte ich ihm aufs Wort, denn er hätte schon für Ordnung gesorgt. Eine Pestilenzhütte in hygienischer und moralischer Hinsicht.

Ein Einblick in eine moderne Negerjustiz! Es drängte mich, die frischen Eindrücke zu Papier zu bringen, es geschah noch in der gleichen Nacht!

5. XI.: Meine Vorhaltungen beim prominenten Dorfältesten hatten ihren Erfolg. Die gefangenen ‚Damen‘ schlafen schon auf Pritschen und für die ‚Leoparden‘ wird auch gesorgt. Nur sollte ich nicht an die Behörde schreiben, war die Bitte des Sultani! Ebö! sagt der Neger.

Kokanyange/Bahaha, den 8. XI. 49

Heute will ich kein Elaborat schreiben, sondern einige persönliche Nachrichten. Ich hoffe, dass morgen der hier vorbeigehende Arzt aus Irumu den Brief mitnehmen kann. Es sind mir nämlich die Marken ausgegangen, so kann ich den Brief mit der üblichen Post schlecht befördern.

Heute ist die erste sternenhelle Nacht! Ich suchte den Himmel ab. Der Orion ist noch nicht aufgegangen. Kurz nach Mitternacht steht er über meiner Hütte. Der Mond ist auch noch nicht hoch, um so mehr leuchtet der Abendstern. Das Kreuz des Südens ist gegen Morgen zu sehen. Vielleicht auch der grosse Bär. Letzteren habe ich noch nicht entdeckt.

Wir haben hier die Kinderlähmung. Heute ist ein Kind plötzlich gestorben, wahrscheinlich daran. Der Arzt ist in den Nachbarort gefahren, wo zwei Kinder daran erkrankt sind. Viel Krankheit hier, und viele Sterbefälle. Mein Muschensi hat als infirmier viel zu tun. Einen Leprakranken, der

sich unter den Gefangenen befand, habe ich heute expediert. Ich habe schon manches für das Wohl dieser armen Teufel getan. Heute erhielten die 4 Polizisten, die die Gefangenen beaufsichtigen je 8 Peitschenhiebe wegen Übergriffe usw.

Was nun die Bestattungsart der Leute hier angeht, so habe ich die Angaben der Pygmäen zweifelhaft gelassen. Bislang habe ich folgendes erfahren können:

Ababwa (Buta) Rückenlage, Kopf nach Osten, Füße nach Westen, M/F.

Wangwana rechte Seitenlage, Kopf nach Osten, Füße nach Westen, M/F.

Banande, Rückenlage, Kopf nach Osten, Füße nach Westen, M/F.

Abarambo (Poko), Rückenlage, Kopf nach Osten, Füße nach Westen, M/F.

Süd-Balese, früher hockend schaut nach Süden, M/F.

Gras-Babira-Bahema, Rückenlage, Kopf nach Osten, Füße nach Westen, M/F.

Wald-Babira hier rechte Seitenlage, Kopf nach Norden, Füße nach Süden, Gesicht nach Westen, M/F.

Bambuti (hier) Rückenlage, Kopf nach Osten, Füße nach Westen, M/F.

Andere Gewährsmänner: rechte Seitenlage, Kopf nach Osten, Füße nach Westen, schaut nach Norden.

Früher verbrannten die Bambuti die Leiche als Hocker auf einem Scheiterhaufen. Blickrichtung nicht zu ermitteln.

Bahaha:

Meine Arbeit geht ruhig weiter. Ich habe zwei Bambuti erwischt, die leidliches Verständnis für meine sprachlichen Untersuchungen haben, allerdings im beschränkten Masse. Mit anderen ist das nichts anzufangen. Sie schauen einen möglichst blöd an und reden, was ihnen gerade einfällt. Endlich ist es mir auch gelungen einige Texte zu Papier zu bringen. Ich arbeite jetzt Tag und Nacht, um einzuheimsen, was nur möglich ist. Erschütternde Einblicke in das religiöse Leben der Bambuti habe ich hier nicht zu buchen, wohl manche Bestätigung früherer Erfahrungen. Natürlich habe ich jetzt nicht den Kontakt mit den Pygmäen wie ehemals, da ich in ihren Lagern lebte.

Jadin schreibt fleissig alle Wochen und schickt mir bald das, bald jenes an Medikamenten. Er hat seine Frau vorige Woche schon ins Spital gebracht.

Meinen Muschensi musste ich nach Avakubi schicken, um meine dorthin gesandten Postcolis zu holen. Er blieb mir 5 Tage aus! Dieser Tage hatte ich auch den Besuch des Gouverneurs gehabt, der auf der Durchreise bei mir abstieg. Er und die beiden Herren seiner Begleitung erfreuten sich an meinen Auseinandersetzungen über eine halbe Stunde lang. Alle Welt ist der Meinung, dass für die Bambuti was geschehen müsste. Das Wie? ist unbekannt.

Ich habe neben Muschensi noch 4 Boys mit denen ich mich arg ärgern muss. Muschensi ist verständig und spielt mehr den Kapitän. Er ist sehr anständig für alle Arbeit. Ich muss aber alles unter Schloss und Riegel halten, sonst fressen mich die vier Wilden kahl.

Gesundheit sehr zufriedenstellend. Ich wollte schon am 10. XI. übersiedeln, doch wird sich das hinausziehen, weil der Missionar an diesem Tage nicht kommen kann. Wahrscheinlich am 15. XI., Leopoldi, an welchem Tage in Irumu ein Tedeum gesungen wird: König Leopold, denke ich mir.

Ob ich die Erena werde ausfindig machen, weiss ich nicht. Hier stirbt man sehr leicht. Die Frau Nsiku Mbiris soll auch vor wenigen Monaten gestorben sein, usw.

Jeden Abend halte ich so ein halbstündiges Mundharmonikakonzert und erhebe so mein Herz zu Gott.

Pauwanza, den 11. XI. 49*

Nacht! 8 h stockfinster. Ich sitze in meinem Strohpalast vor einem bequemen Tisch, der mit Mücken übersät ist. Neben mir eine Tasse Kaffee. Rechterhand irgendwo wird getrommelt und getanzt. Geniert mich nicht.

Ich habe bislang mit drei Burschen die Lese Sprache aufgenommen und weil das ziemliche Beschwerden macht wegen der musikalischen Töne, suchte ich den Übermut der Burschen dadurch zu dämpfen, daß ich sie deutsche Worte aussprechen ließ. Fast unmöglich! Das setzte viel Gelächter ab. Das Sch, Ch und anderes können sie einfach nicht aussprechen.

Ich habe Gelegenheit morgen früh zwischendurch nach Irumu die Post mitzugeben, so schreibe ich nun die Post. – Mir geht es gesundheitlich soweit recht gut. Allmählich gewöhne ich mich an dieses Leben. Ich bin soweit mein eigener Herr und suche meine Aufgabe zu lösen. Dieserhalb brauchst Du um mich keine Sorge zu haben.

Mein Palast ist eine geräumige Lehmhütte mit Strohdach. Das Haus hat zwei Räume und eine halbgeschlossene Veranda. Unbequem ist der Erdboden und natürlich der viele Schmutz von oben. Ich celebriere aber jeden Tag recht innig und feierlich und habe täglich mehr Männer in meiner Messe als in der Confra an Wochentagen. Mein Muschensi ist ein recht geeigneter Bursch und macht seine Sache gut. Den Bericht, den Du in der Furche gelesen, könnte man mit Bildern ausschmücken. Leider bin ich über die Fotos nicht sehr erbaut. Wenig gelungen! Ich lege auch keinen besonderen Wert darauf.

Diese Woche, Montag, bin ich nach hierher übersiedelt, etwa 30 km westwärts. Ein Missionar hat mich mit seinem Lastwagen herübergebracht. Er brachte auch den nötigen Proviant für die nächsten vier Wochen für 2400 Franken. Ich hoffe am 27/28. XI. weiter gegen Südosten zu übersiedeln, sodaß ich Weihnachten in der Mission Beni oder bei meinem Freund Dr. Jadin in Ruanda bin. Das Einsamsein ist nicht mehr so schlimm. Man gewöhnt sich so ziemlich an alles. Das weißt Du ja selbst. [...]

Montag und Dienstag mache ich einen Besuch bei amerikanischen Protestanten. Missionieren in der Nähe. Bekannte von früher. [...] Ich werde vor Weihnachten wohl noch einmal schreiben. Ich bin aber mit der Arbeit in Bedrängnis. Da kann mir niemand helfen. 9 h der tolle Trommelwirbel hebt an. Zum ersten Mal seitdem ich wieder in Afrika bin und nachts. Die Bambuti kommen tagsüber haufenweise. Sie wollen mir was vortanzen. Ich will aber nicht, denn ich habe keine Zeit. Die fressen uns alles Salz und allen Tabak auf!

Sonntag, den 20. XI. 49

Wieder [ist] Sonntagnacht. Ich sitze in der Rastlehmhütte von Pawanza seit einer Woche. Vor mir die Pressluftlampe, die ein herrliches Licht gibt, aber auch Myriaden von Mücken anzieht. Sie stehen aber nicht. Von Moskitos hatte ich bislang nicht zu leiden gehabt. Das Wetter ist überhaupt angenehm. Eben schwirrt mir eine Fledermaus um die Ohren und (hackt) nach dem Mückenzeug.

Mein Palast ist wie oben angedeutet eine Lehmhütte mit Strohdach, dadurch natürlich ziemlich schmutzig, aber dafür recht geräumig. Zwei sogenannte Zimmer mit 100ten von Lücken und eine halboffene Veranda in der ich schreibe. Ich habe mein Nachtkonzert – Mundharmonika – beendet. Meine Boys mit ihrem Chef Muschensi an der Spitze plauschen in der würdigen Küche am offenen Feuer und rüsten sich zum Schlaf. Die armen Teufel haben natürlich Hunger, weil auch in dieser Gegend Hungersnot herrscht. In der Nachbarschaft sollen zwei Personen Hungers gestorben sein. Neger und Bambuti fristen ihr Dasein hauptsächlich von den giftigen Knollen und Früchten enizēka und konju, die man vorerst entgiften muss. Sie schmecken nach nichts und tun dem Bauch nicht gut. Aber in der Not frisst der Teufel Fliegen und die Bambuti und Neger Konju und Enizeka.

Pygmäen zum Überdruß viel. Sie präsentieren sich täglich in Scharen und mein Vorrat an Salz und Tabak geht zu Ende. Ich kann die Leuten diesmal nicht gebrauchen. Es gelang mir noch nicht, hier einen Schlaupkopf ausfindig zu machen, mit dem ich Sprachstudien machen könnte. Das ist zum Verzweifeln. Ebensogross ist die Schwierigkeit der Aufzeichnung von Mythen. In der Sprache der Efe hier bislang unmöglich!

Vorgestern erschien Erena [Frau Seifert hat hinzugefügt: mein Patenkind!] – keine Schönheit, ihrer Mutter, an die ich mich noch ein wenig erinnere ähnlich. Ich habe sie zuerst ‚wild‘ fotografiert, dann schickte ich sie ins Bad und liess sie einkleiden und hing ihr auch zwei Perlenschnüre um. Dann erhielt sie Reis, Tabak – ich photote wieder und entliess sie. Seitdem liess sie sich aber nicht mehr sehen. Ich habe auch keine Zeit, mich mit ihr zu befassen.

Eine Stunde später erschien Ingleza, der Vater meines früheren, jetzt verstorbenen Boys Nsiku Mbiri mit dem 10jährigen Söhnchen des letzteren. Er hat das gleiche Geschau wie Nsiku Mbiri und ist sehr bleich.

Von Ingleza erfuhr ich, dass Nsiku Mbiri im August 1948 gestorben ist. Der Vater war gerade weg. Als er zurück kam fand er seinen Sohn im Sterben. Der glaubte vergiftet worden zu sein. Allem Anschein ist er aber an Siphilis gestorben, so die Symptome. Seine Frau, die Amina, die er aber vor seinem Tode heimgeschickt hatte, ist wenige Monate später gestorben. Nebenbei bemerkt ist die Waldbevölkerung heute dort ‚sifilisiert‘. Von Ingleza erfuhr ich, dass meine früheren Boys Asani und Kitambara auch schon tot seien, ebenso Udofa nach dem ich fahndete. Ich muss also mit ganz neuem Personal arbeiten.

Stundenlang sitze ich Tag für Tag mit meinen Interpreten und nehme jetzt das Lese auf. Wirklich eine harte Nuss. Dabei kann mir niemand eine Erklärung für Wort- und Satzformen geben. Wenn ich nicht selbst dahinter komme, bleibt es schleierhaft.

Nebenbei: Mayogu und Madjo nördlich des Nepoko begraben also M/F Rückenlage, Kopf Osten, Füsse Westen.

Bislang ist noch keine Zeitung in meine Hände gelangt, sodass ich noch nicht weiss, was in der Welt passiert. Sonntag den 22. XI. kommt P. Maeyens mit seinem Wagen und verfrachtet mich 40 km von Beni in den Wald zu den Bambuba. Von dort will ich um Weihnachten nach Beni und von dort nach Ruanda. Ich kann mich aber nicht lange aufhalten, da die Arbeit drängt. Ich werde ohnehin nicht fertig.

Morgen mache ich einen Besuch in der amerikanisch-protestantischen Mission von Lolua, unweit von hier. Ich habe dort einen Besuch versprochen und muss ihn einlösen.

Was sonst alles hier passiert ist nicht weltbewegend. Die Unterhäuptlinge setzen ihre Untertanen fest, dann wieder werden [sie] von den Sultani festgesetzt und die Sultani von den Weissen. So z.B. sitzt Kokonyange, so wurde der Sultan von Pawanza dieser Tage festgesetzt und Kalume, wo ich nächste Woche hin soll, sitzt auch in Irumu. Hier sind die Gefangenen einfachhin heimgegangen, weil sie nichts zu essen kriegen. Es war früher doch anders! Es gab nicht so viele ‚Spritzenhäuser‘ und vor allem keine Hungersnot. Die Regenzeit scheint vorzeitig aufgehört zu haben, sodass die Zukunft nicht rosig ist.

Ituri Wald, den 30. XI. 49

Deinen letzten Brief habe ich bei Pawanza erhalten, heute bin ich von dort weg gut 100 km südostwärts bei Kalume. Dieser aber sitzt im Gefängnis. Ein Weisser Vater hat mich bis hierher mit seinem kleinen Lastwagen gebracht. Der war brav. Nun bin ich 30 km von Beni entfernt.

Dass ich heute zum Briefschreiben komme, daran ist folgender Umstand schuld. Als wir bei Kaluma ankamen, fanden wir das Rasthaus besetzt. Guter Rat teuer! Nun wir fragten an, wielange der Weisse bliebe. Wir sprachen natürlich englisch, d.h. ich. Als wir hörten, dass er übermorgen früh weitergehe und mir ein kleines Plätzchen eingeräumt würde, blieb ich. Der Mann hat einen mächtigen Lastwagen hier und Gepäck über Gepäck. Sonderbare Einrichtungsgegenstände. Nachdem der Pater wieder weg war, setzte ich mich auf die Veranda und fragte, wie, was, wo? Wir redeten englisch. Ich vermutete zuerst einen Amerikaner, das passte so gar nicht zu seiner Aussprache. Ich

fragte dann gerade heraus, was für ein Landsmann er sei! Ein Schweizer! Nun, dann können wir auch deutsch reden. So reden wir jetzt deutsch. Der Mann – ein Vierziger, tat erstaunt: Dann sind Sie ein Österreicher – sein Compagnon oder Chef ist ein Weisser – etwas Geduld, ich schaue mir den Namen am Koffer etwas an. Ich lese Radio von Radiis, Gaston. Er ist ein Siebziger und liegt im Spital in Irumu. Er ist auf der Reise zum Ruwenzori, den er schon wiederholt bestiegen hat und nun wieder besteigt. Er hat gewisse wissenschaftliche Intentionen, als Geologe bzw. Topograf. Ich glaube in Wien von seiner Reise etwas gehört zu haben. Er ist seit zwei Monaten hier unterwegs. Der Schweizer ist sein Manager. Er hat eine kleine Blutvergiftung. Ich hoffe, ihm am Samstag oder Sonntag zu begegnen.

Ich bin durch den auseinandergesetzten Umstand etwas in meiner Betätigung gehemmt. Dennoch habe ich schon soweit Fühlung mit Mvubanegern und Pygmäen aufgenommen, dass die Arbeit bereits eingesetzt hat. Hoffentlich bringe ich die drei Wochen, die ich hier zu bleiben versuche, etwas zustande. So komme ich schon auf einen neuen Gottesnamen – uhuru – der so ganz in mein Konzept passt. Auch dem Kalisia begegne ich wieder. Ich bin bei den Pygmäen, die dem Italiener [Attilio] Gatti die Okapi einfingen. Übrigens habe ich bei Pawanza in den letzten Tagen auch sehr interessante Mythen aufgeschrieben.

Habe ich schon gemeldet, dass Jadin Vater eines Mädchens geworden ist? Diese Nachricht hatte er mir vor [ein] paar Tagen zugeschickt. Ich hoffe Weihnachten bei ihm zu sein.

Muschensi ist soweit brav. Jetzt hat er sich bei mir in Schulden gestürzt: 300 frs. Er hat nämlich seinem Weibe einige hervorragende Tücher gekauft! Seine Alte wird wohl dieser Tage hier erscheinen mit seinem Lieblingssohn *Henry*! Muschensi redet nun davon, mit mir nach Europa zu reisen; er will Boy bei Dir sein. Dass er natürlich Wünsche hat, ist ja klar. Ich habe ihm gesagt, er solle Dir selbst schreiben!

Auf der Herfahrt hielten wir bei Ingleza und ich stand am Grabe Nsiku Mbiris. Er wurde in seiner Todesstunde auf den Namen Johannes getauft. Er hat über seinem Grab, mitten im Dorf eine kleine Lehmhütte. Ich war ergriffen.

Es hat dieser Tage hier sehr viel geregnet. Die Strasse war darum stellenweise schlecht. Ansonsten geht es mir ganz gut.

Ich las in Deinem Briefe vom Tode [Dr. Leopold] Walks [1885–1949]. Setze Dich mit Koppers in Verbindung, ob nicht die religionswissenschaftliche Bibliothek Walks für St. Gabriel erworben werden könnte, oder frage selbst bei Holzen an (Telephon von Prof. Walk). Ich habe diesbezüglich schon nach St. Gabriel geschrieben. Holzen und Walk wohnten zusammen. Holzen ist in St. Gabriel in der Kanzlei beschäftigt. Ich lasse auch mein Beileid aussprechen.

So nun bin ich am Ende des Papiers und dann will ich noch eine Mythe fixieren. Draussen leuchtet lieblich der Mond eine Seite rot – die andere schwarz.

Ituri Wald, den [30. XI. 49]

Eine Begegnung im afrikanischen Urwald in Kasiki mit einem Österreicher!

Seit zwei Tagen war ich auf die Verlegung meines Lagers bereit. Der Missionar, aber, der mich mit seinem kleinen Lastwagen hundert Kilometer südostwärts zu verlagern versprochen hatte, hatte einen glücklichen Fund gemacht, der sein Erscheinen um zwei Tage verzögerte. Der Ituri Wald wird nämlich von Sägereien so zerfleischt wie etwa ein erlegter Elefant von den herbeigeeilten Eingeborenen, die überall wo sie nur dran können, Stücke aus seinem Leib reissen. Der Missionar war auf der Suche nach einem geeigneten Stück Wald für eine Sägerei und hatte geradezu ein Prachtstück gefunden. Ich hatte ihn eigentlich bedauert, weil es die beiden Tage, die er im Wald herum humpelte, wie aus Kannen goss, und gerade die Nacht vor seiner Ankunft in meinem Kamp hatte

ein wolkenbruchartiger Regen das Gelände überschwemmt. Er kam aber doch sehr guter Dinge an dem vereinbarten Mittwochmorgen an, und bald waren wir unterwegs. Stellenweise war die Strasse verschlammt, Baumriesen, die der Sturm umgeworfen hatte, waren von Negerbeilen zerstückelt und aus dem Weg geräumt.

Wir fuhren gegen Süden. Vor fünfzehn Jahren umsäumte düsterer Wald die Strasse zu beiden Seiten, heute war es schäbiger Busch oder Graslandschaft.

In Inglezas Dorf wollte ich einen kurzen Besuch machen. Dort hatte ich vor fünfzehn Jahren meine Forschung begonnen und dort auch meinen Boy Nsiku Mbiri gefunden, der ein ganzes Jahr hindurch mein treuer Begleiter war. Ich wollte ihn wieder in meine Dienste nehmen, musste aber erfahren, dass er vor Jahresfrist gestorben war. Ich wollte wenigstens sein Grab besuchen.

Ingleza, der Vater Nziku Mbiris, ein stämmiger überbehaarter Balese, geleitete mich zum Grab seines Sohnes. Das Dorf war nicht zu erkennen, so musterhaft war es in Ordnung. Am Eingang stand eine winzige langgestreckte Lehmhütte. Das Grab Nziku Mbiris. Den Hut in der Hand, klopfte ich einige Male mit dem Fuss an die Stirnseite der Grabhütte, als wollte ich meinen treuen Diener unsere Ankunft melden. (Das ist mir so zur Gewohnheit geworden, dass [ich] sooft ich am Grabe eines Bekannten oder Freundes stehe, mit dem Fuss am Grab anklopfe. Man mag mir das als Aberglauben auslegen. Die Gewohnheit dürfte aber vom Glauben der Eingeborenen, mit denen ich Jahre lang zu tun hatte, bedingt sein, dass die Seele der Abgeschiedenen sich gern am Grabe aufhalten). Ich klopfte also am Grab Nsiku Mbiris an und sprach dann ein kurzes Gebet.

Dem Missionar fiel das Kreuz über der Hütte auf. Ja, Nsiku Mbiri wurde noch vor der Todesstunde getauft, erklärte der herbeigeeilte Katechet. Ich war froh darüber. Nsiku Mbiri hatte diese Gnade verdient.

So kann natürlich nur ein überzeugter Christ denken. Gewiss glauben auch Neger und Pygmäen an ein Fortleben nach dem Tode. Aber dieses Fortleben wird mit sehr scheelen Augen angeschaut. Wenn ich dem alten Kanyoku von einer baldigen Abfahrt ins Jenseits sprach, dann wollte er nichts davon wissen. Er will lieber zu Gott, sagte er dann immer, er will nicht ins *averu* [avero]. So nennen die hiesigen Neger das Jenseits ihrer Abgestorbenen. Avero ist ein Wasserfall am Semliki. Die Bambuti von hier verlegen diesen Ort in die Höhlen des Berges Mambambiö, die Balese und deren Pygmäen in die Höhlen des Lumvuberges, und die Babira in die Iturischlucht Kindu. Also stets ein unwirtlicher Aufenthaltsort.

Es lag für mich nahe, dass ich diese Namen als Benennungen für die Vorhölle, bzw. das Fegefeuer wählte. So übersetze ich im ‚Credo‘, das ich in der Sprache der Mvuba abzufassen mich bemühte, *descendit ad inferos* (abgestiegen zu der (Vor)hölle) nicht mit irgendeiner Übersetzung unseres Begriffes von Vorhölle und Fegefeuer, sondern mit *avero*, worunter sich die Leute etwas vorstellen können und meinem Vorschlag auch zustimmten.

Nsiku Mbiri wird also zu Ahuru (Gott) gegangen sein und nicht ins Avero, darüber freute ich mich. Das Nähere über seinen Tod hatte ich vor vierzehn Tagen erfahren, als der alte Ingleza mit seinem Enkelkind, dem geweckten Söhnchen Nsiku Mbiris, mich bei Pauwanza aufsuchte. Der Alte war der Meinung, und Nsiku Mbiri war es in seiner Sterbestunde auch, dass man ihn vergiftet hatte. Er hatte nämlich viele Neider, weil er sehr gerecht und unternehmungslustig war und sein Dorf in die Höhe gebracht hatte. In alten Zeiten hätte ein Hexenordeal die Angelegenheit zur Entscheidung gebracht, heute musste man die Sache auf sich beruhen lassen.

Wir fuhren weiter noch 60 km gegen Süden, bis zu Kalumas Dorf. Der Wagen hielt vor dem ansehnlichen Rasthaus. Verdutzt machten wir die Feststellung, dass es besetzt war, denn davor stand ein überdachter Lastwagen und die Veranda der Hütte war mit Gepäck vollgepfropft.

Was nun? Hier wollte ich meine Forschungen unter den Mvuba und ihren Pygmäen fortsetzen. Vielleicht fand ich doch noch ein Plätzchen, vielleicht reiste der Weisse bald ab. Wir standen einem jungen Mann gegenüber. Die französische Anrede des Missionars fand wenig Widerhall; so redete

ich denn Englisch und erfuhr, dass er schon am übernächsten Tage abreisen wollte. Ein Raum konnte mir zur Verfügung gestellt werden.

Der Missionar hatte es eilig, in seinen Wald zurückzukehren. Ich begann mit dem Weissen ein Gespräch. Was mochte der nur für ein Landsmann sein. Er sah so ganz unenglisch aus und die Aussprache war alles andere als amerikanisch. Schliesslich fragte ich ihn danach. ‚Schweizer‘, war die Antwort.

‚Ja, dann können wir uns auch deutsch unterhalten‘, meinte ich und gab mich als Österreicher zu erkennen. ‚Kommen Sie etwa aus Wien?‘ ‚Jawohl!‘ Nun wurde bald alles geklärt. Schmunzelnden Gesichtes gab er sich als Manager eines Wiener X. aus, der unterwegs zum Ruwenzori sei, um dort seine Beobachtungen zu machen. Augenblicklich sei er im Spital in Irumu. Am Freitag werde er ihn abholen und mit ihm die Reise zum Ruwenzori machen.

Im Laufe unseres Zusammenseins weihte er mich in weitere Einzelheiten des Unternehmens ein. Sein Chef sei schon zum 13. Mal in Afrika und obwohl schon siebziger doch noch voller Lebenskraft. Ich konnte also auf das Zusammentreffen mit X. gespannt sein.

Am Samstag kam der Wagen mit dem Herrn X. angerollt. Eine sehnige hohe Gestalt entstieg dem Wagen. Ihr sah man den Siebziger nicht an. Dazu die sonore bestimmte Sprache, das sichere Auftreten. Das war kein Globetrotter.

Wir schüttelten uns die Hände. Ich hatte so dunkel noch eine Erinnerung von der Reise eines Wiener in die Ruwenzori Gegend. Er hatte von mir in der Kolonie gehört, und mir auch geschrieben. Zufällig trafen wir uns im Ituri Wald. Zwei Österreicher, die wissenschaftlichen Problemen nachgingen.

Er hatte in den letzten 15 Jahren viel Bitteres mitmachen müssen; ungebrochenen Mutes aber geht er ans Werk. Eines aber fiel mir an ihm auf: seine Absage an Europa. Er will von dieser Welt nichts mehr wissen. Wir kommen auf diese und jene Probleme zu sprechen, über die er sein Urteil fertig hatte. Ich staunte, dass ein Mann von solcher Welterfahrung, stand er doch mitten in der Politik drin und ist in den höchsten Wirtschaftskreisen verwurzelt, so pessimistisch urteilen konnte.

Er wolle von dieser Welt nichts mehr wissen. Er gab auch seine Gründe dafür an, als ich ihm zu verstehen gab, dass gerade Männer seiner Art mitten in den Kampf der Meinungen hineingehörten.

Er schüttelte den Kopf, er wolle alles liquidieren und sich in die Einsamkeit Afrikas zurückziehen. Dann nahm er seinen Sessel und setzte ihn vor das Feuer, das vor der Hütte loderte. ‚Nun möchte ich meinen Gedanken nachhängen‘, meinte er. ‚Um Haaresbreite wäre ich an einer Schraube zu Grunde gegangen, die mir die Blutvergiftung eingewirtschaftet hatte. Schon hatte ich vor Gott mein ganzes Leben überlegt, um ihm Rechenschaft abzulegen.‘

Ich bin ein Frühaufsteher. Um 6 Uhr war ich bereit, in der nachbarlichen Negerschule zu zelebrieren. Herr X. war aber auch schon auf den Beinen. Als ich ihm aber bedeutete, dass ich so früh aufzustehen pflegte, weil ich nach Tunlichkeit jeden Morgen zelebriere, bedauerte er es sehr, dass ich ihm nicht gestern von der guten Gelegenheit, eine Messe mitzufeiern in Kenntnis gesetzt habe. Man lebe ja ohnehin wie ein Heide in dieser Wildnis und müsste für jede Gelegenheit sich zu sammeln dankbar sein.

Daraufhin liess ich den Altar im Zimmer aufstellen und feierte mit ihm und einigen Negern, die auf der Veranda ihre Gebete sprachen, das heilige Messopfer.

Dankbar drückte er mir die Hand als wir schieden. Ich hatte eine Begegnung mit einem Menschen, mit einem Österreicher, der auf mich tiefen Eindruck machte.

Nsiku Mbiri hinterlässt nur diesen einen Sohn. Der erste ist ihm kurz vor seinem Tod durch einen tragischen Unfall hinweggerafft worden. Der Knabe war mit wenigen Leuten auf Reise gegangen, um einen Besuch zu machen, wobei sie den Ituristrom überqueren mussten. Man wollte den Buben

nicht ziehen lassen, doch er gab nicht nach. Bei der Überfahrt – es fehlte der kundige Steuermann – kippte der Einbaum um und alle Insassen ertranken in den Fluten. [...]

Es sei festgehalten, dass ich mich hier knapp über dem Equator befinde. Von Hitze aber keine Spur!

Kasiki den 5. XII. 49

Den Brief vom 21. XI. lese ich jetzt nachts mit einiger Ruhe. Was Du Dir für Sorgen machst mit Deiner Wohnung? Was sagt die Schrift? Du Tor, noch heute wird man dein Leben von dir fordern! Also! Auch ich musste heute hier changieren wie Du in Deinem Vorzimmer, d.h. ich habe hier zwei Räume zur Verfügung, den einen Raum, wenig anheimelnd, hatte ich als Schlafraum eingerichtet. Als mir aber am Morgen der Boy die von Ratten zernagten Hausschuhe zeigte, da hatte ich genug von diesem Schlafraum und zog mich auf den anderen Raum zurück. Allerdings nagen jetzt die Mäuse an der Verbindungstür. Ich habe aber einen Stein vor das Mäuseloch in der Tür gesteckt. Schau, das kostet gar nichts! Und vor diesen Einbrechern, ich meine die Ratten, braucht man sich weiter nicht zu fürchten. Nur weiches Leder darf man ihnen nicht zum Frass vorsetzen. – [...]

6. XII.: Heute ist Nikolo [St. Nikolaustag]. Er hat sich bei mir eingestellt, zunächst mit 22 Broten, von denen ich nur 10 nehmen konnte, von einem Negerbäcker, natürlich gegen Zahlung. Dann kam ein Korb mit Fleisch, Butter und Gemüse vom Administrateur aus Beni, der mich gestern aufgesucht hat und mir diese Erfrischung schickte. In dem Korb lag auch ein Brief von Jadin an mich und eine Karte an Dich, die ich vermitteln soll. Ich lege sie bei. Das Couvert mit Adresse sende ich nicht. Er weiss Deine Wiener Adresse nicht. Da ich zwischen Noel, d.h. Weihnachten und Neujahr wohl bei ihm bin, kannst Du dorthin schreiben und sie begratulieren.

Ich hatte hier eine Begegnung mit dem Wiener Radio von Radiis, einem 70 jährigen. Wir wohnten 2 Tage im gleichen Rasthaus hier. Er ist weiter zum Ruwenzori gezogen, den er besteigt. Er macht Studien geologisch orographischer Art. Ein in Politik und Wirtschaft sehr versierter Mann; ich glaube Inhaber der Laurer Motoren, darum Multimillionär. Wir hatten eine Aussprache, die recht interessant war. Er will von Europa nichts wissen, las auch die Zeitungen nicht (Presse), die mir vorlagen. Er will sich nach Afrika zurückziehen. Allerdings ging er knapp am Tode vorbei: Blutvergiftung.

Ich habe in der letzten Zeit reichliche Erfahrungen sammeln können, die im Ganzen meine früheren Aufstellungen über die Religion der Bambuti bestätigen und vertiefen. Man kann nicht weit genug herumkommen, um seine Forschungen zu machen.

Ich habe natürlich mancherlei Erfahrungen, die sich zu Artikeln ausarbeiten liessen, doch bislang keine Zeit dazu. Die deutsche Zeitschrift dürfte „Der Passat“ sein. Das muss unter meinen Briefen zu finden sein.

Muschensi habe ich Deinen Gruss mitgeteilt. Warum er Dir noch [nicht] geschrieben hat, frage ich. Kann sie denn Kisuaheli? Nein! Also! Er soll französisch schreiben. Er will halt eine Uhr haben! Er hat mir vor einer Stunde das Haar gestutzt mit Maschine und Schere unter Assistenz der beiden anderen Boys. Wie ich ausschaue, weiss ich nicht genau. Die beiden Boys qualifizierten Muschensis Arbeit mit gut. Er ist auf sein Weib böse, weil sie ihm immer noch nicht das Lieblingssöhnchen Henry geschickt hat. Er droht ihr die Kehle abzuschneiden, wenn sie Henry zurückhält. Seine Mutter war aber hier, ein joviales, gefälliges Weiblein, aber keine Munande, sondern eine Wapakomke. Muschensi ist also Mischling, aber so schwarz wie der Teufel!

Bitte sende ein „Les Pygmées“ an Rev. Mr. Spees, Lolwa Mission, Irumu, Congo Belge, mit gewöhnlicher Post.

Nun vor Weihnachten noch die Mitteilung, dass es mir soweit gut geht – auch in der Arbeit. Entbiete Weihnachtsgrüsse...

Kasiki, den 14. XII. 49

Gestern Nachmittag – ich hatte gerade meinen Malaria Anfall leidlich hinter mir – überreichte mir Muschensi anliegenden Brief. Ich musste natürlich lachen! Mach damit, was Du willst! Muschensi hat sein Söhnchen bei sich – wir sind ja nur 36 km von seiner Heimat weg. Seine Frau ist nicht gekommen. Er scheint mit ihr – oder umgekehrt? – auf Kriegsfuss zu stehen. Der kleine Henry wie er ihn gern nennt, heisst sich selbst Kalumundo Muschensi, ist sonst ein sehr vifer Bursch und recht keck. Körperlich etwas klein geblieben, angeblich wegen Krankheit. Der Vater tituliert ihn aber nicht immer liebevoll mit Henry, sondern, wie ich hörte, mit Nyama = Vieh! oder imbécil! Klingt gebildeter.

Anbei sende ich eine Zusammenstellung, die als Artikel verarbeitet werden könnte. Ich war drei Tage vor dem Malariaanfall recht grantig und hatte gar keinen Appetit. Ich konnte mir das alles nicht erklären. Das Fieber brachte die Erklärung. In dieser Stimmung habe ich die Auslassung geschrieben.

Am 20. XII. breche ich hier ab und reise nach Beni, und von dort nach Ruanda. Ich bin doch recht abgespannt. Das ständige Sprachstudium strengt an. Die Adresse bleibt Irumu.

In Ruanda bleibe ich voraussichtlich vom 27. XII. bis 1. I. 50. Die Fahrt ist doch etwas umständlich. Van Bulck habe ich noch nicht gesehen. Wahrscheinlich werde ich ihn nicht treffen. Bitte Koppers seinen letzten Brief [zu] bestätigen und ihn [zu] grüssen. (Es folgen Briefe von Muschensi)

Astrida [Butare], den 28. XII. 49

Morgen muss ich fort von hier..., eigentlich will ich nicht; man möchte mich doch noch etwas behalten, aber – der Urwald ruft.

Ich habe also bei Jadin's Weihnachten gefeiert. Bin am heiligen Abend um 10h angelangt. Das war eine Fahrt mit einigen Hindernissen etwa 600 km weit. Ich bin mit einem Lastwagen losgefahren und der Fifi [Dr. Jadin] schickt mir seinen Wagen entgegen. Wir fahren aneinander vorbei. Ein Telegramm hielt mich für 2 Tage in Ngundo fest, wo mich der rückkehrende Wagen erreichte. So kam ich mit einiger Verspätung an. In der Familie war einige Unpässlichkeit. Die Neugeborene und die Mutter waren nicht wohlauf. Inzwischen hat mein Aufenthalt eine grosse Beruhigung hervorgebracht und man fühlt sich allseitig wohler. Nur ich fühle mich etwas fieberisch. Dazu bin ich auch halb [Chinin] taub.

Jadin sieht sehr wohl aus, leidlich beleibt, dazu ein vorbildlicher Gatte und Vater, der unermüdlich für alle sorgt, nicht zuletzt für mich. [...] Vielleicht machst Du für die Familie in Österreich einen Aufenthaltsort ausfindig. Die Kinder und die Mutter brauchen eine gründliche Erholung. Vielleicht geht die Mutter mit den Kleinsten schon früher auf Urlaub.

Ich habe gestern auch den Artikel aus der Illustrierten erhalten. Schliesslich sagt man Amen dazu. Man muss vor den Interviewern immer auf der Hut sein. Ich hätte manches Material für Artikel, aber ich komme nicht dazu. Ich habe nicht einmal meine Erlebnisse seit Weihnachten zu Papier gebracht. Es sind allerlei Besuche hier und es wurden auch allerlei gemacht und so vergeht die Zeit. Den IR-SAC [Institut pour la Recherche Scientifique en Afrique Centrale] Direktor habe ich gestern und heute kennen gelernt und ich glaube ihn entsprechend beeindruckt zu haben.

Ich fahre also morgen über Kabgayi nach Beni, wo ich den Neujahrstag verbringen werde. Wahrscheinlich reise ich am Dienstag, den 2. I. nach Irumu, Bunia, um meine weitere Ausreise in den Wald vorzubereiten. Viel Zeit bleibt mir nicht mehr übrig. Ich muss überdies noch Stanleyville [Kisangani] besuchen, und werde versuchen, etwas für die Pygmäen zu tun, d.h. dass sich ein Unternehmen ihrer intensiv annimmt. Geld ist massig in der Kolonie vorhanden. Warum soll nicht etwas auch für die Bambuti ausgegeben werden. Usw...

Astrida, den 31. XII. 49 früh

In zwei Stunden verlasse ich Astrida [Butare] und die gastfreundliche Familie Jadin, wo ich eine Woche lang verblieb. Ich war leidlich unpässlich und so wurde ich mit allerlei Apparaten und Medizinen kuriert, darunter natürlich auch Penicillin. Jedenfalls hat man mich hier auf Händen getragen. [...]

Ich reise jetzt stante pede nach Stanleyville, regle dort meine Angelegenheiten und fliege dann nach Irumu zurück, um meine Arbeit zu vollenden. Jadin will mich Ende März aufsuchen.

Bunia, den 4. I. 50

Ich sitze augenblicklich in Bunia, wohin ich nach meiner Ruanda Reise gleich hingefahren bin, da ich dafür eine günstige Gelegenheit hatte. Immerhin an die 800 km im Auto in 3 Tagen.

Ich muss mich heute kurz fassen, da eine Masse Korrespondenz zu erledigen wäre, vor allem aber die Vorbereitung der neuen Ausreise drängt. Ich war also bei Fifi in Astrida. Er hat mich mit Tränen in den Augen aufgenommen und sich nach 8 Tagen mit tränenden Augen von mir verabschiedet. Er hat rührend für mich gesorgt, mir sein Auto entgegen geschickt – 600 km weit – das mich leider verfehlte und mich auch eine Strecke weit, 200 km, zurückbegleitet. Er sieht jetzt sehr wohl aus, ebenfalls seine Frau, die einen guten Eindruck macht. Die Familie war anfänglich in Ängsten, weil die Jüngste nicht wohl auf war. Es hat sich alles gegeben. Fifi ist ein rührend guter Gatte und Vater. Er sorgt für alles und für alle und gibt sich dabei ganz seinem Laboratorium hin. Er hat bereits einen Namen. Die beiden ältesten Buben hängten sich sehr an mich, zumal der älteste, John, der durch die Lähmung immerhin noch ziemlich behindert ist. Es geht aber voran. Von Familie und unserem Erlebten wäre manches zu erzählen, heute aber nicht. Ich bin bislang nicht dazu gekommen, meine vielen Eindrücke zu Papier zu bringen. Leider ist mein Gedächtnis sehr löcherig. – Ich war in Astrida sehr unpässlich. Blutprobe ergab: Malaria im Blut. So behandelte man mich mit Paludrin und Penizillin; letzteres, weil auch die Bronchien angegriffen waren. Davon schwoll meine Augenpartie sichtlich an. Ich nehme an vom Penizillin. Jetzt fühle ich mich wieder wohl. Auch das hohe Klima in Astrida wird mir nicht gut getan haben.

Ich bin mit allerlei Menschen zusammengekommen und habe allerlei gesehen. Überall das gleiche. Der Kongo überstürzt sich in der Zivilisation. [...] Schumacher schreibt, dass er Ende März in Irumu eintreffen wollte. Er möchte mit mir zusammen treffen. Er hat für 6 Monte ein Subsidium.

Ich kann mich erst am 18. April in Irumu für Rom – über Addis-Abeba – einschiffen. Vorher ist alles besetzt. Ich wollte schon für das Sommersemester in Wien sein, doch dürfte es nicht zu machen sein.

Das Buch ist angekommen, ebenso ein Brief vom 18. XII. Inzwischen wirst Du ja Muschensis Brief mit seinen Wünschen erhalten haben. Das kommt davon, wenn man Freundschaften anknüpft.

Der kleine Henry wollte natürlich wieder mit. Mein energisches ‚Nein‘ hat ihn zum Ausbrechen von Tränen und Wut gebracht. Nichts zu machen.

den 18. I. 50*

Gestern habe ich lange in die Nacht hinein geschrieben. Auch wieder zwei Berichte zusammengestellt, davon einen für die Stadt Gottes. Ein Hundsaffe – ein sehr schmieriger Kamerad – zerfetzt gerade am Hof einen Fetzen. Ein Papagei singt mir in seiner Art vor. Ich muß antworten, sonst ist er fâché. Zwei dralle Negermädchen – Wasserträgerinnen – gehen an mir vorüber, usw. So sieht es in der Früh aus. Es sind tausenderlei Kleinigkeiten, für mich Alltägliches, das aber Euch Europäer interessieren mag. [...]

22. I. 50

Es ist Sonntag, den 22. I. nachts. Ich habe eben anliegenden Schlangenbeitrag fertig geschrieben und sende ihn übermorgen ab.

Zu melden ist nicht viel. Das Arbeiten geht seinen gewohnten langsamen Weg. Es ist recht heiss – ein Gewitter war im Anzug, hat uns aber nicht erreicht. Immerhin sind die Nächte soweit kühl, dass man gut schlafen kann.

Ich habe meinen Aufenthalt hier um 14 Tage verlängert, also bis etwa 7. II. Dann geht es irgendwie weiter gegen Westen bis Stanleyville. De Leest soll in den ersten Febertagen kommen.

So nun halte ich meine Abendandacht. Mundharmonika heraus, in den Liegestuhl hinein – und es werden alle Lieder, die mir einfallen gespielt. Vorzug hat: „Tochter Sion, freue dich“ – den Schluss bildet immer das „Grosser Gott wir loben dich!“

Nduye, den 28. I. 50 nachts!*

Ich war heute todmüde nach einem anstrengenden Ausflug zu den Bambuti. Nun fühle ich mich wieder wohler. Es gingen mir heute Abend, wie überhaupt in den letzten Tagen, allerlei Gedanken durch den Kopf. Durch meine Erfahrungen und Begegnungen mit allerlei Menschen kommt man zum Grübeln. Ich denke viel nach über den Sinn des Christseins und des Christentums überhaupt. Dabei ging ich aus vom Sinn der Mission. Ich habe soviel im Leben gesehen, erlebt unter den verschiedensten Menschen aller Zonen, daß ich mir erlauben darf, ein Urteil über den Menschen zu fällen. Der Mensch ist ein Raubtier und Egoist wenn er nicht ein ganzer Christ ist. Und das sind nur die wenigsten. Auch die meisten, die eine Kutte tragen, sind Raubtiere und keine Christen. Wahrscheinlich treffe ich damit auch mich selbst! Jedenfalls ist der Mensch von Natur aus ein Raubtier, das gilt von den Pygmäen und Negern hier ebenso wie von uns Weissen. Schau Dir unsereinen nur näher an: ein Egoist. So ist es nicht zu verwundern, daß die Menschen überall einander bekriegen oder treten und auffressen. Hier wie drüben, gilt von Laien ebenso wie von Klerus und Ordensperson. Ein hartes Urteil dies, so sind meine Lebenserfahrungen!

Der Sinn des echten Christseins ist nur einer, besser miteinander sein, und damit ist auch ein Exempel klar ausgesprochen. Überwindung des Raubtiers Mensch, Überwindung des Egoismus durch die Liebe, die dienende und selbstlose Liebe. Das hat einmal der hl. Augustinus so schön ausgedrückt, wenn er bei Erklärung einer paulinischen Stelle schreibt, daß die Sünde nur getilgt wird durch die dienende Liebe, die aus der Glaubensgnade erwächst. Alles andere ist Nebensache! Verstehst Du jetzt bereits das Hauptgebot Christi, die Liebe?! Warum das Hauptgebot, dies einzige Gebot!? Weil nur durch diese allein das Raubtier im einzelnen Menschen und in der Menschheit überwunden wird. So bildet echtes Christsein den Gipfel wahrer Kultur. Wie wirklich sind wir heute Christen, auch im Ordensstand, die ganz anderen Sachen nachgehen, die auch fromme Menschen zusammentüfteln, und darob die Hauptsache, Christi Gebot nicht mehr sehen. [...]

Es ist Nacht. Der Mond leuchtet, die Frösche quaken aber in hellen Tönen. Ich sitze auf der Veranda und gedenke Deiner. Mir geht es leidlich. Eine saure Arbeit das, die Sprachaufnahmen. Die heilige Geduld fehlt! Gesundheitlich leidlich gut. Ich bin aber schon zu alt und zu steif für dieses Afrika. Ich bedanke mich noch für Deinen Brief – Geduld!

Ich habe noch zwei Monate vor mir und noch allerei zu tun. Vielleicht sind die Zeitungsartikel von mir in Deine Hand gekommen. So weißt Du Bescheid. – Ich werde jedenfalls froh sein, wenn die Arbeit hier zu Ende ist. Das heutige Afrika gefällt mir nicht.

Avakubi, den 11. II. 50

Seit dem 8. Dieses [Monats] bin ich hier in Avakubi, wo alte Erinnerungen sehr lebendig wurden. Avakubi ist jetzt ein sehr schöner Posten, wohl die schönste Mission, die mir hier begegnet ist. Alles ist in schönster Ordnung im herrlichsten Tropengrün. Aber Avakubi hat keine Eingeborenen, die, seitdem die Strasse verlegt worden ist, verzogen sind. So ist die Station sozusagen dem Untergang geweiht, was natürlich schmerzlich ist. Vieles verbindet mich mit Avakubi. Jetzt ist nur ein holländischer Missionar hier, seine beiden Confratres sind unterwegs. Er hat mich sehr lieb aufgenommen. Ich habe mich entschlossen hier an die zehn Tage zu bleiben, habe auch genügend zu tun. Sitze von morgens früh bis spät am Abend bei meinen Sprachstudien. Gesundheitlich geht es leidlich gut – eben habe ich geniesst.

Zunächst die Mitteilung, dass ich 10 Tage früher abfliegen kann als bisher gemeldet wurde; nämlich schon am 10. April, also am Ostermontag. Ich bin dann voraussichtlich am 12. schon in Rom, was nachher ist, kann ich heute noch nicht voraussagen. Ich werde aber froh sein, wenn die Sache hier ein Ende hat.

Ich habe mit der letzten Post einige Berichte eingeschickt. Hoffentlich sind die angekommen. Was man hier so erlebt, sind die kleinlichen Urwaldabenteuer, ohne besonderen Reiz. Vielleicht wenn ich mal aufgelegt bin, dass ich das eine oder andere zu Papier bringe. Mit meinem Muschensi bin ich mehr [oder] weniger immer im Krieg. Der Bursch ist doch leichtsinnig, obwohl er ein viel höheres Alter hat als Wolfi, dabei natürlich eitel bis über die Massen und verschwenderisch. Heute z.B. kam der jüngere Boy und meldet verlegen: *Mudze anasema*, d.h. der Alte sagt: Ich nenne Muschensi jetzt kurzweg: *mudze*, der Alte. Was liess er nun sagen? Ich sollte ihnen die Franken für ihre Wochenration geben, usw. Natürlich habe ich gelacht, denn ich habe ihnen vorige Woche bereits 50 frs vorausgezahlt. Natürlich sind die bereits vergeudet. Muschensi hat sich ein paar Schuhe gekauft, denn er muss standesgemäss auftreten. Ich sagte dem Jungen, dass der *mudze* an dem einen Schuh und er an dem anderen knabbern sollten, um ihren Hunger zu stillen. Muschensi hat überall seine Freunde, Brüder und Schwestern, er stirbt nicht Hungers. Hier in Avakubi haben beide nichts zu tun.

Ich bin immer noch nicht in Stanleyville [Kisangani] gewesen, hoffe aber gegen Anfang des kommenden Monats hinzukommen. Es ist das eine leidige Geschichte, dass Zimmer nicht mehr in B. ist. da ich jetzt die Geldsachen zu regeln hätte. Fifi schreibt mir im letzten Brief, dass er sich um einen permit zwecks Kaffeeausfuhr bemühen muss. Das gilt auch für Belgien. Somit dürfte er den Kaffee noch nicht abgeschickt haben. Die Weisung wegen des Geldes habe ich an die Brüsseler Prokur abgehen lassen, und ich hoffe, dass alles geregelt ist.

Der Gesang der hiesigen Negerlein hat mich wirklich sehr gefangen genommen. So etwas habe ich in Afrika noch nie gehört. Stimmchen wie jene der Sänger vom Wienerwald [Mödlinger Knabenchor].

Ich lese im letzten Briefe allerlei von Todesfällen und Krankheiten. Nun ist der alte Pauker also auch dahin gegangen; nun er war schon sehr alt. [...] Auch ich spüre hin und wieder mein Herz, das sich dann aber wieder einigermassen beruhigt. Ich fühle mich zeitweise nur sehr müde und etwas fiebrig, was aber nicht von besonderem Belang ist. Übrigens möchte ich auch mitteilen, dass mein guter Freund in Brüssel, [Prof. Edouard] de Jonghe [1878–1950], auch gestorben ist. Das ist natürlich schade. Und viele andere sind auch gestorben.

Meine Briefe mögen jetzt unregelmässig kommen, wie ich sie auch unregelmässig erhalte, weil ich nicht mehr so leicht erreichbar bin. A propos, was die Presse angeht, ich meine, dass man mir sie nicht mehr zuschicken sollte. Die Wochenausgabe, wie sie jetzt ist, hat an Qualität soviel verloren, dass man auf sie verzichten kann. Sie sinkt auf das Niveau der üblichen Unterhaltungsblätter herab mit einem Stich ins Pikante. Mitbringen werde ich von hier nichts. Es gibt hier nichts. Man macht

sich keine Vorstellung davon, wiesehr der Kongo von heute arm geworden ist, darunter meine ich die Eingeborenen. Ich wollte für eines unserer Häuser in Belgien eine kleine Museumssammlung zusammenbringen, ich fürchte, dass sie nicht zustande kommt. [...]

Eine Nachricht auf diesen Brief kann mich in Stanleyville, Mission Catholique, erreichen, wo ich voraussichtlich die erste Märzwoche sein werde. Dann fahre ich wieder gegen Irumu. Eben habe ich an Me. Jadin geschrieben. Er selbst ist zum Kongress nach Brazzaville gefahren. Vielleicht schreibt sie Dir selbst in ihrer Sommerfrischeangelegenheit.

Apare, den 22. II. Aschermittwoch

Ich bin also dort gelandet, wo ich vor 21 Jahren mit den Bambuti begonnen habe. Von den Bambuti und Basúa sind natürlich eine ganze Schar gestorben – vor Jahresfrist auch der alte Alianga.

Ich wohne diesmal in einer kleinen Lehmhütte unter den Dorf-Basua, die Bakango sind nicht weit weg. Materiell stehen sie jetzt schlechter als je ehemals. Die Leuten brauchen immer noch eine Führung, die fehlt ihnen. Ich bleibe hier etwa 19 Tage und fahre dann nach Stanleyville. Dann noch ein kurzer Trip in die Irumu Gegend und das Abenteuer hat ein Ende.

Da ich zwei Wochen lang keine Post abholen konnte, war diejenige von gestern natürlich umfangreich. Sonderbar, dass alle Welt immer etwas von mir haben möchte. Auf alles werde ich nicht antworten können bis zur nächsten Post. Manches kann auch auf Antwort warten. Schmidt schrieb auch dieser Tage – lag wieder im Spital. [...]

Ich habe mich 14 Tage lang in Avakubi aufgehalten und dort sehr gute Arbeit geleistet; es war aber anstrengend genug. Von 8 h bis 1/2 6 h abends stets bei den Sprachaufnahmen; was gelegentlich recht sauer wird.

Man erlebt sonst nichts! Vor mir auf dem Tisch unter der Lampe hat sich gerade eine Gottesanbeterin niedergelassen! Das Dorf ist recht laut. Weibergezänk, Kindergesang, und eben beginnt die Trommel zu dröhnen. Man hört Letzteres kaum je. [...] Ich habe inzwischen wohl mitgeteilt, dass ich schon am 10. IV. von Irumu abfare, bin dann am 12. IV. schon in Rom.

Ituri Wald, den 1. III. 50*

Es tut mir leid, daß Du die revidierte „Stolze Fichte“ nicht hast lesen können. Das kommt daher, daß alle meine 4 Stylos versagten. Das Zeug trocknet hier im Handumdrehen aus. Ich habe alle weggegeben bis auf einen, der mir von Dir nach hierher geschickt wurde. Ich schreibe aber mit einer Füllfeder, die ich hier irgendwo in einem Griechenladen aufgestöbert habe. Hoffentlich kannst Du das lesen. [...]

Ich bin hier unter Pygmäen, die ich vor 21 Jahren kennengelernt habe. Die Menschlein hängen sehr an mir, und ich bemühe mich auch um sie. Vielleicht wird es das erste Pygmäenchristen Dorf – und es soll meinen Namen tragen; nämlich: *Pá nda papa* — *ndá Baambuti*, Lager des Vaters der Bambuti. Das klingt recht musikalisch *Pánda papa*, das pa Hochtön! Gesundheitlich geht es soweit gut. Arbeit zufriedenstellend. Bisweilen finde ich Goldkörner, die köstlich sind. Die Arbeit geht dem Ende zu. Hier noch zwei Tage, dann reise ich nach Stanleyville, dann zurück nach Irumu, wo noch 14 Tage Arbeit im Wald, dann Schluss. Es stehen noch manche Begegnungen hier [be]vor. Am 10. IV. reise ich von Irumu per Flug ab.

Stanleyville, den 5. III. 50

Gestern abend bin ich in Stanleyville angelangt, knapp am Tode vorbei. Autounfall. Ein Missionar hatte mich am Morgen aus dem Wald mit dem Auto herausgeholt und wir setzten von Bafwasende, wo ich die Boys und das Gepäck abgeladen hatte, unsere Reise gegen Stanleyville fort, immerhin 300 km, und eine infernale Hitze. Es ging alles gut bis 35 km vor Stanleyville, wo der Missionar in einer scharfen Kurven den Kopf verloren hatte. Das Auto – ein kleiner Lastwagen – kam ins Schleudern und fuhr mit aller Wucht gegen die Böschung. Mein Kopf – Hut aufgehalten – ging durch die Scheibe, eine Hirnprellung, Handgelenkverstauchung und, wie es scheint, eine Zerrung in der linken Nierengegend. Der Missionar prallte natürlich gegen das Steuerrad, und hat Prellungen an der Brust und Verwundungen im Gesicht. Der Wagen war eingedrückt, der Radiatorset hin. Eben ist man mit einem anderen Wagen hinaus gefahren, um das Wrack einzuholen. Bitte, sich weiter keine Sorgen zu machen, es scheint kein edler[er] Körperteil hin zu sein als der ‚Dickkopf‘. Erst dieser Tage ging mir der Gedanke durch den Kopf: Wenn mir der Herrgott eine Aufgabe zu lösen übertragen hat, wird er mir dazu auch die Zeit geben. Übrigens habe ich oft und viel an den Tod gedacht. Jedenfalls lauert er an allen Ecken und Kanten. Übrigens hatte ich eine Verkühlung mit Schnupfen, die des Nennens wert ist. Es ist aussergewöhnlich heiss und so ist man Tags über immer nass geschwitzt. Gar nicht angenehm. Ansonsten habe ich meine Aufgabe bei den Bakango zufriedenstellend gelöst. Ich bleibe etwa drei Tage hier und fahre nach Irumu zurück (700 km), um dort noch etwa 14 Tage zu arbeiten. Jadin wollte noch zu mir stossen, dass wir zusammen noch arbeiten. Ich weiss nicht, wie sich das gestalten wird. Er ist von seiner Reise aus Brazzaville zurück, wo er zum Kongress war. Er schreibt, dass er hofft Ende Juni auf Urlaub nach Europa fahren zu können. Ich niese, wie ein Berufsnieser! Prosit!

Heute Nachmittag möchte ich de Leest sehen und die Mission St. Gabriel, wo Kawaters und Fassbender begraben liegen. [...] P. Schumacher schreibt, dass er den 4. IV. in Irumu eintreffen werde; ich werde Gelegenheit nehmen, ihn dort zu sehen. [...] Muschensi hat über das ganze Gesicht gegrinst als er Deinen Freundschaftsbrief erhalten hat. Das Geschenk, das Du ihm versprochen, sollte man am besten – wenn überhaupt – nach der Mission Catholique, Beni, schicken mit dem Vermerk: Pour Victor Muschensi – Pakanyira, Boy du P. Schebesta. Die Suppe, die man sich eingebrockt hat, muss man auch auslöffeln.

Irumu, den 9. III. 50*

Einen Deiner Briefe erhielt ich in Bafwansende, den anderen 300 km ostwärts in Mambasa, und nun schreibe ich Dir Antwort von Irumu aus, wo ich heute Nacht angelangt bin. Diesmal logiere ich im Hotel und habe eben eine Flasche Bier getrunken. [...]

Soviel ich jetzt weiß, fahre ich am 10. IV. von hier ab, bin am 12. IV. in Rom und dann bald in Wien. Deinem Schwager werde ich etwas bringen, das auch, und zwar eine schwarze Mutter Gottes – wenn ich selbst überhaupt noch heimkomme. Muss ständig gegen allerlei Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten ankämpfen. Vielleicht spürt man das in den alten Tagen mehr. Habe in der letzten Woche viele alte Bekannte getroffen, Weisse und Schwarze. Man sieht mich durchwegs ganz gern, Dich ja auch. Wenn ich Dich einmal nicht mehr gern sehen möchte, werde ich es Dir vorher sagen. Bis nun gefälltst Du mir ganz gut. Brauchst aber deswegen nicht geschmeichelt zu sein.

den 19. III. 50 nachts*

Morgen werde ich 63 Jahre! Alter Afrikaner! Die Blumen für die hl. Messe stehen schon bereit. Es wird ein kleines Diner veranstaltet. Die Boys werden ihren Anteil daran haben. Ob ich viel essen werde? Mein Appetit ist nicht viel wert. Heute Abend verspürte ich Hunger. Da war aber das Essen so versalzen, daß ich es beiseite schob!

Heute nach der Messe – Sonntagsarbeit – hatte ich [eine] große Operation. Ich habe mir selbst einen Backenzahn gezogen – natürlich einen Trümmer; der mir seit einigen Tagen Beschwerden machte. Zunächst mit den Fingern gelockert und dann mit einer großen Pinzette allmählich herausgeholt. Nach 1 1/2 stündiger nervöser Arbeit war das Werk gelungen. Bitte es meinem Zahnarzt Zlamalik telephonisch zu melden A 10-9-09, und ihm einen besonderen Gruß übermitteln.

Ich wohne hier – sehr angenehm – in einer gemütlichen Rasthütte, 1° nördlicher Breite, etwa 50 km vom Ruwenzori entfernt. Höhenlage hier etwa 1600 m, und darum kalt, wenn es regnet; so kalt, daß ich vorgestern hab einheizen müssen. Das ist das erste Mal, daß ich in Afrika eingeweicht habe.

Es ist das also die letzte Etappe meiner jetzigen Forschungsreise. Ich bleibe hier bis zum 27. III. und suche dann einige Missionsstationen auf. Die Bücher werden aber geschlossen, die Expedition liquidiert und meinen Boys der Laufpass gegeben.

Gestern Abend von 6–9 h habe ich Deine 20 Briefe zusammenhängend gelesen, um mir ein richtiges Bild von Dir zu machen. Ich habe alle Briefe sortiert. Etwas über 160 Briefe habe ich in dieser Zeit erhalten und beantwortet. [...]

Ich habe seit einiger Zeit (zwei Wochen) keine Post mehr bekommen. Daran ist mein Herumreisen schuld. Der Autounfall hat, soweit ich jetzt sehe, keine körperlichen Nachteile gebracht, vielleicht etwas mehr Nervosität. Auch kostete mich der Unfall einige tausend Franken. Beinahe hättest Du kein V[äterle] mehr gehabt. Wie schnell kann das kommen!

22. III. Eigentlich war ich auf dieser Reise fast ständig irgendwie unpässlich, [...] Den einen Zahn habe ich herausgerissen, ein anderer fing gestern an, dem ich aber nicht an den Leib rücken kann, weil er noch lebt. Es läßt sich aber ertragen.

Vor unserer Hütte, im hohen Röhricht, das das Rasthaus von allen Seiten umgibt, rumoren Elefanten. Stockfinstere Nacht. Heute Nacht kein Abendessen; ich aß um 4 h etwa ein Butterbrot mit Käse. Genügt auch! Um so mehr essen die Boys, die fett geworden sind. Ich selbst scheine nicht sonderlich abgenommen zu haben. [...] 27. III. abends, in Buniya angelangt. Expedition beendet. Habe die Post der letzten Wochen noch nicht abholen können.

Herz-Afrikas, den 22. III. 50

Zunächst Situationsbericht: etwas unter 1° nördlicher Breite, etwa 50 km vom Ruwenzori direkt südlich. Albertsee etwa 50 km nordöstlich. Höhenlage 1600 m. Klima kühl, feucht, oft kalt. Regenzeit. Ich sitze – nachts – im Mantel und schreibe, die Coleman Lampe gibt gutes Licht und Wärme. Bewohne ein sehr schönes Rasthaus. Ziegelbau, Boden zementiert, Holzdecke. So schön werde ich nicht einmal in der Mission Badiye hausen. Ein Kamin (offen), in dem ich schon einmal habe einheizen lassen, weil zu kalt.

Das Rasthaus steht ganz einsam, umgeben von bis 6 m hohem Röhricht, in dem die Elefanten zur Nachtzeit grunzen. Nebenan, 10 m abseits, ist der Küchenbau, wo Muschensi und der Boy schlafen, sonst ist niemand da. Das Dorf liegt jenseits einer Schlucht circa 20m abseits. Der Ruwenzori zeigt sich nur sehr selten, stets hält ihn ein Wolkenmeer verschleiert.

Ich notiere hier die Bavanuma Sprache auf. Die Bambuti zeigen sich nur selten. [...] Diese Woche schliesse ich die Akten und liquidiere die Expedition. Am Montag holt mich ein Missionar ab; ich gehe nach Bunia und besuche noch andere Stationen und bereite die Abreise vor, die für den 10. IV. morgens angesetzt ist.

Diese Reise ist beeindruckt durch viel Kränklichkeit und Unpässlichkeit, wodurch natürlich der ganze Aufenthalt und meine Arbeiten beeinträchtigt wurden. In den letzten Tagen kam noch Zahnweh dazu. Einen morschen Zahn, der beim Beissen einer Brotkruste Sprünge bekam, holte ich am 19. III. selbst heraus. Nach 1 1/2 stündiger Operation war das Ding draussen; am nächsten Tag, also gestern, begann ein anderer Zahn sein Lied zu singen, ein lebender, dem ich natürlich nicht an den Leib rücken kann. Es ist aber zu ertragen. So ungefähr sieht es also in diesem Afrika aus. Die Lethargie ist zeitweise so gross, dass ich mich zur Mehrarbeit nicht aufrufen kann obwohl ich weiss, dass ich mir später Vorwürfe machen werde. Ich glaube, dass ich im Ganzen 18 Sprachen untersucht habe.

Muschensi dürfte wohl wieder Vater geworden sein, wie er mir sagt. Das beschäftigt ihn aber nicht so sehr wie das andere Anliegen, wie er die Erbschaft seines Vaters antreten könnte. Jener war nämlich Häuptling und er hat das Recht, ihm zu folgen. Da scheinen aber einige Haare in der Suppe zu sein, da ihn die Unterhäuptlinge ablehnen. Also auch Muschensi hat seine Sorgen. Jedenfalls hat er bei mir keine Not gelitten und nun erbt er noch einiges von der Ausrüstung, unter anderem natürlich auch den Rucksack, den er ohnehin schon für sich gebraucht hat.

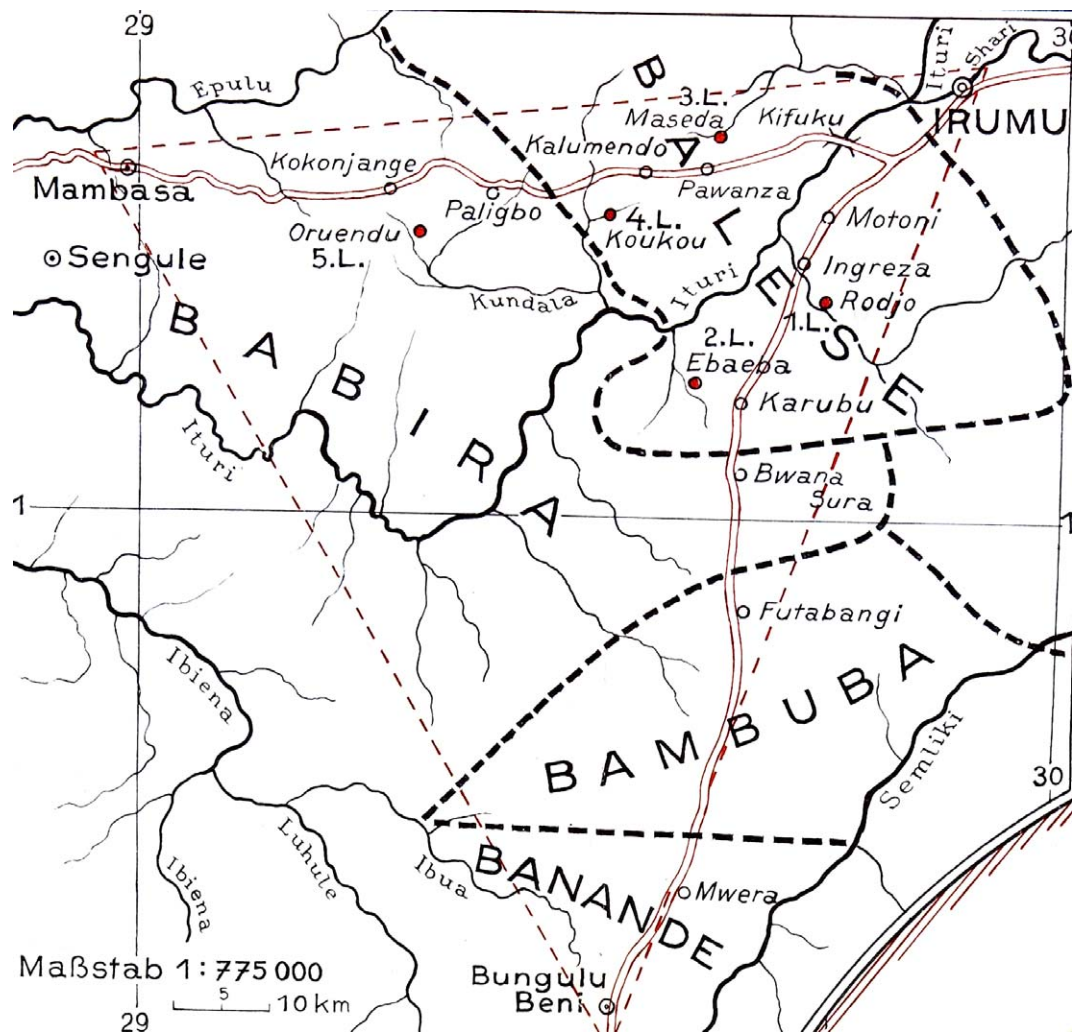
Ich habe seit Wochen keine Post mehr bekommen. Wahrscheinlich hat sie mich nicht erreicht. Von hier aus kann ich auch keine abschicken, ich muss den Brief mit nach Benia nehmen. Vielleicht kommt er noch zu Ostern zurecht. So wünsche ich Euch allen gesegnete Ostern und etwas mehr Gesundheit und Lebensmut.

Die Abfahrt ist am 10. IV. früh. Am 12. IV. sind wir in Rom, falls uns das Wetter keinen Streich spielt. In Wien dürfte ich schon Montag-Dienstag nach [dem] Weissen Sonntag eintreffen. Kann es von hier aus nicht sagen. [PS.:] 27. III.: Bin in Bunya angelangt. Expedition beendet. Viel marod. Die Post der letzten drei Wochen habe ich noch nicht abholen können. Gruss! J.

Irumu, den 4. 4. 50

Schumacher ist glücklich angekommen. Er sitzt mir gegenüber und lächelt mich süsslich an. Er fährt heute in einer Stunde ab – ich fahre bereits morgen ab am 5. 4. so dass ich Karfreitag schon in Rom bin und dann jedenfalls schon vor Weissen Sonntag in Wien. Also herzliche Grüsse, Jochi.

Viele herzliche Grüße in treuem Angedenken Ihr Peter Schumacher



Kartenskizze 4: Schebestas Feldforschungs-Region im Kongo, Der Urwald ruft wieder, Salzburg: Anton Pustet, 1936, Beilage, mit der freundlichen Erlaubnis der Wiederveröffentlichung vom Rektor des Missionshauses St. Gabriel, Anton Fencz.

ITURI-EXPEDITION 1954/55

Irumu, den 10. 10. nachts! (1954)

Euer Brief ist mir eine Stunde nach meiner Ankunft ausgehändigt worden; er kam offenbar mit einem anderen Flugzeug an, das schneller ist als Sobelaire.

Die Überfahrt war gut; einen Tag hatte ich Verdauungsnöte, wahrscheinlich Ungewöhnliches gegessen! Der Empfang in Irumu war aussergewöhnlich herzlich und es klappte alles. Der Weisse Vater (P. Maeyens) war zur Stelle, ebenso Muschensi mit seinem Ältesten Henry. Bislang waren wir immer wieder zum Essen eingeladen. Vorbichler [Anton Vorbichler, 1921–1999] habe ich in eine Nachbarmission (Badiya) gesandt, um sich dort den Betrieb anzusehen. Morgen reise ich nach Bunia, um Proviant einzukaufen. Ein Lastwagen mit Chauffeur steht unentgeltlich zu unserer Verfügung. Die Ausrüstung ist da. Ausser einigen meiner Pakete ist alles zur Stelle. Die Feitel [Taschenmesser] sind noch nicht da. Frage einmal bei Firma Demmer nach, wann sie die Feitelsendung abgefertigt hat.

Ich wunderte mich, dass mein Name hier einen so guten Klang hat. [Amaat] Burssens und ich logieren in einem geräumigen Haus. Die Ausrüstung, die man mir aus Brüssel gesandt hat, ist ausserordentlich reich, ungewöhnlich. Muschensi grinste über das ganze Gesicht als er die Uhr erhielt und die Taschentücher von der Mama Helene. Er ist ein Gauner, jetzt will er ein Rad haben! Einen Schmarren bekommt er.

Bislang keine Zeit zum Nachdenken gehabt. Immerhin ist dieser Brief ein Lebenszeichen von mir, dass alles gut ging. Hoffentlich geht es Euch beiden auch gut und haltet ihr fest zusammen.

Sonntag, den 17. X. 1954, 21/2 h bei Euch 11/2 h

Soweit ging alles gut. Wir sitzen zu dritt im Steinbau. Rasthaus von Pawanza. Gesundheitlich geht es soweit gut. Eben war der Distriktskommissär vorbeigekommen. Er kennt mich von Antwerpen her und hat eine gute Meinung von mir.

Muschenzi freute sich über die Uhr und den Ring. Die Halskette passe ihm nicht; diese trägt Helena, die sich mit anderen Pygmäen hier eingefunden hat. Sie ist bereits Mutter eines Kindes, aber ohne Ehemann. Kind stammt von einem Balese. Vor 5 Jahren war sie sehr scheu, jetzt nicht mehr, wie übrigens alle Pygmäen hier. Sie sind immer noch sehr arme Teufel. Matiboka ist ein fast blinder und tauber ausgemergelter Greis. Alle Welt kennt mich und begrüsst mich entsprechend, Neger wie Pygmäen. Drei Tage lang tanzten die Pygmäen wie toll bis ich Ruhe gebot.

Montag machte ich mit Burssens einen Besuch in Badiya, wo ich Vorbichler schon am Sonntag hingeschickt hatte (Mission), und dann in Bunia, bei der Bank, dem Distriktskommissär in der Mission, und schliesslich Einkäufe für 10000 S. Das Auto, das wir haben, kommt uns sehr gut zustatten. Der Apparat bockt aber, d.h. ich glaube, dass Burssens nicht genügend mit ihm vertraut ist. Wir bleiben hier gewiss noch eine Woche, Vorbichler länger. Wohin wir uns dann wenden, ist ungewiss. Ich wollte eines unserer früheren Lager wieder aufbauen, was sich aber nicht machen lässt. Der Ort ist zu verwachsen.

Was nun Dr. Mihus Bitte angeht, so mag er tun, was ihm gut scheint, nur müsste der Titel heissen Ethnologica Vindobonensia und nicht Vienensia, meine ich, sofern es Latein sein soll.

Vorbichler ist sehr stark hinter der Sprache her [...] Muschensi will das Mass für sein Veston [Sakko] schicken, das Du ihm versprochen hast. Er reklamiert immer noch die Häuptlingsschaft nach seinem Vater. Er ist der Enkel der Königin Lota. Von ihm wird einmal ein Büchlein herausgebracht. Die Post geht Mittwoch von Irumu ab, und morgen wahrscheinlich schon von hier nach Irumu.

Pauwanza, im Ituri Wald, den 17. X. 54*

Seit Dienstag, den 12. X. befinde ich mich im Walde. Soweit alles gut. Ich habe schon im letzten Brief mitgeteilt, daß ich allenthalben von den Behörden sehr gut empfangen wurde. Ähnlich ging es auch von Seiten der Neger und Pygmäen zu. Alles freut sich über mein Erscheinen. Von allenthalben kommen die Pygmäen heran, um mich zu begrüßen, natürlich geschieht das mit den üblichen rauschenden Tänzen. Ohne Geschenke geht das natürlich nicht ab. Zigaretten, Salz und Tuch muss immer wieder zu verteilen sein. Am Montag hatten wir die Einkäufe für etwa einen Monat gemacht, wobei etwa 10 000 Schilling verausgabt wurden.

Wir wohnen augenblicklich in einem wellblechgedeckten Steinhaus mit Zementboden, für afrikanische Verhältnisse aber sehr gut; nicht zu vergleichen mit meinem früheren Leben unter den Pygmäen. Die Küche funktioniert noch nicht richtig. Der Koch bringt noch immer keine rechten Pfannkuchen zustande. Wir essen aber nicht schlecht. Aufstehen um 5 h, um 6 h hl. Messe, ich lese still für mich in meiner Kammer, der junge Pater für die anwohnenden Neger. Heute, Sonntag, wurde Hochamt gesungen! Um 7 h Frühstück und dann geht es an die Arbeit mit Negern und Pygmäen, gewöhnlich Sprachstudien. 12 h Mittagessen, Mittagsruhe und um 2 h geht die Arbeit weiter. Um 1/2 7 Abendessen. Auf mir liegt wieder die ganze Last der Verpflegung, was gerade nicht angenehm ist. Man kann seine Bananen u.a. nach Herzenslust essen. So, das wäre ein kurzer Blick in den Alltag.

Pawanza, Sonntag den 24. X. 1/2 5h nachmittags. 1954

Hier geht das Leben weiter, auf mir lastet die Sorge der Organisation und Verpflegung – leider. Heute Vormittag gab es einen Mordskrach. Muschenzi und die Dorfneger. Wegen unseres Holzträgers. Es ging noch gut aus und es kam zu keiner Schlägerei.

Eine Masse Pygmäen haben sich in unserer Nachbarschaft angesiedelt, wo ich eine Hütte für mich habe bauen lassen. Heute nachmittag war ich dort, kaum angekommen ging ein Regenguss nieder und die Hütte stand unter Wasser. Habe Gegenmassregeln treffen müssen.

Die Pygmäen sind sehr zutraulich und es ist mit ihnen auszukommen. Donnerstag soll gross gefilmt werden. Ein Tscheche [John Ladislav] Brom [1908–1969] kam mit seinem Auto durch, er war auf meiner Spur und will filmen und photographieren. Wir wollen sehen. Etwas abenteuerlich ist die ganze Sache. Auch ein kleiner Franzose hat von mir gehört und kam bis hierher, er will dieser Tage wieder erscheinen. So ein armer Teufel aus Bordeaux, 25 Jahre alt, der sich mehr [oder] weniger mit Autostopp durchbringt. Ihm schaut mehr der Hunger und die Malaria aus den Augen als sonst was. Er will Mathematiker sein und photographiert. [...]

Morgen reist Vorbichler in das Lager der Weissen Väter, etwa 15 km von hier, wo er in Ruhe dem Sprachstudium wird obliegen können. Ich bleibe mit Burssens wohl noch eine Woche hier, um dann weiter gegen Westen vorzustossen. Arbeit gibt es genug und immer wieder finde ich Neues, Interessantes. Das Leben ist bedeutend teurer als früher.

Der Babawa Bambuti wieder bei den Pygmäen

[Briefliche Notiz, siehe Ende des Berichts: Am 31. X. 1954, 9 h. Nachts.]

Pünktlich am Samstag, den 9. X. um 13h landete das zweimotorige Flugzeug Kindu am Flugplatz in Irumu. Die belgische Gesellschaft „Sobelaire“ unterhielt eine Touristenfluglinie von Belgien über Rom, Athen, Kairo, Chartum, Juba, Irumu bis Bukavu, und gibt so Reiselustigen und Kolonialbeam-

ten des Belgischen Kongo Gelegenheit, auf diesem Wege nach Belgisch Kongo die Sehenswürdigkeiten der genannten Orte zu besichtigen.

Irumu ist der erste Landungsplatz im Belgischen Kongo von Norden kommend. Der Ort hat ausser Beamtenwohnungen und einem Hotel keinerlei Bedeutung, es sei denn die, dass Irumu knapp am Rand des gewaltigen Zentralafrikanischen Urwaldes liegt, sozusagen mitten zwischen dem Albert See und dem Urwald. 600 km breit ist die Urwaldstrecke von Irumu bis Stanleyville, die unter dem Namen des Flusses, der sie durchquert, Ituri-Wald bekannt ist. Der Ituri selbst, der an seinem Oberlauf den Namen Aruwimi, wenigstens auf den Karten trägt, ist einer der grössten Nebenflüsse des Kongo.

Kurzum, pünktlich um 13h am Samstag, den 9. Oktober, setzte mich und meine beiden Kollegen die „Kindu“ in Irumu ab. Der Flugplatz hatte sich in den letzten 5 Jahren, seitdem ich dort zum ersten Mal landete, kaum geändert. Nur an Stelle der Röhrichthütte, die der Passagier- und Zollabfertigung diente, stand jetzt ein Backsteinhaus. Mehr Gebäude fanden sich nicht am Platze, da man sich mit dem Gedanken trägt, den Flugplatz zu verlegen.

Neugierig schaute ich mich beim Aussteigen um, ob uns jemand erwartete. Als ersten erblickte ich meinen treuen Boy Muschenzi, der 160km weit herbeigeeilt war, um mir seine Dienste anzubieten, wie auf den drei anderen Pygmäenforschungsreisen auch. Bei der Zollabfertigung verwunderte ich mich über die freundliche Begrüssung durch den jugendlichen Beamten, dass ich mich nicht enthalten konnte zu fragen, ob wir einander einmal schon im Leben begegnet seien. ‚Das nicht‘, erwiderte er lächelnd, ‚doch ist ihr Name hier zu Lande gut bekannt.‘

Dann schrillte das Telefon nebenan. Ein Missionar fragte an, ob ich angekommen sei, er würde bald mit seinem Wagen zur Stelle sein. Er kam auch bald, ein alter, guter Bekannter aus einer Nachbarmission, und half uns das Gepäck verladen.

Bald stellte es sich heraus, dass die vom Kolonialamt versprochene Ausrüstung und ein leichter Lastwagen für die Expedition zur Stelle seien. Es klappte alles ausgezeichnet; man stellte uns ein leerstehendes Haus eines verreisten Beamten zur Verfügung. Man lud uns hier und dort zu den Mahlzeiten ein. Alles wickelte sich so rasch und angenehm ab, dass wir schon am Montag im 50 km entfernten Bunia die Antrittsbesuche bei den höheren Behörden machen konnten, wo man allerseits über unsere Ankunft unterrichtet war und sich bereit erklärte, unsere Forschungen zu unterstützen.

Am längsten hielten uns die Einkäufe in den Magazinen Bunias auf, wo wir uns für die nächsten Wochen unseres Urwaldaufenthaltes zu verproviantieren suchten.

Schon am folgenden Nachmittag reiste ich allein mit einem Teil des Gepäcks voraus über den Ituri in die Wildnis gegen Westen hin. Der Wagen polterte über die mächtige Stahlbrücke, unter der der Strom seine schmutzigen Wellen wälzte. Pawanza war das Ziel, etwa 20 km jenseits des Ituri.

Pawanza heisst der Grosshäuptling der Balese Neger jener Strecken, die sich Bakpuru nennen. Unter diesem Namen zeichnete sie schon Stanley auf, als er auf seiner Durchquerungsreise des Ituriwaldes diese Gegend erreichte. Damals wohnten die Neger wenige km nordwärts am Berge Lumvu. Seit 20 Jahren hat man die Neger an der Strasse angesiedelt. Der Lumvu ist aber ihre eigentliche Heimat.

Als Stanley den Lumvu erreichte, und man seiner von Strapazen und Hunger ausgemergelten Karawane die Steppe zeigte, die jenseits des Ituri sichtbar war, brach alles in unbeschreiblichen Jubel aus. Er nannte den Berg Isas, von dem aus das gelobte Land sichtbar wurde. Der Urwald und seine Gefahren und Nöte waren hiermit überwunden.

Wie sehr hat sich die Gegend in den 70 Jahren seit Stanley, eigentlich nicht in den 70 Jahren, sondern in den letzten 25 Jahren, verändert, da ich selbst zum ersten Mal diese Urwaldstrecken auf Karawanenpfaden durchmass? Noch vor 25 Jahren lebten die Urwaldneger das gleiche Leben wie zu Stanleys Zeiten. Erst die durch den Urwald geschlagene Strasse hat alles (verändert) sozusagen auf den Kopf gestellt. Damals lebte der Waldneger von seinen Bananenpflanzungen, von grünen Wilderbsen und Bohnen, und von dem, was der Wald an Nahrungsmitteln bot, wie bitteren Wildk-

nollen, die heute noch die hauptsächlichste Nahrung der Pygmäen bilden und von denen sie auch den Negern mitteilen. Raupen, Larven und besonders Termiten sind wegen ihres Fettgehaltes heute noch besondere Leckerbissen bei Negern und Pygmäen. Jetzt gerade im Oktober ist die Zeit des Termitenfanges. In den Negerdörfern hocken Wachen längs der Strasse und bieten den vorbeifahrenden Lastwagen die schwarz gerösteten Termiten an, eine Handvoll für einen Franken! Beim Anblick dieser Leckerbissen hielt auch unser schwarzer Chauffeur an, und erhandelte für sich einen grossen Haufen dieser Zuspense, die zu loben er nicht müde wurde.

Ich will jedoch nicht vorgreifen. Festhalten möchte ich nur meinen Empfang von Negern und Pygmäen bei Pawanza. Meine Ankunft wurde bald bekannt. Es kamen die Dorfneger, an der Spitze Pawanza selbst, der Grosshäuptling, nicht mehr in alter Negertracht, sondern in Khaki nach der Weissen Art gekleidet. Er konnte sich vor Verwunderung nicht fassen als er mir die Hand schüttelte. Vor fünf Jahren im November hatte ich von Pawanza für immer Abschied genommen, und nun war ich doch wieder da!

Ihm folgte der einäugige Kiranza, eigentlich heisst er *maka embí*, „es gibt keinen Häuptling“, denn als er geboren wurde, war das Land der Bakpuru ohne Oberhaupt. Kiranza gab seiner Freude über dieses unverhoffte Wiedersehen in seiner lauten Art Ausdruck und war, nachdem er sich die Zigarette, die ich ihm reichte, angezündet hatte, hinweg, um die Bambuti (Pygmäen) zu rufen. Gross war die Zahl der Gaffer, unter denen ich bald jene herauspickte, die für meine Sprachstudien mir die geeignetsten dünkten. Ich kannte sie ja von früher her, war ich doch schon zum 3. Male in dieser Gegend.

Am Spätnachmittag war eine grosse Zahl schmutzig-gelber, schwitzender Pygmäen um mich herum. Wenige von ihnen trugen schmutzige Fetzen am Leib, die meisten waren nach alter Sitte mit dem schmalen Bastschurz bekleidet, der zur Not die Scham bedeckte. Bald hatte ich in Erfahrung gebracht, dass von den Alten fast alle gestorben waren. Zwei, auf die ich besonders rechnete, waren angeblich am Leben, Matiboka und Gazi moto oder Bafema genannt. Man wollte sie rufen; und siehe da, am folgenden Morgen waren beide zur Stelle, begleitet von einer Schar Jugendlicher. Unter letzteren war Apopo, ein etwa 25 jähriger Mann. Ich hatte ihn als fünfjähriges, widerspenstiges Bürschchen in Erinnerung. Damals hatte er bei einer Gelegenheit, als ihn Vater Matiboka und seine Mutter auszankten, Pfeil und Bogen ergriffen, sich ins Gebüsch geschlichen und lautlos herzhafte Vater und Mutter, die sich nicht schnell genug in Sicherheit bringen konnten mit Holzpfeilen [beschossen]. Jetzt schien Apopo (Zwergantilope) ein ruhiger und gesetzter Mann geworden zu sein.

Matiboka erschien, er war eine Ruine, winzig klein, der dem Namen Zwerg alle Ehre machte, ausgemergelt, zahnlos, halb blind und halb taub; ein Zwergengreis, und doch war Matiboka jünger als ich! Sein Lebenslauf stach von jenem anderer Pygmäen dadurch ab, dass er schon als 14 jähriger von einem englischen Wildjäger mit anderen hinausgelockt und nilaufwärts nach Kairo, von dort nach London und später nach Berlin gebracht wurde. Der grosse Anthropologe [Felix Ritter von] Luschan [1854–1924] hat an ihm den Zwergwuchs studiert. Ich kam hinter diese ganze Geschichte im Jahre 1935, als mich Matiboka gelegentlich mit so ganz und gar unpygmäischen Tänzen überraschte und zum Schluss „very good, thank you!“ mit höflicher Verbeugung sagte. Ich war baff. Wo mochte Matiboka diese englischen Brocken nur aufgeschnappt haben? Er kam ans Erzählen und die ganze Sache kam heraus. Nach meiner Rückkehr stöberte ich die Literatur durch und fand auch die auf Matiboka und seine Gruppe bezüglichen Berichte mit einer Abbildung, auf der Matiboka zu erkennen war.

Nun stand er wieder vor mir, als klapperiger und zitteriger Greis. Doch führte er auf meinen Wunsch nochmals jene Tänze auf, die mir damals so sehr aufgefallen waren und wieder beschloss er sie mit der unpygmäischen Verbeugung und dem „very good, thank you“. Dann liess er sich noch herbei, seine Rechenkünste auf englisch zu zeigen; er kam aber nicht über six (sechs) hinaus. Das war alles, was Matiboka aus seinem vielmonatigen Aufenthalt im Lande der Weissen behalten hatte.

Er wurde wieder der urwüchsige Pygmäe, wie alle seine Genossen, die niemals des Weissen Land betreten hatten.

Matiboka erhielt Salz, Zigaretten, ein Stück Tuch, nachdem ihm besonders verlangte und eine Herzmedizin, denn wie er sagte, setze sein *tuku tuku* (Puls) und sein Atem aus.

Ähnlich wurde auch der immer noch rüstige Gazi moto bedacht, der vorlaut, wie immer, seine Weisheit zum Besten gab. Es war ein verblüffendes Wiedersehen.

Dann fingen die Tänze an; und als am folgenden Tage meine beiden Kollegen anlangten, wollte der Lärm kein Ende nehmen. So ging es drei Tage hindurch, bis ich des Lärms überdrüssig, den Tänzern Einhalt gebot.

Die Pygmäen hatten ihren „Baba wa Bambuti“ wieder bei sich.

Die Arbeit begann. Unweit des Rasthauses jenseits der Strasse entstand ein Lager von 30 Pygmäenhütten mit etwa 200 Insassen. Ich konnte nicht umhin dort eine Hütte für mich aufrichten zu lassen, wohin ich mich alltäglich hinbegebe, um einige Stunden unter meinen Onkeln und Tanten, wie ich sie nenne, [zu verbringen]. Sie heissen mich, wenn sie besonders gut aufgelegt sind, ihren Neffen. So war mein diesmaliger Empfang am Ituri.

Den Hintergrund zu diesem Leben des Forschers und seiner Pygmäen und Urwaldneger gibt die Natur des tropischen Urwaldes ab. Eine grandiose Kulisse.

Die Regenzeit sollte schon vorüber sein, meinen die Neger. Trotzdem rollen tagtäglich tosende Gewitter über den Urwald dahin und man ist froh, ein Wellblechdach über dem Kopf zu haben. Man bedauert die Pygmäen, die unter ihren löcherigen Blätterhütten – hutuhutu werden sie genannt – hocken und ängstlich in den Urwald starren. Die Luft ist regenschwanger, der Sonnenaufgang war den Oktober hindurch keine zweimal zu beobachten, da schwere Nebel oder Wolken die Landschaft unter dichtem Schleier hielten. Die Nächte sind kühl, nicht nur des ständigen Regens, sondern auch der Höhenlage wegen, liegt doch Pawanza 800 m hoch. Wetterleuchten in Richtung des Albert Sees, also gegen Osten, bieten allabendlich ein grandioses Schauspiel, in später Nachtstunde aber hellt sich das Firmament auf und das blitzende Sternenheer zieht auf. Tiefer Friede ruht über dem Ituri Wald.

L. Helči! Ich habe einen kurzen und flüchtigen Bericht über unseren Empfang zusammengeschrieben. Stilisiere ihn und breite ihn aus. Als Bild kann ich anbieten: Urwald ruft wieder S. 97. Matiboka und sein Onkel Boani (beide waren in Europa). Bild aus dem Jahre 1935. Oder sonst ein Pygmäenbild.

Ich habe seither schon manches Neue erlebt und erfahren. Unmöglich, darauf zurückzukommen. Eine Fledermaus flog mir ständig um den Kopf herum, nun hängt sie an der Decke! Deinen Brief vom 23. X. heute am 31. X. erhalten. Es geht also alles soweit gut. Am Donnerstag, den 4. XI. reisen wir weiter nach dem Westen. Kokonyange ist das Ziel. Vorbichler ist bereits selbständig, wie man mir heute meldete, soll er sich nicht ganz wohl fühlen!

Gesundheitlich soweit alles in Ordnung. Heute war eine Familie zu Besuch da, den ganzen Nachmittag. Jeden Tag ein Gewitter! Jadin schreibt, dass er gegen Weihnachten ankommen werde. Muschenzi prügelt täglich seinen Sprössling, der natürlich heult. Letzterer sagte heute, er werde seinen Vater umbringen, wenn er ihn so weiter prügelt! Womit? Frage ich? ‚Mit einem Messer!‘ Heute war auf der Veranda Hochamt! Morgen, Allerheiligen, wieder. So, das wäre einiges. Dazu noch herzliche Grüsse Dir und dem Wolfi.

13. XI. 54

Morgen ist Sonntag, in der Nacht geht die Post vorbei, darum möchte ich Dir wieder einen kleinen Bericht zuschicken und anbei auch einige Begleitworte. Es sind weder große Entscheidungen noch auch Abenteuer zu berichten. Das Leben geht seinen ruhigen Gang weiter. Vorgestern hatte ich eine

6 stündige Tour mit Pygmäen in den Urwald hinein gemacht, und habe gefunden, daß mir die Augen die meisten Schwierigkeiten bereiten. Ich bin immer wieder im Lianengewirr hängen geblieben oder stieß mit dem Kopf immer wieder an. – Mein Belgischer Kollege, 10 Jahre jünger, ist sehr zimperlich, er passte eher in ein Mädchenpensionat als nach Afrika. Mit der Nahrung etc. sehr vorsichtig, keine Anstrengungen, und auch von sich eingenommen. Sonst ist er aber durchaus rücksichtsvoll. Im Ganzen passt er der Zimperlichkeit wegen wenig zu mir, da war Jadin doch anders.

Den Schrieb, den ich da einschicke, musst Du natürlich erst in Form bringen, wenn er gefällig sein soll. Nachmittags hat ein Zwergböcklein das Leben lassen müssen, Fleisch für 2 Tage. Das Essen ist gut und reichlich. Mein Innenministerium scheint darum auch recht befriedigt zu sein. Ich trinke täglich mittags und abends 1/2 Gläschen Rotwein, einen Whisky sehr selten. Bananen nach Bedarf. Das Leben ist teurer als 1950, doch kommen wir aus. Ich bleibe noch 10 Tage an Ort und Stelle und dann wenden wir uns südwestwärts. Wo ich Pfingsten [Weihnachten] verbringen werde, weiß ich nicht. Vorbichler ist schon seit 3 Wochen anderswo. Er meldet sich nicht, wird wohl durchkommen. [...] Ich habe keinerlei Heimweh. Dafür ist man wohl schon zu alt. Schlangen und Leoparden Abenteuer gab es noch keine. Alles andere ersieht man aus dem Schrieb anbei. Weiteres ist in Vorbereitung.

Bahaha, den 18. XI. 21h

Ich bin wieder in der Lage einen kleinen Bericht zuzuschicken. Es mag das davon zeugen, dass ich mich ziemlich frisch fühle. Das Leben ist wenig beschwerlich, die Hitze in der Mittagszeit, sonst ist es ja angenehm. Die Einsamkeit tut mir ja nicht weh! Gewiss möchte ich manchmal etwas Anregendes lesen, bislang ist noch nichts angekommen.

Den Brief vom 10. XI. heute erhalten, zufällig. Die Post kam mit Brot und Butter. Wir verfüttern 5 Brote und 2kg Butter pro Woche. Brot wird nach einer Woche schon schimmelig, die Butter hält auch nicht länger, obwohl sie stets im Wasser liegt.

Muschenzis Henry war mit dem Papa bis nun bei mir. Er zählt schon 16 Jahre, aber ein Lausbub. Der Vater verprügelt ihn so ziemlich täglich und der Bursch hatte einen Hass auf den Vater. Er würde ihn noch einmal erstechen, sagte er zu mir. Und als er, wie alle anderen, ein Feitel [Taschenmesser] bekam, zeigte er es mir, sagend, dass er damit seinen Vater erstechen werde. Nun, das nahm ich nicht sehr ernst. Schlimmer war sonst sein keckes Wesen und seine Faulheit. Als mein Kollege mir morgens sagte, er wolle nach Irumu fahren, um nach der Post zu fragen, die am Vortage nicht eingetroffen war!! sagte der kleine Lump: ‚Ich fahre mit!‘ ‚Gut‘, sagte ich, du fährst mit, aber nicht bloss nach Irumu, sondern nach Beni, zu Muttern!‘ Und so jagte ich ihn davon. Ich zahlte ihn aus, gab ihm ein Stück Brot in die Faust und heidi! Papa schien damit einverstanden zu sein. Das ist kurz die Geschichte Henrys, des Sprösslings Muschenzis, den sein Vater täglich verprügelte. Erziehung muss sein! auch im Urwald. [...]

Mit Burssens komme ich soweit gut aus. Montag fahre ich los, um Ausschau nach einem neuen Standlager zu halten. Vorbichler bleibt dort, wo er jetzt hockt bis Weihnachten, dann dürfte er mit seiner Arbeit fertig sein. Er mag sich dann einige Stationen anschauen und dann nach Neujahr zum Kwango abfahren.

Ich hoffe, dass bis Anfang Feber auch mein Pensum erledigt und die gestellte Aufgabe gelöst ist. Wenn nichts dazwischen kommt, dann dürfte ich Mitte/Ende Feber wieder in Wien sein. Jadin kommt ja wohl erst nach Weihnachten. Ich möchte lieber nicht hin nach Bukavu, es ist zu weit und er dürfte kaum eingerichtet sein.

Schumachers Adresse: Père Blanc, Gits, Flandern, Belgien.

Dem Wolf ein go on! für das Romanum und für das weitere Leben, dass er's schaffe. Herzlich grüsst Jochi.

[Bahaha,] den 24. XI. 54

Eben habe ich mir aus einem Magazinheft Umschlag mit Uhu eine Geldtasche zurechtgebastelt. Ist fast jede Woche nötig, da der Schweiss alles durchklebt.

Die Briefe vom 13. bzw. 17. XI. sind heute angelangt. Ich hoffe, dass inzwischen die beiden weiteren Berichte angelangt sind. Morgen früh geht eine lange Tour an. Um nach Okaiko zu gelangen, das etwa 100km von hier entfernt liegt, müssen wir 460km Auto machen, um hinzugelangen. Es ist schneller und billiger für uns. Und übrigens wären Träger für Karawane kaum aufzutreiben. Ich habe vor, in Okaiko bis etwa zum 15. XI. zu bleiben, dann wird noch eine kleine Spritztour vor Weihnachten gemacht. Die Feiertage werde ich irgendwo in Missionsstationen zubringen und mich etwas umschauen. [...]

Ich hatte gestern und vorgestern eine Recognoszierungstour von 460km gemacht, um mich über den neuen Aufenthaltsort zu orientieren. Dabei habe ich auch die kleinen Schwestern von Jesus, les petites Soeurs de Jesus, besucht. Vier jüngere Frauen in Negerhütten, ein Ideal hochwertigen Asketenlebens, aber für das Pygmäen-Missionswerk wenig dienlich. Ich glaube, dass das Asketenleben auf die Waldzwerge keinen Eindruck macht. Marotte der Weissen, mögen sie sagen. Immerhin muss man die Courage der Damen bewundern. Vielleicht lässt sich darüber ein Artikel schmieden.

Muschensi hat die erste Uhr nicht gerade demoliert, aber doch den Kopf abgehauen. So trägt er die zweite. Die erste habe ich eingezogen. Übrigens traf ich in Beni seine Frau und einige Sprösslinge. Henry, der Erstgeborene, den ich davon getrieben habe, ist noch nicht heimgekehrt. Er treibt sich in Irumu herum.

Also ist man [mit] Seiferts Buchausstattung [J. L. Seifert, Sinndeutung des Mythos, Wien: Herold, 1954] zufrieden. Ich habe noch keine Nachricht aus St. Gabriel, ob das meinige [Die Negrito Asiens II/1] schon heraus ist. Übrigens habe ich für all diese Dinge hier wenig Interesse. Eine Wochenschau mit dem Artikel über mich ist letzten Sonntag hier angelangt.

Soweit geht es auch gesundheitlich gut, halb blind, halb taub sein ist gerade nicht angenehm und verschiedentlich hinderlich, aber man trägt es.

Ituriwald – Kenya –, den 1. XII. 54, 19h

Eben gegessen; einen Teller Reis mit gbedgbede und etwas Lendufleisch. Vorgestern brachten uns die hiesigen Bambuti eine ziegengrosse Lendu. Das Wetter ist schlecht, sehr viel Regen und auch sehr kühl, wie eben jetzt.

Die Fahrt nach hierher war ein Abenteuer. Hochgebirge. Von 2000m auf 1000 bzw. 700 heruntergestiegen auf schmalem Einbahnweg. Sehr ermüdend. Zudem eine Motorpanne. Anstatt um 2 h kamen wir um 10 h nachts an. Die Reise hat mich ermüdet, dazu wahrscheinlich vom Insekt gestochen usw. Ich fühlte mich nicht sonderlich wohl; nun geht es besser. Jedenfalls sitzen wir in einer Falle. Wahrscheinlich bleiben wir bis zum 10. XII. hier.

Ich hoffe, dass inzwischen die zwei weiteren Artikel angelangt sind, von deren Ankunft ich keine Bestätigung habe bislang. Angeblich soll ein Paket (plis) auch unterwegs sein, das aber hängen geblieben ist. Vermutlich Zeitungen. Ich habe allerlei Abenteuer erlebt, die für Nichtafrikaner interessant sein mögen; ich werde, wenn ich Zeit und Anregung zum Schreiben verspüre, darüber berichten.

Die Gegend, in der ich augenblicklich sitze, habe ich 1929 auf Karawanenpfaden durchquert. Die Leute erinnern sich meiner noch recht gut. Auf Karawanenmärsche muss ich jetzt verzichten, dafür taugen meine Augen nicht mehr. Das Gehör macht mir natürlich auch Schwierigkeiten, wie auch das Alter sich bemerkbar macht. Ich schlafe leidlich gut, aber wenig, da ich gegen 4h früh immer

wach werde. Wochentags zelebriere ich mit Muschensi allein (hier, anderswo waren immer Leute zur Messe erschienen); Sonntags war aber ein grosser Zufluss.

Die Arbeit geht aber normal gut voran. [...] P. Vorbichler ist in seiner Waldeinsiedelei bei Elefanten, Büffeln und Affen. Er macht diesen Monat Schluss.

Ituriwald – Kenya, den 5. XII. 54

Dies ist eine Bestätigung des Briefes vom 23. XI. und des Artikels aus der Wochenschau. Morgen verziehen wir aus dem Rattenlager in ein Ziegenlager 15km ostwärts, wo wir mehr Pygmäen haben als hier. Die Woche war schlecht, geradezu miserabel, angefangen von der Herfahrt vor 10 Tagen bis auf den heutigen Sonntag. Es regnet jeden Tag und in Massen, die Wege sind schlammig, das Auto war hin. Selbst kränklich, in eine Grube eingebrochen, aber bei lebendigem Leibe herausgekommen. Drei Tage Kopfschmerzen, offenbar Gehirnerschütterung. Heute ist wieder alles in Ordnung.

Ich hatte einen neuen Bericht zu schreiben angefangen, jedoch ging es nicht recht, so liess ich ihn liegen. Ein ander Mal. Ich fühle mich doch manchmal abgespannt. Das Alter! Zudem müsste ich viel gelenkiger sein als ich jetzt bin.

7. XII. 54 (Blatt 9a im Mapiranga Bericht)

Es ist mir gelungen so in zwei Stunden die anliegende Beschreibung *Mapiranga* zu schmieden. Ich hatte vorher ein anderes [Schreiben] angefangen, das aber nicht recht gehen wollte. Es wird das nächste Mal geschrieben werden. Etwas über Mission bei den Pygmäen.

Ich sitze wieder in einem recht armseligen Rasthaus; Gott dank war heute kein Regen. Ich glaube, der erste Tag seit Wochen. Am Samstag, den 12. XII. geht es von hier weg nach Beni und dann wohl an den Fuss des Ruwenzori, um die dortigen Pygmäen und Neger in Augenschein zu nehmen, die ich noch nicht kenne.

Gesundheitlich geht es immer noch, das eine Mal besser, das andere Mal weniger gut. Weihnachten werde ich wohl in Irumu, Bunia, Bambu und Bwidiya sein. Dann geht es noch für einen Monat in die Gegend nördlich von Avakubi.

Unser Auto ist wieder repariert und dürfte uns wieder glatt weiter befördern; trotz der schlechten Strasse hier im Gebirge.

8. XII. Feierliche Messe in der Früh. Dann eine protestantische amerikanische Mission besucht. Brief von Loos erhalten. Bitte ihm danke zu sagen. Ich habe ihm inzwischen ja geschrieben.

Bitte den Schrieb [Mapiranga] zu überarbeiten. Als Bild: Tänzer aus dem Nkumbi oder Anyota. Ähnliche Aufmachung. Sonntag fahren wir in die Ruwenzorigegend für 10 Tage.

MAPIRANGA

Ich bin Frühaufsteher, auch in Afrika, wo man wegen mangelhafter Belichtung vor der Dämmerung wenig Rechtes anzufangen weiss, und darum gern in den Morgen hineinschläft. Trotzdem weckten mich eines Morgens im Dorf Bahaha sonderbare Trommelsignale. Kurz abgebrochen hallten die Schläge in die dunkle Nacht hinein. Es war kurz nach drei Uhr früh. Ich horchte auf; zweifelslos waren es Signale; und tatsächlich antworteten ähnliche Signale aus der Ferne. Das dauerte eine ziemliche Weile, dann wurde der Trommelwirbel lebhafter, war aber immer noch als Signale zu werten. Ich wunderte mich drüber um so mehr als die Babira Waldneger, wo ich das im folgenden geschilderte Erlebnis hatte, keine Signaltrommeln haben. Signaltrommeln, die sich im Urwaldgebiet des Ituri bei manchen Stämmen finden, sind stets ausgehöhlte Baumstämme mit schmalem langem Schlitz, die mit zwei Klöppeln geschlagen werden, wodurch die Eingeborenen, deren Sprachen auf dem System musikalischer Töne aufgebaut sind, sich leicht weithin verständigen können. Also eine Art Morsezeichen. So war der Kriegausbruch 1914 den Negern im Inneren des Kongo eher bekannt als den dort residierenden Weissen, die ihre Nachrichten auf dem langsamen Postwege flussaufwärts und durch Läufer empfangen. Die Neger wirbelten sich in der Trommelsprache diese Nachricht zu.

Und so mancher Weisser hat die Augen weit aufgerissen, wenn er in früherer Zeit auf Karawanenpfaden wandernd in ein Dorf einzog, und dieses von den Einwohnern entblösst fand. Die Zurückgebliebenen waren einige Alte und Kranke. Die Leute waren durch Signaltrommeln gewarnt, vor dem ankommenden Weissen geflohen, den die Trommelsprache als einen grausamen Muzungu (Weissen) schilderte.

Ich selbst habe mich mehr als einmal vergewissern können, dass die Eingeborenen über meine Person bereits allseitig informiert worden waren als ich ins Dorf einzog. Und wenn die Pygmäen bisweilen dem *Baba wa Bambuti* in langem Zug entgegen kamen, so war das nur der Trommelsprache zu verdanken.

Doch wie gesagt kennen die Babira die Trommelsprache nicht und sie verwenden auch die Schlitztrommel nicht. Und doch hörte ich an jenem Morgen Signale, die mit den für Tänze üblichen Felltrommeln gegeben wurden.

Bald begann es im Dorf lebendig zu werden. Ich fragte den Boy, den der Wirbel auch von seinem Lager geweckt hatte, was denn im Gange wäre.

Erregt und begeistert zugleich gab er zur Antwort, dass man in der Nacht einen Leoparden erlegt habe. Ich fand nichts Besonderes daran. Wieviele Leoparden hat man nicht am Sambesi in den Jahren meines Aufenthaltes 1912–1917 erlegt ohne dass ein Hahn danach gekräht hätte. Und niemals wurde deswegen die Gegend in Aufruhr gebracht. Ich selbst habe mit dem Revolver in der Hand den heimtückischen Leoparden, der nachts im Begriff war, den Hühnerstall aufzubrechen, in die Flucht gejagt. Und hier machte man einen solchen Wirbel wegen eines in einer Falle erlegten Leoparden!

Begreiflicherweise hatte ich keine Lust, dem erlegten Raubtier einen Besuch abzustatten. Doch bald kam der erste Melder, der begeistert den Vorfall schilderte, und bald drauf der Häuptling selbst, mit der Federmütze auf dem Kopf und Pfeil und Bogen in der Hand, um mich zum Feste einzuladen.

Was für ein Fest? Ich machte grosse Augen. ‚Du wirst grosse Tänze sehen, wie damals im *Nkumbi* (Initiationsschule)‘, meinte der Häuptling, der nicht begreifen konnte, dass ich seine Begeisterung nicht teilte.

Das war natürlich etwas anderes. Hier handelte es sich um einen alten Brauch, den zu übersehen eine sträfliche Unterlassung für den Forscher gewesen wäre.

Ich ging also hin. Scharen von Menschen strömten in Festtagsstimmung hinaus zum Platz, wo die Tänze sich abwickeln sollten. Männer und Frauen hatten die alte herkömmliche Tracht angelegt, die man sonst nicht mehr sieht, und die seit wenigen Jahren übliche Tuchkleidung abgelegt. Man sah wieder tiefschwarze und bronzene Leiber, wie ehemals, die aber diesmal mit weisser Farbe grotesk

bemalt waren. Um die Lenden der Männer bauschte sich der rote oder schwarze Lendenschurz aus steifem Baumbast. An Beinen und Armen klirrten eiserne Rasseln und Schellen; die Arme waren mit Grasflügeln geschmückt; den Kopf bedeckte die geflochtene, mit bunten Federn geschmückte Kappe. In den Händen trugen die Krieger, denn die beschriebene Tracht war jene der Krieger, Speer und Schild, manche auch Pfeil und Bogen. Die Frauen waren reichlich mit Grün geschmückt. Lauter Trommelwirbel durchhallte den Morgen. Von weither war ein hoher Galgen sichtbar, auf dem der Leopard wie ein gemeiner Verbrecher aufgehängt war. Am Fuss des Galgens hingen auf Pfosten 5 Trommeln, die Burschen mit grosser Begeisterung schlugen. Neugierig umkreiste die bunte Volksmenge den Galgen, um den Gehenkten aus nächster Nähe zu betrachten.

Der Beginn des Festes war für etwa 9 Uhr angesetzt; die Stunde gab man durch Hinweis auf die Stellung der Sonne an. So kehrte ich denn vorläufig zurück, nachdem ich einige Bilder von dem am Galgen hängenden Leoparden und der Volksmenge genommen hatte. Zur vereinbarten Stunde war ich wieder zur Stelle.

Einen so grossen Volksauflauf habe ich im Ituriwald noch nirgendwo gesehen wie bei dieser Gelegenheit in Bahaha. Die Pygmäen, die nicht weniger zahlreich waren, hielten sich aber abseits, besonders die Frauen und Kinder, die im Haufen unter schattigen Bäumen lagerten. Einzelne Pygmäenmänner nahmen an den Tänzen teil, ebenso auch einige Negerfrauen, während die Mehrzahl im Schatten der Hütten hockten. Die Tänze wurden hauptsächlich von Negermännern bestritten und wie man mich belehrte, handelte es sich um zweierlei Tänze; einmal um solche, die zur Zeit des Nkumbi in der Beschneidungsschule aufgeführt werden, die zu dem Grossartigsten gehören, was Negertanzkunst bieten kann, und dann um Leopardentänze, die nicht minder geschätzt werden. Beide Male sind es mimische Tänze, die z.T. Kriegstänze sind, z.T. die Leopardenjagd, also Angriff, bzw. Flucht vor dem Raubtier darstellen. Das alles wurde denn auch in vielen Variationen künstlerisch schön vorgeführt. Rasselgeklirr mischte sich in Trommelwirbel untermalt vom Stampfen der Tanzenden, rhythmischem Gesang und Klatschen der Frauen. Bald stürzte ein schrecklich aussehender Krieger gegen den Galgen vor und mimte, den Speer zückend und Grimassen schneidend, den Angriff auf den gehenkten Leoparden, bald wieder umkreiste die Schar der Krieger im Tanzschritt das Gerüst, um in ähnlicher Weise Angriff und Rückzug zu mimen. Ohne Zweifel waren die Tänze künstlerisch wertvoll und hochstehend, das Schauspiel einmalig. Schade, dass kein Filmapparat zur Verfügung stand.

Der Schweiss der Tanzenden mischte sich mit dem aufgewirbelten Staub; heiss brannte die Sonne nieder, doch immer wieder, nach kurzer Rast, traten die Tänzer zur neuen Runde an. Zwischendurch starteten auch einzelne Frauen, die den Galgen umtänzten und sangen.

Die afrikanische Sonne trieb mich ins Lager zurück. Am Spätnachmittag sollte die Feier den Höhepunkt und Schluss erreichen.

Schon gegen zwei Uhr kam die Meldung, dass der Schlussakt bevorstehe. Die Tänze waren wie am Vormittag im Gange, nur waren sie womöglich noch lebhafter. Der Trommelwirbel tosender. Der Leopard hing nicht mehr nur mit dem Strick um den Hals, sondern wie ein Gekreuzigter an allen vier Beinen aufgehängt. Neben dem Galgen war ein verängstigtes Ziegenböcklein angebunden, das den tosenden Lärm über sich ergehen lassen musste. Das Bild erinnerte mich an Schilderungen aus früheren Zeiten, die berichteten, wie im Krieg Gefangene oder Sklaven, am Pflock gebunden, mit Bangigkeit ihrer letzten Stunde entgegensahen, während eine toll gewordene Menschenmenge frenetische Tänze um das Opfer aufführte. Jeden Augenblick erwartete der zu Tode Geängstigte den Todesstreich, um bald darauf abgeschlachtet und aufgefressen zu werden. Auch das Böcklein war dem Tode geweiht. Die Tötung sollte, wie mir gesagt wurde, den Schlussakt des Festes bedeuten.

Da, unverhofft kletterte ein Bursche mit Affengeschwindigkeit den Galgen hoch und hieb die Stränge durch, die die Beine des Leoparden festhielten. Wieder baumelte der am Hals aufgehängte Leopard, dem ein Bastschurz umgelegt war, wie ihn Männer zu tragen pflegten.

Die Tänze gingen unaufhaltsam weiter. Doch hatte sich der Menge grosse Unruhe bemächtigt. Alles war auf den Beinen und reckte den Hals. Blitzschnell kletterte wieder jemand den Galgen hoch, hieb den Strick durch, an dem der Leopard hing, sodass dieser zu Boden plumpste ohne ihn jedoch zu erreichen, da eine Schar blutrünstiger Männer ihn rasch auffing und im Laufschrift mit ihm im Busch verschwand. Ebenso rasch war auch das Böcklein vom Galgen verschwunden. Das ging so rasch vor sich, dass ich nicht recht inne wurde, was eigentlich geschah. Ich sah nur, wie eine Schar Männer dem Leoparden das Fell abzog und eine andere Schar das Böcklein schlachtete. Während dieses im Busch vor sich ging, umtanzten Weiber wie toll den leeren Galgen.

Damit war das Fest zu Ende. Ich nahm die Falle in Augenschein, die man erst jüngst aufgestellt hatte, nachdem das Raubtier drei Ziegen und einige Hühner geraubt und einen Taubenschlag geleert hatte.

Soweit war ich Zeuge des Mapiiranga (Leoparden) Festes. Das weitere habe ich mir erzählen lassen.

Dass ein Mapiirangafest zu den grössten Ereignissen dieser Waldneger gehört, geht schon daraus hervor, dass der getötete Leopard am öffentlichen Platz aufgehängt und gefeiert werden muss. Selbst die Pygmäen müssen im Falle sie einen Leoparden erlegen, diesen ins Negerdorf bringen, wo sie dann mit ihren Tänzen das Fest bestreiten. Nur eine bestimmte Persönlichkeit, und zwar ein Würdenträger des Dorfes, der auch die Beschneidungsschule leitet, darf den Leoparden vom Galgen herabholen. Das Leopardenfleisch wird an die Ältesten verteilt und von diesen rasch verzehrt. Das Zicklein wurde als Ersatz für jene mitgeopfert, die Leopardenfleisch nicht essen dürfen, weil er deren Totemtier ist, dessen Genuss für sie tabu ist.

Übrigens wird das Erlegen eines Leoparden auch bei den Nachbarstämmen ähnlich festlich gefeiert, wie mir die Bakaegu schilderten. Jeder erlegte Leopard musste ehemals vor den ebuane (König) gebracht werden, ebenso wie man auch die Köpfe der in der Schlacht gefallenen Feinde vor ihn brachte. Während die Leiber der Gefallenen an Ort und Stelle aufgefressen wurden, stellte man den Schädel auf der Veranda der königlichen Klubhütte aus. Ähnlich gehörte auch das Leopardenfell dem König allein.

Mit Einzug der Europäer haben die blutigen Stammesfehden ebenso ein Ende gefunden wie die Menschenfresserei und das Gottkönigtum mit seinem oft unheimlichen Zeremoniell. Ich war sehr darüber verwundert, es bei den Bakaegu zu finden, die ebenso primitive Waldneger sind wie die Babira. Der Gottkönig starb niemals eines natürlichen Todes. Im Falle seiner Erkrankung wurde er gewaltsam umgebracht. Bei den Bakaegu geschah das so, dass man an die Schlinge, die dem kranken König umgelegt wurde, eine Ziege band, die ihn erdrosselte. Diese Sitten leben nur noch in der Erinnerung der Alten. Das Mapiirangafest jedoch wird bis auf den heutigen Tag gefeiert.

Beni, den 13. XII. 54

Wir sitzen in Beni und fahren morgen zum Ruwenzori, nicht um ihn zu besteigen, sondern um dort einigen Sprachresten nachzuspüren. Ob etwas dabei herauskommt, weiss ich nicht. Da ich noch niemals in jener Gegend gewesen bin, hat die Reise doch einen Sinn. Und es sind auch nur 45 km mit dem Auto, allerdings bin ich mir noch nicht klar, wie man an die Leute herankommt.

Die Mission Beni kenne ich schon von den früheren Reisen her. 1929 waren es [ein] paar Strohhütten, heute nach 25 Jahren, ist es eine gewaltige Mission, mit Riesengebäuden. 1929 zählte die junge Mission 1000 Christen, heute über 170 000. In Butembo war der Anblick erhehend, die tausenden zu sehen – heute alles in bunter Tuchkleidung, 1929 nur in Ziegenfellen – die zu den hl. Messen strömten.

Ich will heute nicht viel erzählen. Die letzte Post hat uns noch nicht erreicht und wird uns vor einer Woche nicht erreichen, da wir morgen schon abreisen, die Post aber erst Mittwoch uns nachgesandt wird.

Ruwenzori, den 13. XII. 54*

Diesmal funktionierte es nicht mit der Post. Diese wird uns wohl Mittwoch nach hierher, Mission Beni, nachgeschickt, da wir aber schon morgen, Dienstag von hier zum Ruwenzori fahren, so werde ich die Post wohl erst eine Woche später fassen können.

Wir sind aus dem Loch in Kenya-Ka glücklich heraus. Die 14 Tage waren demnach; nur die drei letzten Tage waren sonnig und annehmbar. Großen Schaden habe ich weder an der Seele noch am Leib gelitten. Die Unfälle haben sich als harmlos erwiesen.

Der Ruwenzori ist das Hochgebirge in Zentral Afrika, über 5000 m hoch, mit ewigem Schnee bedeckt, also etwas höher als die Rax [Wiener Hausberg, 2007 m]. Hinaufkraxeln werde ich nicht. Wir sind jetzt schon ohnehin auf 1200 m Höhe und in Butembo waren es 1700. Am Ruwenzori bleiben wir bis Weihnachten. Die Feiertage werde ich irgendwie in Missionsstationen längs des Albertsees zu verbringen suchen, dann, nach Neujahr geht es wieder in den westlichen Ituri Wald – für einen Monat, dann wird Schluss gemacht.

Gesundheitlich geht es mir leidlich gut, nicht besser und nicht schlechter als daheim.

Ich will nicht weiter von mir berichten; sonderbarer Weise befasse ich mich viel mit dem Problem Tod; was ja das größte Erlebnis für jeden Menschen ist. Ein Geheimnis, das niemand lüften kann.

Das soll keine düsteren Gedanken machen, da der Brief ein Weihnachtsbrief sein soll. Natürlich herrscht hier absolut keine Weihnachtsstimmung, das Klima taugt nicht dafür. Ich möchte darum wünschen, daß Eure weihnachtliche Stimmung um so größer sei, die meinige wälze ich auf Euch über. Viel Lichterglanz, viel innige weihnachtliche Lieder und was dazugehört. Ich wünsche Euch das alles, eine ganze Seligkeit, die aus tiefem Verständnis für einander entspringt.

Bunia, Weihnachten 1954

Es ist 10 1/2 h. Das Weihnachtspontifikalamt ist zu Ende, die Volksmenge, vieltausendköpfig in bunten Tüchern zerstreut sich. P. Vorbichler, den ich vorgestern aus dem Wald herausgeholt habe und nach hier mitbrachte, sass eben einige Minuten an meinem Tisch und sprach nur von Weinflecken in seinem weissen Anzug. Prof. Burssens ist in Irumu zurückgeblieben. Gestern hatten wir noch eine andere, grosse Mission, von Bambu im Minengebiet besucht. Alles grossartig! Die Entwicklung geht rapid weiter.

Die Passage habe ich für den 2. Feber belegt, also am 2. Feber Abflug von Irumu nach Rom, wo ich am 4. II. abends eintreffen werde. Ich weiss nicht wieviele Tage ich mich in Rom aufhalten werde. Möglicherweise werde ich bei der Propaganda in Angelegenheit einer Pygmäenmission vorstellig. Hier habe ich einen apostolischen Vikar für einen solchen Plan gewonnen.

Am Mittwoch, den 28. XII. geht die Reise wieder westwärts in den Ituri Wald, in die Wamba und Avakubi Gegend wo noch für einen Monat lang Arbeit sein wird. P. Vorbichler bleibt noch einen Monat in seiner Waldeinsamkeit, um die begonnene Arbeit gut zu Ende zu führen. Er hat sich dort gut eingelebt und hat selbst um Fortsetzung seiner Studien gebeten. [...]

Der Apparat Burssens's funktioniert gut, doch habe ich nichts damit zu tun. Burssens befasst sich allein damit, was auch besser ist. Am Ruwenzori habe ich die äusserste Grenze des Pygmäenvorkommens feststellen können. So war es gut, dass ich auch noch dorthin gekommen bin.

Was noch vor mir liegt, hat eine gewisse Bedeutung für die Ergründung der Pygmäensprache. Ein Monat wird dafür genügen. Bitte die Zeitungen abzubestellen und nach dem 15. I. auch keine Briefe mehr nach hierher senden. Wünsche ein geruhames Hineingleiten ins 1955 Jahr. Herzliche Grüsse Euch und allen Bekannten, Jochi

Ituriwld, Kaiçui, den 1. I. 1955, 20.15h

Mir träumte in der Neujahrsnacht, ich sei von der Reise nach St. Gabriel zurück. Br. Laborator schaute mich gross an. „Ja, wir haben Sie doch kürzlich begraben!“ sagte er. „Was“, meinte ich, „hier bin ich doch! Wen habt ihr an meiner Statt ins Grab gesteckt?“ Br. L. verdattert, wusste keine Antwort darauf.

Bitte, den Traum umgehend – mit lieben afrikanischen Grüßen – an Ritschi zwecks Deutung zu senden, damit ich mich nach meiner Rückkehr danach richten könne.

Am 2. Feber erfolgt die Abfahrt; die Plätze sind schon belegt. Am 3. II. Ankunft in Rom. Auch Vorbichler fährt am gleichen Tage mit Flugzeug gegen Westen, um in seine Mission zu kommen. Wir waren die drei Weihnachtsfeiertage beisammen und in zwei Missionsstationen.

Ich wurde wieder wie üblich unpässlich, Gastritis mit Fieber, doch fuhr ich trotzdem mit Burssens gegen Westen, wo ich jetzt hause und auch Neujahr verlebt habe – mit anstrengender Arbeit. B. muss morgen die 270km wieder zurück, weil sein Apparat versagt. Er soll repariert werden.

Gesundheitlich bin ich wieder hergestellt, natürlich bis zum nächsten Mal. [...] Ich möchte nun bitten, nach Empfang dieses Briefes sich nur noch auf einen gefasst zu machen. Ich weiss nämlich nicht, ob ich viel sesshaft werde sein können und wohin ich verschlagen werde. Vom 20. I. ab, bitte ich auch keine Briefe mehr an mich nach Irumu zu schicken. Übrigens hausen wir augenblicklich sehr feudal – ein stattlich gebautes Haus, reichlich möbliert – in einem Negerdorf. Maison de passage. In 3 Tagen geht es weiter.

Ituriwald, [Wamba], den 13. I. 55

Es ist zwar Trockenzeit, aber der Donner grollt. Ein Gewitter ist im Anzug um 11h vormittags. Heute erreicht uns die letzte Post – offenbar mit Schwierigkeiten, da wir jetzt ziemlich gegen Westen verlagert sind.

Ich mache darauf aufmerksam, dass dieser Brief möglicherweise der letzte aus Afrika ist, denn nächste und übernächste Woche habe ich vor, viel herumzureisen, um die Grenzen des schon von mir studierten Sprachgebietes festzulegen. So komme ich kaum zum Schreiben und werde auch keine Post erhalten können. [...]

Die Arbeit geht langsam aber sicher zu Ende; ich kann zufrieden sein. Nach dem Bankkonto, das mir heute zugegangen ist, ergibt sich, dass die 60000 bfrs fast zur Gänze in diesen vier Monaten verbraucht wurden, soviel stand mir zur Verfügung. Kann man nichts machen. [...]

Der Tonapparat war defekt und kam heute aus Stanleyville zurück; ob er geht, weiss ich zur Stunde noch nicht zu sagen.

Ich fühle, dass ich müde geworden bin in diesem Klima, obwohl, wie gesagt, die meiste Zeit kein zu heisses Klima zu ertragen war.

Modernes Forscherleben in den Urwäldern des Kongo

Natürlich gibt es noch von Weissen unbetretene Gebiete im ausgedehnten Urwaldrevier des Ituri im Belgischen Kongo, das von Ost nach West 600km und fast ebensoviel von Nord nach Süd misst. Der Lauf mancher Nebenflüsse und Bäche ist z.T. noch unerforscht. Es mag sein, dass Zoologen und Botaniker ihr Inventar werden vervollständigen können, wenn all diese dunklen Urwaldgebiete

te einmal durchstreift sein werden; der Anthropologe wird aber nichts Neues mehr finden, keine neue Menschenrasse. Diese Gegenden sind unbewohnt; die Bambutipygmäen dringen zeitweise, besonders für die Elefantenjagd, bis in die äussersten Schlupfwinkel vor, wohin ihnen der Weisse Mann, auch der Grosswildjäger nicht folgt. Seitdem Strassen den Urwald nach allen Richtungen hin durchqueren, hat sich die Negerbevölkerung längs der Strassen niedergelassen, bzw. sie wurde durch die Weissen dort zwangsweise angesiedelt. Die Bambuti-Pygmäen folgen stets den Negern und so verlegen auch sie ihre Schweifgebiete in die Nähe der Negersiedlungen. Für den Forscher bedeutet die neue Situation, dass auch er die Strassen gebrauchen muss, und er ist sogar genötigt, die modernen Verkehrsmittel zu gebrauchen. Karawanen, die langsam die Urwaldpfade dahin zogen, gibt es heute nicht mehr.

Die Heroenzeit afrikanischen Forscherlebens ist ein für allemal dahin. Ich habe sie noch in den Jahren 1929/30 verkostet dürfen, als ich den Urwald Ituri's auf Karawanenpfaden nach allen Richtungen durchmass, um den Pygmäen nachzuspüren. Schon 1934/35 auf meiner 2. Kongofahrt und erst recht auf der dritten 1949/50 und auf der jetzigen hat das Forscherleben ganz neue Formen angenommen. Der Forscher geniesst alle Annehmlichkeiten, die in so abgelegenen Gegenden möglich sind. Das Auto befördert seine Ausrüstung, Feldbett, Küche, Proviant. Er richtet sich in bequemen Rasthäusern ein, die bereits in reichlicher Zahl längs der Strasse von den Behörden aufgerichtet wurden. Den Pygmäen braucht der Forscher nicht mehr nachzuspüren, sie kommen allein, zutraulich heran, die frühere Scheu von den Weissen ist gewichen. Wer heute noch vom „Erbarmungslosen Dschungel“ in Afrika schreibt, der faselt einem sensationslustigen Publikum Schauernmärchen vor.

Unser Forscherleben (wir sind zu zweien, ein belgischer Sprachforscher und ich selbst, die wir Sprachstudien der Urwaldvölker nachgehen), gestaltet sich etwa folgendermassen: Der eine-Tonne-Lastwagen, vom Negerchauffeur geführt, den uns die Kolonialregierung wie auch den Wagen zur Verfügung gestellt hat, bringt mich und einen Teil des Gepäcks nach Bahaha. Das ist ein Bach unweit der Stelle, wo seinerzeit Stanley sein berühmtes Lager Bodo errichtet hatte. Das Gepäck wird abgeladen, der Wagen fährt etwa 40 km nach Pawanza, unserem ersten Standlager, zurück, um meinen Kollegen und den Rest des Gepäcks zu holen. Inzwischen beginne ich nicht nur mit der Einrichtung des Rasthauses, sondern nehme Fühlung mit der Bira Bevölkerung, die mir von ehemals gut bekannt ist. Mit einigen alten, bekannten Negern, die zu meiner Begrüssung kommen, wechsele ich einige Worte, ohne die Zigaretten zu vergessen, die man stets bei sich haben muss. Dann kommt der Capita in Stellvertretung des Häuptlings, dem ich unterwegs begegnete. Unter Vorantragung einer Fahne reiste er die Strasse dahin, um in den Dörfern am Lolwa Recht zu sprechen und Verwaltungsmassregeln zu treffen. Er war in Begleitung seiner vier eingeborenen Polizisten, seiner Frau und eines Söhnchens, das er an der Hand führte. Natürlich war er nach Art der Weissen gekleidet, den Tropenhelm auf dem Kopfe. Alte Stammestracht ist ein für allemal dahin.

Der Capita (Unterhäuptling) stellt sich vor, nimmt meine Wünsche entgegen, und raucht meine erste Zigarette. Er wird deren noch viele rauchen. Bald stellt sich auch der *Nzamu* oder Rasthaus Besorger ein; er beginnt da und dort Ordnung zu schaffen. Die Boys beschlagnahmen die Küche und ihren Lagerraum neben der Küche, die in einem Nebengebäude untergebracht sind.

Auf Veranlassung des Nzamus schleppen fünf Mädchen in allerlei Gefässen aus der nächstliegenden Wasserstelle [Wasser] herbei und füllen die riesige Eisentonne, die als Wasserbehälter dient. Tagtäglich laufen sie einige Male hin und her, um den Wasservorrat zu bestreiten. Bald auch kommen Pygmäenweiber mit riesen Holzlasten heran, die sie vor der Küche auf den Boden werfen, wo für sie mit einem Becher Salz entlohnt werden.

Der Koch hat sich bald einen einheimischen Burschen zugelegt, der als Küchenjunge seinen Dienst zu leisten hat. Es sammelt sich eine grosse Schar Neugieriger, Männer, Weiber und Kinder. Der eine bietet ein Huhn zum Kauf an, andere Eier, wieder andere Bananen und Baummelonen. Von da ab bricht der Betrieb nicht [mehr] ab. Immer wieder stellt sich jemand mit irgendetwas zum Verkauf

ein, wie Bohnen, frische Fische, Eier, kleine Wildtomaten. Ein Pygmäe bringt einen Wildschwein-haxen, ein Neger zerzt an einem Bein ein Ziegenböcklein herbei, und überbietet den Preis. Er muss unverrichteter Dinge abziehen.

Inzwischen ist der Wagen mit dem Kollegen und den übrigen Lasten zur Stelle. Gegen Abend ist alles Gepäck verstaut, die beiden Räume sind eingerichtet. Bedenklich ist die Aussage des Nzamus, dass das Dach an verschiedenen Stellen leak ist; darum heisst es die Bettstatt dort aufzustellen, wo die geringste Gefahr für Überschwemmung besteht. Gegen Abend surrt der Motor, der auf der Veranda abgesetzt wurde und bald erhellen zwei elektrische Lampen das Rasthaus. Vor 25 Jahren war ich froh, die russige Negerhütte, die mir als Unterschlupf diente, mit einer Kerze erleuchten zu können.

Wir setzen uns zu Tisch; einige hundert Meter entfernt geht der Pygmäentanz an zu unserer Begrüssung.

So schaut heute das Forscherleben in Afrika aus. Gewiss, man könnte sich einige Kilometer einwärts in das Urwalddickicht zurückziehen und in primitiven Blätterhütten einrichten, um dort die Pygmäen um sich zu sammeln wie ich es früher getan [habe]. Das lässt sich jedoch Umstände halber heute nicht durchführen. Wir wohnen also an der Strasse. Neger und Pygmäen finden sich stets in grosser Zahl ein, um der Sprachaufnahme der Eingeborenen-sprachen nachzugehen. Doch nicht nur Eingeborene stellen sich ein; auch vorbeifahrende Weisse halten an, um uns einen Besuch zu machen. Nicht nur Kolonialbeamte und ansässige Farmer, auch andere.

Spät abends z.B. fährt ein beladener Wagen vor. Vorne und hinten, rechts und links strotzen schreiende Inschriften zum Beispiel wie Durch den Dschungel Afrikas. Autor von ‚Dschungel ohne Erbarmen‘, usw. usw. Dem Wagen entsteigt ein hochgewachsener Mann in besten Jahren, mit ihm ein Neger. Er stellt sich vor und nennt seinen Namen, der auch auf dem Auto prangt. Er fragt nach mir. Weit im Süden hatte er gehört, dass ich wieder bei den Pygmäen sei und kam deswegen herübergefahren, um mit mir Bilder- und Filmaufnahmen zu machen. Er spricht mich tschechisch an. Ein Prager, jahrelang schon aus der Heimat hinweg, in Paris. Er bereist Afrika, macht Bilder, filmt und kommt einem sensationslustigen Publikum durch geeignetes Bildmaterial weitgehend entgegen. Noch am Abend führe ich ihn ins Pygmäenlager, zehn Minuten entfernt, hinein; er ist begeistert, wunderbare Gelegenheit schöne Aufnahmen zu machen. Doch muss er schon [am] nächsten Morgen weiter, um einen Film der Mangbetutänze im Norden der Kolonie zu drehen, zu welchem Zweck er eingeladen wurde. Am nächsten Morgen fuhr er ab; wir hatten ihn untergebracht, ihn nach üblicher Art bewirtet. Wenige Tage später langt ein Telegramm an. ‚Kleiner Zwischenfall, komme später!‘

Auch ein kleiner Franzose tauchte auf, jung, kaum 25 Jahre alt, das blasse Gesicht umrahmt ein schwarzer Bart. Auch er hatte von meiner Anwesenheit unter den Pygmäen gehört und schrieb in einem unverständlichen Deutsch einen Brief, den ich deswegen nicht beantworten konnte. Er folgte unserer Spur und langte bei uns ein. Ein armer Teufel! Er macht Bilder angeblich für ein anthropologisches Institut in Südfrankreich. Das Sonderbarste ist, dass er nichts bei sich führt. Die Camera und Material führt er in einem Schnupftuch mit. Seinen Hut hat er angeblich in Kenya verloren. Er schlägt sich durch Autostoppen durch und lässt sich bald bei diesem, bald bei jenem Weissen nieder und ‚frisst sich so durch‘. Er ist zweifellos ein anständiger und bescheidener, junger Mann, doch auf diese Weise kann man sich nicht recht durch Afrika durchschlagen. Er reist darum nicht gern mit den grossen Lastwagen, die von Negern gefahren werden und oft von Negern benutzt werden. Die Neger haben halt vor einem Weissen, der zu armselig auftritt, keinen Respekt. Mein Muschenzi sagt, ein solcher Weissler sei ein Maskini (ein verachteter Armer), viel schlimmer dran als ein armer Neger. So ist halt der Neger.

Kolonialbeamte fahren vor, um sich nach unserem Befinden zu erkunden, andere wieder, um unsere Pygmäen in Augenschein zu nehmen, andere wieder, die ihrem Beruf als Agronomen, Strassenbauer nachgehen und für Tage mit uns das Rasthaus teilen. Leider sind diese Besuche, so sehr sie auch gut gemeint sein mögen, unliebsame Störungen unserer Arbeit.

So ist aber das neue Afrika, dem sich der Forscher anbequemen muss. Aber auch die Bevölkerung ist anders geworden; anspruchsvoll, süchtig nach den Gütern der Zivilisation. Die alte Tracht, Schurze aus Baumbast, sind nahezu aus dem Leben der Neger verschwunden. Nur die Pygmäen laufen noch im Adamskostüm wie ehemals mit dem schmalen Lendenschurz bedeckt, einher; doch auch sie haben nur den einen heißen Wunsch, Tuch und wieder Tuch! Es bereitet sich auch in anderer Weise eine neue Zeit in diesen früher unzugänglichen Wäldern vor, die gekennzeichnet wird durch Misstrauen gegen den Weisen und einen passiven Widerstand gegen seine Bestrebungen.

[Maschinengeschriebener Text: Entzaubertes Afrika. Das Forscherleben von heute in den Urwäldern des Congo. Von Prof. Dr. P. Schebesta]

Totolito

Manche Bambuti-Pygmäen hier im Ituriwald sagen anstatt Totolito Teitulitu. Mit diesem Namen wird ein früherer Jahrgang einer Beschneidungsschule genannt. Bei Waldnegern und Pygmäen ist es hier nämlich Sitte, dass die Knaben in einem bestimmten Alter die Beschneidungsschule durchmachen müssen. Diese findet alle sechs Jahre statt. Knaben von acht Jahren aufwärts bis 14 müssen sich der harten Zucht der Beschneidungsschule, die abgesondert im dichten Wald vorgenommen wird, und der Operation unterziehen. Die dauert Wochen, bisweilen auch monatelang. Jede Beschneidungsschule hat ihren Namen, an dem sich die Jahrgänge als ‚Genossen‘ erkennen und wonach sie auch ihr Alter berechnen. In der letzten Zeit hat man die Namengebung modernisiert. So heisst eine Schule *mafranga* – nach den Franken, die Eingang in die Urwälder gefunden haben. Ein anderer Jahrgang nennt sich *afion*, gemeint ist avion (Flugzeug), das deswegen so sehr in Erinnerung blieb, weil die ersten, über dem Urwald gesichteten Flugzeuge eine allgemeine Panik ausgelöst haben. Alle Welt floh in die dichtesten Urwälder, alles kroch auf allen Vieren als die ersten Flugzeuge über den Urwald dahin brausten. Man wähnte das Ende der Welt nahe. Heute lachen Neger und Pygmäen darüber.

Einer der Beschneidungsjahrgänge trägt den Namen *totolito* oder *tutulito*, und damit hat es folgende Bewandnis. Eines Tages erschien hier in Bahaha ein amerikanischer Sonderling, der schon jahrelang im dämmerigen Urwald mit Negern und Pygmäen zusammenlebte, um die im Gang befindlichen Beschneidungsriten kennen zu lernen und zu photographieren. Die Frage nach seinem Namen beantwortete er mit: ‚Totolito‘. So bekam dann der Jahrgang diesen Namen. Totolito, und auch der Weisse spleenige Amerikaner [Patrick Tracy Lowell Putnam, 1904–1953] war aber auch unter seinem eigentlichen Namen bekannt, den Neger und Bambuti allerdings verstümmelt wiedergaben. Man nannte ihn *Putinam*.

Vor bereits 25 Jahren wurde ich zum ersten Mal mit diesem Sonderling bekannt. Damals hatte er sich gerade im Urwald niedergelassen, und zwar mitten in seinem Herzen, unweit der Mündung des Epulu in den Ituri. Der Mann unterhielt sehr gute Beziehungen zu den Pygmäen, jene mit der Zivilisation jedoch waren weniger eng. Ein Aufsatz, betitelt ‚Der König der Pygmäen‘, den ich vor Jahresfrist in einer Wiener Zeitung las, machte mich auf Totolito wieder aufmerksam. Ich schrieb ihm, und gab ihm meine baldige Ankunft am Ituri bekannt. Totolito, der schwer erkrankt war, gab mir durch seine Frau Nachricht, dass er sich freue, mich bei sich wiederzusehen. Wenige Wochen später jedoch erhielt ich die Kunde von seinem Ableben, und kurz vor meiner Ausreise auch die Nachricht von seiner Frau, dass sie das Lager am Epulu aufgebe und nach Amerika zurückkehre.

Da ich aber auch das Totolitolager als Standort für meine Sprachstudien ins Auge gefasst hatte, und einmal im Ituriwald darin, brach ich eines Tages auf, um diesen verlassenen Ort aufzusuchen. Ende Oktober war ich dort.

Die Autostrasse führte von Pawanza, wo ich gerade ein Lager bezogen hatte, westwärts über Mambasa zum Epulu hin. Ich unterliess es natürlich nicht, dem berühmt berüchtigten Lager Stanleys, Bodo genannt, das dicht an der Strasse liegt, einen Besuch abzustatten. Bekanntlich hatte Stanley auf seinem Zuge ostwärts von Stanleyville, als er ausgezogen war, um Emin Pascha zu befreien, sehr grosse Strapazen zu bestehen. Seine vielhundertköpfige Karawane hatte die grössten Schwierigkeiten, sich zu verproviantieren, da die winzigen Urwaldnegersiedelungen kaum für die Eingeborenen genügend produzierten. Alle Welt machte sich vor Nyange-Nyange, so nannte man Stanley, aus dem Staube. Davon wissen die alten Neger hier, die damals Knaben waren, zu berichten, ebenso auch von der angeblichen Schreckensherrschaft, die Nyange Nyange führte. Er ist leider nicht in guter Erinnerung bei Negern und Pygmäen. Und so hat auch der Name des Lagers, das nicht *Bodo* heisst, wie Stanley angibt, sondern *Mbodo* mit einem eigenartigen Tonfall, die Bedeutung „Weisser Mann“ mit dem Beigeschmack Schrecklicher, Blutrünstiger. In Mbodo soll er den Häuptling *Mboyu* und einen seiner Unterhäuptlinge umbringen haben lassen. So erzählen die Neger. Ein Zugang führt abseits der Strasse zum Bodolager, das seit einigen Jahren in Stand gehalten wird. Man sieht den Graben, der ein grünliches Gebäude umschliesst, wo sich die Karawane verschanzte. Eine Tafel mit Inschrift gibt dem Besucher Auskunft über den historischen Ort. Dort hat Nyange Nyange Munition und Ausrüstung vergraben lassen als er gegen Osten weiterzog, um den Albertsee zu erreichen.

Mambasa, heute ein aufstrebender Verwaltungsposten, wurde bald erreicht. Es geht die Mär, dass die arabischen Sklavenjäger, die von Mombasa bzw. Zanzibar bis an den Kongo vordrangen, um weisses und schwarzes Elfenbein zu erbeuten und zur Küste zu befördern, den Ort Mambasa nannten in Erinnerung an den Hafenort Mombasa an der Ostküste, weil er inmitten Afrikas zwischen seiner West- und Ostküste liegt. Das ist eine Mär, denn Mambasa ist ein waschechtes Kubilawort, das soviel wie Herdstelle bedeutet.

In Mambasa erhielt ich nähere Auskunft über den Tod Totolitos und über sein Lager am Epulu. Sein Leichnam wurde nicht nach Amerika gebracht, wie Neger glaubten; Totolito fand seine letzte Ruhestätte in Mambasa selbst, wo er (im Spital) auch gestorben ist.

Das Auto ratterte die Strasse weiter, noch 70 km westwärts bis zum Epulu hin. Unweit des Stromes verstellte uns ein mächtiger Karren, den Neger mit Baumästen beluden, die Strasse. Das war ein sonderbares Gefährt. Zwei mächtige Elefanten waren dem Wagen vorgespannt. Ich hatte schon wiederholt davon gelesen, dass man im belgischen Kongo Elefanten zähmte. In Mambasa erfuhr ich, dass man sie an den Epulu verlagert hätte, wo ein Portugiese mit Namen Medina sich nicht nur mit den gezähmten Elefanten abgebe, sondern auch einen zoologischen Garten aufzubauen sich bemühe. Die afrikanischen Elefanten taugen aber angeblich wenig für produktive Arbeit. Mitten auf der Strasse nun war ich zweien dieser afrikanischen Dickhäuter begegnet. Auf ihren Nacken sass je ein Führer, der das Tier lenkte. Dem Männchen hatte man auch einen Trick angelernt. Jede Zigarette, die man ihm zuwarf oder reichte schwenkte er mit dem Rüssel galant über seinen Kopf seinem Führer zu, der sie lächelnd in Empfang nahm. Schliesslich schob sich der Wagen mit ‚Elefantenfutter‘ beladen bei Seite und unsere Camionnette huschte wie eine Maus an der Katze an den mächtigen Dickhäutern vorbei.

Der Chevrolet donnerte über zwei Brücken, die über den Epulu führen, der an dieser Stelle sich in zwei Arme teilt, die eine mächtige Insel umfassen. Der Epulu ist neben dem Lenda, dem Lindi und Nepoko einer der grössten Zuflüsse des Ituri.

Rechter Hand hielt, von grellem Sonnenlicht beschienenes ausgedehntes Gebäude aus Röhricht und Lehm aufgeführt, das Auge gefangen. Das Gebäude leuchtete um so greller in der Mittagssonne je dichter der Waldhintergrund war, von dem es sich abhob. Das war der Wohnsitz Medinas, des bekanntesten Grosswildfängers in Afrika überhaupt [der sich vom Einfangen von Wildtieren, darunter auch Okapis, einen Namen gemacht hat]. Links vom Wege wies ein Strassenschild auf ein Hotel

hin, das unweit der Strasse erst neulich errichtet war, offenbar in Hinblick auf die Touristen, die der im Aufbau begriffene Tiergarten Medinas anlocken würde. Unser Wagen fuhr noch einige hundert Meter weiter, wo ein anderer Wegweiser nach dem Camp Totolito wies.

Ein schmaler Waldweg führte zunächst in ein wenig freundlich anmutendes Dorf, dessen Hütten, am Wegrand im üblichen Negerstil erbaut, im Schatten der Waldriesen standen. Ihre Bewohner waren jedoch keine Neger, sondern in schmutzige Fetzen gekleidete Pygmäen: Statur und Physiognomie wies sie unmissverständlich als Angehörige der afrikanischen Zwergrasse aus. Ihr Benehmen passte sehr gut zu ihrem Äusseren; sie waren von Touristen verwöhnte, arrogant gewordene Menschenlein, die ihren natürlichen Charme eingebüsst hatten. Immerhin, war ich am Ziel. Der Weg endete vor einigen grösseren im Negerstil, aber solider gebauten, Häusern. Das Hauptgebäude inmitten diente anscheinend als Gasträum. Davor schäumten die braunen schlammigen Wogen des Epulu; wir waren noch in der Regenzeit.

Das war das Lager Totolitos, der in den letzten Jahren hauptsächlich Hotelier war. Bei ihm kehrten Touristen, besonders Amerikaner ein, die gekommen waren, um sich Pygmäen zeigen zu lassen. Die Weissen hier erzählen sich allerlei Tricks, die Totolito anzuwenden pflegte, um das Abenteuer herauszustreichen. Er führte z.B. die sensationslustige Gesellschaft im Zickzack hin und her durchs Waldesdickicht, um nach beschwerlichem Marsch im Pygmäenlager anzulangen, das in Wirklichkeit keine 15 Minuten entfernt lag. Die Pygmäen waren gedrillt. Sie boten allerlei Schnitzwerk den Gästen zum Kauf an, Gegenstände, die eingeschmuggelt waren, um Geld zu machen, denn die Bambuti selbst verstehen nichts von Schnitzerei.

Trotz allem war Totolito ein guter Kenner der Epulu-Pygmäen und ich bedauerte es, weder ihn noch seine Frau, die sich auch mit dem Pygmäenproblem befasste, mehr angetroffen zu haben. Bedauerlicherweise schilderten nur Weisse Totolitos Lebensart als untragbar. Darüber zu urteilen steht mir nicht zu. Ich selbst fand den Ort nicht gerade unheimlich, aber doch unwirklich. Die Hütten standen zu sehr gedrückt im Baumdickicht, wo das Sonnenlicht kaum Zutritt hatte. Mich sprach der Ort nicht an und mein Kollege lehnte es ab, dort Wohnung zu nehmen. So kam das Camp Totolitos für unsere Aufgabe als Aufenthaltsort nicht in Frage, ganz zu schweigen von den durch die Zivilisation verderbten Bambuti. Mein Begleiter [Burssens] liess noch eine mächtige primitiv geschnitzte Holzstatue mit erschreckender Fratze aufladen, um sie als Museumsstück zu verwenden. Auf dem Heimwege sammelten sich die Neger um den Wagen, sooft wir in einem Dorf anhielten, um das ‚Gespenst‘ mit Schauer zu betrachten. Die Kinder, die die Mütter hochhielten, strampelten mit den Beinchen und schrien wie am Spiess als sie der Fratze ansichtig wurden. Die Statue hat einen Mund-akaneger als Erzeuger.

Wir hielten vor dem zoologischen Garten Medinas. Ich suchte den Direktor auf. Kaum unserer ansichtig, begrüsst mich Medina mit Namen [sprach mich Medina mit Namen an]. Verblüfft starrte ich ihn an. Er erzählte, dass er mir vor Jahren bei den Bomili Pygmäen begegnet sei. Ich musste wiederum feststellen, wie löcherig und unzuverlässig mein Gedächtnis geworden war. Ich konnte mich an ihn nicht erinnern.

Wir stapften durch den zoologischen Garten, der im Urwald selbst eingerichtet ist, der das angeborene Milieu der Waldtiere ist, ausser einem Löwen, der aus der Steppe hierher gebracht wurde. Die grösste Sehenswürdigkeit ist das Okapi paar, das man aus allernächster Nähe betrachten kann. Das Okapi ist ja das scheueste aller Waldtiere des Ituri Waldes.

In Mambasa galt mein Besuch dem Friedhof, wo Totolito seine letzte Ruhestatt gefunden hat. Der Assistent des Administrateurs führte uns in seinem Wagen dorthin. Zuvor zeigte er uns vielleicht die grösste Sehenswürdigkeit Mambasas, das Camp militaire und das Gefängnis; ein mächtiger Backsteinbau im Geviert. Um einen weitläufigen Hof gruppiert reihen sich die Gefängnisräume samt Küche und Bädern. Alles war sauber und rein. Die Gefangenen schlafen auf Pritschen und sind über

Tag in den Feldern beschäftigt. Die Verköstigung ist reichlicher als es sich die meisten Gefangenen daheim leisten können. Am Eingang zum Gefängnis ist die Wache mit aufgepflanztem Bajonett postiert, wo sich auch die übrigen Soldaten aufzuhalten pflegen. Die Garnison zählt nur 25 Köpfe. Der Häftlinge, darunter einige Schwerverbrecher, sind es gegen 130.

Wenige Schritte vom Gefängnis entfernt liegt im grellen Sonnenschein der Friedhof zweigeteilt. Das Eingeborenenviertel ist mit vielen Gräbern belegt, auf dem Friedhof der Weissen liegen nur drei Gräber. Vor dem mit einer mächtigen schräggelagerten Zementplatte ohne Inschrift postierte sich der Beamte und salutierte. Ich trat heran und sprach gerührt: ‚Ruhe in Frieden, Totolito‘. Dann sann ich nach.

Ein verpfushtes Leben war das seinige, sagte ein Weisser zu mir. Das war es gewiss. Totolitos fast 30 jähriger Aufenthalt im Urwald am Epulu war sinn- und zwecklos gewesen. Er hat nichts geschaffen, nichts aufgebaut. Jemand sagte auch, dass er anfänglich als Laien-Missionar herausgekommen sei, dann wollte er sich als Heilmediziner betätigen. Vielleicht! Totolito kam von der Universität. Doch half ihm seine Bildung nichts. Alles schlug fehl. Totolito wurde ein Vereinsamter, ein Abenteuerer, eine verkrachte Existenz.

Wie sehr hätte ich gewünscht, ein freundlicheres Bild von diesem Urwald Menschen zu entwerfen, dessen Name trotz allem in der Ostprovinz der Kongokolonie allgemein bekannt ist bei Weissen, Negeren und Pygmäen. Unverständlich bleibt mir noch, dass sein Grab nicht in seinem von Urwaldbäumen beschatteten Kamp am Epulu liegt, bei seinen Bambuti. Neben Totolito liegt ein anderer ‚Unglücklicher‘ der seinem Leben ein gewaltsames Ende bereitete. Totolitos Grab liegt im grellen Sonnenschein, nicht im Schatten des Urwaldes.

8

Als Mensch unter Menschen

8. Als Mensch unter Menschen

In der Einleitung wurde bereits darauf hingewiesen, daß die Veröffentlichung der Briefe, die P. Schebesta im Verlauf seiner Expeditionen in die Heimat schickte, einem doppelten Zweck dient. Zum einen geht es um Einblicke in die Arbeitsweise des Forschers, die in den Briefen vermittelt werden, sowie um die Menschen, die sie uns näher bringen. Zum anderen erweisen sie sich als Dokumente, die den Forscher und seine Welt in den Blick rücken und als Gegenstand anthropologischer Überlegungen zu erkennen geben. In beiden Fällen ersetzen die Briefe weder die den Veröffentlichungen zugrundeliegenden Feldtagebücher, noch die Veröffentlichungen selbst. Wohl aber stellen sie eine zusätzliche Quelle für das Verständnis des Forschers und seiner Arbeiten dar. Während die Briefe den Verlauf der Forschungen bestätigen und diese in Detailfragen ergänzen, kommt den dem Briefeschreibern eigenen Perspektiven insofern eine besondere Bedeutung zu, als die von der (aus Sicht der Adressaten) ungewöhnlichen Umwelt bestimmten Mitteilungen das Selbstverständnis und die Welt des Sich-Mitteilenden problematisieren. Dies trifft vor allem dann zu, wenn es sich um persönliche Mitteilungen handelt, in denen dem Befinden des Forschers eine besondere Bedeutung zugemessen wird.

So mag man sich z.B. über die ständige Besorgtheit um das leibliche Wohlergehen und die nicht ablassende Beschäftigung mit dem seelischen Wohlbefinden wundern. Zugleich sollte man jedoch bedenken, daß dem die latente Frage der Adressaten nach der Befindlichkeit des Schreibenden zugrundeliegt, sodaß die entsprechenden Bemerkungen als Antwort auf diese Frage zu verstehen sind. Da diese Antwort jedoch von den Umständen abhängt und ohne deren Kenntnis unverständlich bleiben müßte, sieht sich der Verfasser der Briefe genötigt, die Situation, in der er sich gerade befindet, zumindest andeutungsweise zu beschreiben, sodaß auch diese zu seinen Mitteilungen gehört. Hinzukommt, daß die Adressanten der Briefe nicht nur am Wohlergehen ihres Verfassers interessiert sind, sondern auch an seinen Erfahrungen und Beobachtung Anteil nehmen möchten. Daraus ergibt sich eine Annäherung des Briefes zum Reisebericht, wobei das Maß dieser Annäherung von Fall zu Fall mehr oder weniger groß sein mag.

Ob gewollt oder nicht gewollt, in anthropologischer Hinsicht erweisen sich die Briefe als Zeugnisse interkultureller Vermittlung. Zum einen versetzt sich der Verfasser in die Gegenwart der Adressaten, indem er davon ausgeht, daß diese verstehen, was er mitteilen möchte. Zum anderen lebt und schreibt er in einer Gegenwart, die den Umständen entsprechend sowohl von der Begegnung mit Menschen anderer Kulturen und Traditionen als auch von deren Umwelt geprägt ist. Wie hier das eine mit dem anderen zusammenhängt und im Zusammentreffen unterschiedlicher Gegenwartsweisen Gestalt gewinnt, bleibt der Spontaneität des Augenblicks überlassen. Gleichwohl findet dieses Zusammentreffen aber nicht nur statt, sondern wird auch durch die Vielzahl unterschiedlicher Situationen und Briefe in der ihm eigenen Dynamik belegt.

Dagegen bedeutet der von tiefgreifenden Umbrüchen bestimmte zeitliche Abstand zwischen den Briefen und dem heutigen Leser, daß deren Gegenwartserfahrungen einer zweifachen Vergangenheit angehören. Zum einen beziehen sich die Zustandsbeschreibungen von ehemals auf Menschen und Kulturen, die es in der damals angetroffenen Form nicht mehr oder höchstens in beschränktem Maße gibt. Zum andern hat das Zeitalter des Forschers mit den es kennzeichnenden Evidenzen – man denke etwa an die Geltung der kolonialen Weltordnung – aufgehört, allgemein verbindliche Gegenwart zu sein. Für den Leser ist die Unterscheidung einer doppelten Vergangenheit vor allem deshalb von Bedeutung, weil sie auf die Verflechtung unterschiedlicher Zeiten verweist, in denen die Fragen und Voraussetzungen der eigenen Gegenwart nicht mehr oder nur teilweise die des Forschers und dessen Gegenwart sind.

Doch stellt die Unterscheidung einer doppelten, wenn nicht mehrfachen, Vergangenheit ein Problem dar, das auch im Rahmen der Feldforschung auftritt und dem Zustandekommen einer gemein-

samen Gegenwartserfahrung (als Voraussetzung gelingender Kommunikation) im Wege stehen. Da der Unterschied der Zeiten und Welten nicht durch Absichtserklärungen verschwindet, stellt das Finden einer gemeinsamen Gegenwart ein Problem dar, dessen Lösung einerseits von der Anerkennung der Unterschiede abhängt, und andererseits die Besinnung auf die Prinzipien des gemeinsamen Menschseins verlangt. Wie die Briefe zeigen, bildet die Besinnung auf die Prinzipien des gemeinsamen Menschseins und deren Anwendung ein Motiv, das direkt oder indirekt immer wieder und zumal dort anklingt, wo der Autor versucht, den Menschen als Mitmenschen zu begegnen.

Die Inachtnahme einer doppelten Vergangenheit durch den heutigen Leser ist vor allem deshalb erwähnenswert, weil die Rezeption der Briefe Fragen aufwirft, die sich zumindest teilweise mit denen der Feldforschung treffen. Während nämlich der Forscher und die von ihm untersuchten Menschen und Kulturen unter ungleichen Voraussetzungen weitgehend miteinander verschmelzen, stellt der eigenartige Zusammenhang dieses Geschehens ein Problem dar, das sich auf seine Weise als Gegenstand anthropologischer Überlegungen anbietet. Das Bemühen um interkulturelle Verständigung, das die Briefe auf ihre Weise dokumentieren, will zwar so wahrgenommen und hinterfragt werden, wie es stattgefunden hat. Zugleich gehört es aber einem Zusammenhang an, der geschichtsmächtig geworden ist und den Einzelfall in dessen Licht erscheinen läßt. Hierbei spielen die Briefe insofern eine untergeordnete Rolle, als das Werk des Forschers in den Vordergrund tritt. In der ihnen eigenen Sichtweise unterstützen sie jedoch nicht nur das Verständnis des Forschers und seines Werkes, sondern deuten auch auf Bedingungen und Umstände, von denen die eingetretenen Kulturveränderungen ihren Ausgang nahmen.

Da das Ziel ethnographischer Veröffentlichungen in verlässlichen und möglichst umfassenden Darstellungen der erforschten Menschen und ihrer Kultur besteht, tritt der Forscher mit seinen persönlichen Sorgen notwendigerweise in den Hintergrund. Dies ändert sich zwar, wenn wir an ethnographische Reiseberichte denken, sofern dabei der Verlauf der Arbeiten und damit die Eigentätigkeit des Anthropologen mit zur Darstellung gelangen. Doch verlangen sowohl der Verlauf und die Erfahrungen der Forschung als auch das Interesse an deren Ergebnissen, daß sich der Forscher nicht allzusehr in den Vordergrund drängt, sondern nach Möglichkeit Tatsachen und Menschen für sich selbst sprechen läßt. Demgegenüber läßt der Brief es offen, wie sich der Forscher zur ethnographischen Zielsetzung verhalten mag – was freilich nicht ausschließt, dass im Grunde genommen, direkt oder indirekt, alle Probleme der Forschung berührt werden. Wie auch immer sich das Verhältnis des Forschers zu Reisebericht und ethnographischer Darstellung gestaltet, de facto erschöpft es weder das Potential, noch entwertet es die Perspektiven, die dem Brief trotz vielfacher Verschiebungen im Einzelnen eigen sind.

Auf P. Schebesta bezogen, möchte ich zunächst hervorheben, daß in den Ausführungen zu seinem physischen und seelischen Befinden die ständige Sorge um das Gelingen der Expedition zum Ausdruck kommt. Gerade weil die Forschungsarbeit alle Kräfte in Anspruch nimmt, stellen die Rückschläge in Gesundheit und Wohlbefinden ein Problem dar, das nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Für den Außenstehenden geben demnach die entsprechenden Ausführungen Einblicke in die Schwierigkeiten und Mühen, unter denen die Forschungsergebnisse erzielt wurden. Zugleich machen sie aber auch darauf aufmerksam, daß diese Ergebnisse, gleichgültig ob es um Schebesta oder um andere Forscher geht, nicht zuletzt mit den leiblichen und seelischen Zuständen zusammenhängen, unter denen sie erzielt werden; bzw. derentwillen sie verzeichnet werden oder unvollständig bleiben. Dagegen sieht sich der Forscher nicht nur genötigt, Gesundheit und Arbeitskraft zu erhalten und bei Rückschlägen so schnell wie möglich wieder herzustellen, sondern es stellt sich auch die Frage, wie er trotzdem seine Arbeit verrichten und Behinderungen im Bewußtsein der Pflichterfüllung kompensieren kann. Auch wenn es jedem Forscher selbst anheimgestellt bleibt, für sein Wohlbefinden zu sorgen und eine Antwort auf die zuletzt gestellte Frage zu finden, so werden wir dennoch mit einem Problemkomplex konfrontiert, der bei der Rezeption ethnographischer

Mitteilungen nicht außer Acht gelassen werden sollte. Die genaue Einordnung und Deutung dieses Komplexes entziehen sich zwar dem Zugriff eindeutiger Analysen, da er bei jedem Einzelnen anders ausfällt und in unterschiedlichen Situationen verschiedene Gestalten annimmt und Fragen aufwirft. Soviel aber dürfte deutlich sein, daß er, wie insbesondere die Briefe zeigen, den Forscher zur Selbstreflexion herausfordert und ohne diese nicht angemessen behandelt werden kann.

Daß es Höhen und Tiefen im Wohlbefinden von P. Schebesta gab, ändert nichts an der Tatsache, daß er auch unter schwierigsten Umständen mit allen Kräften seine Pflicht als Forscher zu erfüllen versuchte. Gleichwohl gab es Momente, in denen sein Temperament mit ihm durchging und zu einem Verhalten verleitete, das er im Nachhinein bedauerte. Man hat ihm dieses Verhalten, das er in seinen Reiseberichten nicht verschwie, zum Vorwurf gemacht. Tatsächlich bezog es sich primär auf Begegnungen mit Waldbauern und wirkte sich auf das Verhältnis zu den Pygmäen eher positiv als negativ aus. Gleichwohl betrifft es einen weiteren Punkt, den ich im Zusammenhang mit den Briefen erwähnen möchte. Gerade weil die Briefe Einblicke in das Selbstbewußtsein und die Selbstreflexivität des Forschers in unterschiedlichen Situationen gestatten, erweisen sie sich als Dokumente, die eine differenzierte Betrachtungsweise und Beurteilung der Forschungsergebnisse ermöglichen.

Dem Tenor der Briefe entsprechend ist es deutlich, daß P. Schebesta seine eigentliche Aufgabe in der Erforschung der Pygmäen erblickte. Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, sah er sich genötigt, auch die benachbarten Ethnien in seine Forschungen einzubeziehen, da und sofern die Wildbeuter mit den im Wald lebenden Ackerbauern vor allem im Kongo in vielfältigen Beziehungen standen. Auch konnte er nicht umhin, mit den Dorfbewohnern in Kontakt zu treten, da er bei der Erkundung des Ituriwaldes auf Karawanenpfaden von ihnen abhängig war und sie außerdem brauchte, um die Pygmäen ausfindig zu machen. Dörfer, so könnte man auch sagen, laufen nicht davon, wenn der Forscher kommt, wohl aber Pygmäen, wenn sie einem Fremden begegnen. Bedenkt man außerdem, daß Bauern und Wildbeuter im Kongo eine Art Symbiose bildeten, oder wie M. Rösner schreibt, in einer „Patron-Klient-Beziehung“ lebten, dann bedarf es keiner weiteren Begründung, weshalb man auf die ‚Patrone‘ zugehen muß, um mit den ‚Klienten‘ in Kontakt zu kommen, bzw. daß dieser Kontakt ohne den Patron nicht, oder nur schwer, herzustellen ist; daß es nicht zuletzt vom Patron abhängt, ob ‚seine‘ Bambuti sich verstecken oder nicht. Da P. Schebesta die Unterstützung der Kolonialbehörde hatte, sahen sich die Dorfbewohner zwar mehr oder weniger genötigt zu kooperieren. Sie konnten sich aber auch, wie dies mitunter geschah, widersetzen und die Pygmäen fernhalten. Dagegen bedeutete der von der Bauernbevölkerung abfällig gemeinte Titel ‚Baba wa Bambuti‘, daß dieser in Pygmäenohren einen positiven Klang erhielt und dem Forscher eher nützte als schadete.

Ob es nur der Titel war, mag bezweifelt werden. Gleichwohl drängte er P. Schebesta gewissermaßen in die Rolle eines Pygmäenpatrons. Dies änderte zwar nicht die Verhältnisse im Ituri-Gebiet. Es vertiefte aber die bereits von der Aufgabenstellung herrührende Distanz zu der Bauernbevölkerung, wodurch sich deren Erforschung nicht nur von der Zielsetzung her, sondern auch auf Grund persönlicher Interessen und Einstellungen deutlich von jener der Wildbeuter unterschied. Dieser Unterschied betraf weder die anthropologischen Messungen noch die Sprachforschung. Er hatte aber zur Folge, daß Schebesta sich als Feldforscher im Kongo auf zwei Ebenen bewegte, je nachdem ob man seine Arbeit unter den Pygmäen oder den Dorfbewohnern ins Auge faßt. Man mag dies zumal dann bedauern, wenn man an die Ethnographie der Ituri-Bauern denkt. Doch sollte man nicht vergessen, daß die Pygmäenforschung das zentrale Anliegen von P. Schebesta war, und daß diese den Maßstab für die Bewertung aller anderen, d.h. ergänzenden, Untersuchungen bildet. Entscheidend ist demnach nicht die Frage, ob er diese Untersuchungen nicht anders hätte durchführen sollen, sondern ob er das Verhältnis der Pygmäen zu ihren Wirtsherren angemessen erfaßt hat oder nicht. Da die Situation im Ituri-Gebiet in den letzten sieben Jahren tiefgreifende Veränderungen erfahren hat, kann diese Frage durch weitere Forschungen nur bedingt beantwortet werden. Stattdessen kommt

den Darstellungen und dem Zeugnis von P. Schebesta die Bedeutung einer historischen Quelle zu, die in dem Maße Geltung erlangt, als es gelingt, sie in kontextueller Analyse kritisch zu erschließen.

Die brieflichen Mitteilungen von Zustandsberichten und unterschiedlichen Verhaltensweisen im Umgang mit den Menschen, in denen der Verfasser sich weitgehend ungeschützt äußert, geben den Blick frei auf den Hintergrund und die zwischenmenschliche Dimension der Forschungsarbeit. Insbesondere konfrontieren sie jedoch den Leser mit der Frage nach der grundsätzlichen Bedeutung dieses Hintergrundes und des dazu gehörenden Verhaltens, auf die ich abschließend eingehen möchte.

Wenngleich die Bezugnahme auf die gemeinsame Welt der Korrespondenten zum Wesen des Korrespondierens gehört, lassen gerade die Briefe sehen, daß die Verbundenheit mit dieser Welt latent stets gegenwärtig ist. Da die Vergangenheit eines Menschen nicht einfachhin ausgeblendet werden kann, sondern ihn in seiner Gegenwart direkt oder indirekt mitbestimmt, braucht man zwar keine Briefe, um dies festzustellen. Wohl aber sind es die Briefe, die diesen Sachverhalt direkt oder indirekt andeuten und zu bedenken geben. Zweifelsohne könnte man hier einwenden, daß es im vorliegenden Fall um Briefe geht, die das Tun und Lassen von P. Schebesta betreffen und damit Aufschluß über dessen Persönlichkeit geben; etwa in dem Sinn, daß sie Stationen seiner Forschungstätigkeit erwähnen; daß sie ihn als einen Menschen näher bringen, der als Priester, wenn möglich, die Messe liest; der sich aus der Gegenwart Gottes zu begreifen versucht und im Bewußtsein lebt, daß auch die von ihm erforschten Menschen Mitmenschen und Geschöpfe Gottes sind. Bei anderen Forschern mag sich dies anders verhalten. Doch ist anzunehmen, daß auch sie ihre Arbeit dem eigenen Selbstverständnis entsprechend verrichten. Wie sich das Selbstbewußtsein mit seiner Welt auf die Forschungen von P. Schebesta ausgewirkt hat, ist die eine Seite des Problems. Daß die Fragen, die dies aufwirft, sich auf ähnliche Weise bei jeder Feldforschung wiederholen, ist die andere Seite. Wenn er sich von anderen Forschern dennoch unterscheidet, dann liegt dies vornehmlich darin, daß er dieses Problem nicht verschweigt, sondern sowohl in seinen Reiseberichten als auch und vor allem in den Briefen genügend Hinweise darauf gibt. Die hier vorliegenden Briefe sind die von ihm und keinem anderen. Gleichwohl geben sie aber Aufschluß über Hintergrundprobleme, die auf die eine oder andere Weise wohl bei jeder Feldforschung eine Rolle spielen, gleichgültig ob briefliche Mitteilungen vorliegen oder nicht.

Die Briefe betonen jedoch nicht nur die Verbundenheit mit der Ursprungswelt des Forschers, sondern auch mit den Welten der erforschten bzw. zu erforschenden Menschen, wobei der unbedingte Anspruch anderer Lebensweisen und Weltauffassungen außer Frage steht. Entscheidend sind nicht die Erwartungen und Projektionen, die schon deshalb am Beginn der Forschung stehen, weil es ohne sie keine Forschung geben würde, sondern die tatsächlichen Verhältnisse, die es in der Begegnung mit konkreten Menschen wahrzunehmen und zu erschließen gilt. Demnach stellt sich deren Erforschung als eine Sonderaufgabe dar, die ihren eigenen Maßstäben entsprechend unter Hintansetzung vorgefaßter Auffassungen durchzuführen ist.

Gerade weil sich P. Schebesta des Eigenwertes dieser Aufgabe voll bewußt war, konnte er deren Erfüllung als seine Pflicht betrachten und sich uneingeschränkt der Forschungsarbeit hingeben. Ich nehme nicht an, daß er sich der von Hegel beschriebenen Dialektik von Herr und Knecht bei seinen Forschungen bewußt war. Gleichwohl trifft diese auf seine Situation zu, sofern er als Anthropologe zwar seinem Forschungsgegenstand als ‚Herr‘ gegenübertritt, sich angesichts der Aufgabe aber als ‚Knecht‘ erfährt, der dieser Aufgabe unbedingt verpflichtet ist. Demnach befindet er sich in einer Situation, in der sich der Forscher in ihm von ihm als Person unterscheidet; bzw. in der die Person mit dem Forscher in dem Maße zusammenwächst, als dieser Unterschied anerkannt wird und zur Geltung kommt. Die Möglichkeit dieser Unterscheidung und der damit eingeleiteten Umkehrung der Beziehungen ist ein Problem für sich, das wohl darin seine Lösung findet, daß der Mensch ein Wesen ist, das sich sowohl selbst verleugnen kann, als dies auch muß, um sich selbst zu finden. Doch

möchte ich darauf nicht näher eingehen, sondern mit dem Blick auf P. Schebesta an das erinnern, was über dessen Spiritualität ausgeführt wurde.

Es sind vor allem drei Fragen, die sich im Zusammenhang mit den Hinweisen auf Schebestas Forschungstätigkeit aufdrängen. Erstens stellt sich die Frage, inwieweit seine Feldforschungen den vom Forschungsgegenstand und Forschungsaufgabe eingeforderten Maßstäben entsprechen. Zweitens geht es um die Frage, wie sich die Ursprungswelt des Forschers zu den Welten und Ansprüchen der von ihm erforschten Menschen verhält. Drittens bleibt zu fragen, inwieweit Schebesta den eigenen Ansprüchen gerecht geworden ist. Auf die erste und zweite Frage wurde bereits in früheren Kapiteln eingegangen, in denen die erkenntnistheoretische Bedeutung der Kultur und des Selbstverständnisses des Forschers, bzw. die Art und Weise von Schebestas Feldforschungen behandelt wurde. Die Briefe ergänzen diese Ausführungen dahingehend, daß sie zum ersten die Verflechtung der Welten beispielhaft zeigen und damit die Notwendigkeit eines prinzipiellen Verständnisses unterstreichen. Die Unterschiede verschwinden nicht einfachhin. Sie verlieren aber in dem Maße ihre Gegensätzlichkeit und Entfremdungsmacht, als die Begegnung des Menschen mit Menschen, in denen diese als Mitmenschen erfahren und anerkannt werden, selbst einen prinzipiellen Charakter annimmt. Zum zweiten ergänzen sie besagte Ausführungen dadurch, daß sie, wie bereits erwähnt, einen Begriff von den Anstrengungen vermitteln, denen sich P. Schebesta unterzog, um seiner Pflicht als Forscher zu genügen. Da der Erfolg der Forschungen nicht zuletzt von diesen Anstrengungen abhängt, kann es nicht ausbleiben, deren Ergebnisse ins rechte Licht zu rücken, auch wenn Anstrengungen allein noch keine Garantie für die Qualität der Forschungsarbeit bieten.

Dagegen stellt sich die Frage, inwieweit P. Schebesta seinen eigenen Ansprüchen gerecht geworden ist, ein Problem dar, das sich der Beurteilung des Außenstehenden weitgehend entzieht. Er selbst war sich seiner Unzulänglichkeiten durchaus bewußt, zumal es ihm nicht gelang, die geplanten Abschlußbände zur Erforschung von Semang und Bambuti fertigzustellen. Einerseits verstand er seine eigenen Arbeiten als Anstoß für weitere Forschungen, andererseits wußte er aber auch, daß selbst die beste Forschungsarbeit Stückwerk bleibt.

Wohl kann und muß auch der Außenstehende sich fragen, inwieweit es gelungen ist, dem Eigenwert der Forschung gerecht zu werden, wenn der betreffende Forscher sich seinem Selbstverständnis entsprechend etwa aus der Gegenwart Gottes begriff und dementsprechend auch seine Pflicht als Forscher erfüllte. Die Antwort auf diese Frage wird anders ausfallen, je nachdem ob und wie das Gottesbewußtsein sowohl von dem, der damit lebt, erfahren wird und zum Ausdruck kommt, als auch von dem, der sich zurückhaltend oder ablehnend dazu verhält, verstanden wird. Da für P. Schebesta weder Gott und Wahrheit, noch Glaube und Wissenschaft auseinanderfielen, wenn es darum ging, Tatsachen zu erkennen und anzuerkennen, konnte er sich z.B. für eine Pygmäenmission einsetzen – nicht, weil er die Bambuti bekehren wollte, sondern weil er begriffen hatte, daß ihnen geholfen werden mußte. Im Entwurf dieser Mission machte er als rationales Wesen durchaus Gebrauch von seinen anthropologischen Einsichten. Zugleich wußte er aber auch, daß Mission und Anthropologie ihre eigenen Ziele verfolgen und verschiedenen Maßstäben verpflichtet sind. P. Schebesta begann bereits als Missionar am Sambesi mit anthropologischen Forschungen. Für die anthropologische Forschung freigestellt, widmete er sich dieser ganz und gar als Anthropologe. Seinen Erfahrungen am Sambesi entsprechend, vergaß er jedoch nicht, daß auch und besonders der Anthropologe im Menschen dem Mitmenschen begegnet und damit in dieser Begegnung den Anfang findet, den es zu entfalten gilt.

Literaturverzeichnis

Literaturverzeichnis

- ALT Josef, (o.J.) „Arnold Janssen, Gedanken zur Aus- und Weiterbildung“, <http://www.svdcuria.org/public/histtrad/founders/aj/aj0503de.htm>
- ANSELM von Canterbury (1077/78) Proslogion, in Schmitt, F. S, (1995) Proslogion: Untersuchungen. Lat.-dt. Ausgabe, Stuttgart: Frommann-Holzboog.
- BASTIAN Adolf (1895) Ethnische Elementargedanken in der Lehre vom Menschen, 2 Bde, Berlin.
- BECKER Carl (1915) Religion in Vergangenheit und Zukunft, Berlin: Hugo Steinitz.
- BSTEH Andreas (1986) „Religion und Kultur: Theologische Überlegungen zu ihrem Verhältnis“, Lebendiges Zeugnis, Jhg. 41, Heft 2, 34–47.
- BLAGDEN Otto W., SKEAT William (1906) Pagan Races of the Malay Peninsula, 2 vol., London: Macmillan.
- CATHREIN Victor (1914) Die Einheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit: eine ethnographische Untersuchung, Freiburg: Herder.
- CICERO M. Tullius (105–42) Tusculanae disputationes.
- CONSTANCE-MARIE (1948) Essai d'Adaptation, I. Babira. II. L'Ame Noire, Antwerpen: Editions Grands Lacs.
- CUNOW Heinrich (1913) Der Ursprung der Religion und des Gottesglaubens, Berlin: Vorwärts.
- DESTRO-BISTOL Giovanni et al. (2004) „The Analysis of Variation of mtDNA Hypervariable Region 1 Suggests That Eastern and Western Pygmies Diverged before the Bantu Expansion“, The American Naturalist, vol. 163, nr. 2 (February), 212–226.
- DUBUISSON Daniel (2003) The Western Construction of Religion: Myths, Knowledge, and Ideology, Baltimore: Johns Hopkins University Press.
- ENGLER, Steven, MILLER Dean, eds. (2006) „Review symposium Daniel Dubuisson, The Western Construction of Religion“, Religion 36, 119–178.
- EVANS Ivor H. N. (1928) „Schebesta and the Negritos“, Man, Vol. 28, 57–59.
— (1937) The Negritos of Malaya, Cambridge: Cambridge University Press.
- FABIAN Johannes (1963) „Der Sippenälteste bei den zentralafrikanischen Bambuti nach den Forschungen von P. Schebesta“, Vorbichler, A., Dupré, W., Hrg., Festschrift Paul Schebesta zum 75. Geburtstag, Wien-Mödling: St. Gabriel Verlag, 35–70.
— (1983) Time and the Other. How Anthropology Makes the Other, New York: Columbia University Press.
— (1999) „Remembering the Other: Knowledge and Recognition in the Exploration of Central Africa“. Critical Inquiry, Vol. 26, No. 1 (Autumn), 49–69.
— (2010) „Silesian Memories: On Recognizing Contemporary African Culture“, Paideuma, Bd. 56, 33–40.
- GATTI Attilio (1947) In den Urwäldern des Kongo, Zürich: Orell Füssli Verlag.
- GLADE Winfried (2007) „St. Gabriel in den Jahren 1938 bis 1945“ Maria Enzersdorfer Kulturblätter, Folge 2 Heft 4.
- GRAEBNER Fritz (1911) Methode der Ethnologie, Heidelberg: Winter.
- GUSINDE Martin (1942) Die Kongo-Pygmäen in Geschichte und Gegenwart, Nova Acta Leopoldina, Band 11, Halle (Saale).

- GÜTL Clemens (2010), Anton Vorbichler, www.afrikanistik.at/pdf/personen/vorbichler_anton.pdf
- HARNACK Adolf von (1900) *Das Wesen des Christentums*, Leipzig: Hinrichs.
- HEGEL Georg Wilhelm F. (1970) *Phänomenologie des Geistes*, Theorie Werkausgabe Bd. 3, Frankfurt: Suhrkamp.
- HEINTEL Erich (1968) *Die beiden Labyrinthe der Philosophie*, Wien: Oldenbourg.
- HEPNER Adolf (1916) *Josef Dietzgens Philosophische Lehren*, Stuttgart: J. H. W. Dietz.
- HOERNES Moritz (1912) *Kultur der Urzeit*, Leipzig: Göschen.
- HOWITT Alfred William (1904), *The Native Tribes of South-East-Australia*, London: Macmillan.
- JADIN Jean-Baptiste (1935) „Rapport sur une mission d'études anthropologiques effectuée au Congo Belge (juillet 1934 – février 1935)“ *Institut Royal Colonial Belge, Bulletin des Séances* VI. 2, 382–411.
 — (1938) „Aperçu sur l'état sanitaire des Pygmées de l'Ituri“ *Anthropologie-Prague*, XVI. 69–83.
 — (1940) „Les groupes Sanguins des Pygmoides et des Nègres de la Province Équatoriale (Congo Belge)“, *Institut Royal Colonial Belge, T. X. 3, Bruxelles*, 3–42.
- JADIN Jean-Baptiste, MATIEGKA, Jindrich (1935) „Mensurations du bassin de quelques femmes Pygmées du camp de Paligbo. (Ituri).“ *Anthropologie-Prague*, XIII. Prague, 169–175.
- KERN Fritz (1953) *Der Beginn der Weltgeschichte*, Bern: Francke.
- KLETZKA Paul, Groß Peterwitz, <http://www.grosspeterwitz.de/>
- KOPPERS Wilhelm, Schmidt, Wilhelm (1924) *Völker und Kulturen. Gesellschaft und Wirtschaft der Völker*, Regensburg: Habel.
- LANG Andrew (1898, 1909) *The Making of Religion*, London: Longmans, Green and Co.
 — (1909) „The Religion of the Andaman Islanders“, (*Folklore*, vol. 20, Nr. 4, 492–497).
- LE ROY Alexandre (1911) *Die Religion der Naturvölker*, Rixheim im Els.: Sutter und Comp.
- LEEUEWE, Jules de (1962) „On Former Gynecocracy among African Pygmies“, *Acta Ethnographica (Budapest)* 11, 85–118.
- LÉVI-STRAUSS Claude (1967) *Structural Anthropology*, Garden City, New York: Anchor Books.
- LINDEN Cor van der (1968) Cor van der Linden, „Is er nog plaats voor de godsdienstwetschap in de geestelijke erfenis van P. W. Schmidt?“, *Anthropica. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von P. Wilhelm Schmidt*, *Studia Instituti Anthropos* vol. 21, St. Augustin bei Bonn: Verlag des Anthropos-Instituts, 224–248.
- LUSCHAN Felix von (1910) *Illustrierte Völkerkunde*, Stuttgart: Strecker & Schröder.
- MALINOWSKI Bronislaw (1922) *Argonauts of the Western Pacific*, London: George Routledge & Sons Ltd.
- MAN Edward Horace (1883) „On the aboriginal inhabitants of the Andaman Islands“, *Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland*, 12.
- MOREIA Alexandre (1924) *Practical Grammatical Notes of the Sena Language*, editado pelo P. Paulo Schebesta SVD, St. Gabriel-Mödling near Vienna (*Bibliothèque Anthropos*, vol. III).
- NAUMANN Gottfried (1921) *Sozialismus und Religion*, Leipzig: J.C. Hinrichs.

RADCLIFFE-BROWN Alfred Reginald (1909) „The Religion of the Andaman Islanders“, (Folklore, vol. 20. Nr. 4, 492–497.

RÖSNER M. (1992) „Pygmäenforschung und kein Ende? Kritische Betrachtungen zum Verhalten von Bauern und Bambuti im Ituri-Gebiet von Haut-Zaire“, in E. W. Müller und A. M. Brandstetter, *Forschungen in Zaire LIT* 1992, 415–454.

SCHEBESTA Paul (1913) „Aus Chupanga“ Korrespondenz für die Mitbrüder der Gesellschaft des Göttlichen Wortes, Zweiter Jahrgang, St. Gabriel, 221–224.

- (1922) Der Urmensch und seine Religion. Entstehung der Religion nach den Ergebnissen der Völkerkunde, Frankfurter zeitgemäße Broschüren, Bd. XXXXI, 3./4. Heft (Breer & Thiemann), 45–100.
- (1924) „Zum ersten Missionsanfang am Sambesi“, *Zeitschrift für Missionswissenschaft*, 14. Jahrg. 2. Heft, Juni 1924.
- (1925) „Wie ich die Urwaldzwerge fand“. Reichspost 29 November.
- (1925) „Les Négrilles et autres Peuplades aborigènes ou sauvages de la Presqu'île Malaise“, *Bulletin de la Société* Nr. 47, 649–663,
- (1925) „Unter den Zwergen von Malakka. Sind die primitiven Völker höherer Vorstellungen fähig? – Poesie und Gottesglauben im malayischen Walde“ Reichspost, 10. Mai 1925, 9.
- (1926) „The Jungle Tribes of the Malay Peninsula“, *Bulletin of the School of Oriental Studies, University of London*, Vol. 4, No. 2, 269–278,
- (1926) „Schädel und Skelettreste von drei Semang-Individuen“ (mit Viktor Lebzelter), *Anthropos*, Band XXI, 959–990.
- (1926) „Die Zimbabwe-Kultur in Afrika“. *Anthropos*, Band XXI, 484–522.
- (1927) Bei den Urwaldzwerge von Malaya, Leipzig: F. A. Brockhaus.
- (1928) Orang Utan: Bei den Urwaldmenschen Malayas und Sumatras, Leipzig: F. A. Brockhaus.
- (1928) „Grammatical Sketch of the Jahay Dialect, Spoken by a Negrito Tribe of Ulu Perak und Ulu Kelantan, Malay Peninsula“, translated by C. O. Blagden, *Bulletin of the School of Oriental Studies, London Institution*, 803–826.
- (1928) Die religiösen Anschauungen der Semang-Zwerge von Malaya, Düsseldorf: L. Schwan.
- (1930) Rinda, Obraz ze života v misii při řece zambezi. Dle rukopisu upravil Fr. Všečeka. Brtnici na Moravě.
- (1931) „Erste Mitteilungen über die Ergebnisse meiner Forschungsreise bei den Pygmäen in Belgisch-Kongo“, *Anthropos*, Bd. XXVI.
- (1931) Die Mission im Kampfe mit der Heidenwelt, (Veröffentlichungen des Akademischen Missionsvereins Wien), Wien-Mödling: Missionsdruckerei St. Gabriel.
- (1932) Bambuti, die Zwerge vom Kongo, Leipzig: Brockhaus.
- (1932) „Die zentral-afrikanischen Pygmäen. Ihre Beziehungen zur Umwelt und den anderen Rassen“, *Ethnologische Fachsitzung am 19. Mai 1932, Wiener Arbeitsgemeinschaft für Afrikanische Kulturgeschichte. Sitzungsberichte der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Jahrgang 1931/32. Bd. LXII*, 14–21.
- (1932) Bambuti die Zwerge vom Kongo, Leipzig: Brockhaus.
- (1932) „Die zentral-afrikanischen Pygmäen“, *Ethnologische Fachsitzung am 19. Mai 1932. Sitzungsberichte der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. LXII*, 14–20.
- (1934) Vollblutneger und Halbzwerge. Forschungen unter Waldnegern und Halbpygmäen am Ituri in Belgisch Kongo, Salzburg: Pustet.
- (1934) „Die Religion der Ba'wa-Pygmoiden am Equateur (Belg. Kongo)“, *Archiv für Religionswissenschaft* XXXII, Heft 1/2, 38–51.
- (1934) „Blancs et Noirs au Congo Belge“, *Congo ; Revue générale de la Colonie Belge*, Mars, 1–20.
- (1935) Meine zweite Kongoforscherfahrt, Wien: Kath. Akadem. Missionsverein (Wien-Mödling: Missionsdruckerei St. Gabriel).
- (1935) „Bei den Ituri-Bambuti (1934/35)“, *Mitteilungsblatt der Gesellschaft für Völkerkunde*, 1–7.
- (1936) Der Urwald ruft wieder, Meine zweite Forschungsreise zu den Ituri-Zwergen, Salzburg-Leipzig: Anton Pustet.
- (1938/50) Die Bambuti-Pygmäen vom Ituri, Brussels: Boekhandel Falk zoon: Bd. I: Geschichte, Geographie, Umwelt, Demographie und Anthropologie der Ituri-Bambuti (1938);
Bd. II: Ethnographie der Ituri-Bambuti:
Teil 1, Die Wirtschaft der Ituri Bambuti (1941);
Teil 2, Das soziale Leben der Ituri-Bambuti (1948);
Teil 3, Die Religion der Ituri-Bambuti (1950).

- (1939) „The Negritos of Malaya“, *Man*, Vol. 39, 30–31.
- (1940) *Les Pygmées*, traduit de l'allemand par F. Berge, Paris: Gallimard.
- (1947) *Menschen ohne Geschichte*, Mödling: St. Gabriel Verlag.
- (1949) „Der große Irrtum des Abendlandes“, *Die Österreichische Furche* vom 18. 6. 1949.
- (1949) „Benennung der afrikanischen Pygmäengruppen.“ *Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft*, Band 90 (Wien), Heft 1–12, 86–88.
- (1949) „Grausiges Erlebnis im Ituri-Urwald“, *Neue Illustrierte Wochenschau*, Sonntag, 18. Dezember, Nummer 51.
- (1949) „P. Placide Tempels“ (*La Philosophie bantoue*, 1945) und „Soeur Constance Marie“ (*Essai d'adaptation*, I. Babira. II. *L'Ame Noire*, Antwerpen: Editions Grands Lacs, 1948, *Mitteilungen der geographischen Gesellschaft*, 1949, Bd. 91 7–9, bzw. *Anthropos*, Bd. 41/44 (1946/1949), 457–460 und 997.
- (1949/50) „Ich bin Gott begegnet“, *Stadt Gottes*, 73, Heft 9, 220–222.
- (1950) „Afrika verliert sein Gesicht. Der Prozeß der Akkulturation“, *Zeitschrift für Missions- und Religionswissenschaft*, 34, 267–281.
- (1950) „Ach, diese paar Schlangen“ *Forschungsarbeit im Kongo, nicht ganz ungefährlich. Neue Illustrierte Wochenschau*, Sonntag, 26. Februar 1950.
- (1951) „Vorbericht über P. Schebestas fünfte Pygmäen-Expedition“, *Anthropos* Bd. 46, 257–259.
- (1951) „Die Beschneidungsschule (Nkumbi) bei Wald-Babira und Bambuti“ *Anthropos*, Bd. 46, 980–994;
- (1951) „Die Religion der Primitiven“ in F. König, Hrsg., *Christus und die Religionen der Erde. Handbuch der Religionsgeschichte*, Freiburg: Herder, Bd. 1, 539–578.
- (1952/1957) *Die Negrito Asiens*, Wien-Mödling: St. Gabriel Verlag,
I. Band, *Geschichte, Geographie, Umwelt, Demographie und Anthropologie der Negrito*, 1952, 21 + 496 Seiten, 16 Btfl.;
II. Band, *Ethnographie der Negrito*, 1. Halbband, *Wirtschaft und Soziologie der Negrito*, 1955, 16 + 346 Seiten, 42 Btfl.;
2. Halbband, *Religion und Mythologie der Negrito*, 1957, 16 + 336 Seiten, 8 Btfl.
- (1952) *Les Pygmées du Congo Belge*, traduit de l'allemand par H. Plard, Brussels: Koninklijk Belgisch Koloniaal Instituut.
- (1952) „Das Problem der Pygmäensprache“, in Koppers, W., Heine-Geldern, R., Haekel, J. *Kultur und Sprache*, Wien: Herold, 426–451
- (1953) „Wanderungen und Schichtungen der Völker im «Herzen Afrikas»“, *Kongo-Overzee* XIX, 63–88.
- (1953) „Die Frömmigkeit der Primitiven“, in *Christlich-pädagogische Blätter* 66, Wien, 33–40.
- (1955) „Mapiranga, das Leopardenfest der Waldneger“, *Das kleine Volksblatt*, Sonntag, 17. Juli.
- (1957) *Baba wa Bambuti. Vier Fahrten zu den Ituri-Pygmäen*, Mödling: St. Gabriel Verlag.
- (1958) „Das Pygmäenproblem einst und heute“, *Naturwissenschaftliche Rundschau*, Heft 3, 96–100.
- (1958) „Die Pygmäen – Ein Menschheitsproblem“, *Zvlátní Otisk, Sborník Československé Společnosti Zeme-pisne, Rocnik* 63, Císlo 3, Rok, 251–260.
- (1958) „Pygmäenmission – Ein Problem“, *Zeitschrift für Missions- und Religionswissenschaft* 42, 39–48.
- (1958) „Bambuti-Initiation“, *Kongo-Overzee* XXIV, 136–161.
- (1958) „In Memoriam P. Peter Schumacher, 1878–1957“, *Anthropos*, Bd 53, 233–236.
- (1959) „Initiation bei den Bambuti-Pygmäen vom Ituri“, *Kongo-Overzee* XXV (1959), 113–123.
- (1960) „Die Bambuti-Pygmäen von Ituri“, *Unser Schaffen*, Jh. 5 Heft 1, 26–30.
- (1960) *Tanah Malayu: Wanderungen und Forschungen in den Dschungeln Malayas*, Mödling bei Wien: St. Gabriel Verlag.
- (1963) „Colin M. Turnbull und die Erforschung der Bambuti-Pygmäen“, *Anthropos*, Bd. 58, 209–223.
- (1965) „Ursprüngliche Gynäkokratie bei afrikanischen Pygmäen?“, *Anthropos*, Bd. 60. 1965, 220–236;
- (1966) „Doch frühere Gynäkokratie bei den Bambuti-Pygmäen“, *Anthropos*, Bd. 61, 764–766.
- (1966) „Die Süd-Nyali oder befuaNuma am Albertsee“, *Wiener völkerkundliche Mitteilungen*, XIII. Jahrgang, Bd. VIII, 37–54.
- (1966) „Verwandtschaftsterminologie der Ituri-Pygmäen und der Waldneger Bira und Balese“ (mit Engelbert Wieser), *Anthropos*, Bd. 61 (1966), 460–476.
- (1967) *Portugals Konquistamission in Südost-Afrika, Missionsgeschichte Sambesiens und des Monomotapreiches (1560–1920)*, St. Augustin: Steylervlag.
- (1968) „P. W. Schmidts Studie über den Totemismus der äquatorialen Waldneger und Pygmäen“, in *Anthropica. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von P. Wilhelm Schmidt*, herausgegeben vom Anthropos-Institut, St. Augustin bei Bonn: Verlag des Anthropos-Institutes, 1968, *Studia Instituti Anthropos*, vol. 21, 303–322.

- (1975) „Die Urwald-Pygmäen“, in Hermann Baumann, Hrg., *Die Völker Afrikas und ihre traditionellen Kulturen*, Teil I, Wiesbaden: Franz Steiner Verlag, 775–785.
- SCHEBESTA Paul, CHEVIN Frederic (1948) *Der ewige Ruf. Ein junger Mensch erlebt Afrika*, Mödling bei Wien: Missionsdruckerei St. Gabriel.
- ŠEBESTA, Paul, MATIEGKA, Jindrich (1940) „Děti východoasijských Negritů“, *Zvláštní otisk z anthropologie*, XVIII, Praha, 167–177.
- (1941) „Igoroten a Mangyani“, *Zvláštní otisk z anthropologie*, XIX, Praha, 71–83.
- SCHEBESTA, Paul, Hg. (1961) *Ursprung der Religion, Ergebnisse der vorgeschichtlichen und völkerkundlichen Forschungen*, Berlin: Morus-Verlag.
- SCHMIDT Wilhelm (1910) *Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen*, Stuttgart: Strecker und Schröder.
- SCHMIDT Wilhelm (1912) *Der Ursprung der Gottesidee: Eine historisch-kritische und positive Studie*, Münster: Aschendorff.
- (1925) „Die Forschungsexpedition von P. P. Schebesta, S. V. D., in 1924/1925 bei den Semang-Pygmäen und den Senoi-Pygmoiden auf der Halbinsel Malakka (British Malaya)“, *Anthropos*, Band XX, Heft 3/4, 718–739.
- SCHMIDT Wilhelm, KOPPERS Wilhelm (1924) *Völker und Kulturen. Gesellschaft und Wirtschaft der Völker*, Regensburg: Habel.
- SCHROEDER Leopold von (1905) *Über Wesen und Ursprung der Religion, ihre Wurzeln und deren Entfaltung*, München: J. F. Lehmanns Verlag.
- (1914) *Arische Religion*, 2 Bde, Leipzig: Haessel.
- SCHUMACHER Peter (1949/50) *Expédition zu den zentralafrikanischen Kivu-Pygmäen*, 2 Bde. Bruxelles: Institut Royal Colonial Belge, M. Hayez.
- SCHWEINFURTH Georg (1874) *Im Herzen von Afrika*, Leipzig: Brockhaus.
- SIMMEL Georg (1919) *Philosophische Kultur*, Leipzig: Alfred Kröner Verlag.
- STANLEY Henry Morton (1891) *Durch den dunkeln Welttheil oder die Quellen des Nils, Reisen um die grossen Seen des äquatorialen Afrika und den Livingstone-Fluss abwärts nach dem atlantischen Ocean, aus dem Englischen von C. Böttger*, Leipzig: F. A. Brockhaus.
- STIGLMAYR Engelbert, Hg. (1948/49) „Kurzer Abriss der Rassenkunde, Prähistorie und Völkerkunde“ (Vorlesungsnachschrift).
- STOKS Hans (1989) *Cultuur en rite – een beschouwing over wezen en samenhang van beide begrippen*, Malden (proefschrift, Nijmegen), (http://dare.ubn.kun.nl:8080/bitstream/2066/113698/1/mmubn000001_084350253.pdf)
- TEMPELS Placide (1945) *(La Philosophie bantoue, traduit du néerlandais par A. Rubbens, Elisabethville: Lovania.*
- TIELE Cornelis Petrus (1885), *Manuel de l'histoire des religions, traduit par Maurice Vernes*, Paris: Leroux.
- TURNBULL Colin M. (1962) *The Forest People*, Garden City: Doubleday.
- TURNBULL Colin M. (1963) „Father Schebesta's Work among the BaMbuti-Pygmies“, *Festschrift Paul Schebesta zum 75. Geburtstag*, Mödling: St. Gabriel Verlag, 1–5.
- (1965) *Wayward Servants: The Two Worlds of the African Pygmies*, Garden City: The Natural History Press.

- (1965) „The Mbuti Pygmies: An Ethnographic Survey,“ *Anthropological Papers of the American Museum of Natural History*, Bd. 50/3, 145–282 (New York 1965),
- (1983) *The Mbuti Pygmies: Change and Adaptation*, New York: Holt, Rinehart and Winston.

TYLOR Edward B. (1871, 1958) *Primitive Culture*, part I: *The Origins of Culture*, London: Harper Torchbooks.

VANOVERBERGH Maurice (1925) „Negritos of Northern Luzon“ *Anthropos*, Bd. 20, H. 1./2. (Jan. – Apr.), 148–199.
— (1940/41) „Bericht über meine letzte Forschungsreise zu den ostasiatischen Negrito“, *Anthropos*, Bd. 35–36, 750–752.

VORBICHLER Anton, DUPRÉ Wilhelm (1963) *Festschrift Paul Schebesta zum 75. Geburtstag*, Mödling: St. Gabriel Verlag.

VORBICHLER Anton (1967) „Professor Dr. Paul Schebesta SVD“, *Anthropos*, Band 62, 5/6, 665–685.

WÉRY Marc „JADIN (Jean-Baptiste)“, http://www.kaowarsom.be/nl/notices_jadin_jean_baptiste